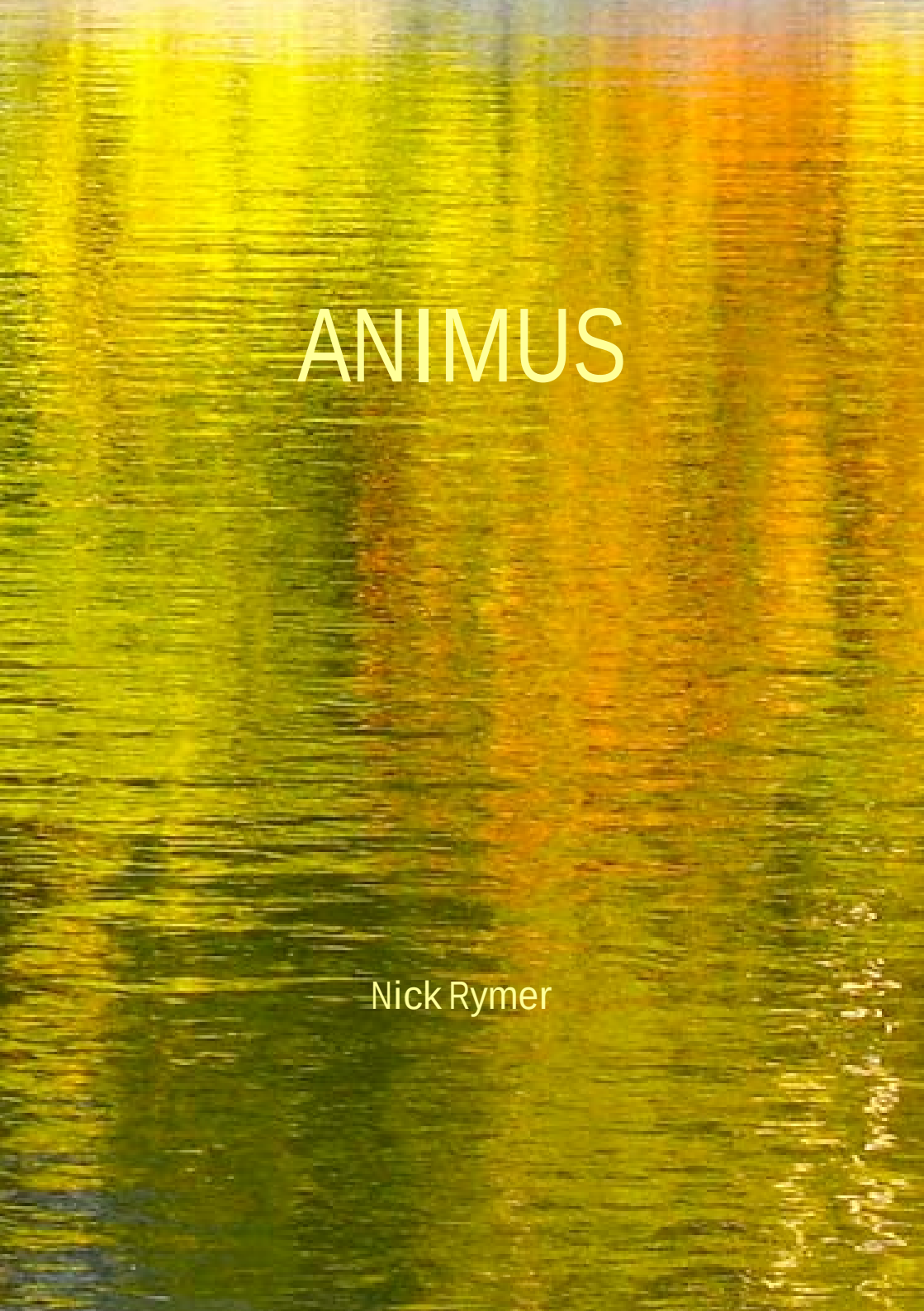

ANIMUS
Nick Rymer

Einleitung

Animus – Was ist der Geist?

Der Ingenieur Nick Rymer, Jahrgang 1965, ist ein freischaffender Geist aus der Provinz. Auf seinem Lebensweg liegen nach einer glücklichen Jugend lange Perioden der Krankheit, Armut und Ausgrenzung in der Stadt. Diese Jahre nutzt er dazu, Menschen zu beobachten und den Versuch zu starten, das ihnen gemeinsame Wesen zu ergründen. Reisen in Länder der dritten Welt sensibilisieren ihn für tiefer gehende Wahrnehmungen. Diese kommen ihm später als Pädagoge im Umgang mit vernachlässigten Kindern und Jugendlichen zugute. Heute ist er vor dem Hintergrund seiner gesammelten Erfahrungen in der Erwachsenenbildung tätig und lebt gerettet durch seine heutige Frau wieder in Mittelholstein.

Während dieser Rettung beginnt Hr. Rymer aus seinen Empfindungen z.T. künstlerisch gestaltete Literatur aller Genres zu schaffen, die Ihnen mit dem *Animus* vorliegen. Getrieben von dem Wunsch, endlich den tief hinter allem liegenden Geist zu definieren, findet er mit seinem technischen Sachverstand einen Weg, eine Auswahl seiner Werke so miteinander zu verknüpfen, dass vor dem geistigen Auge des Lesers mit der Zeit die abstrakte Welt einer allem gemeinsamen Instanz, dem sog. *Animus*, deutlich wird.
Das in allem steckende Element der Liebe kommt in jeder Form vor, aber auch Abenteuerlust, Ehekrieg, Einsamkeit, Seelenleben u.v.a.m werden in deutlicher Sprache und bunten Bildern anhand seines Protagonisten Martin Rymer

erlebt. Machen Sie sich auf etwas gefasst – die Erlebnisse sind oft nichts für schwache Nerven.
Ein Feuerwerk für ihren Geist!

Das Buch will sich als Erfahrung genutzt wissen und soll es erwachsenen Menschen, die von sich behaupten können, schon viel gesehen und erlebt zu haben, vor dem Hintergrund subjektiv gesammelter Exzerpte ermöglichen, eine kritische Stellungnahme gegenüber der von Herrn Rymer gefundenen Definition des *Animus* zu beziehen.

Oder Sie genießen es einfach...

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 2
Inhaltsverzeichnis 4
1. Abschnitt: Empfinden 8
Sterne 8
Aufbruch 11
Prolog 11
Zuhause 12
Forts. v. S.12 (Aufbruch) 13
I. Die Fahrt 14
Harry 23
Der Kuss 27
Forts. v. S.28 (Harry) 44
Aufwachen 45
Forts. v. S.45 (Harry) 47
Die Schmuckstrasse 54
Zärtlichkeit 57
Forts. v. S.57 (Die Schmuckstrasse) 60
Geld 61
Inventarisation 61

Emotionen 63
Selbstbestimmung 65

Obrigkeit 66
Ideologien 66
Deutschland 68
Ausnahmen 69
Erfolg 70
Vision 71

Fazit ... 73
Utopie: Käufliche Macht ... 74
Forts. v. S.62 (Die Schmuckstraße) ... 77
Forts. v. S.23 (Aufbruch) ... 84
II. ... 90
III. ... 110
IV. ... 119
V. ... 141
VI. ... 156
Wüste ... 190

Der Weg des Wassers ... 232
Einleitung ... 232
Status Quo ... 233
Was ist der Mensch? ... 234
Schuldzuweisung ... 237
Gottvertrauen und Komfort ... 238
Hände Gottes ... 241
Der Begriff „Erklärung“ ... 244
Glaube ... 245
Puppen ... 247
Forts. v. S.191 (Aufbruch) ... 249
Epilog ... 249
2. Abschnitt: Handeln ... 251
1. Buch: Lernen ... 252
I. ... 252
Glück ... 286
II. ... 287
III. ... 317
IV. ... 347
V. ... 374
VI. ... 407

2. Buch: Leben 418
Wach 420
Forts. v. S.420 (Leben) 421
Ich liebe Dich 427
Forts. v. S.428 (Leben) 429
Tapferkeit 434
Forts. v. S.435 (Leben) 436
Echo 471
Forts. v. S.471 (Leben) 472
Liebe 476
Forts. v. S.477 (Leben) 478
Weihnachtsgruß 501
Forts. v. S.501 (Leben) 501
Recht 523
Forts. v. S.524 (Leben) 528
Schönheit 544
Standpunkt 544
Schönheit als physikalisches Phänomen 546
Hypothese 548
Das Wesen der Schönheit 549
Geistige Schönheit 553
Das menschliche Paradigma 554
Einleitung 554

Der Geist 556
Erziehung 558
Gesellschaft 561
Degeneration 563

Artgerechte Haltung 566
Die Gerechten 573

Schlusswort 579
Forts. v. S.555 (Schönheit) 581
Hässliches 581
Zusammenfassung 582
Kirche 583
Forts. v. S.584 (Schönheit) 587
Forts. v. S.545 (Leben) 588
Sehnsucht 595
Forts. v. S.596 (Leben) 597
Träumen 611
Forts. v. S.612 (Leben) 613
3. Buch: Meinen 635
I. 635
II. 642
Kennst du ihn 669
Leitsatz 671
Zusammenfassung 672
Mensch 675
Forts. v. S.676 (Zusammenfassung) 678
Quellenverzeichnis 680

1. Abschnitt: Empfinden

Sterne

Ein Stern in klarer Winternacht,
ein Punkt am dunkelblauen Himmel
in einem Glitzerschimmer
und so weit weg

Halt ich ein Auge zu
ist er ganz nah
So nah wie ich ihn gern hätte
Und wärst Du auf diesem Stern
und hieltest Dir ein Auge zu,
dann wären da zwei Augen
wie Sterne, so wie Deine

© Marta Wiley

In der dunkelblauen Winternacht
schau´ ich zu diesem Stern
Den Weg könnt´ er mir weisen,
doch seine Wärme ist so fern.

Es sind so viele Sterne,
Hell oder schwach
Keiner weicht dem anderen aus
und doch ist es so selten
das sie sich treffen
und umeinander kreisen

Wie kommt es nur, dass,
wie man sagt,
zu jedem Mensch ein Stern gehört,
wenn er so weit weg ist,
und kein Stern ist wie Du.

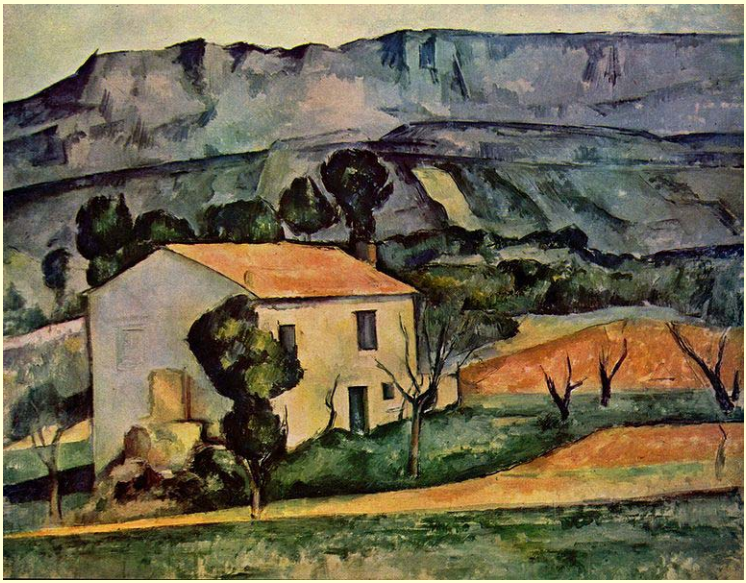
Aufbruch

Prolog

Es ist ein kalter, grauer Tag. Der eisige Wind pfeift über das bereifte Gras der flachen Ebene. Schnee, fein wie Staub, fegt darüber hinweg. In einem fahlen Licht verschwimmt der Horizont. Gebeugt stehen einige Rehe nah beieinander und suchen in der verdorrten Natur nach Nahrung. Als ein Tier vorbei läuft, schreckt die Gruppe aus ihrer Versunkenheit hoch und blickt wachsam aus schönen Augen zu einem Haus hinüber, das kalt und grau zwischen hohen Bäumen steht. Ihre dürren, kahlen Äste bieten dem Wind keinen Widerstand, und er pfeift rauh über die rissige Borke. Die Blätter vom vergangenen Jahr fliegen wie vergilbte Träume in einem unruhigen Schlaf.

Forts. auf S.13

Zuhause



Wie das Lächeln meiner Augen,

wenn wir uns begegnen,

werd´ ich für dich da sein,

- so oft wir uns auch sehen

Forts. v. S.11 (Aufbruch)

Ich saß am Fenster und sah hinaus. Winter - es war nicht meine Jahreszeit. Alle Kraft galt sonnigen Tagen. Ich konnte nicht mit Dunkelheit und Stille umgehen. Wie die Rehe suchte ich Reste und Boten der Sonne zu finden, als schien ich wie sie vor dem Verhungern zu stehen. Doch konnte ich nichts finden. Als drehte ich mich mit aller Kraft im Kreise, fühlten sich meine Gedanken an, und in dem Schwindel war ich einer Reifung ferner denn je.
Eine Lösung musste herbei, und konnte Denken keine Linderung der Entbehrung von Sommer und Wärme mehr bringen, so gibt es doch die Ferne. Eine Ferne, die all jene lockt, die Sehnsucht haben oder an Verlust leiden. Die Ferne lockte, und sie versprach, wenn auch wirklich in der Ferne, die Sonne, die, wie mir mein Glaube vorgaukelte, Linderung brächte. Vorgaukelte ohne Ansehen des Umstandes, dass ein Körper wirklich Sonne braucht.
Vorgaukelte, weil ich wirklich Sehnsucht hatte und auch noch an Verlust litt. Ich hätte sicher nicht so lange gewartet, in der Ferne eine Alternative zu sehen, hätte ich nicht um die Umstände gewusst, die mich des Winters das Verhungern fühlen lassen. Und wusste ich das auch alles; dem Verhungernden ist jedes Mittel Recht seine Pein zu lindern, und sei es das Grüne auf den Steinen in der Brandung am Meer, die nach langer Zeit des Reibens aneinander rund geworden und zur Ruhe gekommen langsam wieder Lebendiges ansetzen.
Ein Traum ist eben nur ein Traum, selbst wenn es eine Erinnerung ist. Nur ist die Erinnerung schwerer zu vergessen. Doch wollte ich jetzt endlich damit aufhören. Und wie ein Ende immer auch der Anfang von etwas Neuem ist, beschloß ich nach langen und quälenden

Versuchen, Erinnerung durch den bloßen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen, eine Welt zu suchen, die mein Befinden reflekiert.

I. Die Fahrt

Lange schon hatte ich den Wunsch, einmal das Atlasgebirge entlangzufahren. Und, um es romantischer zu machen sollte es mit dem Motorrad sein. Es war ein Abenteuer, männlich noch dazu - ein Mann, oder vielleicht eher ein Junge, allein auf seinem Motorrad durch lange, staubige Kehren seine Spur ziehend. Unter mir den dumpf blubbernden Motor, der so vertrauenswürdig und zuverlässig war, wie ich mich gerne gefühlt hätte.
Einsam, ja einsam sollte es sein, so wie ich mich fühlte. Und etwas traurig, und ich wollte niemandem begegnen. Doch - vielleicht einer Schönen, die am Straßenrand steht und auf einen wie mich wartet. Ich zog mich schon wieder ganz in meine Träumereien zurück, vergaß die Ausführung. Ach, es war so kalt draußen, und da drinnen war es so schön warm. Da denkt man erst dran, wenn es wirklich los gehen soll.
Ich hatte wirklich noch ein altes Motorrad, zuverlässig auf jeden Fall. Von vertrauenswürdig konnte aber nicht die Rede sein. Ich hatte es aus alten Teilen verschiedener Motorräder zusammengebaut. Funktionierte eigentlich auch prima - besonders der Motor für sich - nur die Elektrik war sehr selbstgebaut, und das war eher Glückssache. Gepäck war im Grunde nicht

unterzubringen, dafür war es nicht gebaut. Und jemanden wie aus dem Traum mitzunehmen ging auch nicht. Ich hatte es einmal versucht. Dabei war die Sitzbank, die ein umgebauter Ponysattel war, gebrochen – zum Glück nur innerlich.

Es sollte diese Route sein - und dieses Motorrad. Irgendwie brachte ich es mit geringstmöglichem Aufwand fertig, alles unterzubringen, was mein Kopf an Sinnvollem auspuckte. Mein Studium wurde kurzerhand abgebrochen; der Zeitpunkt schien mir günstig. Nichts war mehr wichtig. Nur Sonne, Leben - wie ein Verdurstender in der Wüste. Und genau da wollte ich hin.

Es war da auch gar keiner, der mitkommen würde, wurde mir klar, als ich einen Moment davor zurückschreckte, so ganz allein - nun wirklich - genaugenommen einfach loszufahren. Und mir fiel ein, wo ich meine erste Rast machen könnte. Es gab Verwandte, tausend Kilometer weit entfernt - da wollte ich hin. Vielleicht war es auch die hübsche Cousine dort, die Grund meiner Erinnerung war.

Ich trete den Motor an. Kein Widerspruch. Keine Warnung, keine Kritik an meinem Vorhaben. Ungewöhnlich. War es nicht bisher immer so, dass jeder Versuch ein eigenes Vorhaben, ein individuelles Vorhaben durchzusetzen, an Kritik scheiterte? Gut, da war das Spiel. Im Spiel hatte ich meinen Bereich, in dem ich handeln durfte, allein. Aber es war lange her. Danach und bis zu diesem Tag hatte ich mich doch meistens zu fügen, oder, wenn ich Glück hatte oder den richtigen Ton getroffen hatte, konnte ich meinen Teil zu einem Kompromiss beitragen. Wurde mein Wunsch, mein Plan akzeptiert, so

hatte sich mit den Jahren immer mehr das Gefühl eingeschlichen, als wollte man mir eine Freude damit machen. Unmerklich passte ich mich diesem Umstand an, und suchte die richtige Denkweise, die richtigen Wünsche, um zu Erfolg zu kommen. Der Erfolg - die Akzeptanz.
Der Wunsch, nicht mehr allein meine Spiele zu spielen, hatte mich all die Jahre beherrscht. Und ich hatte die Jahre überstanden, Freunde gefunden. Meine erste Liebe schien mir jahrelang so heiß gewesen zu sein, wie sie heißer nicht hätte sein können. Der engste Freund hatte sie beendet. Der Schmerz war schwer zu verkraften, aber Monate gingen dahin und ein neuer Anlauf brachte mir dieselbe Freundin zurück. Als der beste Freund meiner Jugend unsere Dreisamkeit nach einigen Monaten zu seinem Vorteil nutzte, brach für mich die Welt zusammen.
Hätte es diese Episode nicht gegeben, hätte ich alles dem Wunsch geopfert, der Einsamkeit zu entfliehen. Meine Herkunft hatte ich gegen unreife Lehren getauscht - ein Strassenkind war ich geworden. Ich lebte im Schutze meiner Gefährten abseits meiner Wurzeln. Die Beziehung zu den Eltern war zerbrochen. Nie, nie wieder hatte ich allein meine Runden drehen wollen, und dafür hatte ich mein Heim aufgegeben, aus Angst.
Sie läuft. Das Motorrad wurde zur Person. Die Einsamkeit wurde gebrochen. Sie brummte und blubberte. Und ich lernte ihre Sprache. Jedes Maschinenteil sprach zu mir, ich kannte sie genau. Ich hatte jedes Teil in den Händen gehalten. Jeder Kratzer und jede schwache Stelle war mir bekannt. Und jeder kleine Fehler, den ich gemacht hatte. Und die sollten nicht unser Unglück werden. Und sie

wurde warm. Wärmte meine Beine. Und wenn ich die Arme um den Tank legte, kam auch dort Wärme an. Sie hatte Stellen, die wünschten berührt zu werden, und sie reagierte, wenn ich es tat. Und wenn sie es nicht tat, wusste ich immer, was ihr fehlte. Mir schien, sie fühlte sich nur wohl, wenn sie tun konnte, was ich wollte. Sie war mein Sklave. Und mit ihrer Nachgiebigkeit machte sie mich zu ihrem Eigentum, ihrem Fahrer, der sie fremde Länder sehen ließ und sehen lassen wollte. Der mit ihr teilte, wofür sie existierte. Der ihr Leben in jeder Einzelheit verstand und miterlebte. Der Ihr Leben zu seinem Leben machte, sie beschützte und über sie wachte.
Wir wurden ein Wesen. Eine Gestalt, im Ganzen gesehen, ohne Ähnlichkeit zu mir. Und mit dem was ich zum Leben brauchte, ohne Ähnlichkeit mit ihr. Mit Äußerungen teils von ihr und teils von mir. Zur Unkenntlichkeit bekleidet ein neues Wesen findend.
Sie ist tief. Ich sitze auf ihr, die Knie fast am Boden, und wenn ich mich herunterbeuge ist es, als liefe ich auf allen Vieren. Ich bin wie die Rehe, die Nase über dem Boden, Sonnenboten suchend und immer sprungbereit. Ich muß nicht schnell fahren, um mich so zu fühlen. Ich kann mich aufrichten, ohne dieses Gefühl zu verlieren. Trotz des Gepäcks haben die Füße den Halt gefunden, in dem sie arbeiten können.
Ich liege auf dem Gepäck des Tanks, den ich mit den Ellenboge umfasse. Sanft dringen die weichen Schwingungen des Motors in meinen Körper. Vom Wind ist nur wenig zu hören - ich habe die Ohren mit Watte verstopft. Es gibt keine Ampel bis zur Autobahn, die

Straßen sind frei. Die Luft fühlt sich angenehm durch meine Kleidung an. Nur wenn ich zu langsam bin, muß ich das Helmvisier öffnen und merke dann, wie kalt es ist - bestimmt wird es noch wärmer, denn es ist noch früh morgens.
Ich fahre über die große Brücke. Unter mir gleitet ein kleines Frachtschiff ruhig dahin. In der Dämmerung liegt die Stadt wie zu meinen Füssen und träumt einem neuen Tag entgegen. Ein Tag, an dem ich nicht dabei sein werde, der mich nicht erinnern soll an die Enttäuschung und das Leid, dem ich entfliehe. Weich ziehen die Reifen belastet mit mir, der Technik und allem was ich zu brauchen gedenke, ihre Spur.
Noch fühle ich mich heimisch. Doch nicht heimisch wie als Kind mit dem Kettcar. Wäre es das gleiche Gefühl, würde ich bleiben. Ich erinnere mich, wie ich die Straße meines Elternhauses zum erstenmal allein verließ. Ich fühlte mich allein - es war kein schönes Erlebnis. Suchte ich andere Freunde? Die alten hatten mich zurückgelassen. Ich strampelte dort allein entlang, wo ich sonst immer beschützt gewesen war. Es war mir unheimlich.
Heimlich und unheimlich hatten ihr Qualität vertauscht. Älter geworden schien das beschützte Dasein der Unabhängigkeit den Vorzug zu geben. Damals wie heute war es Enttäuschung, die das Unbekannte attraktiv machte.
Die Elbe ist noch nicht erreicht - die Grenze meines Universums. Die Episode mit einem Mädchen hatte die Welt für mich so groß gemacht. Oft war ich hingefahren - und sie war auch mal bei mir gewesen. Ihr städtisches

Wesen, der Stolz gegenüber der Provinz, hatten verhindert, mich in ihren Augen so wert zu schätzen, wie ihresgleichen. Hatte ich ihre Zuneigung auch gespürt, so machte doch ihr Eingesperrtsein Liebe unmöglich. Weder sie noch ich waren zu einer Anpassung bereit. Sie aus Überzeugung, ich aus Naivität.
Ich fahre schneller. Ein kurzes Stück nur, dann befällt mich die Vernunft. Noch ein kurzer Halt an einer Raststätte in Schleswig-Holstein - zu hause. Sehen, ob alles in Ordnung ist. Eine Zigarette rauchen. Als ich mich umsehe nehme ich die fremden Menschen wahr. Wie ein Schlag ins Gesicht reißt es mich aus meinen Träumen. Ich ahne, wie wenig meine Ausrüstung einem Vergleich mit anderen, die Ähnliches in Angriff nehmen, standhalten würde, doch ich will es nicht wissen. Ich kapsele mich ab, um die Würde zu bewahren, sage mir, in meiner Situation wäre keiner besser. Der Tank muß bis in den Süden reichen - jenseits der Elbe.
Ich will mich dieses Erlebnisses entledigen und reiße den Hahn auf. Ich bin wer, ich weiß es. Zeugnisse meines Lebens geben mir Recht. Nicht jeder baut aus Müll ein Motorrad, das Mittelklassewagen auf die rechte Spur drängt. Nicht jeder gehörte einer Clique an, zu der viele aufsahen. Und nicht jeder war so einsam. Ich nahm das Gas weg. Hamburg war da.
Ich glaubte daran, frei zu sein von meinen Qualen, hätte ich erst den Tunnel durchfahren, und ich genoss die Aussicht auf die Metropole, von der ich mich mitsamt ihrem Hinterland verabschiedete. Der Motor war schön durchwärmt, schwang wunderbar. Es war heller und

freundlicher geworden, Bewegung war in der Stadt zu sehen. Links und rechts von mir Fahrzeuge, die selbstbewusst und sicher ihrem Ziel entgegensteuerten - und ich dazwischen. Ich trug meine Insel mit mir, glitt leicht und unaufhaltsam dahin. Ich empfand den Esprit des Reisenden um mich - kein Teilnehmer am Tagesgeschäft - frei.
Blubbernd nahm ich den langen Tunnel zwischen ungeduldigen Menschen, die Motivationen folgten, deren Bedeutung ich noch nicht gelernt hatte. Alles in mir rief nach diesen Lehren, doch Verletztheit und Angst rieten mir zur Flucht.
Auch lag es mir fern im Bildenden des Reisens eine Hoffnung zu sehen. Bewegung war meine Medizin, wie in jüngsten Tagen. Meine Mutter hatte mir erzählt, wie ich, kaum das ich laufen konnte, im Haus herumfegte. Es hätte mir nie etwas ausgemacht, wenn ich mich stieß. Ich hätte kurz geheult und machte daraufhin begeistert weiter. Mein Kopf war gerade auf Tischplattenhöhe, und ich kann noch heute die Stellen an der Stirn finden, die mir meine Wildheit einbrachte. Diese Stellen waren von meiner Mutter mit einem flachen Messer gekühlt worden. Das ist das einzige, woran ich mich erinnern konnte, denn ich hatte immer Angst, sie wolle die Beulen abschneiden.
Der Ponysattel war hart, sehr hart. Im Vorwege hatte ich schon so etwas gedacht und erwogen aus den abgeschnittenen Resten des Sattels eine Polsterung zu machen, doch glaubte ich an die schöne, geschwungene Form und das sie zu meinem Körper passe. Auf keiner Tour hatte es bisher Komplikationen gegeben. Die längste

war immerhin 150 km. Doch jetzt war ich bei 300 und zwar am Stück auf gerader Strecke ohne Hin- und Herrutschen in scharfen Kurven. Mein Hintern schmerzte, ich hatte das Gefühl die Knochen arbeiten sich langsam durch das Fleisch. Es waren noch 700 km, die mich vom nächsten Bett trennten, und ich wusste nicht was ich tun sollte, um es zu erreichen. In meiner Hilflosigkeit fuhr ich schnell und schneller und die im Schuß überholten Autofahrer wären sicher nicht im Leben darauf gekommen, was mein Antrieb war. Ich begann unmögliche Positionen beim Fahren einzunehmen, in der Hoffnung mir Linderung zu verschaffen.
Ich wurde schwach und sagte mir ´Fahr diesen Tank leer und dann werf´dich irgendwo hin!`. Mir blieb nichts anderes übrig. Meine Nerven brachten mir die Kunde, mein Hinterteil sei ein Skelett und ich ritte auf den Beckenknochen wie der galoppierende Sensemann. Ich hatte noch gut 50 km bis zur nächsten Tankstelle. Ich nahm den Abschluß des Sitzes zwischen die Beine und machte ein Hohlkreuz. Überholte bekamen auf diese Weise sogleich eine Beleidigung serviert, aber ich konnte keine Signale von Hinten wahrnehmen, da ich nicht in der Lage war, den Spiegel einzusehen.
Ich kam an. Ich fuhr nicht an die Zapfsäulen. Ich fuhr direkt in eine geschützte Ecke. Das Absteigen wurde zur Folter. Die frischen Temperaturen waren mir egal. Wenn ich das Martinshorn gehört hätte, hätte es nur für mich sein können. Ich schmiss mich zwischen Bäume ins Laub. Benutzte Taschentücher lagen auch da. Der Schmerz gab sich, dafür kam eine unglaubliche Erschöpfung über mich

wie eine Bewußtlosigkeit. Ich schlief. Es waren noch 440 km bis ans Ende dieser Fahrt.
Sie sah mich an. Mit ihren wunderschönen dunklen Augen sah sie mir tief in meine Seele. In ihrem liebevollen Blick fühlte ich mich aufgehoben, angenommen und geborgen. `Was ist mit dir los?`, schien sie zu fragen. Ich wusste es nicht. Meine Hand ging zu ihren Haarspitzen hinauf. Weiches Haar hatte sie. Ich vergaß, mir Gedanken zu machen, ob ich alles richtig machte, ob sie mich gleich fallen ließe, enttäuscht. Sie sah so sauber aus in ihrer weißen Kittelschürze. Ich erinnerte mich an die Taschentücher, in denen ich lag und wollte aufstehen. Es war, als hülfe sie mir, und als ich neben ihr stand, empfand ich mich so groß und stark, wie ich es schon lange nicht mehr erlebt hatte.
Ich fiel in ihre Arme. Ich hatte sie im Arm, fühlte ihr Haar an meinem Hals, ihre Wange an meiner. Ich hielt sie fest, drückte sie. Ich wollte schreien, vor Glück, vor Schmerz. Es war eins und spielte keine Rolle. Sie war da. Hauptsache sie war da.

Forts. auf S.84

Harry

Sie hieß Claudia und war vierzehn – so viel hatte ich herausgefunden.
Wir waren mit unserer steinalten, verwarzten und frisierten Kiste zur Gemeinde-Diskothek gefahren. Das ging, obwohl ich noch vierzehn war. Man kannte die Wege, auf denen man der Polizei nicht begegnete, und außerdem machte es sich einfach besser, motorisiert aufzutreten, hatten wir beschlossen. Der andere war mein Freund Norbert. Er fuhr, ich saß auf dem Gepäckträger. Alle vier Wochen fand die Disco im Gemeindesaal der Kirchengemeinde statt, und es war immer richtig was los. Es waren eigentlich alle da, und die große Tanzfläche war voll. Viele tanzten auch zusammen.

Und ich hatte mich in Claudia verguckt. Es war eigentlich nicht besonders schlimm. Sie gefiel mir nur einfach, sah eben toll aus. Schmal, schöne Augen, besonders schöner Mund, unglaublich knackiger Hintern. Sie war schlicht der Hammer, und ich war bei weitem nicht der einzige, der das sah. Vom Hörensagen bekam ich mit, dass sie wohl schon ewig ein- und denselben Typen hatte. Der war auch irgendwie nicht schlecht, aber gehörte nicht zu meinem Dunstkreis.
Ich schaffte es, mich zusammenzunehmen, und Claudia zum Tanzen aufzufordern. Sie tanzte wirklich wie sie aussah. Es wurde eng in meiner Hose. Das war schon ein sehr erotischer Tanz für mich. Ich glaube, sie hatte es gemerkt. Das machte mir sogar Spaß. Obwohl es ein sehr schönes Erlebnis war mit Claudia, litt ich nicht wirklich darunter, sie nicht zur Freundin bekommen zu können – aber im Auge behielt ich sie schon.

Norbert hatte seine Augen an anderer Stelle ausgerichtet. Das fand ich auch normal. Warum sollte er ausgerechnet auf die Gleiche stehen wie ich?
Wochen später war eine Party bei Klaus, der irgendwie alle kannte. Klar, dass ich mich erkundigte, wer den so alles da sei. Und... Claudia sollte auch auftreten. Etwas ordentlicher als sonst gingen Norbert und ich und alle die dazugehörten hin. Die Hälfte der Leute kannte ich nicht, aber Claudia´s Freund war natürlich, wie zu erwarten, da. Während ich so herumstand, rauchte, und mich fragte, was ich wohl trinken solle, fiel mir eine auf, denn sie sah mich an. Nicht so schüchtern wie heute ging ich auf sie zu. Sie saß am Boden auf einer Matratze. Sie war ganz schön hübsch in Jeans und romatischer weißer Bluse. Lange dunkle Haare hatte sie und einen Blick wie Claudia. Ich musste mich an meinen Tanz erinnert haben, denn ich fühlte mich sofort sehr vertraut.
Sie hieß Hermine, wurde aber schlicht Harry genannt und war fünfzehn. Wir kamen direkt ins Gespräch, wobei nebenbei herauskam, dass ihr Freund noch kommen wollte. Diesmal ließ ich mich davon aber nicht abschrecken. Ob sie nicht vielleicht tanzen wolle? Sie hatte genau die richtige Größe für mich und eine sehr schmale Taille. Sie tanzte nur sehr einfach. Es kam heraus, das sie es nicht anders könne. O.k. sagte ich mir, ist ja auch gar nicht so schlecht. Da hat man vielleicht sogar mehr davon.
Als ich mich wieder zu meinen Freunden stellte, sagten die mir, dass sie erfahren hätten, dass Harry Claudia´s Schwester sei. Ich war total baff. Zwei so hübsche Mädchen aus dem selben Haus? Und beide wie für mich gemacht? – Toll.

Harry´s Freund kam irgendwie nicht, und so hatte ich noch viele Gelegenheiten, sie näher kennenzulernen. Später kam er dann doch noch. Es war der ödeste Typ überhaupt. Es stellte sich heraus, dass er Polizist wurde. Der musste ja einiges älter sein. Er merkte auch gar nicht, was sich zwischen Harry und mir abspielte, was mir nur recht war.
Trotzdem war sie dann weg. Doch wie es der Zufall wollte, lernte Norbert irgendwo, irgendwie Sandra kennen, und die war mit Harry sehr gut befreundet. So kam es zu einem Treffen bei Norbert, wo wir alle vier versammelt waren. Wir verstanden uns alle prima, und mir lag natürlich viel daran, dass ich Harry wichtiger würde, als es ihr ihr Freund es war. Jung, wie ich war, drückte ich mir in einem Anflug aus Verzweiflung und Sehnsucht eine Zigarette auf dem Arm aus, bis es stank. So hoffte ich, Harry meine Liebe zu beweisen.

Es muß sie auch wirklich beeindruckt haben. Denn als wir uns wiedereinmal trafen, diesmal zum Pizzaessen beim Italiener, brachte ich sie danach nach hause. Da ich mir nicht zu helfen wusste, summte ich ein Lied aus einem uralten Film, in dem es um Liebe und Küssen ging. Unsere Hände fanden sich, und um die Romantik zu vervollständigen, fing es auch noch an zu regnen.
Bei ihr zuhause mussten wir uns natürlich die nassen Sachen ausziehen. Ich hatte einen Bademantel an. Ihre Hose hing zum Trocknen über der Heizung. Sie selbst war im Jogginganzug. Sie machte gute Musik an, d.h. ich fand die Musik gut, die ihr gefiel. So saßen wir uns gegenüber, viel zu weit voneinander entfernt. Sie auf dem Sofa, ich auf der Bettkante. Ca. zwei Meter lagen

zwischen uns. Wir redeten. Währenddessen wurde mein Wunsch, sie zu Küssen, immer stärker, und ich verstand nicht mehr viel von dem, was sie erzählte.
Ich sagte mir: Du zählst jetzt bis zehn, dann gehst Du rüber, und küsst sie. Sie redete. Ich zählte. Bei zehn stand ich auf, und ging zu ihr. Da mein Mut für einen Überfall nicht reichte, setzte ich mich neben sie. Ich roch den Duft ihres feuchten Haares und sah in ihre blitzenden Augen. Ihr Mund lächelte. Ich hörte nicht auf das, was sie sagte, und umarmte sie. Ich drückte meinen Mund auf ihren. Als er sich öffnete, war ich überwältigt von der Intimität, die sich jetzt entwickelte. Ich versank förmlich in ihr. Ich hatte zwar den Impuls zum Küssen gehabt, aber mir war nicht klar gewesen, was dabei passieren kann.

Forts. auf S.44

Die Liebe lässt sich nicht forcieren,
außer Du bist Du selbst

Der Kuss

So wie es schien, war klar, dass es die Frauen Osteuropas waren, die sein Herz begehrte. Lief er, getrieben von seiner anhaltenden Sehnsucht, durch den großen Puff, so funkte es bei der einen oder anderen, und es waren immer Frauen aus Tschechien, Bulgarien oder Rumänien.
Seine Sehnsucht war ihm unangenehm, deckte sie sich doch so gar nicht mit dem Bedürfnis, dessen Befriedigung

angeboten wurde. Doch so sehr er sich auch bemühte, es war ihm nicht möglich, davon zu lassen. Er fand die Frauen so wunderbar, und die Vorstellung, ein wenig mit ihnen zusammen zu sein, machte ihn doch immer wieder rückfällig.
Eigentlich suchte er ja seine große Liebe, und diese Motivation, in den Puff zu gehen, musste zwangsläufig immer wieder zu Enttäuschungen führen, und sei es nur, dass er sich lächerlich machte.
Der Umstand, zu wissen, diese Frauen wollten eigentlich alle in der Form gerettet werden, als dass sie geheiratet würden, um in Deutschland zu bleiben, Auto zu fahren, sich modisch zu kleiden und annähernd so glücklich zu sein, wie es die Fernsehwerbung zuhause präsentiert hatte, machte es ihm noch schwerer. Schien es doch so zu sein, als wäre er nicht einmal dafür gut. Nicht dass es ihm egal gewesen wäre, geliebt zu werden von einer dieser Traumfrauen, wie sie in seinen Augen erschienen, nein. Aber es hätte ihm viel bedeutet, in geringster Weise als Retter angenommen zu werden. Etwas Vertrauen von einem Wesen, das er zutiefst verehrte.
Er glaubte immer an das Gute in den Menschen. Er wollte es nicht wahr haben, dass Umstände, welcher Art auch immer, einen Menschen nachhaltig verändern können. Dabei wäre er selbst das beste Beispiel gewesen.
Auch obwohl da eine war, die so kalt war, dass es nicht zu glauben war. Er war noch nie bei einer, die er nicht im Geringsten hat erreichen können. Jede, aber auch jede Person konnte er dazu bringen, etwas von sich zu zeigen, und sei es noch so wenig. Diese hingegen war abgrundtief und durch und durch Nutte. In jedem Menschen lebt doch ein lebendiges Kind! Nicht so in dieser.

Er kommt auf seinen Wanderungen um eine Ecke und sieht sie nicht. "Oh, schöner Mann", fühlt er sich angesprochen, schaut und überlegt. Und lässt seinen Blick wandern.
Er nimmt sie wahr.
Es braust in seinem Kopf.
Er sieht nur noch sie.
Er kann nicht glauben, daß sie für ihn da wäre.
Er schaut ihr in die Augen.
Es ist ihm nicht bewusst, wie sein Blick wirken könnte. Alles in ihm ist zu ihr hingezogen. Er geht mit.
Sie lacht. Sie zieht sich aus. Er möchte sie in die Arme nehmen. Er möchte, dass sie die Schuhe auszieht. Sie liegt auf dem Bett.
Er möchte sie an sich ziehen. Sie hat wunderschöne Augen. In Gedanken berührt er ihren Mund. Sie zieht ihm die Hose aus.
Er empfindet den Akt als eine Möglichkeit, sie in den Armen zu halten und kann gar nicht sein Glück fassen, diesem Mädchen so nah zu sein. Sie sieht ihn ungeduldig an.
Er blickt schuldbewusst.
Noch einige Berührungen stehlend muss er sich anziehen. Sie ist schon fertig.
Er plagt sich, nachzukommen. "Hast Du schon einmal getanzt?", fragt er schüchtern.
Auf die Frage nach ihrem Alter antwortet sie: "20".
Über die Antwort, sie sehe jünger aus, freut sie sich.
Er schämt sich.

Fast ein Jahr brauchte er, , um damit fertig zu werden.
Aber die Tage wurden länger, die Luft wurde wärmer, die Vögel zwitscherten, und Ähnliches. Und auch in ihm

wurde der Drang zu leben wieder stark und stärker. Die Idee kam, ging, kam wieder und blieb.
Es ging nun schon einige Jahre so, manchmal schlimmer, manchmal erträglicher. Dieses Jahr war es erträglicher. Er war seiner Natur nicht ganz so ausgeliefert. Ein gewisses moralisches Empfinden ließ ihn auch sehr aufgeregt und ängstlich sein beim ersten Anlauf.
Das Angebot war schlecht. Kaum jemand da. Eine der Damen bekam etwas Aufmerksamkeit von ihm, eine Kubanerin. Jedoch blieb er nicht – fühlte sich zu aufgeregt. Fuhr weg, kam wieder, ging mit.

Sie war wirklich unglaublich nett. Wie meistens machte er keinen Sex, und wenn, tat er es noch öfter nur, um nicht lächerlich zu wirken. Er fand ihren Körper göttlich, und gab ihr das auch zu verstehen. Natürlich versuchte sie auch noch Geschäfte zu machen, aber er war nicht mehr naiv genug, um sich wie früher begehrt zu fühlen, oder sich von diesem Gedanken verführen zu lassen. Sein Einsehen, eine gewisse Dienstleistung zu kaufen, war stärker geworden. Er versprach wiederzukommen, und sie glaubte ihm. Das war ungewöhnlich. Das hätte ein Grund sein können, innerlich eine Beziehung einzugehen – vor einem Jahr.
Erst glaubte er auch, wieder hinzugehen. Aber da war dieses moralische Empfinden, und er ließ es, hielt es aus und war stolz darauf. So stolz, dass der Mut wuchs, sich vielleicht doch an irgendeinem Ort als Mann akzeptiert zu fühlen – vor der Person und vor allem vor sich selbst.
Und sein Verlangen nach diesem Gefühl war sehr stark. Was nutzte es ihm, vor sich selbst zu meinen, es könnte gehen, wenn man es nicht erlebt. Ja, erleben, Erlebnishunger. Hunger nach Leben. Wie viele Jahre hatte er schon nicht gelebt. „Ich denke, also bin ich." – falsch! Wer denkt, der lebt nicht. Er wusste es genau. Wenn das nicht stimmt, dann könnte er nie leben. So viele Jahre des Denkens – oder war es Grübeln? – und er fühlt sich weniger lebendig denn je. Hätte er manchmal zur Steuerung seines Lebens gedacht und hätte dann gehandelt. Sicher wäre es gut gewesen.

Aber er litt nun einmal an der Liebe. Sein Verlassensein schien nur durch ein Wunder heilbar. Weil er glaubte, die Welt, wie er sie kannte, könne ihm nicht helfen – seine Erfahrung riet ihm dies – er hatte lange gewartet und gerungen – suchte er Orte auf, die niemand kannte, den er kannte. Gedanklich und real. Und die Zeiten der gedanklichen Orte wurden immer länger, seine Welt immer weniger die seiner Bekannten. Und so nahm sein Verlassensein noch zu. Nichts sagte ihm, daß es richtig ist, das Wunder dort zu suchen, wo man noch nie war. Aber dem Leidenden ist es logisch.
Und so wurde er zu dem, was er war: Aus einer anderen Welt.
Und so musste auch seine Retterin aus einer anderen Welt kommen. Vorzugsweise aus einer armen.
Und so kam ihm der Gedanke, es könnte vielleicht schön sein mit der süßen Kubanerin. Sie war auch nicht so groß. So, daß er sich groß neben ihr fühlte. Er mochte es gerne, wenn die Frauen ihre Schuhe auszogen, so dass er sah, wie klein sie neben ihm waren. Leider wollte sich die Kubanerin nicht in den Arm nehmen lassen. Das war es, was ihn störte. Er konnte dann keine Beziehung herstellen. Und die brauchte er.
Dennoch. Es musste sein. Er ging wieder hin. Viel weniger aufgeregt. Und weil sie nicht so richtig seinen Bedürfnissen entsprach, machte er sich Gedanken über den Preis, und ob es nicht etwas Besseres gäbe. So sagte er sich, er würde noch einmal bei den Tschechinnen, Rumäninnen, und Bulgarinnen herumschauen, und dann erst zur Kubanerin gehen, wenn da nichts sei.
Er rauchte noch eine Zigarette.

Dann ging er – den bekannten Weg. Die Sehnsucht und der Wunsch nach einer tiefen seelischen und körperlichen Verbindung zur Frau seiner Träume wühlte in ihm. So bewegte er sich zwischen den anderen Männern, von denen er ahnte, was sie dort suchten wo er war, obwohl die Ausstrahlung vieler sein Vorurteil nicht nährte. Er hoffte, sein Inneres gut zu verstecken, und wünschte gleichzeitig nichts sehnlicher, als es ganz und gar zu zeigen.
Und so kam er dahin, wo die Osteuropäerinnen vertreten waren.
Kaum um die Ecke sah er sie. Nur halb und zehn Meter entfernt. Und es dauerte weniger als einen Augenblick, da wusste er, jedes weitere Suchen war überflüssig. Er hatte nur einen Teil ihres Gesichts gesehen und den Ausdruck darin – nichts von ihrem Körper. Er wusste um ihre Gestalt, ohne sie gesehen zu haben. Er kannte ihr Wesen, ohne je etwas mit ihr zu tun gehabt zu haben. Für mehr Empfindungen reichte der Augenblick nicht, denn er war schon bei ihr.
Sie war ein kleines, blasses, schmales, blondes Mädchen mit schönen, braunen Augen und dem Mund, den er sich immer zu küssen gewünscht hat. Fast war es ihm ein bisschen peinlich, daß sie so jung aussah, und sie genau seine Traumfrau war.
Sie saß auf ihrem Hocker und er stand dicht vor ihr. Sie schaute ihn mit einer Mischung aus Langeweile und Übelkeit an. Er verzieh es ihr, annehmend, sie würde ihn mit den anderen Kunden gleichsetzen. Ohne ein Wort zu sagen machte er ihr klar, daß er sie wollte. Fast schien es, als hätte er auf seinem Weg gar nicht innegehalten, und sie waren allein.
Sie zog sich sofort aus, auch die Schuhe. Er hatte noch nie so eine Zartheit gesehen. Ihm war es unmöglich alle

Empfindungen auszudrücken, als er sie so sah. Er durfte sie ja nicht küssen. In einem Kuss hätte er ihr all seine Hingabe und Liebe beschreiben können. Er wusste das von sich. Er konnte es auch in einem Blick, wenn er nur genug litt. Aber das mochte er nicht so gerne. Küssen, ja, sie küssen, innig und von ganzem Herzen. Alles Drumherum vergessen. Alles.
Kaum genug Worte habend, erkundigte sie sich nach seinen Wünschen, und er antwortete, daß er das nicht so genau wisse. Und sie fragte zweimal: „Sex?“ bis seine Antwort für sie reichte. Er hatte bejaht, weil ihm schien, ihr täte Klarheit gut. Und sie ging sich vorbereiten.
Er war vollkommen durcheinander und konnte ihre Abwesenheit kaum ertragen. Darum zog er sich aus. Ihm schien, bei ihr bräuchte er keine Angst zu haben, es könne nicht klappen. Er zog sich ganz aus.
Und sie kam zu ihm und er umarmte sie, und sie ließ es zu. Er ließ seine Gefühle aufwallen, und die Illusion, sie zur Frau zu haben, wahr werden. Doch noch störte ihn die Umgebung dabei. Er fand einen Ausweg darin, sie als Ausnahme in all den Vorurteilen zu nehmen, die er aufgebaut hatte. Die Vorurteile der Welt. Und er nahm sie so mit in seine andere Welt, in seine Welt, in sein Herz. Dieses schmale, kleine Mädchen, dass sich für teures Geld in einem riesigen Puff ein Zimmer gemietet hat, um ihren Körper für harte Währung zu verkaufen.
Und er zog sie an sich, zart und ohne Kraft, immer erspürend, wo für sie die Grenze ist. Und er war glücklich.
Er konnte ihren ganzen Körper spüren. Ihre schmalen Schultern, die in seine Arme passten, ihr schlanker, nackter,

weißer Hals, der so zart roch. Seine Gedanken verflogen, sein Denken hörte auf. Es ging ihm nur darum, so viel wie möglich von ihr aufzunehmen, und dabei nicht einen Millimeter weiter zu gehen, als es für sie angenehm wäre. Und er glaubte, das erfühlen zu können. Und er glaubte, dass sie ihn mag.
Und seine Hände fühlten ihren Rücken, sie nahm die Arme hoch um seinen Hals. Er empfand die Nacktheit ihrer Brüste auf seinem Körper, ja , auf seinem Körper, dieses Mädchen, sein Traum. Er umfasste ihre Taille, und seine Knie wurden weich, keine seiner Phantasien waren je so schön gewesen. Sie hatte so eine weiche Haut, so warm, und alles an ihr wirkte zärtlich. Ihre Taille war so schmal, und ihr Bauch sollte seinen berühren, wie seine Lippen ihre. Nur das war verboten.
Sie setzten sich aufs Bett, und tauschten die Namen und das Alter. Sie war 21, er 35. Sie schien ihm jünger, er ihr auch. Sie fragte nach seinem Beruf. Er sagte Lehrer. Sie kam aus Bulgarien. Und als sie ein bisschen nebeneinander gesessen hatten, legte er den Arm um sie. Und wieder war es so wunderbar für ihn. Und sie nahm an, dass es jetzt losgehen sollte, und deutete ihm an, sich zurückzulegen.
Es war für ihn wonach er immer suchte , was seine Phantasie und sein Traum war. Sie war so zart. Er konnte ihre Taille umfassen. Sie kam ihm entgegen. Er legte sein Gesicht an ihre Wange, ganz dicht an ihrem Mund. Er konnte ihre Lippen spüren! Er verlor völlig den Verstand. „Wieso hat sie das zugelassen? Sie muß mich doch mögen!“ Ihre Lippen waren so wunderbar, so weich und voll. Er hätte jede Einzelheit mit seiner Zunge ertasten wollen. Es

war so ein Gefühl von Intimität, wie er es nie genossen hat. Es war wie ein Geruch, viel intensiver für die Seele als jede Handlung. Es war eine Verschmelzung, etwas familiäres. Wie musste es erst sein, sie zu küssen, von ihr geküsst zu werden, sich mit ihr zu küssen. Er war nicht mehr in der Lage, sich das vorzustellen. Er wusste jetzt, jede Vorstellung verblasst dahinter.
Er wusste jetzt, dass er träumen könne, soviel er wollte, er würde nie erreichen, daß es so schön würde, wie mit diesem Mädchen. Er hatte natürlich schon öfter geküsst, aber es war nie so schön wie in seinen Träumen gewesen. Und jetzt hatte er das Mädchen getroffen, die seinen Traum erfüllt – und noch so viel mehr.
Einmal diese Lippen ganz und gar. Seine Kontrolle über sich und sein Denken versagte völlig und er war nicht einmal mehr in der Lage vor sich selbst zu artikulieren: „Sie haben, jetzt und für immer." Doch jetzt lebte er, und es war nicht mehr das Wichtigste, ob man etwas ausdrücken konnte. Es zählte nur noch, was man tat und erreichte. Und er wünschte sich schmerzhaft, von ihr geliebt zu werden.

Sie fragte noch, ob er denn zufrieden sei, und er wollte ihr dazu soviel sagen. Er befriedigte sie mit einer Antwort, nahm sie noch einmal in den Arm, jede Sekunde ausnutzend, und fuhr nach haus.
Wie sollte er sie für sich gewinnen? Sie konnten ja nur ganz einfache Gedanken austauschen! Und er hatte keine Arbeit, kein Geld, nichts. Es war aussichtslos. Ihm blieb nur die Hoffnung auf Liebe – an die er glaubte, und die Grenzen und Schwierigkeiten überwinden sollte.

Er war jetzt wieder allein, und einfach glücklich. Glücklich, jemanden gefunden zu haben, zu dem er gerne geht, der Ziel seiner ganzen Sehnsucht ist. Bei dem jeder Gedanke an ihn wie ein Kuss ist, wie ein aufgenommen sein mit Haut und Haar. Sich so als ganzer Mensch in einen Menschen hineingezogen zu fühlen, weiß er jetzt, war sein Wunsch. Er hätte träumen und träumen können, und nie hätte er verstanden, was er will. Es sitzt ihm ständig ein Kloß im Hals und er möchte an ihr herumlutschen und –saugen. Er möchte ihren Körper in jeder Einzelheit und mit allen Sinnen erforschen, möchte alles wissen. Er möchte überhaupt nicht mehr denken. Er möchte nur noch ihren Duft atmen, nur das würde ihn wirklich glücklich machen.
Wenn es ihr doch auch so ginge.

Er möchte mehr von ihr wissen, und wenn er bei ihr ist sprechen sie – sehr, sehr holprig zwar, aber es geht – mit allen Worten aller Sprachen, die sie kennen, und mit Zeichen und Berührungen, Gesten. Und damit schließt er sie mehr und mehr in sein Herz, möchte sie zu sich mit in die Wohnung nehmen, möchte ein einfaches Leben mit ihr führen, und er würde alles für sie tun. Wäre sie nur da, dass er sie immer in die Arme nehmen könnte – er hätte jede ihrer Handlungen lieben könnte, jeden Atemzug.
Er findet an ihrem Bauch eine Narbe, und sie beantwortete seine Frage danach damit, sie hätte eine Kaiserschnittgeburt gehabt. In dieser Unterhaltung kommt ein anderer Ausdruck in ihr Gesicht. Er kann ihr Glück sehen, und sie sagt ihm, wie wunderbar ihre kleine Tochter sei. Und als er wissen will, wer sich denn um sie kümmere, sagt sie, dass

ihre Großmutter, die sehr lieb sei, sich um sie kümmere, bis sie etwas Geld zusammen haben würde, um mit ihrem Töchterchen ein besseres Leben zu führen. Als er sich erkundigt, wie sie sich denn ihr zukünftiges Leben so vorstellt, ist es im Nachhinein kein anderes, als das Leben, das er selbst führt.
Auf die Frage nach dem Vater wird ihr Blick hart, enttäuscht, traurig. Sie sei geschieden. Ihre Ehe hätte ein Jahr gedauert. Aber wieso nur ein Jahr? fragte er, Sie hätten doch ein Kind! Es war sehr schwierig für sie, in Worte - die wenigen, auf die sie sich eingeübt hatten - zu fassen, was sie sagen wollte. Aber es schien ihm, als sage sie, dass ihre Arbeit jetzt hier, in diesem Zimmer, nur wenig anders sei, als das, was sie in ihrer Ehe erlebt hätte. Nur, dass sie Geld dafür bekommt – ein schlechtes Geschäft, aber ein Austausch. Und damit vielleicht etwas Beachtung, indem sie sich hübsch kleiden kann, ihre süße Person zeigen kann, darstellen, weil sie sonst niemand sieht, ihr nicht gibt, worauf sie selbst nach menschlichem Maßstab ein Recht hat. Verdient mit der Liebe an ihrem Kind, ihrer beider Kind.

Er war entsetzt, und es schmerzte ihn, dass er keinerlei Recht an ihr hatte, sie zu trösten, auch nur irgend etwas zu tun – an ihr, seiner Liebe. Er konnte da sein, was er sich nur schlecht leisten konnte, konnte sie vielleicht mal in die Arme nehmen, was einer bezahlten Handlung, einer Ware, gleichkam. Er konnte nichts für sie tun. War nicht reich, um ihr die Möglichkeit zu geben, mit Geld ihrem verletzten Ich ein wenig Linderung zu verschaffen. Er konnte ihr

keine Blumen mitbringen, die Kolleginnen redeten sowieso schon. Er hätte sie so gern geküsst, ihr so viel Wärme gegeben, gezeigt, wie er für sie empfand. Er zitterte schon wenn er bei ihr war, wusste gar nichts mehr. „Wie kann so etwas sein? Haut an Haut und Lichtjahre voneinander entfernt.“

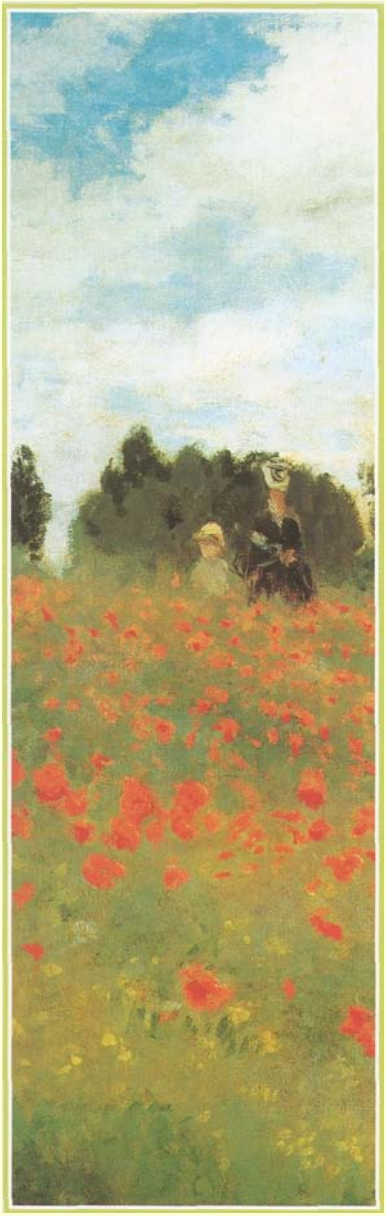
Und dann war er wieder bei ihr. Sie wusste, wonach er sich so sehnte. Sie wusste auch um sein Gefühl für sie, und sie mochte ihn. Er war so anders als die Männer, die sie kannte. Gar kein Mann demnach, und doch ein Mann. Sie konnte es beurteilen. Vielleicht nicht beeindruckend oder imposant. Eher so imposant wie das, was eine Frau leistet, und das weiß nur eine Frau. Doch er wusste es auch.
Und weil ihr mittlerweile alles egal geworden war, er kam ja doch immer wieder, traf sie einen Entschluss. Sie will nur dieses Mal, dieses eine Mal, auf Regeln und Vorsicht verzichten und einen Wunsch verwirklichen - sich selbst erleben. Und sei es nur, um zu probieren, ob noch Wahrheit in ihren Erinnerungen liegt. Erinnerungen aus behüteter Zeit, Jugendzeit.
Sie gebietet ihm, sich auf den Rücken zu legen, und sie wusste, dass sie ihm vertrauen konnte, dass er nichts falsch verstand, und sie nicht ausnutzte. Aber dennoch, ein bisschen Angst war dabei, und deswegen wollte sie wenigstens nicht unter ihm begraben werden, falls seine Gefühle mit ihm durchgingen. Und außerdem wollte sie aktiv sein, nicht wie sonst immer in die Passivität gedrängt werden, stillhalten müssen.
Und sie kam über ihn. Er konnte ihren zarten, süßen Körper sehen, konnte ihr geliebtes Gesicht in die Hände nehmen, streicheln. Konnte ihre Augenlieder küssen, sie ansehen. Und er spürte was kommen würde, sollte. Auch in dieser Sicherheit war ihm klar, wie wackelig sie ist, und dass er mit einer falschen Bewegung diesen zarten Keim zertreten könnte. Er liebte sie so innig. Er hätte sich lieber

auf der Stelle in Luft aufgelöst, als ihr weh zu tun – und sei es nur ein bisschen.

Ihr Gesicht wollte näher kommen, spürte er und nahm jede Führung aus seiner Berührung. Ihr wunderbarer Mund, in dem er auf der Stelle verschwinden möchte strahlt etwas so eindeutiges aus – er fängt an zu zittern, ein Kloß sitzt in seinem Hals, Tränen steigen auf.
Die Tränen, Boten des Leids, sie hatte so viele davon – ihr Mann hatte sie nicht sehen wollen. Und jetzt liegt hier jemand unter ihr, der Leid freiwillig auf sich nimmt, um mit ihr zusammenzusein, der ihr Leid teilen würde, teilt.
Und ihre Lippen berühren seine ganz zart. Dieser Mund, diese vollen Lippen, an denen man saugen könnte, lutschen, die man erkunden könnte, wie eine Landkarte, sie berühren ihn nur ein bisschen. Aber der Kuss ist da, ganz eindeutig. Sie spielt ein wenig mit diesem Berühren, er gehört ihr, empfindet sie. Er gehört ihr, und er wird nichts tun, was ihrem Sinn entgegensteht. Es ist nicht ganz so wie früher in der Jugend, wenn sie sich küsste, oder in der Kindheit im Arm ihres Vaters zu sein. Aber sie ist weit fort von dem furchtbaren Leben, wie sie es jetzt sieht, ganz weit weg von dem, was sie erfahren hat. Ihre Phantasie wallt auf, sie wünscht es sich, in die Arme genommen und geküsst zu werden, geliebt zu sein – nur noch empfinden, Geborgenheit empfinden, wie ein Kind. Vielleicht ein bisschen vorsichtig, suchend, bittend, soll er es versuchen, und dann fest umschließend, umschlingend, liebend.

Er spürt das. Er hat so lange und so sehnend auf ein Signal gewartet, sich bemüht, um dieses süße Geschöpf bemüht. Er hätte ihre Gedanken lesen können, und er las sie. In dieser Nähe, wo beide eine Gegenwart teilten, gab es keine Trennung mehr. Ganz langsam, mit den ganzen Armflächen umarmt er sie, ganz leicht, und möchte doch nichts anderes, als dass sie sich bei ihm geborgen und aufgehoben fühlt. Für einen Moment nur - der so lang ist, wie das ganze Leben, in dem Zeit jede Bedeutung verliert.
Und es ist ein Kuss, so voll Zartheit und Wärme, so liebevoll, und so erfüllend, wie ein Kuss es sein kann.
Er möchte sie nie, nie wieder gehen lassen.
Bevor er gehen muß, gibt er ihr einen computerübersetzten Brief.

Liebe Vera,
es tut mir leid, dass ich Dich nicht richtig verstanden habe.
Du hast mir alles gesagt, hast Deine Situation beschrieben, und hast mir von Deiner Not erzählt. Ich hätte Dich verstehen können.
Als Du mich am Freitag nicht angerufen hast, war ich erst sehr enttäuscht. Doch dann habe ich es ausgehalten, es Dir nicht gleich zu sagen. Das war richtig so. Als ich Ruhe hatte und nachdachte, verstand ich Dich wirklich. Ich weiß jetzt, wie es Dir geht. Und ich wünsche Dir Glück – ganz viel Glück. Denn was du machst ist ein Abenteuer aber nicht zum Spaß. Und ich bewundere Dich dafür, und ich achte es. Für mich bist du nicht die Prostituierte. Für mich bist du Vera. Genau Vera. Der Mensch Vera.
Und vielleicht bin ich Dir bei Deiner Arbeit damit im Weg.
Ich wollte Dich nur für mich. Ich wusste es nicht besser. Ich habe das nicht gemerkt, bis ich Dich verstand. Ich



schäme mich dafür. Ich dachte an Dinge, von denen ich meinte, sie seien für Dich. Oder doch zumindest für uns. Aber mir wurde klar, ich dachte nur an mich. Es tut mir leid. Ich weiß jetzt besser, was Liebe ist. Ich habe Dich zum Vorbild.
Du denkst an Dich, und besonders an Dein Kind. Ich verstehe jetzt, wie viel Kraft darin ist. Ich selbst habe das noch nicht erlebt. Aber, Vera, bitte achte auch auf Dich, Dein Gefühl, Deine Schmerzen. Dein Kind braucht Dich – und zwar als glückliche Frau.
Ich kann das beurteilen, denn Dein Kind liebt Dich,
wie ich auch.

Dein Felix

Dann ist sie fort.

Forts. v. S.27 (Harry)

Mit den Tagen entwickelten wir sehr innige Gefühle füreinander, und ich hatte die Idee, ich könnte sie ja mal morgens ganz früh, wenn noch alles schläft, besuchen. Ich sagte ihr, ich würde bei meinen Eltern zum Vorwand nehmen, dass ich joggen müsste - ich war ja Sportler. So wollten wir es machen. Sie hatte es durchgesetzt, dass ihr Zimmer sozusagen ausserhalb des eigentlichen Wohntraktes lag - zwischen Scheune und Küche. So würde es keine Mühe machen, sie zu erreichen, auch wenn sie schlafen würde.
Der Tag kam. Ich stand um halb fünf auf, zog mich trotz allem vorsichtshalber leise an, und ging raus. Es waren fast vier Kilometer bis zu ihr, doch ich war gut im Training, und so kam ich noch frisch bei ihr an. Ich klopfte leise gegen ihr Fenster, und sie wachte auch gleich auf, und sah zu mir. Sie stand auf, und ich sah, dass sie nur ein Trägerhemdchen und einen kleinen Slip anhatte. Ich war sehr aufgeregt, als sie mir zuwinkte, ich solle durch die Scheune kommen. Leicht schwindelig lief ich hin. Sie war schon am Eingang, so leicht bekleidet, wie ich sie gesehen hatte, und ich schloß sie gleich in die Arme. Sie hatte meinen Hals umschlungen und wir küssten uns. Sie hatte bisher noch nie so wenig angehabt, und es war sehr schön, anstatt ihrer Kleidung ihr Schutz zu sein.

Forts. auf S.47

Aufwachen

im Garten sitzend
sind die Schleier des Schlafes
und die Sorgen von gestern
wie das Grau der Wolken

Dich zu erwarten,
in der Wärme deiner Nähe Duft,
ist wie das Drängen der Sonne
zum Auftakt des Frühlings

Auf das Warten der Bäume
folgt die kühle Brise
wie der Menschen Strom Unruhe
auf das Trocknen der Kleider

Forts. v. S.44 (Harry)

Wir gingen hinein. Sie fühlte sich sehr warm an. Eben so, wie man ist, wenn man gerade aufgewacht ist. Ich streichelte über ihre weichen Baumwollsachen, spürte die weiblichen Formen ihres Körpers. Wir stiegen in ihr Bett, dass ganz warm und angenehm war. Es duftete nach ihr. Wir lagen auf der Seite, ganz nah beieinander und hatten uns im Arm. Küssend versanken wir ineinander. Trotz meiner elastischen Sachen wurde mir eng in der Hose. Es war ein aufregendes Gefühl, so mit ihr zusammenzusein. Es war kein Geheimnis mehr, dass ich erregt war. Es war auch für sie zu spüren. Ihre Erregung war ein Geheimnis, und ich wollte wissen, ob es ihr geht wie mir. Sie zeigte keinen Widerstand, als das Tasten meiner Hände eindeutiger wurde. Ich wollte sie ganz erfühlen.
Als sie auf dem Rücken lag, streichelt ich ihren Oberkörper. Es war nicht mehr wie damals mit Avriel, als uns jemand stören konnte. Ich hatte bei Harry auch keine Angst, ihren Busen zu berühren. Also tat ich es. Sie hob ihre Taille, atmete schwer, während ich ihren Busen anfasste. Erst vorsichtig und tastent. Dann knetete ich ihn und versteckte mein Gesicht auf ihrer Brust. Ich musste wissen, wie sich ihre Haut da anfühlt, und ich schob meine Hand unter ihr leichtes Hemdchen, während ich ihren Hals küsste. Sie begann zu schwitzen, sie drückte mein Gesicht mit ihren Armen an sich. Ich spürte ihre samtige Haut an ihrem kleinen, festen Bauch, strich um ihre Taille. Sie hob sie ohne das ich etwas sagen musste, damit ich sie umfassen konnte.
Sie zog an meinem T-Shirt. Ich richtet mich auf, um es auszuziehen. Ich sah sie vor mir liegen, schmal und klein, wie sie

war. Ich beugte mich zu ihrem Bauch herunter, küsste ihn, und schob langsam ihr Hemdchen hoch. Sie half mir mit ihrem Körper. Ich konnte es kaum fassen, das sie sich wirklich vor mir ausziehen wollte. Und obwohl ich es schon bei Avriel erlebt hatte, war es der bis dahin erotischste Moment in meinem Leben. Ich zog sie aus. Sie nahm ihre Arme hoch und kam etwas mit dem Oberkörper hoch. Ich zog ihr das T-Shirt über den Kopf, warf es in eine Ecke und ließ mch auf ihren heißen Körper fallen.

Wir waren ungestört. Es war auch erst kurz nach fünf. Wir konnten uns sicher fühlen. Wir umschlangen und küssten uns. Ich hatte ihren Busen erobert und behandelte ihren Oberkörper mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie meinen eigenen. Sie glühte unter mir und strich mit ihren Händen verlangend über meine Haut. Ich wollte nur noch nackt mit ihr sein. Alles was zwischen uns war sollte verschwinden. Ich wollte mit ihr verschmelzen, eins sein. Zeit schien keine Bedeutung mehr zu haben. Es sollte für immer sein.

Ihr Brustwarzen waren hart. Ich war so hart, dass es schmerzte. Ich wollte dass sie mich fühlt, so wie ich ihre Brustwarzen. Ich versuchte ihr das mitzuteilen, indem ich ihren Mund mit den Fingerspitzen berührte. Ihre weichen, vollen Lippen saugten an meinen Fingern. Die Augen hatte sie geschlossen. Ihre Augen waren geschlossen noch hübscher als offen. Sie hatten einen besonders anziehenden Reiz, und mit meinen Fingern in ihrem Mund, die sie mit der Zunge liebkoste, war sie die Versuchung selbst.

Sie wollte sich mir hingeben, daran bestand kein Zweifel. Ich wusste gar nicht, was ich als erstes machen sollte. Ich war glücklich, erregt, stolz. Sie war mein. Sie vertraute mir. Ich

konnte sie haben und ich kam gar nicht auf die Idee, dass es nicht für immer sein könnte. Ich lag an ihrer Seite. Mit halbgeöffneten Augen sah sie mich an. Ich hatte überhaupt keine Unsicherheit mehr. Sie streichelte meine Wange und kam mir mit ihrem Mund entgegen. Wir küssten uns ganz zart und leicht, als wüssten wir, dass jetzt etwas Neues und Wunderschönes passieren würde und keiner Angst haben soll oder Eile. Wir schufen uns beide die Geborgenheit, in der ein Gefühl, und sei es noch so neu, ganz, ganz tief gehen kann.
Sie legte sich wieder auf die Seite und drückte sich an mich. Ich verbarg mein Gesicht unter dem ihren in ihrem langen Haar. Ich genoß die Form ihres Körpers, als ich mit der Hand langsam vom Nacken hinabglitt zur Taille und weiter. Die feste Rundung ihres Hinterns lag in meiner Hand. Ich streichelte ihn und glitt weiter bis zur Rückseite ihres Oberschenkels. Als ich an ihrer Kniekehle angekommen war, schlang sie ihr Bein um meinen Hintern. Sie war jetzt sehr frei und offen. Ich konnte sie erfühlen, wie ich wollte. Ich streichelte die Innenseite ihres anderen Oberschenkels, erfasste ihren Fuß. Ich atmete ihr Haar. Sie hatte die Arme hochgenommen und hielt meinen Kopf fest an ihren Hals gedrückt. Meine Hände hingen nur noch unterhalb ihrer Taille. Nachdem ich erst ihren Busen in Besitz genommen hatte tat ich jetzt dasselbe mit ihrem Unterleib. Ich hätte in ihren Hintern hineinbeissen können. Geradezu verliebt war ich. Sie begann, ihren Hintern nach hinten herauszustrecken und wieder an mich zu pressen. Ich legte Ihr die Hand auf den Hintern und unterstützte ihre Bewegung. Sie stöhnte nahe meinem Ohr.
Meine Hand ging immer tiefer. Auf einmal spürte ich, dass sie naß zwischen den Beinen war. Ich streichelte den Saum ihres Slips zwischen ihren Beinen. Sie küsste mich wild, mit ihren

Haaren im Mund. Ich schwitzte und atmete schwer, hatte immer noch meine Trainingshose an. Ich strich hart über ihre Wirbelsäule, umschlang ihr schmale, heiße Taille. Ihr Hand ging zu meiner Hose. Sie fühlte die riesige Beule, steckte mir ihre Zunge tief in den Mund. Behutsam glitt meine Hand zum Bund ihres Slips. Ich steckte meine Hand hinein. Als ich die heiße Haut an ihrem Hintern fühlte wurde mir schwindlig vor Erregung. Ich grub meine Hand zwischen ihre Pobacken. Sie streckte ihren Po heraus, so das ich ihre Haut zwischen den Pobacken genau fühlen konnte.
Ich warf sie auf den Rücken. Mein Kopf glitt zwischen ihren Brüsten zum Bauch und darüber hinweg. Ich leckte den Bund ihres Slips. Sie hob ihren Hintern, hatte ihre Hände in meinen Haaren. Ihre Schenkel waren geöffnet, ich kniete dazwischen. Ich nahm ihre Pobacken in meine Hände. Ich spürte die Schmalheit ihrer Taille. Dann nahm ich den Bund ihres Slips in die Hände und zog ihn ihr unter dem Po hoch. Sie streckte die Beine in die Höhe und nahm sie zusammen. Bevor ich ihr den Slip ausziehen konnte, musste ich erst ihre Nacktheit genießen, die mir vollkommen neu war. Sie bemerkte meine Verzücktheit und zog mit dem Slip an den Knien die Beine an. Ich konnte ihr genau zwischen die Beine sehen. Ich hatte noch nie soviel Zeit gehabt dahin zu gucken, um auch etwas zu erkennen. Der Morgen dämmerte, und das Licht zeigte gerade so viel, wie ich verkraften konnte. Ich wollte mit dem Gesicht in die Dunkelheit zwischen ihren Beinen fallen, doch ich war mir nicht sicher, ob ich es durfte.
Ich begann meine Trainingshose zu hassen. Es war so groß und hart in ihr, es schmerzte schon. Ich zog den Slip über ihre Knie, und spreizte ihre Beine. Dann fiel ich auf sie. In rythmischen

Bewegungen bewegte ich meinen Hintern auf und ab. Ich war wie von Sinnen. Ich riss an ihr herum, küsste wild ihren Mund. Wild kntete ich ihren Busen, biss sie in den Hals. Sie stöhnte und schlang ihre Beine um mich. Wir fielen auf die Seite. Jetzt konnte ich ihren ganzen Körper streicheln. Sie hatte nichts mehr an, und war mir ganz hingegeben. Nur mein Mut entschied über meine Entdeckungen.

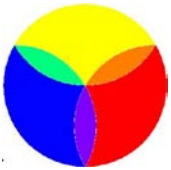
Ich legte sie auf den Rücken. Sie zog die Beine an, spreizte sie weit. Stöhnend ergriff sie meinen Nacken und zog meinen Mund zu einem zarten Kuss an sich. Während sie mit ihrer Zunge an meinem geöffneten Mund spielte, glitt meine Hand an ihrem spitzen, festen Busen vorbei dorthin, wo ihre Lust am meisten brannte. Ich fühlte zuerst ihr Schamhaar. Ich hatte ihr Schamhaar entdeckt. Ich kam an ihrem Venushügel an. Es war alles heiß, und sie schob ihr Becken vor und zurück. Sie grub ihre Hände in meine Haare, stöhnte, saugte an meinen Lippen, an meinem Mund.

Es gab keinen Anlass zur Unsicherheit mehr. Mit der ganzen Handfläche bedeckte ich ihre Scham. An den Fingerspitzen fühlte ich nicht nur ihre Pobacken. Ihre Hand glitt zu meiner Hose. Sie versuchte hineinzukommen. Meine Finger erlebten dass erste Mal die Nässe einer Frau, die mich wollte. Ich erfühlte genau, wie es bei ihr aussieht. Sie war nass und glitschig. Es war, als würde meine Hand angesaugt. Die ganze Hand war nass. Sie wühlte sich wild stöhnend in meine Hose. Ich hatte vergessen, auf mein Befinden zu achten. Mein Finger drang in sie ein. Es war heiß, eng, und sie schlief mit meinem Finger, während sie meine Scham erfasste. Es zog in meinen Lenden. Ich vergaß jede Vorsicht während ich meine Finger benutzte, um sie in sie hineinzubringen – nacheinander, gleichzeitig. Sie hatte mich in

der Hand, als ich kam, und sie küsste mich wild und ohne Vorsicht.
Wir schwitzten noch, als wir schwer atmend unsere Köpfe an unsere Schultern legten. Sie streichelte mich noch in meiner Hose, in der Nässe, und ich konnte ganz frei mit meiner Hand zwischen ihren Beinen herumfahren und sie nochmal mit meinen Fingern zart liebkosen, das letzte Geheimnis entdeckend.
Harry wurde mir das Liebste auf der Welt. Unversehens verlor alles andere seinen Glanz. Wir sahen uns oft, in jeder freien Minute und so lange unsere Eltern es erlaubten. Wäre Claudia nicht ihre Schwester gewesen, die ich natürlich oft sah – ich hätte sie vergessen, voll und ganz.

Nach ein paar Wochen – weder Harry noch ich waren mehr Jungfrau – sah ich Claudia wieder anders. Und nicht ganz zu Unrecht musste sich bei Harry ein Gefühl entwickeln, sie sei nur ein Ersatz für ihre jüngere Schwester gewesen. Wir sprachen aber nicht darüber.
Mein Freund Norbert hatte mich natürlich vermisst in dieser Zeit. Er war zwar mit Sandra zusammengekommen, aber es hatte wohl nicht so gefunkt, wie bei mir und Harry. Er wollte mit mir und Harry zusammensein, und da er ja mein Freund war, ließ ich es zu. Ich half ihm sogar noch, wenn er mich bat, ihn abzuholen. Er bestach mich auch mit Zigaretten.
Irgendwann war es dann so weit. Harry erzählte mir, sie habe sich mit ihrer Schwester furchtbar gestritten und ihr dabei ein Büschel Haare ausgerissen. Im Nachhinein kommt es mir vor wie ein Test meiner Gefühle, und den bestand ich nicht. Ich

stellte mich nicht eindeutig auf ihre Seite. Teilweise hätte man meinen können, ich verteidige sogar Claudia. Die wusste von alledem natürlich am wenigsten.
Am nächsten Tag dann erfuhr ich von Harry, sie hätte sich für Norbert entschieden. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, denn ich hatte mich nie in sie hineinversetzt. Sonst wäre mir bestimmt ihre Eifersucht auf ihre Schwester aufgefallen, und auch – wie verliebt Norbert war.
Nun war ich derjenige, der sich hintergangen fühlte, besonders von Norbert. Ich wollte die beiden nie wieder sehen, und zog mich zurück. Ohne ein Bewußtsein dafür, wieder auf den Grund meiner tiefsten Tiefen zurückgeschlagen worden zu sein, kündigte ich alle Freundschaft.



Die Schmuckstrasse

Verfolgt zu sein war für ihn nichts Neues. Nur diesmal stand seine Freiheit auf dem Spiel. Er hatte kein zuhause mehr und sein Dispo war auch erschöpft. Aus dem Land heraus waren es noch 100 Kilometer, und sie konnten ihn überall finden.
Er war müde. Sehr müde. Er war krank.
Sehr krank. Und seine Tabletten hatte er nicht dabei.
Es war Nacht, und er empfindet die Einsamkeit. Gerne hätte er eine Frau im Arm gehalten. Oder auch sie ihn. Nur hübsch sollte sie sein. Und jung. So wie damals. Er schmachtete sehnsüchtig danach, sich zu verlieben. Er kannte das.

Glücklicherweise erreichte er die große Stadt. Er hatte kein Zuhause und kein Geld. Im Auto wollte er nicht schlafen. Sein Blick ist angsterfüllt, selektiert jeden nach Freund und Feind. Keiner darf für ihn einfach nur da sein. Er sieht nicht gut aus. Schwarz gekleidet, zerlumpt. Niemand beachtete ihn. Es ging ihm nicht gut. Im Kopf. Wie ein hungriges Tier lief er durch die Straßen. Er schwitzte, sein Atem ging stoßweise, schmerzte. Er humpelt. Und in seinen Augen gibt es doch eine Ebene, in der er sich nicht von den anderen unterscheidet. Es ist seine Ebene, die einzige, die er noch ertragen kann. Es ist die der Stille, in der jeder ein Einzelner ist, mit seinen ganz eigenen Sorgen, mit denen er sich allein fühlt. Den Sorgen, von denen niemand etwas wissen darf. Er sucht dieses Innerste in den Menschen, diese letzte Barrikade vor dem vollständigen Verlust der Distanz. Vollkommene Nähe. Verschmelzung. Und sind die Sorgen auch verschieden, so ist es doch das schmerzende Vermissen der geraden Verbindung zu jemandem, zu allen. Das ist seine Ebene. Alles andere interessiert ihn nicht.

Er will sich so gerne ausruhen. In süßer intimer Atmosphäre, auch Geborgenheit genannt. Mit so wenig Geld. Ihm war schon klar, dass er dafür bezahlen müsste, und eigentlich auch wieder, dass es das für Geld nicht gibt. Er war zu müde, um das genau zu analysieren. Es musste jetzt sein.

In diesem Milieu. Der ganz falsche Ort. Aber der einzige, an dem er den Verlust der Distanz wenigsten körperlich erlebt, mit wem er auch will. Und ohne die Freiheit einzubüßen. Nur braucht er Geld dazu.

Dem Sehnen nach Menschen steht das Gefühl entgegen, unsympathisch zu sein. Er kann keine freundliche Vergangenheit anbieten. Keine Perspektive. Er kann nicht

dahin zurück, wo er herkommt, doch er hat es immerhin überlebt, und bietet damit mehr Sicherheit, als es diese Umgebung ausstrahlt. Es macht ihm Angst.
Er verdrängt es und genießt das Schillern und den Glimmer der Straße, die er zu seinem Zuhause machen will. Seine Ziele sind ihm unwichtig geworden, seine Werte versinken in dem Rausch seiner Sehnsucht.
Er will Menschen treffen, die den Anstand vergessen haben, will sich wohl fühlen bei ihnen, und dort eine Bleibe finden. Er denkt, das sind seine Freunde.
Er traut sich nicht, den Transvestiten in dem schäbigen Imbiss anzusprechen. Er merkt, dass er nicht dazugehört, dass er geträumt hat.
Ihm ist kalt, sein Fuß tut weh. Und er weiß, dass er den Mut hätte, zu einer Nutte zu gehen. Einer Frau. Er ist wieder im Strudel seines eigenen Geschehens. Verwirft Gedanken über die Realität in diesem Geschäft.
Er braucht Geld.
Diese Einsicht lässt noch einmal seine Lebensgeschichte vor seinen Augen abfahren, und er erkauft sich mit seinem letzten Geld eine begrenzte Zeit die Anwesenheit schöner Frauen in seiner Gegenwart. Er geht in eine kleine Bar.
Er beobachtet die Frauen, schaut sie mit stillem Verlangen an, ja saugt die Bilder in sich ein. Er glaubt, sie hätten von ihm Notiz genommen. Ihm wäre es egal, welche. Nur endlich ausruhen, zur Ruhe kommen. Am Quell der Ruhe, so scheint es ihm.

Forts. auf S.60

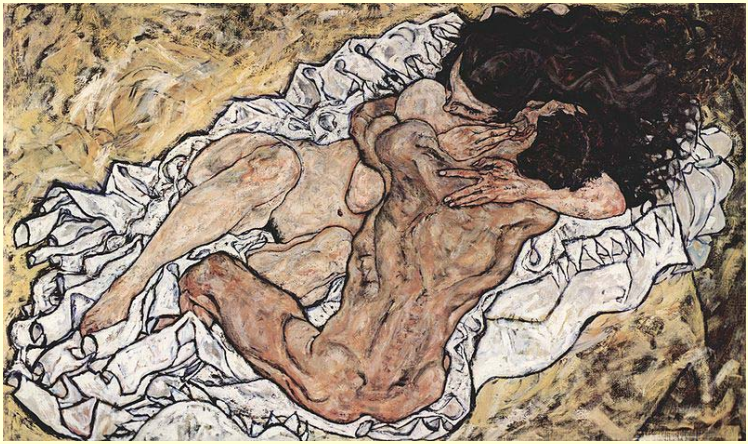
Zärtlichkeit

Es machte ihm nichts mehr aus, Bordelle aufzusuchen.
Er liebt Frauen. Nicht wie Autos oder Trophäen. Nicht als Sportgerät, oder wie Haustiere. Nicht wie etwas, über das man nach Belieben Macht haben kann. Oder etwas, bei dem es bestimmte Dinge gibt, und sonst nirgends.
Er liebte sie so, wie man Freunde liebt, nur dass sie viel schöner sind, so dass man sie ständig anfassen möchte, ihr Haar fühlen.
Er liebte ihre Stimme, wie sie so weich aus dem Mund kommt, der so anziehend ist.
Und wünscht es sich so sehr, zu küssen, weil er es liebt – mit all dem, was seine Liebe ausmacht.
Er ist allein.

In dem dunklen Raum sitzt er am Tresen, zählt in Gedanken sein Geld, und fragt sich was ein Kuss wohl so kosten würde. So im Allgemeinen.
Er hatte sie gleich gesehen, als er hereinkam. Er hatte einen Schatten gesehen. Er malte ein Bild aus diesem Schatten – und wenn er müsste, würde er sie wählen.
Eigentlich hatte er nichts gesehen.
Und als eine andere kam, dachte er, jetzt muss ich wählen – und gebot freundlich die Frau aus dem Schatten zu sich.

Sie war das Bild, dass er aus dem Schatten gezeichnet hatte, und als sie sich zu ihm setzte, und mit ihm sprach, wurde sie mehr. Und er hätte sie gern zum Freund.
Mit ihr am Strand spazieren gehen, und sie in die Arme nehmen. Immer wieder – und küssen.
Er wollte die Stimmung nicht kaputtmachen, und behandelte sie nicht so, wie sie es kannte. Er wollte so tun,

als wären sie sich vertraut, als Freunde. Er wollte kein Ziel verfolgen. Er war auch nicht zum Vögeln da. Er suchte eine Frau – zum Lieben.
Er wusste nicht was er sagte, alles floss ineinander. Er brauchte nicht zu denken.
Und sie war anziehender als alles, was er kannte.
Er wollte gerne ihre Beine berühren – schon die Hände darüber, und fragte danach.



Er wollte ihr Gesicht näher an seinem, und streichelte vorsichtig ihr Haar.
Sie nahm ihn an der Hand, mit in eine Sitzecke, die dunkler war.
Und niemand sah sie, und er durfte ganz in ihrer Nähe sein. Ihren Atem spüren, am Fühlen ihrer Haut süß zugrunde gehen.
Und dann weinte sie.
Er war erschrocken, machte sich Gedanken über sie, sah sie genau an. Er hätte lange in dieses Gesicht schauen können.

Sie redet von Heuschnupfen.
Er fragt sie, ob sie Kinder hat und wo die sind. Ja, zu hause. Und Du verdienst hier Geld für sie? Nein, sie sind in Amerika.
Er hat es einfach gewusst.
Er zieht sie näher zu sich, und er nimmt sie richtig in die Arme. Und sie weint wieder. Und sie verheimlicht es.
Er fühlt die Brutalität des Raumes, ihre Verletzlichkeit. Und er liebt sie.
Und er will sie retten, wenigstens dies eine Mal. Und fragt nach dem Preis im geschützten Zimmer.
Sie gehen hin, und sie betont ihre Heuschnupfen-Version.

Er hat ein Gefühl, als sei sie seine Freundin, seine süße Freundin. Und sie tun etwas Verbotenes. Sie laufen weg. Zusammen. In den Regen. Durch den Wind.
Er nimmt sie in den Arm, schmeckt die Haut an ihrem Hals. Ein Zwang, sie zu küssen, schießt in ihm hoch.
Er liebt sie. Er will, dass es ihr gut geht bei ihm. Sie soll sich geborgen fühlen, geschützt.
Er kann es gar nicht glauben, so etwas Schönes wie sie berühren zu dürfen, drücken zu dürfen.
Schnell sind sie ausgezogen. Die Hotelatmosphäre des Zimmers stört nicht. Er verantwortet die Übelkeit der Umgebung für sie.
Sie ist nicht schuld daran, hier zu sein.
Er legt sich zu ihr, und er sieht ihr an, dass sie fühlt, jetzt ihre Pflicht tun zu müssen. Und er nimmt sie in die Arme.
Er will überhaupt keinen Sex. Er will sie.
Ihr Lächeln, ihre Wärme. Das Weiche in ihrem Blick, ihrer Stimme.
Er spürt es, dass sie Mutter ist. Er fühlt die Wärme, die sie ihrem Kind gab.

Es ist eine Tochter, und sie ist in Mexiko. Er schaut auf ihren Bauch.
Sie schaut ihn an und meint, dass damit etwas nicht stimmt.
Und er hätte nicht gedacht, dass Mütter noch einen so schönen Bauch haben können.
Und er ist ihr noch etwas näher gekommen.

Als er sie am nächsten Tag wiedersehen will, ist sie nicht mehr da.
Er fragt nach ihr. Er bekommt keine Antwort.
Ihm wird nicht gesagt, wo er sich noch etwas Zeit mit ihr erkaufen könnte.

Forts. v. S.56 (Die Schmuckstrasse)

Er weiß mit so bitterer Gewissheit, daß nur eines ihn den Tänzerinnen und allem was weiblichen Geschlechts und seines Wunsches ist näher bringen kann – Geld. Die Währung für die Bereitschaft zum Austausch mit seiner Seele.
Er schenkt sich das stehen gelassene Bier seines gegangenen Tischnachbars ein. Das Alibi, den Lebenssaft, Zeit, Geld. Und er denkt über die Tänzerinnen nach, wie sie sich so zeigen in ihrer Zartheit und in ihrer Anmut. Er kommt ihnen nahe mit seinen Gedanken, glaubt, ihr Wesen zu erspüren, ihre Motive. Es ist nicht eine darunter, der er etwas vorwerfen würde. Und es ist keine, die er zu retten wüsste. Sie sind Rettende – doch ist es nicht ihr Ziel.
Sie retten sich. Sie retten den Wert ihrer Anmut, indem sie sich zur Beachtung anbieten. Und indem sie etwas dafür bekommen, dass es sie gibt, dass sie zeigen was sie am

meisten an sich lieben. Es ist die Liebe an sich selbst, die sie geben. Und -
Sie bekommen Geld. Sie bekommen Liebe.
Er geht auf die Straße. Ein Bettler quatscht ihn an.
Er will nicht ohne Liebe sein. Seine Taschen sind leer.
Forts. auf S.77

Geld

Inventarisation

Hypothese

- Das Kapital gehorcht den gleichen Gesetzen wie die Menschen.
- Es will sich vermehren, ungebunden und unabhängig sein.
- Es will Einfluss haben
- Und vor allem frei sein.

Schlussfolgerung

Alle Menschen brauchen Kapital, um sich gemäß ihren Lebensgesetzen entfalten zu können. Das ist fatal, da damit das Kapital über den meisten Menschen steht.

Analyse

Man wird dies nicht durch Regeln ändern können, da Regeln eine Einschränkung der Freiheit bedeuten. Freiheit ist die Präambel der o.g. Gesetze.
Aber es ist auch nicht richtig, die Gesetze zu verherrlichen, sprich, dem Kapital mehr Recht auf diese Gesetze zuzusprechen, als Menschen auf sie Anspruch haben. Menschengeschaffenes, z.B. Reichtum oder Armut, darf den Menschen nicht versklaven.
Die Versklavung des Menschen mittels seines eigenen Instrumentes ist ein Geschwür der Menschheit, die nur durch eine Emanzipation von ihm besiegt werden kann.
Geld ist nicht als eine Waffe erdacht worden. Es war nur ein Tauschmittel. Heute kann es als Bedrohung verwendet werden. Es ist degeneriert.

Geld ist eine kluge Erfindung des Sicherheitsbedürfnisses und zum Zwecke, Nutzen aus der Gemeinschaft zu ziehen, erdacht. Es ermöglicht den Austausch in alle der Gemeinschaft verfügbaren und lebensnotwendigen Waren. Es verspricht viele Möglichkeiten, sich zu verändern und damit Gefahren aus dem Weg zu gehen.
Das Sicherheitsbedürfnis ist eine Triebfeder, das Leben und die Gemeinschaft zu organisieren. Es geißelt den Menschen zu immer größeren Anstrengungen, z.B. auch zur Schaffung des Geldes.
Solange das Sicherheitsbedürfnis nicht vom Geist beherrscht wird, wird es den Menschen geißeln. Aber nicht nur das Sicherheitsbedürfnis, das den Menschen sich so milde wie ein Tier vor dem Winterschlaf einrichten lässt, sondern auch das Kapital wird dem Menschen die Ruhe nehmen.

Das Geld wurde geschaffen, Menschen Ruhe und Sicherheit zu geben. Der Umstand, dass es viele von uns Tag und Nacht beschäftigt, deutet darauf hin, dass es aus dem Ruder gelaufen ist, sich verselbständigt hat, unbeherrschbar wird.
Menschen sind in jeder Minute auf Geldbeschaffung aus wie Tiere auf Nahrungssuche. Unsere Lebensqualität ist zwar für unsere Physis gestiegen aber unsere emotionale Lebensqualität ist nicht entsprechend mitgewachsen. Noch immer sind wir dem Glauben verfallen, die Versorgung der Physis würde automatisch ein Gefühl des Wohlbefinden mit sich bringen. Es ist das Ergebnis einer animalischen Form des Sicherheitsbedürfnisses, wie es in uns lebendig ist.
Gesundheit und Wohlstand sind die eine Seite des Glücks. Die andere Seite der gleichen Medaille aber ist von emotionalem Charakter. Wie kann es sonst sein, dass die Menschen in Nigeria genauso glücklich sind wie wir? [vgl. DIE ZEIT v. 03.05.2005]

Emotionen

Der westliche Mensch hat sich die physische Freiheit in jeder Form verschafft. Die emotionale Seite wird immer häufiger Seelenärzten übergeben. Vielleicht wäre es besser, etwas vom Reichtum in Unbezahlbares einzutauschen. (s. Lebensgesetze)
Entsprechend unserer animalischen Herkunft ist Geld ein Symbol für Glück geworden. Als Folge davon hat es einen Trophäencharakter bekommen – es macht den

Trophäenträger attraktiv. Wie schon vor ´zigtausend Jahren ist die Aussicht auf Versorgung und Sicherheit ein starkes Argument, sich jemandem zuzuwenden. Das alles ist in unserer von materiellem Reichtum geprägten Kultur nur allzu bekannt. Somit hat eine Überordnung des materiellen über den immateriellen, geistigen, Reichtum stattgefunden. Ob Geld die Medizin ist, mit seinem Partner glücklich zu werden, sei dahingestellt. Demjenigen, der sucht, ist es ein billiges Mittel, sich anzubieten. Der Status Quo wäre also: Geld bestimmt über das physische Wohlbefinden und ist für das Balzverhalten wichtig.
Leider balzt der Mensch im Grunde sein Leben lang. Ein Verzicht auf ein billiges Mittel hierbei ist nur schwer zu erreichen. Erwiesen scheint mir aber, dass die *gesellschaftliche Integrität* eines Menschen während der Balz von großem Wert ist. Wäre da nicht der vermeintliche Umstand, dass das Bedürfnis nach unmittelbarer Versorgung und Sicherheit physisch im Menschen verankert ist, so würde ich favorisieren, es wie eine Mode zu behandeln, die sich bekanntlich ändern lässt. Dann nämlich könnte man das Image des Geldes von etwas sehr Egoistischem zu einem Heilsbringer verwandeln. Würde der Wert des Einsatzes von eigenem Geld für die Gesellschaft einen hohen Balzfaktor bekommen (wie z.B. bei einer Benefiz-Gala) so könnte man sicher sein, dass der gesellschaftlichen Entwicklung viel Geld zufließen würde. Man denke hierbei an das Mülltrennverhalten von Kindern, denen dies von vornherein auch in der Schule beigebracht wird – sie greifen sogar in das Verhalten der Eltern ein.
Ein Beispiel für ein derartiges Verhalten gibt es auch in der Tierwelt und zwar denke ich hier an Insektenvölker, bei denen das Individuum nur als Teil des Ganzen einen Wert hat.

Die Frage nach der individuellen Unabhängigkeit soll noch behandelt werden.

Ergebnis: Der Drang, allen Gesetzen des menschlichen Daseins treu zu bleiben, muss der Ansatz sein, der Fuchtel des Geldes zu entkommen.

Selbstbestimmung

Im Angesicht der heutigen sozialen Marktwirtschaft wirkt der Aufruf zu mehr Eigenverantwortung und Selbstbestimmung oberflächlich betrachtet nicht wie ein Frevel. Nimmt man es jedoch wörtlich, so treten die Nachteile schnell zutage:

Selbstbestimmung, d.h. den Wunsch nach Versorgtsein durch den Arbeitgeber aufgeben.
Handeln, wie es in unserer Welt nur der Arbeitgeber kennt.
Unternehmer des eigenen Lebens sein.
Aufgabe unseres eingefahrenen und bisher gut funktionierenden Systems.

Selbstbestimmung gibt alle Chancen und birgt alle Risiken, sie ist aber eine große gestaltende Kraft der Gesellschaft.

Ergebnis: Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind Menschen wie Du und ich. Jeder sollte sich fragen, wie er an Stelle des anderen handeln würde.

Obrigkeit

Heute ist es ein ungeschriebenes Gesetz: Wenn Du Freiheit suchst, nimm sie dir. Geschenkt wird sie Dir nicht. Selbst mit der Macht ist es ähnlich, nur das dazu oft Geld gehört. Eins ist beidem gemeinsam: Die Basis für diese Privilegien ist die Selbstbestimmung, der wiederum die Eigenverantwortung zugrunde liegt.
Wenn die Eigenverantwortung zu anstrengend ist, dann wird es auch die Selbstbestimmung sein. Macht und im besonderen Freiheit werden dann nie Teil des Lebens sein. Verhängnisvoll aber ist die Tatsache, dass ohne Freiheit die Unzufriedenheit vorprogrammiert, ja sogar schon vorhanden ist.
Wer von Kindesbeinen an nie die Selbstbestimmung leben durfte, die jedem Menschen doch in die Wiege gelegt wird, dem wird sie ein Leben lang fremd bleiben. Egal ob seine Eltern, sein Chef oder der Staat dies verursacht hat. Aber auch ein solcher Mensch ist ein Mensch mit all seinen Grundzügen und unterliegt dem Mechanismus der aus Unfreiheit resultierenden Unzufriedenheit bis hin zur Angst.

Ideologien

Konservative Lösungsstrategien, einem Diktat zu entkommen, zeichnen in ihren Ansätzen immer ein Ziel vor. Jedes Ziel ist ein vorausgedachter Mechanismus, und damit nichts anderes als eine Ideologie. Jede Regel, jedes Gesetz, hat einen schlüssig funktionierenden Mechanismus

vor Augen, erdacht, Probleme zu verhindern, ja vielleicht sogar Gerechtigkeit zu erreichen. Ohne mich zu einem Monstrum machen zu wollen sage ich, dass Gerechtigkeit auf Basis mechanistischer Regeln eine Ideologie ist. Gerechtigkeit ist *immer* individuell.
Jede Ideologie bevormundet den Menschen, jede Bevormundung mündet immanent im Obrigkeitsstaat und dieser bringt Menschen dazu, Eigenverantwortung abzugeben – die Vorraussetzung für Freiheit und Zufriedenheit.

Nachdem ich festgestellt habe, dass das Kapital sich in unserer Welt *über* den Menschen gestellt hat, kann man nur konstatieren, dem Geld geht es gut. Die Identifikation von Menschen zu ihrem Geld hat die gestaltende Maxime des Planeten grotesk verändert. Auch wenn es pathetisch klingt: Nicht der Reichtum an menschlichem Glück in unserer Welt zählt, sondern das Glück des Kapitals. Unnötig zu sagen, dass Geld den Einzelnen nur bis zu einem gewissen Maße glücklicher macht.
Ich glaube, der gute Wille, dies zu ändern, ist da, doch wird nicht offen über das Diktat des Kapitals – quasi als Wesenheit oder Persönlichkeit, als Geißel – als Teil der Besitzenden gesprochen.

Fazit: Geld hat seine Macht bekommen, weil Menschen dazu neigen, sich Ideologien auszudenken. Und Geld ist die perfekte Ideologie. Es beachtet aber nicht die unbezahlbaren Dinge im Leben. Geld funktioniert nur, wenn man sich selbst belügt. Wenn man trotz Reichtum glücklich ist, wäre man es wahrscheinlich auch mit viel weniger.

Deutschland

Aus meiner Perspektive hat sich die heutige Krise in Deutschland schon viel früher abgezeichnet. Zum einen wären da die Trümmerfrauen, die Deutschland mit nur wenig männlicher Unterstützung aufgeräumten, und damit dem Mann einen Teil seiner Rolle abgenommen haben. Zum anderen ist da die blinde Amerikatreue, obwohl Europa nicht wie Amerika funktioniert.
Die industrielle Revolution und das Wirtschaftswunder haben den Mann aus der Familie und weg von seinen Kindern geholt. Die Frau, inzwischen Hausfrau und Mutter, kann sich nicht mehr mit ihren schwer arbeitenden Ahnen, vielleicht sogar einer Trümmerfrau, identifizieren – so wie im Anschluss daran die Suche nach sich selbst in der ´68er- Revolution erfolgte, die den Platz der Familie im Leben eines Menschen in Frage gestellt hat und dies mit nicht enden wollendem Erfolg tut.
Die Rolle der Politik ist auf die des auf Anforderung regelnden Beamten zusammengeschrumpft. Die Zeiten, wo ein Regierungschef Idol war und es ihm eine Ehre war, dies zu sein, sind lange her. Auch tragen wir ständig unser schlechtes Gewissen bzgl. unserer Gräueltaten während des 2. Weltkrieges zur Schau, was uns dann auch dementsprechend oft zur Fußangel gemacht wird.

Heute ist Deutschland unter vielen anderen ein Staat in einem globalen System – letztendlich mit allen anderen unseres Planeten. Wir können nicht mehr wie früher unser Land isoliert entwickeln, wir stehen in abhängiger Korrespondenz zum ganzen System. Gerade uns als Exportland geht dies so.

Deutschland ist nicht so klein, dass es keine gestaltende Kraft in dem sich ständig verändernden globalen System wäre – es ist aber auch nicht so groß, dass es anderen seine Lebensart aufdrücken kann, wie es Amerika z. Zt. kann.
Wir müssen mit der Welt schwimmen, ohne uns alles gefallen lassen zu müssen, aber unser Hebel ist nicht das Kapital – und noch immer ist das Kapital der längste Hebel, mit dem die Welt gestaltet wird. Vielleicht wäre es an uns, dem Keim des geeinten Europa, mitzuteilen, dass die gestaltenden Kräfte der Welt, abgesehen von den UN, mehr oder weniger unkoordiniert handeln und wir ein koordiniertes Handeln quasi für eine aus der Globalisierung folgende Notwendigkeit halten.

Ausnahmen

Es gibt viel auffallend Gutes, dass mit Geld verwirklicht wurde. Allesamt Dinge, die nicht aus Egoismus, sondern aus der Tatkraft einer besonderen, selbstbestimmten Freiheit heraus getan wurden: Feuerwehr, allgemeine Bildung, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Armenhäuser, Stiftungen, Museen etc.. Dinge, die der Mensch heute für selbstverständlich hält und die heute aus Steuergeldern bezahlt werden und somit abhängig sind vom Bewusstsein des Volkes dafür. Die privaten Initiativen, die Welt menschlicher zu machen, nehmen in der immer reicher werdenden Welt ab.
Würde unsere heutige Welt noch einmal solche gestaltende Tatkraft aus freiwilliger Initiative aufbringen, oder gäbe es nur noch private Krankenversicherungen? – Wie auch immer, es gäbe diese Einrichtungen nicht, wenn es nicht Menschen gegeben hätte, die über sich hinausgedacht

haben, deren innere Freiheit andere Menschen mit einschloss, so dass sie davon abgerückt sind, mit ihren Wünschen und Bedürfnissen nur um sich selbst zu kreisen. Sie sind im besten Sinne des Wortes über sich hinausgewachsen.
Diese Menschen sind keine Heiligen – sicher sind auch welche unter ihnen – es sind Menschen, die sich ein eigenes Wertesystem geschaffen haben – keines, dass zu ihrer Zeit dem in der Breite vorhandenen entsprach. Vielleicht war ihr System ihrer Zeit weit voraus, vielleicht war es wie ein Satellit. Sicher ist es meiner Meinung nach, dass es diese Menschen nicht von ihrem Weg abgebracht hat, wo auch immer man sie unter den Menschen einordnete. Sie wollten nur sie selbst sein und ihr eigenes, unverwechselbares Leben führen. Damit sind sie das Gegenteil eines Menschen in einem Obrigkeitsstaat.

Erfolg

Vielleicht haben diese besonderen Menschen intuitiv erkannt, dass es nicht der Reichtum ist, der glücklich macht, sondern der Erfolg. Michael Schumacher, Franz Beckenbauer, Wendelin Wiedeking, Oliver Kahn, diese Menschen werden nicht ihres monetären Erfolges wegen verehrt. Es sind ihre herausragenden Persönlichkeiten, Fähigkeiten und Leistungen, die die Menschen beeindrucken – die sie zum Idol erheben.
Das deutet darauf hin, was im Leben wirklich wichtig ist: Sich im Wettstreit mit seinen Fähigkeiten zu messen und sich so zu einem Maximum von sich selbst zu entwickeln. Selbst das Aushandeln hoher Bezahlungen bzw. Gewinne ist ein Wettstreit.

Vision

Mir bekannte Lösungsstrategien waren immer geschlossene Systeme. Ein Weg führt zu einem Ziel, der Ordnung. Von da aus geht es nicht weiter, das System stagniert. Jede Veränderung ist kontraproduktiv gegenüber der erreichten Ordnung.
In Anbetracht der sich immer zügiger wandelnden Welt kann also ein Lösungsstrategie in Form eines geschlossenen Systems gar nicht in Frage kommen. Daher möchte ich ein offenes System vorschlagen. So wie die Wandlung der Welt in ihrem System ein offenes Ergebnis hat, dass noch niemand kennt, und das es auch nicht geben kann.
Es kann und darf bei Entscheidungen zum Wohle der Gesellschaft nicht zu weit vorrausgegriffen werden. Regierungen, die sich in der Qualität ihrer Entscheidungen zu weit vom Status Quo des Volkes entfernt haben, mussten wieder fallen (Kommunismus). Jede Rebellion oder auch Revolution kann die Menschen nicht ändern und so kehren die Bedingungen wieder in die Nähe ihres Ausgangspunktes zurück (Irak). Es ist wie mit dem Jo-Jo-Effekt: Die Zelle, der einzelne Mensch, ist Teil seiner Entwicklung mit dem entsprechenden Beharrungsvermögen, dass er in Kindheit und Leben erworben hat, seiner Persönlichkeit. Veränderungen können deshalb leider nur langsam vorangehen.

Wir befinden uns im Kapitalismus, das ist nicht zu ignorieren. Eine Maßnahme aber wäre es, den Kapitalismus nicht noch weiter vergaloppieren zu lassen. Alternative, in der Gesellschaft vorhandene, Ressourcen,

die Welt lebenswerter zu machen, sind zu unterstützen. Vielleicht findet dann ein Imagewandel des Geldes statt. Geld kann wohlwirkend für die Gesellschaft sein und sollte dann entsprechende Anerkennung erhalten. Vielleicht wird eines Tages jemand stolz sein, sagen zu können, er habe einem kleinen, interessanten aber riskanten Unternehmen auf die Beine geholfen.
Weiter sollte der Umgang mit dem Geld und die Bedeutung des Geldes für die Gesellschaft bereits in der Schule gelehrt werden.

Vom Standpunkt der Sicherheit einer Lösungsstrategie ist ein offenes System natürlich auf den ersten Blick erheblich riskanter als ein geschlossenes System, da es alle Errungenschaften der Gesellschaft in Frage stellt. Es würde viel mehr Mut dazugehören, so etwas umzusetzen. Letzten Endes ist es der Glaube an die Richtigkeit der Entscheidung. Es würde sich kein roter Faden mehr durch die Historie der Entwicklung ziehen, da das Ende offen ist, kein Ziel erreicht werden kann. Jedoch harmoniert diese Methode mit dem Wesen der Entwicklung der Menschheit. Die bisherige Geschichte zeigt die Methode des zwei Schritt vor, ein Schritt zurück, wobei der Schritt zurück der Krieg war. Jeder Herrscher, jede Regierung, hatte ein Ziel – eine Ideologie, mit der er/ sie sich identifizierte, und die sich in ihm/ ihr personalisierte (z.B. Agenda 2010). Mit der Ablösung der Regierung entstand das Vakuum, mit der Angst davor die Aggression.
Das offene System ist nicht individuell. Es folgt den Auffassungen der Menschen zum Zeitpunkt einer noch zu fällenden Entscheidung, getragen von den Vertretern des Volkes, unabhängig vom Kapital. Dementsprechend kann man vermuten, dass sich nach dem Gesetz der großen Zahl

und auf der Grundlage eines eigenverantwortlichen, selbstbestimmten Volkes ein Wille kundtun wird, der den Gesetzen entspricht, nach denen sich die Menschheit ihrer Natur gemäß entwickelt.
Die Frage, die sich eine Regierung hierbei immer stellen sollte, lautet: *Wie hütet und behütet man einen Schwarm ohne ihm seine Freiheit, seine Schönheit, zu nehmen?* – seine Bewegungsgrundsätze erschließen sich doch eigentlich nur transzendental ...!
Die Menschheit unternahm in ihrer Geschichte immer wieder Versuche, diese Frage zu beantworten: Dies sind z.B. die Leitfäden der versch. Religionen – bei uns die Bibel mit ihrem Update, dem NT – doch ihr Verfallsdatum läuft mit dem Wandel der Zeit, dem immer weiter wachsenden Horizont der Mitglieder ihrer Kulturkreise, ab.

Fazit

Meine persönliche Meinung ist es, dass die Menschheit es mit dem Kapital mit einer großen Kraft zu tun hat, die sie nur gemeinsam beherrschen kann.
Ich wünsche mir, dass davon abgerückt wird, zu glauben, wir, hier und heute, könnten uns eine Zukunft aussuchen/ ausdenken. Ich wünsche mir, dass immer die Gelegenheiten genutzt werden, etwas besser zu machen. So gibt man der Gesellschaft alle Chancen, sich zu wandeln und dahin zu führen, wohin wir sie uns alle wünschen – in eine glücklichere, zufriedenere Welt.

Utopie: *Käufliche Macht*

Das Ergebnis des obigen Textes ist zusammengefasst, dass das Geld zum Wohle der Menschen eingesetzt werden sollte.
Das Gemeinwohl gehe vor dem Wohl des Einzelnen. Die Regierung installiere hierzu ein offenes System. Daraus könnte sich – unter der Voraussetzung einer nachhaltig anhaltenden Anbetung des Geldes – unter der langsamen Verwandlung der Gesellschaft das folgende Konstrukt ergeben – zugegeben, es erscheint wie die Idee eines Wahnsinnigen. Letzten Endes aber führt es nur die verzweifelte Lage der Menschen gegenüber dem Geld vor und zeigt, wohin es uns führen könnte:

In Anbetracht des Umstandes, dass Politiker Wählerstimmen brauchen, um an der Macht zu bleiben, müssen sie soziale Initiativen verabschieden, denn die meisten Wähler brauchen, um ihr Leben in Wohlstand zu führen, den Staat. Mal ganz abgesehen von Alleinerziehenden braucht die sich aus Wohlstands- und Sicherheitsbedürfnis heraus immer weiter verbreitende doppelverdienende Familie: Kinderkrippe, Ganztagsschule, Infrastruktur, medizinische Versorgung, Alterssicherung, innere Sicherheit, Schutz vor Arbeitslosigkeit etc.. Dies sind nur einige Stichworte auf der Kostenseite des Staatshaushaltes. Der auf diese Weise von Vater Staat gewohnheitsmäßig gut versorgte Staatsbürger stellt immer weitere Ansprüche, u.a. ein Erziehungsgeld nach der Berechnungsformel des Arbeitslosengeldes. Ohne weiter

darauf einzugehen sei angemerkt, dass die Symptome der Abgabe von Eigenverantwortung immer weiter steigen. Selbstbestimmtes Privatleben ja, Eigenverantwortung nein. Kein Politiker kann darauf bauen, dass der einzelne Bürger zu seinem Nettoeinkommen Nutzungsprivilegien der von der Gesellschaft erschaffenen Einrichtungen hinzurechnet. Der Reichtum des Einzelnen läge nach Schuldenlage des Staates oberhalb des Bruttoeinkommens.
Politiker müssen als irgendwo Geldquellen auftun. Der Umstand, dass sie nur über die Legislaturperiode bestehen müssen, um eine neue Wahl gewinnen zu können, macht ihnen das Leben etwas leichter. Die Geldquellen müssen nicht nachhaltig sprudeln, es reicht das anzapfen kleiner Quellen. Quasi wie ein Leben von der Hand in den Mund, ähnlich dem eines Tagelöhners oder Gelegenheitsarbeiters. Die soziale Seite eines solchen Staates existiert also nur der Wählerstimmen wegen und das mit dem gleichen Charakter, wie der Bettler um eine soziale Gabe fleht. Nur das hier um Macht bzw. die Geburtsstunde des Daseins einer politische Partei gebettelt wird – die Handlungsberechtigung.
Aus diesen Umständen heraus könnte es sich eine Regierung einfallen lassen, Bürgern besondere Privilegien gegen Geld einzuräumen. Als erstes würde mir da einfallen: Das Aufheben jeglicher Geschwindigkeitsbegrenzungen. Mit anderen Worten: Die Gleichheit wird abgeschafft. Einzelne Gesetze können gegen Geld auf Lebenszeit oder auch nur für eine bestimmte Zeit für ein Individuum ausgehebelt werden. Vielleicht auch nur für die Zeit der Legislaturperiode, da das dann auch wieder Wählerstimmen sichern würde. Doch das wäre nur der erste Schritt.

Im zweiten Schritt wäre eine vom Staat verkäufliche Bestimmungsgewalt denkbar. Neben sämtlichen Ressorts wie z. B. der Bauamtsleitung wären da von besonderem Interesse allgemeine wirtschaftliche Entscheidungsämter. Fantastisch wäre die Einrichtung von omnipotent agierenden Welthandelskommissaren unter der Gewalt der UN (United Nations Economy Commissioner UNEC). Es würde eine Regelung geschaffen, nach der alle internationalen Geschäfte nur zwischen UNEC´s abgewickelt werden dürften. Ein UNEC ist der omnipotent wirksame Entscheidungsträger in allen Welthandelsfragen für seine Nation, natürlich unter den Maßgaben der amtierenden Regierung.
Die Zahl der UNEC´s sei nicht begrenzt. Sicherheitshalber, und um dem wachsamen Auge ihrer ´gebildeten´ Wählerschaft gerecht zu werden, fügt die Regierung noch einige Bedingungen an die Existenz der UNEC´s: Bei Nebeneinkünften droht Verlust aller Würden, des materiellen Eigentums sowie Gefängnis – außerdem soll der UNEC an einem fest installierten Siegel an seinem Körper erkennbar sein – auch um seine Eitelkeit zu befriedigen. Der UNEC gibt bis auf seine privaten Besitztümer alles an den Staat. Er müsste mindestens einmal im Leben innerhalb eines Jahres zehn Millionen Einheiten einer bestimmten Weltwährung verdient haben. Er erhält ein angemessenes Salär, vielleicht eine viertel Million p.a..
Die Versuchung großer Unternehmen, sich einen eigenen UNEC zu installieren, dürfte groß und machbar sein. Der eigene Ansprechpartner im erlesenen Kreise der UNEC ist eine große Hilfe im internationalen Geschäft, und die Würden seines Amtes sind mit einer endlichen Summe bezahlbar.

Der Umstand, mit der Schaffung der UNEC´s jedem Menschen unabhängig von seiner ´Bildung´ einen absoluten Sonderstatus zu versprechen, wäre ein unglaublicher Anreiz, es doch einmal mit der persönlichen Freiheit, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung zu versuchen (Ich will hier nicht näher ausführen, welche Mittel hierzu angewendet werden könnten – kennen wir sie nicht alle schon?).
Als UNEC ist man mittels des implantierten Siegels, das technisch, mechanisch, oder welcher Art auch immer sein kann, ein Mensch, der sich im positiven Sinne (auf Basis unseres grotesk durch die bloße Existenz des Geldes modifizierten Selbstverständnisses) von allen anderen Menschen unterscheidet. Quasi ein Star, aber mit Geld zu erreichen.

Die Säulen unserer Grundordnung würden verramscht, die Gleichheit abgeschafft – das Kapital hätte gesiegt. Oder ist es nicht schon so ...?

Forts. v. S.61 (Die Schmuckstraße)

Er fragt, wo sich Männer anbieten, sich Männern anbieten. In der Schmuckstraße. Doch die Beschreibung lässt ihn ins Leere laufen. Und die Bettlerin, die ihm den Weg beschreibt, ruft hinter ihm her, er solle auf sich aufpassen. Der Weg ist verworren, und auf seine wiederholten Fragen

wird mit Abscheu reagiert, er sei eine Schande für sein Geschlecht.
Er denkt an den Akt, der vor ihm liegt, stellt es sich genau vor. Er sehnt sich danach, gewünscht zu sein, erwünscht zu sein. Begehrt zu sein. Und er stellt sich vor, wie ihn große Arme schützend umfangen, ihn festhalten möchten. Wie Hände seine Körper zu entdecken suchen, interessiert sind. Nur Küssen kann er nicht. Er stellt sich ein Frauengesicht vor. Eine Frau mit diesen lockenden Lippen, die er genießen möchte wie einen vollen Mund. Und er stellt sich vor, jemand würde für ihn fühlen, wie er für diesen Mund. Jemand, der so für ihn fühlt, dürfte ihn auch küssen.
Er überlegt sich Preise für seine Dienste. Und er stellt sich Kunden vor.
Er könnte es nicht mit jedem.
Die Etablissements bekommen ein schmutzigeres, billigeres Aussehen. Es sind mehr Angebote für Schwule darunter. Er sieht ein zerlumptes Mädchen am Boden kauern. Fragt sich, ob sie zu haben wäre. Er würde sie ansprechen, so oder so. Sie steht auf und geht vor ihm die Straße entlang. Sie sieht krank aus. Genau wie er. Er geht hinter ihr her, verfolgt sie. Sie beginnt zu laufen. Da wird ihm die Situation klar.
Er kann es nicht fassen. Sie hat ihn für einen Gewaltverbrecher gehalten. Ihn, den Liebeskranken. Er möchte hinter ihr herrufen. Sieht sich mit ihren Augen, den Augen eines Menschen, dessen Vorurteile seine Reaktionen, Gefühle bestimmen. Vielleicht Erfahrungen. Erfahrungen, gemacht in einer Welt aus Vorurteilen die ihrerseits aus Erlebnissen entstanden. Und es sind immer

dieselben. Enttäuschtes Vertrauen, gesühnt durch Gewalt. Versucht, zurückzuholen mit Gewalt.

© Marta G. Wiley

Ein aus dem Fluss aus Vertrauen an Land geworfener Leib, unfähig sich vom Ufer wegzubegeben, sterbend.
Der Mensch ist kein Tier, kein Fisch. Er ist warm und hat Tricks. Doch zaubern kann er nicht. Er kann zwar mehrmals sterben, doch nur einmal geboren werden.
Er kauert am Boden.

Er wollte Mann sein. Er konnte es sich schon als Kind nicht vorstellen, dass er mal einer würde. Er hätte stark werden sollen, selbstbewusst, ein Ziel fest vor Augen. Gefühle sollten keine Tatsachen sein. Er hatte sich oft gefragt, worauf Motive denn gegründet sind, wenn nicht auf Gefühle. War es Rechtschaffenheit, Macht oder Anstand? Und, woher kommen diese Begriffe, wenn nicht aus Gefühlen? Er konnte den Mann aus all diesen Widersprüchlichkeiten nicht herleiten. Konnte keinen Topf finden, in den alles passt, so dass es schmeckt. Und keinen Deckel.
Er tat, was jeder Mann tut. Ob er es weiß oder nicht. Begriffe spielen keine Rolle. Nichts spielt eine Rolle. Der Geist funktioniert ohne die Bewusstheit des Hintergrundes, ist rund. Die Erhaltung des eigenen Lebens, die Weitergabe desselben, und das Schaffen und Erhalten eines sicheren, alle Bedürfnisse deckenden Lebensraumes. Und die sich aus der vorgegebenen Aufgabenteilung ergebenden Rollen von Mann und Frau.
Nicht Steinzeit – Wahrheit.
Wenn das alles so einfach ist, und er ein Mensch, wenn alles in ihm ist, was dazugehört, seine Aufgabe als Mensch zu erfüllen, was ist es dann, was ihn in jeder Beziehung versagen lässt? Was hat er in seinen Berechnungen vergessen?

Er steht da mit seinen Gefühlen, seiner Menschlichkeit, dieser schmierigen, warmen Suppe, und wünscht, dass jemand davon isst.
Die Idee, sich selbst, dieses undefinierbare Konglomerat aus Gefühl, Begierde, Scham und Schüchternheit in seine Berechnungen einzufügen, kommt ihm nicht.
Und er biegt ab. In die Schmuckstraße.
Gefunden. Die Kirchenglocke hinter ihm läutet. Einmal. Die Zeit läuft weiter.
Innerlich die Rolle einzunehmen, die ihm geben soll, wonach er verlangt, fällt ihm nicht schwer. Es ist wie ein Spiel. Erotische Spiele lagen ihm immer. Die Verachtung, die ihm entgegenschlägt von Männern seines Alters, das Grinsen und die schmutzigen Bemerkungen, es stört ihn nicht.
Er hat eine Identität. Er hat sie einfach angenommen. Er fühlt sich ganz. Und wenn es nur die Spannung ist ...egal, er will die Kraft nutzen, die sich ihm bietet.
Er streift umher, den Blick immer ausgerichtet, einen Kunden zu finden. Es ist eine ganz neue Erfahrung, wie es möglich ist, die Erscheinung von Menschen, Männer, auf dieses Kriterium hin zu betrachten. Es ist eine Distanz da, die einem Sicherheit gibt, Überlegenheit.
Ihm wird klar, dass er erlebt, wie Nutten die Welt wahrnehmen, und sein Erstaunen darüber wächst.
Was für eine verdrehte Welt. Der Zuhälter hält die Nutten für dumm und nur gut für Sex. Er lebt das Bild des Mannes aus, wie auch er es sieht. Den mächtigen, starken Mann, der eine Herde von Frauentierchen sein Eigen nennt; der über allen anderen Männern steht, denn sie müssen für seine Frauen bezahlen.
Und die Frauen, für die nur ein Mann ein Mann sein kann, der die Ansicht teilt, daß Männer nur Vieh sind, dass es zu

schlachten gilt. Die ihr Geld geben müssen. Einem Mann geben müssen, der der Stärkste und Mächtigste unter den Männern ist – dem sie gehören, dem sie angehören dürfen.
Nein, keine verdrehte Welt. Eine einfache Welt. Eine Welt, gesteuert durch Instinkte. Gesteuert durch Instinkte wie auch die "richtige" Welt. Nur ohne alle Beschränkungen. Wie Wilde.
Und, wie er jetzt aus seinem Empfinden heraus meint, auch noch eine glückliche Welt.

Er hat ein bisschen Angst davor, sich einem fremden Mann hinzugeben – nein, besser auszuliefern. Wenn er in ganz verletzlicher Haltung ist. Er ist nicht so wehrhaft. Es können ihm Schmerzen zugefügt werden, Krankheiten. Es könnten andere Männer dazukommen. Er könnte beraubt werden, sein Geld nicht bekommen.

Gedanken, die bestimmt auch die Frauen haben.
Und seine Sicht verschiebt sich wieder etwas.
Er wünscht sich jemanden, der ihn schützt.
Und weil er den nicht hat, schaut er noch genauer auf die Männer, die seine Kunden sein könnten. Er sucht einen Mann, dem er vertrauen kann. Den sucht er schon immer, und ihm ist nicht klar, dass seine Suche hier nur eine Fortsetzung erfährt. Das nichts von dem, was er als neu empfindet, neu ist. Die Bühne ist ihm unbekannt, die Schauspieler auch, und er glaubt, es sind neue Gesetze, auf denen sich sein Leben gründen könnte, soll. Doch immer noch liegt er am Ufer des Flusses, der Vertrauen heißt, künstlich ernährt und beatmet durch den Reiz des Neuen.
Er sieht ihn auf der Kreuzung stehen. Ängstlich um sich schauend, lustlos gekleidet. Er wendet nicht den Kopf, um zur Seite zu sehen. Er geht etwas, bleibt stehen. Sein innerer Kampf ist deutlich zu sehen. Der Mann wirkt nicht so, als ob er kein Geld hätte.
Aus seiner Beobachtung erwächst ein Gefühl für diesen Mann. Er kann nicht anders, er sieht in ihm so vieles von sich selbst.
Die Not, einen Menschen zu finden, dem er Liebe schenken kann. Auch die körperliche Liebe, die er nicht romantisch verpacken kann, und an der er doch nichts Schlimmes findet. Für ihn ist sie rein und schön, ein Ausdruck tiefsten Verschmelzens, hinter dem die Welt verschwimmt mit allen Verhöhnungen, Ängsten und der Scham. Ein Ort des Friedens, wie er auf der Welt nicht existiert. Ein Ort, an dem man ganz ist - kein einsamer Ort.
Es scheint ihm unglaublich, wie menschlich er erscheint. Es ist da nichts, was ihn von ihm trennt. Weniger Trennung als in seiner Erinnerung bewusst.

Er war verwirrt und hatte doch nur ein Ziel. Er wollte zu diesem Mann, und er sollte ihn bezahlen.

Er wusste nicht, wie er sich ihm nähern sollte. Wahrscheinlich doch, indem man die Distanz verkürzt, dachte er sich. Ohne zu forsch zu sein, das könnte verunsichern. So begann er ihm zu folgen, mal seitlich oder Stehenbleiben kopierend. Dann irgendwann ging er auf ihn zu. Der nimmt seine Erscheinung wahr, bekommt einen angeekelten Gesichtsausdruck und schreit ihn an: „Geh' weg !!!"

Forts. v. S.22 (Aufbruch)

Etwas kleckste auf mein Gesicht. Als ich erschrocken die Augen öffnete, sah ich den Vogel gerade noch davonfliegen. Es war ein Traum gewesen. Doch es machte nichts. Ich hatte manchmal diese Träume. Ich war dann in der Lage weiterzumachen mit dem Leben, für das ich mich vor Jahren in Not entschieden hatte - zu warten auf den Tag, an dem sie wieder da ist. Und ich wollte nicht, dass die Jahre der Trennung, wie ich es empfand, von Nachteil für das Leben wären, das vor uns liegen würde. Mir war, als käme daher meine ganze Kraft.
Es war kalt, und mir war kalt. Ich sammelte meinen Helm auf und begann mich zu orientieren. Meinem Hintern ging es offenbar besser, das Aufstehen hatte weniger Mühe bereitet, als die Kälte an Ungemach verursachte. Ich hatte seit morgens nichts getrunken, und zur Toilette musste ich auch. Ich schob mein Gefährt zur Tankstelle. Das

mulmige Gefühl vom letzten Erlebnis an der Raststätte zu Hause schob ich beiseite. Es gab Wichtigeres. Mir ging es mehr ums Überleben als um Leben. Sollten sie doch gucken. Ich sah nicht gut aus, das wusste ich selber, spätestens, seit ich mich in der Toilette im Spiegel gesehen hatte. Ich richtete mein Äußeres her, indem ich ein angebapptes Taschentuch von der Rückseite meiner Hose entfernte. Zum Kaffee wollte ich mich lieber nicht hinsetzen - ich würde noch genug sitzen müssen.
Die Frau an der Kasse hatte mich freundlich angesehen, und obwohl ich mir sagte, dass sie das schon beruflich tun muß, tat es trotzdem gut. Ich nahm einen Stehtisch in einer Ecke mit Fenster und lehnte mich an die Wand. Wie das Glück es wollte, war ein Heizkörper unter dem Fenster, und der war heiß. `Ich werde diesen Tisch erstmal nicht aufgeben, komme was wolle`, sagte ich mir. Ich schaute hinaus, die Nacht brach herein und ich hatte noch viel zu fahren. Ich muß auf jeden Fall noch zweimal tanken. Ich musste es früh genug tun, denn an der Landstraße, die ich noch zu fahren hatte, ist es nicht sicher, noch eine Offene zu finden. So gingen meine Gedanken, und die Leute, die kamen und gingen oder auch etwas tranken, fielen mir nicht auf.
Ich hatte nicht vergessen, dass ich Angst gehabt hatte, und so freute ich mich des Umstands keine zu haben. Endlich ohne Kontrolle unter Leuten - nicht allein - den eigenen Anliegen ungestört nachgehen zu können war ein wärmendes, tröstliches Gefühl. Wie ein Teil des Ganzen brachte ich meinen Becher weg.

Mir war eingefallen, ein paar Pullover auf den Sitz zu binden, und das tat ich jetzt. Noch einmal wurde geschoben, zur Zapfsäule. Nach dem Bezahlen trat ich den Motor an, und machte ihn wieder aus. Ölkontrolle, wichtig, lange geheizt. O.K.. Als Schmerzen kann man das Sitzgefühl nicht bezeichnen. Die Sitzposition ist eine Katastrophe, hoffentlich sieht es nicht die Polizei. Ich fahre los. Immer diese endlose gerade Straße lang, die wie ein heißes Messer durch Deutschland geht. So kommt es mir vor, als ich durch die Nacht mit dem zu schwachen Licht rase. Die erste Hürde ist genommen, mich ruft nur noch ein Bett. Auch die Pulloverpolsterung schafft es nicht lange, Ungemach von mir abzuhalten, und ich frage mich, wie ich das noch tausende Kilometer schaffen soll. Oder gewöhnt man sich vielleicht daran?
Ich rechne mir aus, wann ich frühestens tanken kann. Es findet sich passend eine Tankstelle, die ich nutze. Zerschlagenheit ist in meinen Körper gekrochen, und Kälte. Ich habe kein Interesse daran, wie das Gepäck sitzt, wie ich sitze. Ich hänge nur noch auf der Maschine, funktioniere. Ich fahre jetzt Landstraße, folge den Kurven. Nach dem Schalten eines Ganges verliert die linke Hand den Lenker. Der Arm baumelt unkontrolliert und kraftlos neben mir im Wind. Ich registriere mit Verzögerung, was passiert ist. Vielleicht hat die Kleidung das Blut abgedrückt, vielleicht hat der Sitz Nerven geklemmt. Ich kann nicht anhalten, ich müsste Kuppeln. Die Hand muß zum Lenker, es hilft nichts. Ob die kurze Zeit Blut in den Arm brachte, oder was weiß ich wie es ging, jedenfalls

machte der Arm wieder etwas mit, und ich konnte anhalten.
Ich saß einfach da auf meinem Motorrad, als würde ich fahren. Eine andere Haltung war auch nicht vorstellbar. `Du mußt ein paar Schritte gehen, eine Zigarette rauchen, sonst klappt das nicht mit dem Bett' nahm ich mich in die Gewalt, und nahm den Abstieg in Angriff. Auch wenn ich nur noch vielleicht 80 km vor mir hatte, das dieses Gefährt das Atlasgebirge nie sehen würde, war selbst meinem vor Kälte und Erschöpfung umnebelten Geist klar. Auch wenn ich nicht wußte, wie es weiter gehen sollte, ich wußte, das es weitergehen musste. Auf keinen Fall wollte ich in die Erstarrung des Daseins zurückkehren, das ich verlassen hatte. Die Jahre, die ich auf alle mir erdenklichen Arten ausprobiert hatte, einen Ausweg zu suchen, Leben in mich zurückkehren zu lassen, waren mir eine Lehre. Leben wollte ich, das war der Grund, weswegen ich hier meine Kniebeugen versuchte, wenn auch nur ansatzweise.
Die Zigarette ließ sich nicht drehen, die Finger waren zu kalt. Das was dabei herauskam, war immer noch besser als nichts. Und wie ich so dastand und mich die Kälte und Dunkelheit umgab fragte ich mich zwei Sachen. Erstens, wie soll ich 100 Stundenkilometer fahren können, wenn ich mich schon hier wie flüssiger Stickstoff fühlte, und zweitens, was eigentlich an diesem Tag so schön war. Und da niemand da war, der mir Antworten hätte geben können, antwortete ich mir selbst. Das erste ist eine Frage der Ignoranz, und zwar sich selbst gegenüber. Das zweite war schwer zu sagen, und vor einem Kamin wäre mir bestimmt viel eingefallen, aber hier konnte ich nur sagen,

das es ein unglaublich schöner Tag gewesen ist. Ich spürte den Lebenssaft in mir, ich wusste genau, was ich wollte. Egal, ob es schlau war, oder nicht. Das war ich, und sonst niemand, und genau das wollte ich sein.
Wenige Kilometer nachdem ich meinen zerschundenen Körper wieder in die mir inzwischen vollständig verhasste Haltung gebracht hatte fing der Motor an, leicht zu stottern, und ich stellte den Benzinhahn auf Reserve um. Es war zu früh, um ungefähr 20 Kilometer zu früh. Irgendwie hatte ich mich verrechnet, oder war es die Beule im Tank, die ich ausspachteln mußte , als ich im letzten Sommer eine Kurve zu schnell genommen hatte? Es musste so um Mitternacht sein, mit einer offenen Tankstelle war nicht mehr zu rechnen. Ich musste Benzin sparen, wollte ich überhaupt noch ankommen, und nicht wenige Kilometer vor der erhofften Bendigung dieser Tortur hoffnungslos stehen zu bleiben. Mit 60 - 70 tuckerte ich auf verlassener Straße dahin. Durch die Ruhe der Bewegeung hatte ich Gelegenheit, meinem Körper Aufmerksamkeit zu widmen. Anders ausgedrückt, die Ablenkung war nicht groß genug, um mich die Strapazen nicht so sehr fühlen zu lassen. Es war grauenvoll: kalt, einsam, schmerzhaft, ermüdet bis zum Umfallen. Nur die Kälte hielt mich wach.
Es war nicht mehr weit. Tapfer hatte das Motörchen gespart. Meine Hoffnung wuchs zur Sicherheit. Da stotterte der Motor. Bevor er ausging hielt ich an, und legte die Maschine auf die Seite, um den letzten Tropfen auf die richtige Seite des Tanks laufen zu lassen. Weiter. Ich fuhr jetzt sehr langsam, so 45 Stundenkilometer, also

kurz bevor der Motor das Bocken beginnt. Ich sah schon die letzte Anhöhe, bevor es zu meinen Verwandten nur noch bergab geht, da kam sie ins Stottern. Ich lief nebenher, damit sie nur noch sich selbst tragen muß. Auf der Anhöhe war dann Schluß. Ich setzte mich wieder drauf, legte den Leerlauf ein und ließ mich 'runter rollen.
Lautlos kam ich am Haus meines Onkels an, klappte den Seitenständer aus und hatte alle Gefühlsregungen, die ich kannte. Doch ich konnt nicht eine ausdrücken. Und als ob das Drama noch nicht perfekt gewesen wäre, fiel mir ein, dass ich vergesen hatte, mich anzumelden. Niemand ahnte, dass ich hier sein könnte. Ich stand da wie auf einem Bahnhof.
Es half nichts, ich musste schlafen. Die Autos waren da, sie würden da sein. Ob der Finger, der zur Klingel ging, mehr vor Kälte oder vor Scham zitterte, als ich um zwei Uhr morgens läutete, ließ sich nicht sagen. Es dauerte etwas. Ich klingelte kein zweites Mal. Wie mochte ich überhaupt aussehen? So im Gesicht vor allem. Das Licht geht an, die Tür geht auf. Die Tante steht da. Von Freundlichkeit keine Spur in ihrem Gesicht. Sie starrt mich an und scheint zu denken: "Hier steht der Sohn des Bruders, allein, und offensichtlich aus einer Welt kommend, die so gar nichts mit unserer zu tun hat. Abgerissen, frierend, erschöpft. Man könnte meinen es sei Krieg." Sie fasst sich und meint, dass es schon sehr spät ist. Oder gar früh? Sie sieht, dass nichts mit mir zu reden ist, sagt `Komm rein, da hinten kannst Du schlafen. Ich geb dir ein paar Sachen, mach´Dir bitte selbst das Bett.

Wir reden morgen." Im `Raufgehen sagt sie noch etwas wie `Ich muß morgen arbeiten'.
Irgendwie war es mir noch möglich eine Art von Bett zu bauen. Schön breit war es jedenfalls. Und als ich lag, spürte ich meinen Rücken. Mit Scham und schlechtem Gewissen, mich nicht angemeldet zu haben, um meinen Verwandten, die wirklich liebe Menschen sind, Gelegenheit zu geben, mich nett zu begrüßen, schlief ich ein.

II.

Die folgenden Tage hing ich nur herum. Ich aß, schlief, sah fern. Nicht mehr. Kurze Unterhaltungen am Abendbrottisch bestanden darin, mir zaghaft vorzuwerfen, ich müsse doch studieren, worauf ich etwas mumelte, wie ´Ich lege ein Urlaubssemester ein´. Es kamen auch keine Träume der bekannten Art. Körperlich ging es mir soweit wieder gut, aber ich fühlte mich mutlos. Wie sollte es weitergehen? Und um mich weiter herunterzuziehen: Wie komme ich nur wieder nach hause. Mit dem Motorrad wollte ich nicht. Das ging nicht. Ich saß in der Falle, schien mir. Mit dem Zug nach hause? Für das Motorarad auch noch ein Ticket lösen? Meine Mittel waren begrenzt, besonders für überflüssige Dinge wie Niederlagen.
Der einzige Lichtblick in den Tagen war meine Cousine. Sie war noch hübscher geworden als beim letzten Besuch. Meistens war sie ja in der Schule oder beim Reiten. Ich könne es ja auch mal probieren, forderte sie mich heraus. Doch ich lehnte aus verständlichen Gründen ab. Der

Unterschied zwischen Pony- und Pferdesätteln war in meinen Augen nicht besonders groß. Aber irgendwann schaffte sie es, mir das Versprechen abzuringen, mit zum Stall zu kommen. Nur so zum Schauen oder Streicheln. Ich könne ja auch beim Striegeln helfen oder irgend etwas. Sie war immer so fröhlich, herzlich, immer zum Spaß aufgelegt, offen. Sie war der ganze Stolz ihres Vaters, und für sie war ihm nichts zu teuer. Ich konnte das verstehen, hatte nichts dagegen.

Mit meiner Schwester Steffi war es ähnlich gewesen. Was soll's, es gab Zeiten, da war ich in meine Schwester verliebt. Auch wenn ich mich benachteiligt fühlte, so konnte ich doch nicht wirklich böse sein. Sie brachte hübsche Freundinnen mit, die meistens 6-7 Jahre älter waren als ich.
Zum 18. Geburtstag von Steffi brachte eine Freundin ihre 3 Jahre jüngere Schwester Avriel mit. Es war eine wilde Party mit vielen Leuten. Meine Eltern waren zum Schlafen extra in ein Hotel gefahren. Avriel war nun die einzige, die vom Alter her ein bisschen zu mir passte. Und wir freundeten uns auch gleich ein wenig an.
Steffi hatte mich in ihren Liebesfragen oft zu Rate gezogen. Ich hatte ihr auch immer geantwortet, doch im Grunde hatte ich wirklich keine Ahnung davon. Und nun saß ich hier mit Avriel auf einer alten Matratze und trank Bier. Sie hatte blondes, lockiges Haar, und kicherte ständig. Ich fand das süß, und war begeistert, wie dieses nette Geschöpf soviel Freude an meiner Gesellschaft hatte, der ich ja erst 12 war. Ich glaube wir haben sogar getanzt. Ich

war frühreif und groß, trieb Sport und war trainiert. Sie erschien mir sehr leicht, wenn ich sie anfasste. Das tat ich bei jeder Gelegenheit. Als es daran ging, dass viele sich einen Schlafplatz suchten oder auch schon betrunken eingeschlafen waren, war ich trotzdem sehr erstaunt, als sie mich fragte, wo ich denn schlafen würde. Mein Bett war belegt, musste ich feststellen, und sie kicherte, schlug ihre Arme um meinen Hals und lehnte sich an mich. Bis darauf, dass ich überhaupt nicht wusste, was eigentlich lief, war ich eigentlich sehr glücklich, so mit ihr. Meine Schwester und alle anderen hatte ich aus den Augen verloren. Wir schauten ins Elternschlafzimmer. Es war leer. Natürlich, ausgerechnet. Wir zogen die Schuhe aus und legten uns hin. Es war längst klar, dass wir gemeinsam in einem Bett schlafen wollten.

Ich hatte zu der Zeit noch nicht mal onaniert. Doch trotzdem wollte ich nachts, wenn ich nicht schlafen konnte, oft zu meiner Schwester. Ich wollte sie so gerne anfassen, streicheln. Sie sollte auch einfach nur so liegen bleiben, wie sie gerade gelegen hätte. Ich liebte ihren Körper. Sie ging immer nackt durch mein Zimmer ins Badezimmer und wieder zurück. Beim Umziehen am Strand und manchmal auch nur einfach so, konnte ich sie sehen, und das schon mein ganzes Leben lang. Ich hatte sie zur Frau werden gesehen, und je mehr sie eine wurde, desto öfter durfte ich sie bewundern.

Jetzt lag Avriel neben mir, und sie war sehr zierlich. Gegen Avriel wäre Steffi eher als sportlich einzustufen gewesen.

Ich konnte es nicht fassen! Hier lag ich also mit einem äußerst verführerisch wirkenden Mädchen, das ganz offensichtlich nur darauf wartete, genau das zu erleben, wonach ich mich lange gesehnt hatte. Einfach so. Und sie schien mich auch noch zu mögen. Sie räkelte sich auf den Decken meiner Eltern, als sei es das Selbstverständlichste der Welt. Sie wirkte vollkommen frei. Geradezu befreit. Ihr Haar strich weich über mein Gesicht, sie drückte sich wild gegen mich. Ich umschlang ihre schmale Taille. Sie hatte so ein gerüschtes Top an und eine sehr enge Jeans mit Schlag, unter dem ihre kleinen Füsse nackt hervorschauten. Ich stellte fest, dass mich ihr Halsband interessierte. Ich ging mit Mund und Nase ganz nah heran und befühlte die Rückseite mit den Fingern. Sie hatte die Arme hoch genommen und fuhr mit den Händen durch meine Haare, während sie mich zärtlich auf die Stirn küsste. Ich streichelte ihren Nacken, küsste ihren Hals. Die Wärme ihres Oberkörpers drang durch mein Sweatshirt. Meine Wange lag auf ihrer Brust. Sie schlang ein Bein um mich, als ich meine Hände zwischen ihren Schulterblättern hinuntergleiten ließ. Ihr Körper war heiß. Ich drückte sie an mich und nahm den Kopf langsam hoch. Ihre Arme schützten unsere Gesichter, die jetzt nah beieinander waren. Sie nahm meinen Kopf in die Arme. So geborgen küßte sie mich auf den Mund, als wäre sie in einem Traum, einem Tagtraum. Ich streichelte ihr Haar und erwiderte den Kuß. Es war mein erster Richtiger.
Ich wollte mit ihr unter die Decke, das Licht sollte ´aus´ sein. Ich stand auf, und als ich mich wieder umdrehte lag sie unter der Decke. `Zieh deinen Pullover aus' sagte sie,

und umnebelt von der Intimität stellte ich keine Fragen, tat, wie mir geheißen. Im Dunkeln stieg ich zu ihr ins Bett. Ich konnte sie gleich fühlen. Sehr warm, und nackt. Sie hatte ihr kleines Top ausgezogen. Nicht mehr. Und nicht weniger. Ich hatte sie im Arm. Ich hätte ewig mit ihr so liegen können, es fühlte sich schöner an als alles, was ich bisher erlebt hatte.
Ich war verliebt. Auf einmal war sie für mich der Inbegriff des weiblichen Wesens. Sie sollte mich nie verlassen, ich wollte auf immer mit ihr vereint sein. Ich wollte sie ganz nackt bei mir haben. Meine Hand glitt auf ihrer samtigen Haut zwischen ihren Brüsten hinunter zur Hose. Ich traute mich nicht, ihren Busen zu berühren. Nahe meinem Ohr stöhnte sie ganz leise.
Da ging die Tür auf. "Avriel? Avriel, wir wollen los!". Das Licht ging an.

Katie half mir, Benzin für mein Motorrad zu besorgen, indem sie ihre Mutter um ihr Auto bat. Ein Reservekanister war auch noch auf dem Dachboden über der Garage zu finden. Ich fuhr und freute mich über den Komfort. Ich saß wie in einem Sessel. Das sagt nur, wer 1000 km am Stück auf einem Ponysattel zugebracht hat. Katie war natürlich dabei und wir freuten uns die ganze Zeit. Es war eine ganz andere Welt mit ihr hier im kleinen, sportlichen Geländewagen bei Sonne und geöffnetem Dach über geschwungene Landstraßen durch die grüne Natur zu fahren. Es war ein Tag, als sei Ostern. Auf einmal war der Frühling ausgebrochen. In den Vorgärten waren Krokusse zu sehen und die Menschen waren in

frohen Farben gekleidet. So wünschte ich mir auch mein Leben, doch mir fehlte noch so viel dazu.
Mein Vater hatte mich seit ich 18 wurde immer ermahnt, ich müsse allein klar kommen. Ohne die Hilfe der Familie. Er war jünger noch, als ich jetzt war, von zu Hause fortgegangen. Ich glaube, er war eher geflüchtet vor seinem tyrannischen Vater. Es hat bei ihm geklappt. Er hat Familie, Haus und Hof aus eigener Kraft erarbeitet und vielleicht schien es ihm, als sei das die einzige Methode, erwachsen zu werden. Mir hat er sie jedenfalls auch eingebimst. Schon immer lachten meine Freunde und ich früher über die ´Softies´ oder jene Typen, die ´von Beruf Sohn´ waren.
Als ich Katie jetzt so erlebte, die eindeutig ´von Beruf Tochter´war, dachte über die ´Softies´ und ´von Beruf Sohn´-Typen nach, und was aus ihnen geworden war. Sie waren in der manchmal strengen Obhut ihrer Eltern aufgewachsen. Die Beziehung wurde gehalten. Zum Beruf wurden sie gefördert und unterstützt. Die meisten haben schon eine Stellung und gehen den ganz normalen Weg, der sie - ich gönne es ihnen so, wie ich es mir wünsche - dahin führt, wovon ich gerade träumte hier mit Katie im Auto, lachend. Nicht, dass mir meine Eltern nicht die gleiche Unterstützung zu teil kommen lassen wollten, wie den anderen, aber den Unterton meines Vaters ´Du mußt es ganz alleine schaffen´ muß ich emphatisch absorbiert haben.
"Halt´ doch mal beim Stall an." bat Katie, und nie im Leben wäre mir in den Sinn gekommen, ihr das abzuschlagen, auch wenn es dort bestimmt vor ´Softies´

nur so wimmelte. Ich hatte ihnen gegenüber mittlerweile Komplexe bekommen, nachdem aus Verachtung Neid geworden war.
Die breiten Reifen knirschen im Kies. Neben einer schönen nachtblauen Limousine der gehobenen Mittelklasse waren wir zum Stehen gekommen. Es war halb zwei und der Parkplatz war noch leer bis auf die beiden Autos.
Stallgeruch umfing mich. Sonnenstrahlen flossen durch die Oberlichter auf das warme Heu. Bis auf ein gelegentliches Rupfen war nichts zu hören. Katie wusste offenbar genau, wo sie hinwollte. Sie begrüsste ein Pferd. Ich stand dumpf daneben. Wir kamen an das Ende der Stallung. "Jaah, mein Guter, Jaah.", hörte ich eine Stimme sanft reden. Ein Pferd schnaubte leicht. Geräusche einer Bürste auf Fell. Katie hatte mich an der Jacke festgehalten und mir mit dem Finger vor dem Mund geboten, leise zu sein. "Du bist mein Bester, ne? ", hörte ich. Das es eine ´Sie´ war, hatte ich schon herausgehört, denn die Stimme war etwas quietschig, aber nett. Leiser kam: "Ich hab' Dich ganz lieb." Da sprang Katie in die Box, machte "Buh" und lachte sich anschließend tot. "Wie lange bist Du schon hier?" rief das Mädchen, da kam ich um die Ecke. Sie wurde mucksmäuschenstill, guckte mich mit großen Augen an und wurde rot. Dann sah sie Katie an, die grinsend dastand. Sie wirkte sehr verletzlich und sah aus, als wenn sie gleich zu weinen anfangen würde.
"Ich bin ganz schnell hinter Katie hergelaufen, die hat hier irgendwas zu tun. Ist etwas Schlimmes passiert?", log ich in

den Raum. Sie erholte sich und wollte Katie eigentlich ein paar Haare ausreissen.
Stattdessen sagte sie aufgebracht: "Wo warst Du denn die ganze Zeit?" Sie war ein pathetisches Wesen, ziemlich klein und blass.
"Ich mußte noch schnell mit Martin Benzin holen, tut mir leid." gab Katie zurück. "Das ist übrigens Charlie, Martin.", richtete sie an mich.
"Wieso Charlie?", fragte ich wie die Blödheit in Person.
"Charlotte! Rede ich hier mit Pappfiguren, oder was? Das ist mein Cousin, liebe Carlotte." blubberte Katie in ihrem bayrischen Dialekt. Ihr Temperament war dem meiner Schwester ähnlich.
Charlotte sah mich an, als wüßte sie, dass ich gelogen hatte, und sie streckte mir die Hand entgegen: "Hallo Martin!". Ich nahm erleichtert an und freute mich, dass sie mit ihrer Sanftheit die Spannung aus der Situation nahm, die Katie angerichtet hatte. Aber hätte ich sie sonst kennengelernt?
Die Situation hatte mich aus meiner Lethargie wachgerüttelt. Ich stand in der Reithalle an der Bande und schaute zu, wie Katie Charlotte an der Longe reiten ließ. Der Raum war in ein gelbes Licht getaucht, das Pferd schnaubte. Die Rufe von Katie, die nach der Schule Reitstunden gab, machten sich gut in der Halle. Wir drei waren ganz allein. Aber Charlie konnte doch nicht mit dem Wagen gekommen sein, der auf dem Parkplatz stand? Ich ging zu Katie, und fragte sie. Die brüllte zu Charlie `rüber: "Wo sind eigentlich deine Eltern?"
"Die gehen spazieren.", hechelte es vom Pferd.

"Willst du auch mal halten?", raunte Katie mich an. Ich bejahte, und nahm die Longe in die Hand. Und als ich Carlotte so im Kreis herumführte mit der Longe als Verbindung, war es mir als hätte ich mich mit Charlie verbunden. Katie gab weiterhin ihre Anweisungen, Charlie merkte nichts von mir. Irgendwann sah sie zur Mitte. "Heh, was soll das?", kam es empört von ihr.
"Ich kann mich so besser auf dich konzentrieren!", konterte Katie. Ich hielt meinen Mund. Wir drei machten einfach weiter so. Katie machte ihren Job, Charlie begann zu lächeln, und ich war stolz, so ein liebes Mädchen an der Leine zu haben. Es ging noch eine ganze Zeit so weiter. Ob es die besondere Beziehung war, in der ich zu Charlie stand - ich hatte jedenfalls das Gefühl, sie reite flüssiger, entspannter. Und manchmal lächelte sie zu mir herüber.
"Na, machst` Fortschritte?", kam es im bayrischen Dialekt energisch von hinten. Das Pferd verlor die Gangart, ich fuhr zusammen. Charlie's Kopf fuhr herum.
"Pfür'di Herr Pfundmayr.", sagte Katie, und ungerührt fortfahrend: "Trab, Charlotte, Tra-ab!".
Ich gab ihr sehr unauffällig die Longe, und sie nahm sie ebenso. Die Stunde war auch mehr als um. Ich drehte mich zu `Herrn Pfundmayr' um und konnte es kaum fassen. Er hatte doch wirklich diesen bayrischen Pinsel am Hut. Bauch und Bart waren sowieso selbstverständlich. Das Charlie seine Tochter war, wurde mir erst erklärlich, als ich halb hinter ihm versteckt eine schmale Person wahrnahm, wohl seine Frau. Katie übernahm die Vorstellung, ich sagte außer meinem Namen nicht viel, und den hatte ja Katie auch schon gesagt. Herr P. schaute

auch immer wieder über meinen Kopf hinweg zu seiner Tochter, die sich sehr unauffällig benahm und das Pferd abstellte. Es waren jetzt Leute im Stall, und Katie meinte, sie hätte noch zu tun - ob ich allein nach hause fahren könnte. Wenn ich das Auto nicht bekäme, solle ihre Mutter sie um sieben abholen, erklärte sie mir. Ich ging hinaus. Die Leute sah ich kaum. Im Grunde ging es mir von daher schon wieder sehr gut. Draußen auf dem Parkplatz sah ich Fam. Pfunmayr gerade das bayrische Auto besteigen, das neben meinem stand oder bzw. dem, dass ich benutzen dürfte. Charlie saß hinten auf der Beifahrerseite, gerade dort, wo ich hinmusste. Ich war gerade an der Beifahrertür vorbei, da trafen sich unsere Blicke. Sie hatte wunderschöne dunkle Augen, mandelförmig, und die sahen mich ganz seltsam an. Ihr langes, sehr dunkles Haar umfing ihr blasses Gesicht zärtlich, als böte es ihr Schutz. Mir war, als nähme ich sie in meinen Arm, böte ihr einen Raum, in dem es keine Angst gäbe. Das Angst ihr nicht fremd war, konnte ich sehen. Es war ganz deutlich eine Reflexion zwischen uns, und dann läßt man sich nicht allein. Weder Vater noch Mutter hatten etwas von unserer stillen Abmachung mitbekommen.

Bis ich Katie abholen durfte, war noch etwas Zeit, und ich ließ das Erlebte noch einmal auf mich wirken. Ich war nun also unter unendlichen Strapatzen hergekommen, keine Ahnung wie es weitergehen sollte. Totale Leere. Zu meinem Glück gezwungen treffe ich ein Persönchen, das mir nicht nur gefällt und mich von innen heraus erwärmt, nein, es ist auch jemand, dessen Schicksal ich vielleicht

verstehen kann und der das meine vielleicht auch. Wenn das alles wirklich so ist, dann könnte sich das Schicksal nochmal ändern. Ich hatte mich viel gefragt, wie sie denn wohl wäre, die Person, die, so wie ich jetzt war, zu mir passen würde, aber das sie so hübsch wäre, das habe ich nicht gedacht - nur gewünscht. Was macht sie eigentlich? Wie alt ist sie? Ich musste Katie interviewen.
"Mensch Martin, die kannst Du vergessen!", empfahl mir Katie. Wir saßen in ihrem Zimmer. Die anderen sahen fern. "Die ist sowas von öde. Büffelt nur für die Schule. Wenn sie wenigstens besonders gut wäre, nein besseres Mittelmaß, was ich gehört habe. Ihr Daddy hat sie voll im Griff, die Mutter nichts zu melden. Wenn ich die so sehe, denk´ ich manchmal, die haben ´nen Schatten."
"So kannst Du nicht reden. Das ist ungerecht. Du weißt doch gar nicht, wie es in ihr aussieht." verteidigte ich sie,
worauf sie nur erwiderte: "Und Du willst das wohl ganz genau wissen, was?". Daraufhin lachte sie sich erstmal halbtod. Ich verstand nicht recht.
Unbeirrt fuhr ich fort: "Nun sag´ doch mal, wieso hat sie Einzelreitstunde bei Dir und ist nicht wie die anderen in der Reitgruppe oder bei einem originalen Reitlehrer? Geld haben die doch."
Sie sah nach unten. Man stelle es sich vor: Katie sah nach unten! "O.K., das ist so. Eigentlich will ich da echt nicht drüber reden, aber weil du es bist..." Seufzen. "Charlie war schon mal mit fünfzehn im Reitverein, wo ja, wie du gleich wissen wirst, alle sind, die was sind oder aus denen mal was wird." Ich roch den Braten schon. "Sie war nur zwei- oder dreimal da, oder so. Ich sah jedenfalls auf einmal, wie

alle an der Bande herumstehen, so im Pulk. Ich geh' natürlich auch hin, und wen seh ich da? Na, was glaubst Du? Charlie, heu-len-d, und wie. Sie war irgendwie ein bisschen vom Pferd gefallen, dass bin ich am Anfang auch dauernd. Aber sie heulte. Heu-el-te, wie ein Schloßhund. Es war ihr auch nicht zu helfen. Wenn jemand sie anfasste, um sie zu trösten, oder sowas, fiepte sie wie ein Hund. Ich weiß nicht, nicht normal."
Ich war voll eingestiegen. "Wie alt ist sie denn jetzt?" fragte ich mit gefurchter Stirn.
"Kurz vor achtzehn, glaub`ich. Fahrstunden hat sie ja auch noch."
"Und was noch?", bohrte ich weiter.
"Frag` mich nicht. Es gab auch Balett - und Klavier. Sie kann einem echt leid tun.", antwortete Katie ergeben. Ich glaubte, sie mache sich auch etwas Gedanken. "Laß mich damit bloß in Ruh" kam es wie zur Bestätigung leise von ihr.
"Und wieso macht sie es jetzt trotzdem?", ließ ich nicht locker - ich konnte hart sein, wenn ich musste.
Katie war über den Widerstand hinaus: "Na gut, paß auf, das war so: Mein Herr Papa, seines Amtes Boss der Reithalle und Inhaber einer mit allem, was zum Reiten nötig ist, ausgerüsteten Tochter, wird rein zufällig getroffen von dem Herrn P., um den sich wohl alles dreht, so scheint mir langsam. Charlies Mutter traue ich das alles nicht zu. Ich glaube, der will sowas wie ein Prinzesschen produzieren. Na ja.", Schweigen.
"Und weiter?", ließ ich nicht locker. Bisher passte alles zu der Abmachung, die ich stillschweigend im Blick mit

Charlie getroffen zu haben schien. Eigentlich musste ich gar nichts mehr wissen. Aber das dicke Ende kommt bekanntlich zuletzt.
"Das ist so," fing sie an, "Herr P. ist zufällig was Höheres in der Ladenkette von Mamas Laden. Reicht das?" Ich war bedient.
Aber trotzdem sagte ich: "Noch nicht."
"Das ist jetzt aber auch dann alles, was ich Dir sagen kann: Der fürsorgliche Papi war der Ansicht, erzählte mir Daddy, Töchterchen sollte auch mal eine Freundin haben. Da passte es doch gut, dass ich im gleichen Alter bin... mehr sag' ich nicht. Ich finde das alles schrecklich." Sie war wirklich weichgekocht, und sah finster zu Boden, aber vielleicht konnte ich ihr etwas von ihrem schlechten Gefühl nehmen.
"Wenn Du sie so öde findest, warum hast Du mich dann zu ihr mitgenommen, in den Stall, meine ich?" Jetzt sah sie mich aber sehr groß an.
"Du bist ein Arsch, es ist nicht zu glauben!" fuhr sie mich mit einem Lächeln im Gesicht an.
"Ja , genau, und ich finde, es ist eine gute Idee von Dir.", gab ich zurück. "Wa-as?", fragte sie lammfromm.
"Na ja, unter uns, Du kannst es mir gleich bestätigen, sie hatte doch noch nie einen Freund?", stellte ich implizit die Frage, die mich schon seit nachmittags beschäftigte.
"Du bist sehr furchtbar, Martin. Kommst vom Mond hier 'runtergerauscht, und mischt dich einfach so ein!", ein leichtes Fauchen war nicht zu überhören.
"Es war Deine Idee!" nahm ich sie aufs Korn.
"Ja, aber...", gab sie nach.

"Es ist eine sehr gute Idee, finde ich.", gab ich ihr Halt.
"Kann ich mir denken", warf sie mir vor und grinste mich schelmisch an.
"Also ist es, wie ich annehme?"
"Hä?" fragte sie und sah mich verständnislos an. "Ach so, ja, äh nee...mann! Du bist echt nicht normal. So horcht man Leute aus. Oh nee, oh nee. Ich geb auf." Jetzt spitzte ich die Ohren. Sie fing an: "Mit Charlie ist das so eine Sache...das ich Dir das überhaupt erzähle, wahrscheinlich ist das auch noch schädlich."
"Mann, hör auf !", schubste ich sie weiter.
"Es ist nicht nett, was Du hier machst, weißt Du das?", beschwehrte sie sich.
"O.K.. Lassen wir das. Du bist die netteste Cousine, die ich habe.", ließ ich sie in Ruhe.
"Du hast ja nur eine.", frotzelte sie.
"Nein, echt. Soll ich Dir mal was sagen? Aber lach mich nicht aus." Ich machte es spannend.
"Nun sag schon!", drängte sie mich.
"Na ja,", fing ich zaghaft an, "ich wollte unbedingt weg von da oben, und ich hatte keine Ahnung wohin. Nur sowas ganz Wildes."
"Und, wohin?", die Sicherheit war in sie zurückgekehrt.
"Ist doch egal. Afrika, oder so.", schämte ich mich schon.
"Mit der Karre? Du hast ja 'n Knall."
"Weiß ich." Ich schwächelte. Sie nutzte das natürlich aus.
"Los jetzt, sag an! Was dann." Ich muß rot geworden sein, denn sie stutzte.
Ich sagte es trotzdem: "Ich glaube, ich bin nur wegen Dir hergefahren...". Schweigen. Schwei-gen. "Mensch Martin."

Ihr Ton war fast mütterlich. Wieder Schweigen. "Ooh, bist Du dämlich. Von wegen sieben Jahre älter. Das habe ich schon hinter mir."
"Weiß ich. Ich bewundere Dich auch, so sicher wie Du Dich gibst." Ich hatte schon wieder einen Plan. Untertänig rutschte ich näher. "Ich wäre gern Charlies Freund. Hilfst Du mir?", sagte ich ihr quasi ins Ohr.
"Bei Dir gibt es wohl auch nichts umsonst, was?", kicherte sie. Wir lachten uns an. "Von wegen sicher, hast Du `ne Ahnung. Ich weiß halt, wie es geht. Die eigentliche Ratte bist Du doch!" Sie puffte mich in die Seite. Ich hielt meine Hand hoch, und rief: "Familie!" Sie klatschte dagegen, und blickte grinsend mit schüttelndem Kopf besiegt zu Boden.
"Kinder, äh, Katie? Morgen ist Schule!" Die Tante schaute zur Tür herein. Sie sah mich lächelnd an und sagte: "Na, host Di wiader erholt?"
Katie verriet mir, wann Charlie das nächste mal da sein würde, und so verpasste ich sie nicht. Katie steckte mir, dass es ein Zufall gewesen war, Herrn Pfundmayr überhaupt gesehen zu haben. Charlie wurde eigentlich immer von ihrer Mutter gefahren. Ich fuhr mit meiner Mühle hin - der Sitz passte wieder wie früher. Da stand ein wenig beeindruckendes, beigefarbenes, kleines Auto mit Automatikgetriebe - wirklich schlimm. Charlie`s Mutter selbst aber war ohne Herrn P. gar nicht so unauffällig. Sie trug angemessene Kleidung, aber ganz sicher aus einer Boutique. Ihr Make-Up war dezent und zu ihrem Typ passend. Wenngleich aus ihrem Gesicht Leid sprach, wirkte sie doch sehr freundlich, vielleicht sogar offen. Sie war eine schöne Frau, das musste man sagen. Ihr

rotbraunes Haar wird lang gewesen sein, denn sie hatte es sehr gepflegt hochgesteckt. Neben einem weniger dominanten Mann hätte man sie für eine sehr selbständige Geschäftsfrau halten können. Ich war von ihr fasziniert, und Herr Pfundmayr war wirklich zu beneiden. Ich fragte mich nur, wieso er sich eine so kleine Frau genommen hatte - anders war es wohl nicht auszudrücken. Sie war kleiner als Charlie, kleiner als einssechzig. Herr Pfundmayr mochte bestimmt einsneunzig gewesen sein und wer weiß, wie schwer. Eine erdrückende Last.
Gegenüber Charlie war ich längst über das kritikfähige Stadium hinaus. Ich war immer glücklich sie zu sehen, und dazu hatte ich viel Gelegenheit. Katie, sie und ich sind bei der Aufteilung geblieben, die wir beim ersten Mal hatten, und so stand ich in der Mitte der Reithalle, und hielt die Longe. Es kam vor, das Charlie fragte, wieso ich die Longe denn halte, aber irgendetwas Schlaues, Dummes oder Lustiges fiel Katie ein. Ich glaube, wären wir drei in der Reithalle nicht ganz allein gewesen, hätte das nicht so geklappt. So aber genoss ich ihren Anblick, und sie genoss es auch, schien mir, denn sie reitete zunehmend besser. Katie´s Eindruck von Charlie änderte sich. Katie war zwar nicht dumm, aber sie hatte doch so eine gewisse Oberflächlichkeit, die es Menschen schwer machen konnte, sich neben ihr zu entfalten. Jetzt aber, als Charlie ihre Unsicherheit mehr und mehr verlor, sich entspannte, erfüllte sie die Grundvorraussetzung, die ein Mensch in Katies Augen erfüllen mußte, um von ihr als ein solcher akzeptiert zu werden. Da die meisten Menschen, die ich kannte, so waren, fand ich das nicht so schlimm, als das

ich Katie deswegen nicht gemocht hätte. Aber wäre sie auch nicht meine Cousine gewesen, meine Liebe hätte sie nicht sein können. Vor so etwas hatte ich Angst. Ich passte immer auf, das Katie lieb zu Charlie war, was sie auch schnell begriff. Glücklicherweise nahm sie das gut auf, denn sie wusste ja, was ich wollte. Katie und Charlie begannen sich zu mögen - das war nicht zu übersehen. Eigentlich aber wollte ich es doch sein, der von ihr gemocht wird. Wie immer in solchen Dingen, fiel mir natürlich dazu nichts ein.
Ich wartete und sah mich um. Frau Pfundmayr stand da. Ich wusste nicht wie lange schon. Sie war wirklich eindeutig die Mutter von Charlie. Die gleiche Gesichtsform - und vor allem die gleichen Augen. Die sahen mich sehr warm an. Das ging mir durch und durch. In einer kurzen Traumseqenz sah ich mich immer kleiner werdend zu ihr hinlaufen. Ganz sicher habe ich in dem Moment mit Charlies Mutter Freundschaft geschlossen.
Charlie freute sich darüber, ihre Mutter zu sehen und galoppierte noch zwei, drei Runden mit wehendem Haar. Dann brachte sie das Pferd zum Stehen. Katie sah mich kurz an. Charlie wollte absteigen, aber irgendwie verhedderte sie sich im Steigbügel und plumpste vor aller Augen ohne jede Eleganz hin. Mir war klar, was jetzt folgen musste. Ohne viel Aufregung zu verbreiten sprintete ich wie der Notarzt zu ihr und kniete mich erstmal bei ihr hin. Ich sah sie mir ganz genau an. Sie sah furchtbar erschrocken aus. Sah zu ihrer Mutter, dann zu mir. Ihre Lippen zitterten ein wenig. "Tat's weh?", fragte ich unauffällig. Frau P. näherte sich gelassen.

"Nein...", sagte sie fragend mit feuchten Augen. Sie blickte mich haltsuchend an.
"Tag, Frau Pfundmayr!" begrüßte ich die Mutter. Frau Pfundmayr sah mir in die Augen.
"Martin, nicht war?"
"War nicht schlimm, ne?" richtete ich mich beschwichtigend an Charlie. Jetzt müsste Katie ins Spiel kommen, dachte ich mir. Aber jetzt war sie zufällig mal nicht zur Stelle.
"Alles klar mit dem Pferd, Katie?", brüllte ich, während ich mich umdrehte. Doch sie hatte die ganze Zeit hinter mir gestanden.
"Brauchst überhaupt nicht so zu brüllen. Komm' hoch, Charlie. Das war nur n' Klacks." Sie hielt Charlie die Hand hin, die nahm sie und schwupps, standen die beiden nebeneinander und lächelten sich an. Ich atmete auf.
"Hat's Spaß gemacht, Charlie?" fragte Frau P. und blickte Charlie freundlichst an. Charlie war schon fast wieder die Alte.
"Ja, besonders am Schluß, der Galopp." Kurz sah sie zu Boden, blickte dann aber gleich wieder strahlend auf mich. Vielleicht hat sie auch nur ein bisschen gestrahlt. Aber ich war sehr glücklich und stahlte in jedem Fall.
"Eigentlich möchte ich auch mal reiten." hörte ich mich sagen und meinte das auch wirklich so.
"Na, dann mal los!" meinte Katie. Alle grinsten.
"Na, toll. Glaubt hier keiner, dass ich das kann?" beschwerte ich mich.
"Wer soll denn die Longe halten?" fragte Charlie's Mutter zwinkernd. Ich sah zu Boden und wurde natürlich auch

noch rot. Manchmal frage ich mich wieso ich eigentlich immer nur rot werde. Ich guckte wieder hoch und schüchtern in Charlie's Augen. Die sah mich genauso warm an, wie es vor fünf Minuten die Mutter getan hatte, und damit war ich glücklich.
"Ich bringe dann mal das Pferd weg." sagte ich schon im Gehen. Katie prustete.
"Mach Dir mal die Hose sau-ber." schickte Katie mir noch hinterher. Ich klopfte mich ab, und dann waren wirklich alle endgültig wieder guter Laune. Auch Charlie sah an sich herunter und tat es mir gleich.
Wie nicht anders zu erwarten war, bewegte sich das Pferd nicht von der Stelle. Katie fasste sich an den Kopf und sagte zu Charlie: "Zeig ihm das schon mal!". Mit einem kurzen Blick zu ihrer Mutter, die sich aber schon wieder mit irgendetwas an Katie wandte, kam sie lächelnd zu mir bzw. dem Pferd.
"Ich nehm die eine Seite, Du die andere. O.K.?" sagte sie mit beruhigender Bestimmtheit an. "Mach's einfach nach."
So gingen wir gemeinsam, quasi Hand in Hand mit einem Pferdekopf dazwischen, zur Box. Ich sagte nichts. Mir fiel auch nichts ein.
"Wie lange bist Du eigentlich schon hier?" fiepste sie sehr mutig. Jedenfalls viel mutiger als ich.
"So zehn Tage." antwortete ich wahrheitsgemäß. Wir waren in der Box angekommen. Sie nahm sich eine Bürste und striegelte das Pferd. Es war auf einmal, als wären wir ganz allein auf der Welt.
"Das müsste ich doch eigentlich auch können können, oder?" stammelte ich mit einem unsicheren Grinsen.

Sie sagte: "Stimmt eigentlich!", und gab mir mit einem Lächeln eine Bürste. So stand sie vor mir, mit der Bürste in der Hand und ich dachte nur daran, sie ganz vorsichtig zu umarmen, als sei sie aus Porzellan. Sie blieb auch wirklich stehen und machte nicht gleich weiter.
Ich hatte Glück, mir fiel was ein: "Wenn ich reite, nimmst Du dann die Longe?"
Diesmal wurde sie ein bisschen rot, senkte ihren Blick etwas und nickte.
Ich sagte: "Echt..?" und strahlte sie ergeben an. Sie sah mich ganz offen an, sagte nichts und einen Moment lang sah ich sie in einem Traumbild in meine Arme fallen.
"Seit ihr hier bald mal fertig, oder was?" Katie, das konnte nur Katie sein. Wie waren erschreckt, rasselten zusammen. Ich hatte ihr Haar im Mund, konnte sie riechen. Wir sahen uns an. Sie blickte zu mir auf, ich zu ihr herunter. Sie kippte
"Fall nicht", rief ich, und fasste sie um die Taille. Ich hielt sie über dem Boden, ganz in meinen Armen.
"So So", sagte Katie und stemmte die Arme in die Hüfte.
"Nein, es ist überhaupt nicht so, wie Du denkst!" quietschte Charlie.
"Aha...!", grinste Katie.
"Nein, wirklich nicht." ich war völlig aus der Fassung. "Wir haben nur gestriegelt."
"Ge-strie-gelt...? Na dann ist ja gut." frotzelte Katie. Ich hatte Charlie immer noch im Arm. Die kicherte jetzt, und gab mir einen ganz schnellen Kuß auf die Wange. Da wäre ich dann doch fast hingefallen. Charlie kreischte. Katie kicherte, und ich machte: "Ooh...!!"

Schnell flüsterte Charlie zu Katie: "Sag bloß nichts meiner Mut-ter!"
"Das würde mir wahrscheinlich auch gerade einfallen..,ts." entrüstete sich Katie. Ich brachte es zu Wege, Charlie wirklich in die Arme zu nehmen. Ganz kurz spürte ich ihre ganze Zartheit, dann ließ ich sie los. Sie sah mich glücklich an.
Sie fuhren ab. Ich hatte mich noch kurz aber herzlich bei Frau Pfundmayr verabschiedet, und jetzt standen Katie und ich uns allein gegenüber. Ich machte Anstalten, meine Cousine in die Arme zu nehmen. Die wehrte sich und meinte, das sie doch nicht Charlie sei. Ich grinste sie wie ein Honigkuchenpferd an und meinte, das das aber sehr schön wär, gerade jetzt. Ich war so ziemlich der glücklichste Mann auf der Welt, denn das Charlie nicht alle Tage einen Mann aus freien Stücken küsst, war mir sonnenklar. Katie meinte, das sie sich Charlie ja nun überhaupt nicht so vorgestellt haben. Die sei echt o.k..
Mir war sehr nach Feiern zu Mute, aber Katie hatte leider noch Verpflichtungen. So konnte ich nur nach hause fahren und träumen.

III.

Kaum das ich die Haustür öffnete, erfuhr ich, dass meine Eltern sich gemeldet hatten. Ich hatte nicht gesagt welche Reise ich antreten wollte, und sie hatten es auch gar nicht merken sollen. Ich sollte zurückrufen. Einerseits schämte ich mich dafür, so sang- und und klanglos verschwunden

zu sein und wollte es am liebsten lassen. Andererseits erlebte ich ein neues Gefühl. Ich begann mich angenehm eingebunden zu fühlen, und damit, dass meine Eltern nach mir suchten, nichts anderes tat der Anruf ja kund, hatte ich auch, wie alle anderen, einen Background, eine Familie. Damit wurde ich den Menschen, zu denen ich gehören wollte, ähnlicher. Es war wie eine Erleichterung. Aber andererseits: Was sollte ich sagen, wie eine plausible Antwort auf die zwangsläufig anstehenden Fragen meiner Eltern geben? Keinen Moment vergaß ich Charlie, und was gerade Schönes passiert war. Was ich meinen Eltern zu sagen hatte, durfte dieses Erlebnis nicht beschmutzen. Es mußte wahr sein - oder wahr werden.
Zur Zeit konnte ich nichts anderes sagen, als das ich ausspänne. Ja,... und mir fiel ein, das ich ja noch eine Facharbeiterausbildung an der Fachhochschule vorweisen konnte. Ich hätte jetzt eigentlich mein Hauptpraktikum absolvieren sollen. Mir fiel eine Möglichkeit ein. Im Geiste ging ich die Auflagen dieses Praktikums durch. Ich fand heraus, dass die Möglichkeit bestand, 12 Wochen zu sparen. Ich wusste, an unserer Fachhochschule wurde viel auf Auftreten geachtet. Die meisten kamen deswegen mit den Damen im Sekretariat nicht zurecht. Nicht wenige scheiterten in diesem Studium. Das Sekretariat wirkte da mit. Wenn ich aber überhaupt irgendwo zurecht kam, dann war das mit Damen mittleren Alters und darüber. Mit Männeren, die was zu sagen hatten, kam ich auch immer gut zurecht - was mir aber im Alltäglichen nicht half. Unsere Sekretärinnen, so hatte ich mir ausgemalt, waren wie ein Prüfstein, an dem jeder Student vorbei musste. Der

eine mit Fleiß, der andere mit Persönlichkeit, und, na ja, ich eben mit Charme. Ich machte das nicht mit Absicht. Es ging mir eben so, dass ich in dem rauhen Alltag an der FH immer froh war, mal bei den Damen zu sein. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, das sie mir was Böses tun könnten. Und deswegen, so scheint es, taten sie es auch nicht. Die Möglichkeit, aus meiner Lehrzeit etwas für das Hauptpraktikum anerkennen zu lassen, gab es durchaus, wenn es auch gewagt war, denn im Hauptpraktikum soll schon ingenieurmäßiges Denken gezeigt werden. Das kann man aus einem Lehrbrief eigentlich nicht bescheinigen. Sicher, nicht wenige knüpften in dem Praktikum schon Kontakte zu zukünftigen Arbeitgeber. Mir war aber das Glück vergönnt gewesen, durch besondere Fähigkeiten in der Konstruktion aufzufallen. Gerne diskutierte der Assistent des Professors mit mir die Probleme unserer Aufgabenstellungen. Sehr bald rekrutierte er mich in die Maschinenfabrik, der er angehörte. Ich arbeitete dort als Werksstudent in den Semesterferien. Neid von allen Seiten blieb da nicht aus. Und dem hatte ich nicht standgehalten, hatte das alles riskiert, als ich abgehauen bin.

Doch ich war glücklich, hier zu sein. Ich spürte, wie meine Kräfte zurückkehrten und besonders meine Ausgeglichenheit. Die hatte ich vermißt, seit dieser Geschichte mit meiner ersten Freundin. Damals war ich siebzehn. Jetzt war ich dreiundzwanzig. Während meiner Sonderstellung im Vorstudium, das ich ja abgeschlossen hatte, und auch des Jahres im zweiten Bildungsweg zur Fachhochschulreife, war mir klar gewesen, dass nie

Persönlichkeit der Grund meiner Förderung war, sondern immer nur meine Leistungen. Es war sehr kalt um mich herum gewesen, und der Grund dafür war mein verletztes Ich, dass ich jeden Tag spürte, das mich nachts quälte, und mir nur Ruhe ließ, wenn ich auf ein Leben hinarbeitete, wie ich es zusammen mit ihr, meiner Ersten, in Zukunft führen wollte. Ein Wahnsinn, denn nichts deutete darauf hin, das ich sie je wiedersehen würde - ich hatte ja alle Kontakte, die mich an sie erinnerten, abgebrochen. Schon mit fünfzehn, als sie mir das erste Mal von einem Freund ausgespannt worden war, war ich zwei Monate später vom Gymnasium zur Realschule gegangen. Ich fühlte mich auf einmal den anderen sozial unterlegen. Für mich stand damals fest, ich will Maschinenbauingenieur werden. Ich machte mir klar, es sei günstiger von der Realschule aus über eine Lehre und den zweiten Bildungsweg zum Fachhochschulingenieur zu werden - wegen des Praxisbezuges. Ich nahm keine Rücksicht auf mein Wesen, hatte es längst zur Anpassung an meine Freunde abgelegt. Ich wurde Maschinenschlosser. Gut, als Kind hat sich gezeigt, das ich mit technischem Spielzeug intelligent umgehen konnte, doch ist die Rationalität nicht der ganze Mensch. Hier in diesem kleinen Nest in Bayern wurde mir das klar, und ich wusste endlich, wovor ich davongelaufen war: Vor dem Roboter, zu dem ich mich gemacht hatte, als den man mich sah und auf dessen angestammten Platz ich mich nicht stellen lassen wollte.
Wie sollte ich das meinen Eltern erklären? Mein Vater ist Wohnungswirt, ein `Zugezogener', um seine Anerkennung kämpfend. Meine Mutter folgt ihm zwar nicht blind, aber

sie folgt. Ich hatte nie mit meinen Eltern über meine Nöte gesprochen. Nie. Wenn doch, muß es sehr, sehr lange zurückliegen. Sie mussten mir einfach glauben, so wie sie einfach gefolgt sind, als ich darum bat, zur Realschule zu gehen. Sie gingen einfach hin und unternahmen die Ummeldung. Meinem Vater war es nie wirklich Recht gewesen, das ich ein `Oberschüler' werden sollte. Meine Grundschullehrerin hat ihn dazu überredet. Ich hatte wie viele gerade in der Orientierungsstufe ein Problemchen hier und eins da. Irgendwann brauchte ich auch Nachhilfe in Latein. Dennoch gab es Schüler, die haben es mit schlechteren Noten zum Abitur gebracht. Ich aber wuchs wild. Das Gefühl, am falschen Platz zu stehen, schlich sich ein, als ich den Halt meiner Eltern gebraucht hätte - und das haben sie nicht bemerkt.
Wie könnte ich mich jetzt und einfach so versöhnen? Ich war ja nie böse auf sie gewesen. Ich kam zu der Überzeugung, es wie immer zu machen. Ich erzählte souverän, was ich vorhatte, gab zu bedenken, was ich schon erreicht hatte und erkundigte mich nach dem Wetter. Vielleicht hätte ich bemerken sollen, dass es meiner Mutter eigentlich mehr darum ging, ob ich wohlauf war, doch mir kam es vor, als solle ich mich um sie kümmern. Ich ging hinauf in Katies Zimmer und war verwirrt und traurig. Ich hatte mich nicht ansatzweise getraut, von Charlie zu erzählen - mir war, als hätte ich nur Katie dazu, mich zu offenbaren, und das im Grunde auch nur halb. Ich erlebte mein Wesen so aussichtslos verkorkst. Wie sollte ich so überhaupt vor Charlie hintreten. Ich - eine Wurst!

Es musste gut werden. Es musste einfach gut werden. Ich wusste nicht, wie ich mir helfen sollte. Ich hatte immer nur auf Anpassung und Leistung gemacht, seit ich neun war. Das war doch zu früh, überlegte ich mir. Das hält doch keiner aus. Kann mich nicht mal jemand in die Arme nehmen?! Charlie vielleicht??!
Ich hatte diesen Abend alle links liegen gelassen. Katie tippte sich schon an die Stirn. Ich verbrachte den Abend vor dem Fernseher bis alle im Bett waren. Dann ging ich endlich in mein Zimmer, dass eigentlich das Büro der Tante war, und warf mich aufs Bett. Ich lag da, schaffte es noch, das Licht zu löschen und war verzweifelt. Ich wusste doch genau, keine Strategie, die ich durchgezogen hatte, war erfolgreich gewesen. Ich hätte gern geweint. Ein Kloß saß mir schon im Hals. Das weinen war seit Jahren blockiert. Ich riß mir Hose und Pullover vom Körper und lag still mit angezogenen Beinen auf der Seite. Ich war völlig mutlos. In Gedanken flüchtete ich mich in den Moment, als Charlie in meinen Armen gelegen hatte. Es zog in meinem Bauch. Ich machte das Kissen zu Charlie, erinnerte mich an ihr Haar, wie es schmeckte, als ich es im Mund hatte. Leicht hatte ich sie halten können. Allein die Vorstellung war ermutigend. Wiederholt sah ich ihren schönen Mund auf mich zukommen und mir den kleinen Kuß auf die Wange geben. Sie hatte eine großen Mund mit schönen Lippen. Vertieft stellte ich mir vor, ihren Nacken zu streicheln. Sie würde ihre Stirn auf meine Schulter sinken lassen. Ich drückte sie an mich. Nein, es war das Kissen. In meinem Magen zog es schmerzhaft. Ich wollte an ihrer Seite liegen. Sie sollte mein Gesicht streicheln. Ich

wollte bei ihr einschlafen, während sie über mich wacht. Da lief die erste Träne. Ich wischte sie ab, fuhr mir über den Mund. Sie schmeckte salzig. Ich wollte Charlie im Arm haben, sie drücken. Ich suchte ihren Mund, der sich in meiner Phantasie öffnete, sobald meine Lippen ihn berührten. Er sollte feucht sein, und schmecken wie meine Träne. Ich stellte mir vor, sie wüde auch weinen, doch es blieb trocken. Es war ein Kissen. Es konnte nicht weinen. Schmerzhaft zog es durch meinen Körper. Ich wandt mich, und da passierte es. Ich schluchzte und weinte. Ich hatte völlig vergessen, wie das war.
Hilflos riss ich an dem Kissen herum. Es gab kein Entrinnen - ich war allein. Ich weinte, ja heulte, und nichts änderte sich dadurch. Mit dieser Feststellung fiel mir ein, wie ich als kleiner Junge wegen irgend etwas heulend ins Haus zu meiner Mutter gelaufen kam. Die war hilflos gewesen, ja hatte sogar Angst bekommen, ich würde Schaden nehmen. Ich heulte wie verrückt, doch meine Mutter rief irgendwann, selbst heulend: "Hör auf! Hör auf! Was ist denn?! Was hast Du denn?!" Sie fasste mich an, und schüttelte mich. Nicht sehr, nur leicht. Ich sah sie an, sah ihre Angst, und schluckte, hörte auf. "Nun beruhig Dich erstmal." sagte sie beschwichtigend, und führte mich zu meinem Bett. Dort lag ich dann, und sah zur Decke.
Jetzt aber flennte ich. Es war mir egal, ob es etwas brachte, oder nicht. Ich wusste auch schon gar nicht mehr warum, als die Tür aufging, und mein Onkel hereinkam. Ich muss völlig verheult ausgesehen haben. Durch meine Tränen sah ich zu ihm hoch, und er setzte sich zu mir auf`s Bett.

"So schlimm?" sagte er, und ich schluchzte auf und vergrub mein Gesicht im nassen Kissen. Er saß nur da. Saß einfach da, wie ein uralter, sturmgeprüfter Baum. Ich sah wieder hoch. Sah ihn an.
"Ich konnte nicht schlafen, da hab` ich Dich gehört." sagte er, als wäre alles in Ordnung. Meine Lippen bebten. Ich war so klein. Eigentlich hätte ich auf seinen Schoß gehört.
"Willst Du mir erzählen, was passiert ist?" Tränen schossen mir in die Augen. Ich wusste nicht wohin. Ich setzte mich trotzdem auf und senkte den Kopf, während ich schluchzte und zitterte. Ich verbarg mein Gesicht in den Händen.
"Das.... kann man ...nicht so einfach sagen..." brachte ich heraus. Mein Onkel versuchte mir den Arm auf die Schulter zu legen. Ich sackte wieder zusammen, schluchzte und heulte schon wieder.
"Mach Dich mal ein bisschen gerade." bestimmte er jetzt. Ich blickte ihn etwas unsicher an, aber schon merklich gefasster. Ich setzte mich aufrecht hin, und sah ihn erwartungsvoll an.
"Wenn so ein junger Mann wie Du hier nachts um zwei unangemeldet, durchgefroren und total erschöpft auftaucht und anschließend nur wenig redet, ist meistens etwas los, und ich bin froh, dass ich doch noch mal was von Dir zu sehen bekomme. Normalerweise versteckst Du Dich ja." Da schossen mir schon wieder die Tränen ins Gesicht, und ich wollte es in den Händen vergraben.
Er hielt mich davor zurück: "Das macht nichts, wenn Du weinst. Was glaubst Du wieviel ich geweint habe, bis ich dann endlich mal Karin kennengelernt habe? Ist Dir mal

aufgefallen, wieviel jünger sie ist, als ich? Kannst Du Dir vorstellen, wie lange ich allein war?" Ich sah ihn groß an. Nie hatte ich wirklich darüber nachgedacht, dass alte Männer auch mal junge Männer waren. Das sie wissen mussten, was mich bewegt. Ja, das sie es mir vielleicht sogar ansahen.
"Ich hol' Dir jetzt ein Glas Wasser, und dann schläfst Du. Wenn Du rauchen willst...", er dachte nach. Zog ein wenig den Kopf ein, dann fasste er sich ans Kinn.
"Komm morgen in die Reithalle, so um zwei, aber schlaf' Dich gut aus." Um die Uhrzeit wollte ich sowieso da sein. Ganz klar, warum. Er ahnte was, schien mir.
Ich lag hellwach im Bett. Hatte mich noch umgezogen und gewaschen und entnahm dem Erlebten Gutes. Doch warum sollte ich gut ausgeschlafen sein? Heiß fiel mir ein , was Katie gesagt hatte. Herr Pfundmayr war so mehr oder weniger der Boss von Karin, meiner Tante. Würde ich mit Charlie etwas anfangen, so trüge ich große Verantwortung. Im Grunde mehr, als ich je getragen hatte. Ob Herr P. morgen da sein würde? Herr P. und ich. Ein Mammut und ein Fischkopp. Ich setzte meine Hoffnung in meinen Onkel. Er hatte mitgehört, wie ich mit meinen Eltern telefoniert hatte. Eigentlich hatte ich ja etwas vorzuweisen, und darum ging es doch Herrn Pfundmayr bestimmt. Ich versuchte an nichts zu denken um Schlaf zu finden.
Es war ein Wunder geschehen. Ich konnte wieder an Charlie denken, ohne mir wie ein Nichts vorzukommen. Und das tat ich jetzt auch. Ich stellte sie mir vor, und sie erschien mir wie eine Süßigkeit. Ich fühlte Blut durch meine Adern strömen. Ich war erfrischt, wenngleich ich

erschöpft war. Entspannung machte sich in Kopf und Muskeln breit und dann war ich weg.

IV.

Ich hatte bis zehn geschlafen und war nun allein im Haus. Nur langsam wachte ich auf. Was war eigentlich los gewesen? Es war so viel. Zu Hause hatte ich nichts gehabt, nur rationale Dinge ohne jeden wirklichen Bezug zu mir. Irgendeine Wahnvorstellung von der Wiederankunft eines Wesens, dass mir nur weh getan hatte. Jetzt aber, innerhalb einer Zeit die eher in Stunden als Tagen, Wochen oder gar Jahren auszudrücken gewesen wäre, mehr als in der ganzen Zeit, seit die Welt für mich zusammengebrochen war, erlebte ich sozusagen die Renessaince meiner Selbst. Im kurzen Anriss liefen die letzten sechs Jahre vor meinem geistigen Auge ab.
Ich hatte mich nicht ganz auf die verrückte Hoffnung versteift, meine Erste käme zurück, und sah mich auch um. Vielleicht waren es auch nur meine Hormone, die mir dieses Verhalten diktiert hatten. Oft hatte ich Mädchen attraktiv gefunden, doch ich konnte sie nicht ansprechen. Nach langer Zeit stiller Verehrung kam es zu einem kurzen Dialog. Es war längst klar geworden, dass ich mich in sie verguckt hatte. Ich kann mich nur daran erinnern, sie gefragt zu haben, ob ich denn jemals wieder eine Freundin haben würde. Wahrscheinlich sogar noch als Auftakt des ersten und wie sich später herausstellte einzigen Gesprächs, dass ich je geführt hatte. Sie antwortete nur,

ich weiß es noch genau: "Wenn Du Dich nicht änderst, wohl kaum."
Als ich so am Frühstückstisch saß, wurde mir klar, dass ich die Gemeinheit, die dahintersteckte, bis zu jenem Tag nie wirklich realisiert hatte. Doch auch ohne die Realisation schienen mir die Mädchen, ja Frauen, danach gemeiner geworden zu sein. Und immer mehr verlor ich die Hoffnung, es gäbe auch noch eine, die lieb wäre, und die mich mag, so wie ich bin.
Mir kam die Vorstellung, Charlie säße bei mir, und es wäre ganz still und ruhig. Ein Lächeln, ein Lachen, die Sonne scheint herein, Autos fahren vorbei. Vielleicht ein leises Radio und kleine, bunte Blumen auf dem Tisch. Ich war bestimmt nicht altmodisch, aber ich sah auch eine Tischdecke, modisch zwar, aber eine Tischdecke - keine Sets - und mir war wohl dabei. Ich war mir ganz und gar nicht sicher, ob ein achtzehnjähriges Mädchen an so etwas denken könnte, aber, so sagte ich mir, kann es auch gut sein, dass dieses idyllische Bild eher Ausdruck meiner Erschöpfung war, die ich nach langer Zeit qualvoller Verzweiflung mich endlich getraute, zu fühlen.
Ich versuchte zu errechnen, welches Temperament Charlie entwickeln würde, gäbe man ihr alle Freiheit, und ich versuchte herauszufinden, wo ich stünde, verließen mich die Gespenster der Vergangenheit. Wenn auf beiden Seiten die Veränderung nicht ganz so abrupt ginge, spekulierte ich, und wenn wir viel Zeit miteinander verbrächten, müsste es möglich sein, ohne dass ich mich für sie überschlüge und ohne dass sie sich mit mir langweilt, ein sehr schönes Leben zu beginnen.

Weiter ging es eigentlich nicht mit der Verantwortung, die ich zu tragen überschaute. ´Arbeit gehört bestimmt auch zum schönen Leben´, witzelte ich mit mir selber und sah zur Uhr - das Thema machte mich unruhig. Halb zwei - Charlie würde gleich kommen. Katie war direkt nach der Schule zur Reithalle gefahren. Ich war natürlich auch mit eingeplant. Mein Onkel hatte es auch schon mitbekommen. Warum sollte ich also erst um zwei kommen? Hörte sich nach Antreten an. Schon die ganze Zeit war mir Herr Pfundmayr immer wieder am Rande im Kopf herumgegeistert. Jetzt war er aber wirklich da. Ich war überhaupt noch nicht richtig da. Was sollte ich machen? Ich musste doch für den Fall der Fälle wenigstens voll da sein. Mein Onkel hatte gesagt: Ausgeschlafen! Doch er hatte nicht gesagt, wieso. Hatte ich zu verheult ausgesehen? Wollte er sich etwas offenhalten? Mir fiel nichts Besseres ein, als noch einige Runden mit meinem Motorrad zu drehen. Ich zog mich schnell an. Helm auf, angeworfen. Kein Widerspruch, wie immer.

Als erstes fuhr ich mal am Reitstall vorbei, und tatsächlich, kein kleines, beiges Auto, sondern das große, nachtblaue Monster. Jetzt wusste ich Bescheid. Ich fuhr in beherrschtem Tempo die Landstraße entlang, sammelte mich, dachte mir Fragen aus, die mir gestellt werden könnten.

Wenn zwei Menschen sich begegnen, so dachte ich mir, wollen sie wahrscheinlich immer wissen, wen sie da eigentlich vor sich haben. Und mehr als anderswo zählt in Bayern wohl das Berufliche, und bei Herrn P. sowieso. Ich hatte das berufliche ja gestern schon durchgespielt, und

dabei herausgefunden, dass ich gute Fakten vorweisen, notfalls sogar belegen konnte. Meine Einschätzung war, dass es bis auf die Verwandtschaftsfrage auch nicht zu Weiterem kommen würde. Auch würde eine solche Vorstellung wohl nur kurz sein, wenn man nicht irgendwelchen Blödsinn einbringt. Es ging also bloß um zwei, drei Sätze, die man plausibel vorzubringen hatte. Die dachte ich mir jetzt aus.
Es war zwei. Mein Gefährt wackelte und knirschte im Kies des Parkplatzes. Sie war keine gute Visitenkarte, repräsentierte sie doch Individualität. Nur selten, schien es mir, ist Individualität beim Arbeitgeber gefragt. Wie soll man mit Individualität Karriere machen? Hat das nicht was mit Unberechenbarkeit zu tun. Aha, das war es - die Berechenbarkeit! Berechenbar wirkt, wer unkompliziert redet und Erwartungen entspricht. Ich nahm es mir vor.
Ich stellte die Maschine ab und drehte mich um. Gerade ging die Tür auf. Herr Pfundmayr kam heraus. Ich nahm gerade meinen Helm ab. Unsere Blicke begegneten sich. Mein Onkel folgte.
"Hallo Martin! Immer auf die Minute pünktlich! Oder ist es schon ein, zwei d`rüber??" Er hatte ja recht. Fünf Minuten vorher wäre wohl auch o.k. gewesen. Ich sah etwas zu Boden.
"Tut mir leid....", sagte ich betroffen mehr zu Herrn Pfundmayr als zu meinem Onkel, der Ewald heißt und ging auf die beiden zu.
"Martin, das ist Herr Pfundmayr."
"´Tag, Herr Pfundmayr!", sagte ich freundlich zu Herrn Pfundmayr und hielt ihm die Hand hin.

"Guten Tag Martin." sagte Herr Pfundmayr in ruhigem Ton zu mir, wobei er mich durchdringend ansah.
"Tja, Martin. Du hattest mir ja erzählt, dass Du noch den übrigen Teil deines Hauptpraktikums erledigen wolltest. Herr Pfundmayr würde Dir gerne helfen, wenn es möglich ist. Erzähl doch mal, was Du machst."
Ich war baff. Ich war ausgezogen, um Afrika und den Rest der Welt zu erkunden, und jetzt stand ich hier in einem bayrischen Nest, war bis über beide Ohren verliebt und fing auch noch an, ordentlich zu werden. Eigentlich war Ewald wirklich ein Schatz. Es war die wohl fürs Erste die genialste Lösung all´ meiner Sorgen, die man sich nur hätte aussdenken können. Erstens stand Herr Pfundmayr ja in Ewalds Schuld - guter Schachzug. Zweitens konnte mich Herr Pfundmayr kennenlernen mit Unterstützung von meinem Onkel und über meine Arbeitsleistung. Alles in Anbetracht seiner himmlischen Tochter. Arbeitsleistung und Karriereeignung konnten direkt gecheckt werden. Und Drittens hatte ich einen Grund hier zu bleiben - sehr wichtig, da ich Charlie sehen wollte. Und wahrscheinlich könnte ich auch noch bei meinem Onkel wohnen. Vielleicht gabs sogar noch etwas Geld – im Hauptpraktikum nicht unüblich. Ewald übernahm sehr viel Veranwortung, und als Ergebnis würde ich wieder in geregelten Verhältnissen leben. Der ungeordnete Ausbruch hätte dann nur ungefähr einen Monat gedauert.
Die Perspektive war für mich überwältigend, und ich verlor jede Unsicherheit; ich wusste ja, Herr P. würde es mindestens tun, weil er in Ewalds Schuld steht. Natürlich wären mir andere Gründe auch lieb. Ich sagte also um

zehn Zentimeter gewachsen, und die hatte ich vor Herrn Pfundmayr auch bitter nötig, gerade in Herrn P.'s Augen:
"Das wäre wirklich toll, Herr Pfundmayr. Es ist zur Zeit überall schwierig, als Maschinenbaustudent einen Praktikumsplatz zu finden. Ich arbeite zwar als Werksstudent bei einer Firma in Kiel, aber ich wollte dorthin, wo der Maschinenbau wirklich floriert. Mein Arbeitgeber schätzt diese Initiative auch sehr. In zwei Jahren werde ich Maschinenbauingenieur sein. Ohne andernorts Erfahrungen gesammelt zu haben, kann ich zu Hause nicht wirklich etwas erreichen. Deswegen bin ich schon mal hier." Mein Onkel hat mich angeguckt wie ein Auto. Damit hat er nicht gerechnet. Auch Herr P. war irgendwie kleiner geworden.
"Mensch so schaust' net aus Martin! Ich kann Dir zwar nichts versprechen, aber ich will sehen, was ich tun kann. Maschinenbau is net mei Sach. Was brauchst denn so?" Er sah auf einmal sehr freundlich aus. Richtig nett. Damit hatte ich wiederum nicht gerechnet. Das mussten die Nachwirkungen der Nacht sein.
"Zum einen muß ich mich 4 Wochen im betriebswirtschaftlichen Bereich aufhalten. Dann müsste ich noch ingenieurmäßiges Denken zeigen. Dabei geht es weniger um den Zeitraum, sondern eher um ein qualitatives Urteil." kurzes Schweigen. Herr Pfundmayr fasste sich ans Kinn und sah aus, als ob ihm das ganze langsam Spaß macht.
"Wos host da für oan komisches Motorradl, Martin? Host die selbstgestrickt?" und lacht. ´Sehr witzig´, denk ich mir. Wir gehen hin.

"Das ist eine BMW R50/2, Baujahr `53, mit einem 60/7-Motor. Die Telegabel kommt auch daher. Die Hinterradschwinge ist verlängert. Der Kardan verkürzt. Sie läuft ungefähr hundertachzig...."
"Ist ja gut...", sagte mein Onkel.
Herr Pfundmayr fragte: "Und damit bist Du hergefahren?"
"Ja, ohne Probleme.", sagte ich.
"War das nicht etwas hart?", er grinst mich schelmisch an.
"Ja, schon...", sagte ich, "es war kaum auszuhalten."
"Mit der fährst Du wohl nur alleine?", irgendetwas Hoffendes lag in seinem Blick.
"Das würde ich doch niemandem zumuten. Sie ist auch wirklich nur für mich alleine sicher. Ich lasse auch niemanden damit fahren." Er wirkte beruhigt.
"Aber Spaß machts scho, gell?" meinte Herr Pfundmayr.
"Klar!" gab ich grinsend zurück.
"So ist's recht Martin! Ich will sehen, was ich für Dich tun kann."
"Du kannst mir dann ja Bescheid geben, Jupp." sagte mein Onkel zu Herrn P. und sah ihm klar ins Gesicht.
"Du wolltest doch sicher noch zu Katie?" wandte er sich an mich. Ich hätte ihn umarmen können.
"Klar!" Einen Seitenblick auf Herrn Pfundmayr konnte ich mir dabei nicht sparen. "Ich geh' dann mal...und vielen Dank schon mal!" Ich warf meinem Onkel einen dankbaren Blick zu, gab Herrn P., dessen Stirn sich runzelte, die Hand und verschwand.
"Wir sehen uns dann noch, Martin!" schickte mir mein Onkel hinterher.

Es war doch einfach nicht zu glauben! Onkel Ewald war ja wohl der Hammer! Ich musste irgendwo fünf Minuten allein sein, eine Zigarette rauchen und das verkraften, was mir gerade an Schönem passiert war.
Ich stellte mich hinter den Stall. Charlie hatte ich noch nicht gesehen. Ich kannte sie ja auch noch gar nicht so, als das ich ihr hätte erzählen können, was sich in mir bewegte. Gerne hätte ich es getan – meine Freude mit ihr geteilt. Sie war es ja, die diesen Wandel herbeigeführt hat. Ich hätte ihr nicht um den Hals fallen können. Es wäre irgendwie unpassend gewesen. Und so stand ich allein und rauchte. Es war für mich schwer zu ertragen, dass ich sie nicht miteinbeziehen konnte in das, was auf sie aufbaute. Wie sollte ich ihr gegenübertreten? Sollte ich schauspielern? Irgendjemand sein, der ich nicht war? - Nicht schon wieder. Einfach wäre es gewesen. Ich hatte Übung genug darin. Gerade eben, auf dem Parkplatz - es war sehr einfach gewesen. Ich wusste, wie es geht. Und doch - ich war das nicht. Wäre ich nicht allein - ja dann... dann vielleicht. Warum auch nicht? Warum nicht alles einsetzen, was man kann, um zu bekommen, was man will. Aber allein? - Ich hatte Angst, es nicht durchzustehen, durchzuhalten. Welches Bild würde Charlie von mir bekommen? Sie kannte mich ja nicht. Sie würde kennenlernen, was ich schauspielerte, nicht mehr. Vielleicht würde es ihr gefallen. Aber was würde sie dazu sagen, wenn sie mich näher kennenlernte? Was, wenn ihr das Geschauspielerte nicht gefallen würde? Ich wusste, ich würde mich gut fühlen, wenn ich wäre, wie ich war. Wenn

sie mich dann mag, ist es gut. Wenn nicht, dann würden wir nicht zusammen passen - auch gut.
Die Zigarette ging zuende. Ich musste mich entscheiden. Katie und Charlie kamen zu Pferd um die Ecke, und sahen mich.
"Hallo!", rief Katie hoch zu Roß zu mir herunter, "Papa sucht Dich schon! Irgendwas wegen einem Praktikum." Ich war ziemlich verdattert. Gerade noch dabei, ein kompliziertes Programm für mich zu entwerfen, werde ich vom Leben, vom Zufall, eingeholt. Ich hätte mich fast bedankt.
"Ja, äh....wo ist er denn?" stammelte ich, und sah Charlie an. Die lächelte mild zu mir herunter und sagte ohne jede Scheu oder Unsicherheit:
"Wir haben ihn an der Treppe zum Büro getroffen." Ich war platt. Mir war, als hätte ich sie zum ersten Mal wirklich Reden gehört. So ganz einfach, zu mir. Sie war aber noch nicht fertig: "Was für ein Praktikum denn? Ich dachte Du machst Urlaub." Ich wand mich heraus:
"Das ist noch gar nicht richtig fest. Sozusagen ganz neu....", und sie sah mit großen Augen an. "Bist Du, äh....seid ihr noch da, nachher?", fragte ich nicht besonders sicher. Katie schaltete sich wieder ein:
"Ja, wir wollen heute Spa-zie-ren-reiten...". Da wäre ich ja gern mitgekommen. Ich sah zu Boden.
"Heh, was ist mit Dir?" fragte Katie.
"Ich wollte doch auch noch mal reiten!" sagte ich.
"Ach so, das..." gab Katie zurück, "Geht ja auch nachher noch....Obwohl...da ist zuviel los." Sie verlor die Geduld: "Also wir wollen jetzt los! Bis später!"

"Bis später." sagte ich, und Charlie lächelte mich auch noch mal an, und ich lächelte zurück.
Ich war wirklich froh darüber, schon mal einen authentischen Anfang gefunden zu haben, ohne selbst aktiv zu werden. Nichts war geschauspielert. Ich bekam etwas Mut. Wirklichen Mut. Nicht irgendeinen aufgesetzten oder eingeredeten. Wirklich Mut. Nicht viel zwar, aber immerhin mehr als vorher, als ich mich ganz allein davor sah. Es hatte alles eigentlich nicht gepasst. Vor ein paar Tagen lag ich nur zerrupft auf dem Bett und wusste nicht weiter, und heute sollte ich die Weichen auf Karriere gestellt haben. Ich, der davon doch gar nichts verstand – nur mit der Programmierung im Kopf, nicht umzufallen.

Sechs Jahre zuvor war sie bei mir gewesen. Sie, meine erste Freundin, mit dem schlichten Namen Anja. Ich hatte auf meinem Bett gelegen, bis zur Nasenspitze zugedeckt. Sie hatte drei Tage nichts von sich hören lassen, nachdem sie mir gebeichtet hatte, mit einem anderen Jungen fast geschlafen zu haben. Sie wäre ja auch gar nicht so eine, nur er hätte ihr leid getan. Ich beschloß, ihr eine Lehre zu erteilen und sagte, ich würde mich melden, wenn ich wüsste, ob ich noch mit ihr zusammen sein wollte. Hätte ich gewusst, zu was das führt, ich hätte mir meine Arroganz gespart. Nie hätte ich sie verlassen. So aber waren drei Tage vergangen, und ich rief sie an. Man wusste nicht, wo sie war, nur dass sie auf einer Party gewesen sei, mit meinem Freund. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Später versuchte ich sie wieder zu erreichen,

und verlangte, dass sie zu mir käme. Ich wollte nicht auch noch bei ihr antreten. Sie kam und sagte mir, sie hätte zwei Tage lang durchgeheult und dann habe sich ein Freund gemeldet. Sie hätte ihm leid getan, und er wäre auf einer tollen Party heute abend, mit ganz tollen Leuten, die wir alle nicht kennen. Er hätte ihr geholfen, sie gerettet aus ihrer Verzweiflung wegen mir. Sie wolle nicht mehr zu mir zurück, habe kein Vertrauen mehr zu mir. Ich konnte es nicht fassen und ahnte es schon. Wer denn der Freund gewesen sei? Das wolle sie nicht sagen. Doch dann sagte sie doch noch, dass es mein Freund sei, der acht Jahre lang wie ein Bruder für mich gewesen ist. Sie ging dann, ich blieb liegen. Sie sah noch zu mir, ohne Worte. Dann war sie weg. Ich stand völlig neben mir. Keine Gefühle, nur staubtrockene, dumpfe Empfindungen. "Sag's deiner Mutter!" dachte ich mir. So macht man das doch wohl. Man geht zum engsten Vertrauten, und berichtet, heult sich aus – sowas. Meine Mutter wusste mit mir nichts anzufangen. Sie wusch weiter ab, war unfähig, mich aufzufangen. Steffi meinte, ich sollte mich ablenken. Sie nahm mich im Auto mit. Auf der Fahrt sahen wir Anja. Sie war auf dem Weg zu meinem besten Freund, Bruder. Ich war nicht mehr in der Position, sie ansprechen zu dürfen. Es war aus.

Abends sollte ich einschlafen. Am nächsten Tag waren Schulabschluß-Prüfungen. Ich konnte nicht einschlafen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit diesem staubtrockenen, dumpfen Gefühl im Kopf Prüfungen schreiben sollte. Ich wollte zu Anja, bei ihr sein. Am besten mich bei ihr ausheulen. Doch heulen konnte ich

sowieso schon zehn Jahre nicht mehr. Ich rang um eine Lösung. Abschluß ausfallen lassen? Die Lehrstelle war schon beschafft. Eigentlich wollte ich nicht zur Schule gehen. Ich wollte erstmal Anja verkraften. Und meinen Freund, den Bruder. In zehn Stunden würde ich mit den anderen Prüfungen schreiben. Die anderen waren mir fern. Ich gehörte nicht dazu. Hatte vielleicht nie dazu gehört. Ich bekam Angst. Es musste eine Lösung her, was ich in ein paar Stunden machen würde. Ich hatte Anja schon einmal verloren, vor zwei Jahren. Vielleicht bekomme ich sie ja auch diesmal wieder zurück. Ein drittes mal. Ich rechnete irgendetwas, wie lange es dann wohl halten würde. Ich konnte mit dem Ergebnis leben. Ich sagte mir: `Wenn Du sie dann wieder hast, wirst Du Deine Prüfung haben wollen. Wirst wollen, das Du sie gemacht hast." Daraus machte ich mir einen Spruch, an den ich mich klammerte, ihn aufschrieb und in mein Portemonaie steckte.

Ich machte meine Prüfung Ich hielt mich dran. Und immer, wenn ich später einmal nicht mehr weiter konnte, sah ich mir diesen Spruch an. Und auch jetzt, sechs Jahre später, hatte ich ihn dabei. In meinem Portemonaie. Jederzeit verfügbar, wie eine Parole. Doch ich wollte nicht mehr gehorchen. Der Spruch hat mich zum Sklaven gemacht. Wie ein schwarzer Zauber hat er mir die Seele aus dem Leib gerissen. Verkauft habe ich mich. An die Leistung, die Zukunft, das Geld. Jedes Gefühl hat er mir verboten. Nur Durchhalten war das Rezept, dass mich zu meinem vermeintlichen Glück bringen sollte. Einem

Glück mit einem Mädchen, mittlerweile einer Frau, die mir zweimal das Herz gebrochen hat. Gevierteilt sozusagen.
Ich holte mein Portemonaie heraus, suchte den Zettel. Der Spruch stand noch drauf . Ich konnte ihn jedenfalls noch entzifffern. Ich hielt meine Zigarette dran. Es ging nicht schnell genug. Ich zerknüllte ihn einfach und warf ihn in einen Mülleimer, als ich zu meinem Onkel ins Büro ging.
Mein Onkel machte mich darauf aufmerksam, in welchem Zusammenhang Herr Pfundmayr zur Familie steht, und dass er es sich deswegen sehr wünsche, dass, wenn es denn zu einer Praktikumsvermittlung käme, ich einen guten Eindruck machen solle u ä.. Ich meinerseits gab gleich zu bedenken, es müsse sich sowieso um einen wenigstens technisch angehauchten Betrieb handeln, z.B. Landmaschinenhandel o.ä., und:
"Eins wäre da noch.", sagte ich, "Ich bin nicht ohne Grund von zu Hause abgehauen. Ich war fertig, im Eimer. Ich habe dem besonderen Druck in meiner besonderen Situation nicht standgehalten. Ich fand es wirklich toll von Dir, Dich für mich so einzusetzen, und es ist mir auch sehr recht. Vielen Dank erstmal dafür." Er wollte etwas einwerfen. Ich wehrte ab: "Laß mich mal, bitte. Es wäre wirklich schön, wenn ich nicht gleich voll eingespannt würde. Ich habe Angst, dass mir dasselbe passiert, wie zu Hause: Kritisches Beäugen, Kälte, geschnitten werden. Ich halte schon noch was aus, aber eben nicht die volle Dröhnung. Ich möchte, wenn es geht, nur vormittags arbeiten." Onkel Ewald sah mich an. Sah aus dem Fenster, fasste sich ans Kinn.

"Ich kann Dich schon verstehen, aber wie soll das gehen? Ich bin doch nicht der Weihnachtsmann. Ich habe mich für Dich eingesetzt, weil ich dachte, Du brauchst wieder Boden unter den Füssen. Worum geht s Dir eigentlich? Ich dachte, Du willst Karriere machen. So hat es sich jedenfalls gerade eben noch unten angehört." Ich schwieg und sah aus dem Fenster, wo gerade Charlie und Katie auf ihren Pferden zu sehen waren. Ich traute mich nicht, es meinem Onkel zu sagen. Ich hatte gehofft, er würde es schon ahnen. Ich wollte doch auch nachmittags frei sein für Charlie. Um nicht mit der Wahrheit heraus zu müssen, sagte ich:
"O.K., o.k.. Vergiss, was ich gesagt habe. Ich mache es wie es kommt." Mein Onkel sah noch aus dem Fenster. Er drehte sich zu mir und sah mir mit gefurchter Stirn in die Augen.
"Pass gut auf Dich auf, Martin. Ja?" Ich sah zu Boden, fühlte mich gar nicht wohl. Stand auf und meinte:
"Klar, kein Thema!", nur ob es wirklich überzeugend klang - da war ich mir nicht sicher.
Ich ging. Genaugenommen war alles Mist. Viel zuviel Verantwortung für mich. Meine Gefühle zu Charlie ertranken schon darin. Sollte ich doch wieder einmal Pech gehabt haben? Das ich es nicht schaffe, das alles unter einen Hut zu bekommen? Da wäre einmal Charlie. Zum Zweiten die Arbeit. Und zum Dritten der Druck, die Familie nicht zu beschädigen. Im Grunde ist das ja keine ungewöhnliche Konstellation, nur war ich überhaupt nicht darauf gedrillt, so etwas in meinem Kopf zu organisieren. Mir machte es nur Angst. Und am Ende könnte ich

wahrscheinlich nicht mehr eins von den Dreien zufriedenstellend bewältigen. Sicher, eine Idee ist da, Prioritäten zu setzen. Doch unter welchem Maßstab? Wie wäre es mit dem egoistischen? Sehr einfach: Charlie, Arbeit. Oder dem vernünftigen: Arbeit, Familie, Charlie. Oder dem edlen: Familie, Arbeit, Charlie. Oder dem emotionalen: Charlie! Ich hatte zwar etwas Mut bekommen, aber dass es reichen würde, Kompliziertes zu bewältigen - das konnte ich nicht sagen. Wenn ich es schon fertigbrächte, allein nach dem emotionalen Maßstab selbständig zu handeln - das wäre schon viel. So verunsichert, wie ich jetzt wieder war, sah ich mich aber zu nichts mehr in der Lage. Ich nahm meinen Helm.
Ich muss ziemlich unglücklich ausgesehen haben, als ich Katie und Charlie noch traf. Die striegelten gerade fröhlich ihre Pferde.
"Na, am Striegeln?" versuchte ich mit gedrückter Stimme einen Scherz, der aber nicht verstanden wurde.
"Was ist mit Dir denn los? Bist Du verhauen worden?" fragte Katie freundlich. Charlie sah mich aufmerksam an. Allein das reichte schon, um mich wieder etwas kräftiger zu fühlen.
"Es ist wegen dem Praktikum, weißt Du...", sagte ich zu Katie.
"Was für ein Praktikum überhaupt?" Sie wurde etwas ungeduldig.
"Na wegen meinem Studium. Dein Onkel hatte die Idee, dass ich auch hier weitermachen kann, wenn ich nun schon mal da bin.", und mehr zu Charlie gewandt sagte

ich: "Ich wollte eigentlich wirklich Urlaub machen." und sah zu Boden.
"Steht denn schon alles fest?" fragte Charlie in klarem Ton. Ich blickte sie jetzt offen an:
"Nein, das nicht. Ich finde das mit dem Praktikum ja eigentlich auch ganz toll, aber eben nicht den ganzen Tag." Leicht gerötet fuhr ich fort: "Ich wollte gerne nachmittags frei haben." Ich musste erst mal tief Luft holen.
"Sonst noch Wünsche?" bemerkte Katie schon wieder grinsend. "Na ja, der Osterhase kommt ja auch bald."
"Wie kam es überhaupt dazu?" Charlie stellte die richtigen Fragen. Was sollte ich jetzt sagen? Vielleicht, das ich mir wegen ihr eine Nacht heulend um die Ohren geschlagen hatte?
"Mein Onkel hat sich bei Deinem Vater für mich eingesetzt." Das saß nun aber doch.
"Bei meinem Vater? Der will was für Dich tun??" Charlie war platt.
"Ist das denn so ungewöhnlich?" gab ich zurück.
"Ja....äh, nein..." stotterte Charlie. "Und Du willst jetzt nicht alles nehmen, was er Dir anbietet??"
"Mir wächst ein Horn bei dem Gedanken." verdeutlichte ich meine Meinung. Charlie grinste jetzt etwas.
"Was könnte man da machen....?" sagte sie mehr zu sich. Katies Kopf war nur zwischen Charlie und mir hin und her gegangen. Jetzt meinte sie:
"Weißt was, Martin? Du wirst jetzt reiten!" Charlie lachte über mein dummes Gesicht.
"Aber ich dachte, das geht gar nicht wegen....?" versuchte ich Übles abzuwenden.

"Ach was! Wir machen`s einfach draussen auf der Wiese!" ordnete sie an und Charlie freute sich. Ich fühlte mich schon wieder fast wohl.
Das war doch nicht zu glauben! Nach allem Durchgeschüttele meines Geistes und meiner Seele in den letzten Tagen und der Zeit davor, saß ich nun auch noch auf einem Pferd. Das hatte nichts anderes zu tun, als mich wider besseren Wissens durchzuschütteln. Ich hoppelte wie Sancho Pansa auf seinem Esel, nur dass ich es im Kreise tat. Die Mädchen lachten sich kaputt. Einzig erträglich war diese Schmach dadurch für mich, weil Charlie mich an der Longe hatte. Jeder andere hätte vielleicht gesagt ´auch das noch´, aber mir fing es auf diese Weise auch noch an Spaß zu machen. Katie meinte wohl, ich sitze noch recht sicher im Sattel und gab Galopp an. Ich kam mir vor wie beim Rodeo. Das einzige, womit ich zu tun hatte, war mich fetszuhalten. Auf Eleganz konnte ich dabei wirklich nicht mehr achten. Außerdem stieß ich ständig zum besonderen Vergnügen von Katie unkontrollierte Laute aus. Die klopfte Charlie auf die Schulter und bog sich. Ich brüllte: "Ha-a-a-alt!!" Katie mußte prusten. Auch Charlie war recht vergnügt. Ich rief lauter: "Ha-a-a-alt!!!" Endlich brachte Katie den Gaul zum stehen, indem sie ihn am Halfter festhielt. Als ich Charlie erschöpft anlächelte, kicherte sie genau wie Katie.
"So,", sagte Katie, "jetzt kannst Du mal reiten lernen!"
"Nee, also jetzt habe ich erstmal keine Lust mehr. Vielleicht später." gab ich röchelnd zurück. "Das ist ja wohl der letzte Scheiß!" stieß ich noch mit freundlichem Gesicht aus, und Katie antwortete: "So sah es auch aus!"

"Wie bitte? Ich habe mich doch gehalten!" wehrte ich mich, schon lachend. "Ja, unterm Bauch wäre es wahrscheinlich noch sicherer gewesen!" sagte Katie und Charlie und ich prusteten. "Ich muß jetzt erstmal eine rauchen." gab ich mich geschlagen. "Rauch' Du mal. Wir machen noch ein bisschen weiter. Hast Du Lust, Charlie?" "Was hast Du denn vor?" fragte Charlie. Katie gab keck zurück: "Wirst Du ja sehen!" und Charlie willigte ein.
Noch etwas außer Atem steckte ich mir meine Zigarette an. Ich fühlte mich sehr wohl und dachte bei mir: ´Das laß ich mir nicht entgehen! Ich setz mich nicht in eine Bude und schufte. Ich hab soviel gemacht. Bin nicht nur im Zeitplan sondern habe sogar noch Luft. Nett gemeint vom Onkel, aber entweder das Praktikum passt da rein oder es fällt aus. Dann muß eben eine andere Lösung gefunden werden. Ich laß mich hier nicht treiben wie ein Stück Vieh. Das ist vorbei.´
Charlie wurde von ihrer Mutter abgeholt. Wir standen noch etwas zu viert zusammen. Jeder konnte jedem ins Gesicht sehen. Ich stand zwischen Charlie und ihrer Mutter. Es war sehr nett, besonders Charlies Mutter. Ich wusste gar nicht richtig etwas zu sagen, war voll von den Erlebnissen des Nachmittags, doch ich roch das edle Parfum links neben mir. Nahm die gepflegte Persönlichkeit wahr, die Charlies Mutter ausstrahlte. Wir drei rochen wahrscheinlich nicht so gepflegt, wirkten eher wie ein Rudel Strassenköter, aber das störte mich nicht. Ich gab mich einfach der Wärme hin, die ich von links empfing und wollte sie gern nach rechts weiter geben an

das süsse Geschöpf, dass mir immer vertrauter geworden war.
Wir standen draussen auf dem Feld – ein Glück, so hatte niemand gesehen, wie ich geritten bin – und natürlich musste genau in diesem Augenblick Katie anfangen, davon zu erzählen. Ich hätte in den Boden sinken mögen. Die erzählte also, wie ich, sieben bzw. fünf Jahre älterer Mann mich vor zwei Mädchen outete. Peinlich. Alles lachte noch einmal. Charlie fiel irgendwie gegen meine Schulter und hielt sich an meinem Arm fest, um nicht umzukippen. Das wäre normalerweise die Gelegenheit gewesen, aber nicht in Gegenwart der Mutter. Charlie richtete sich auch etwas erschrocken auf, sah mir aber noch einmal in die Augen. Ich suchte nach meinem tiefsten Blick, den ich ihr zurückwerfen wollte, da merkte ich schon so ein bestimmte Stille, die eingetreten war. Frau Pfundmayr nahm sich sofort der kleinen Pause an, und sagte zu Katie:
"Das waren wirklich sehr hübsche Kunststückchen, die ihr beiden geübt habt." Katie nickte verlegen.
"Ich mache das schon immer." sagte sie. Charlie hatte die kurze Pause über zu Boden gesehen, machte auf mich aber gar keinen unglücklichen Eindruck. Ich sagte im Scherz:
"Ich warte damit noch etwas." Das entspannte die Situation merklich. Währenddessen hatten sich Charlies und meine Hand berührt. Ich wusste nicht, ob es Zufall war, oder ob Charlie das absichtlich gemacht hat. Ich war jedenfalls entflammt. Mir war weich in den Knien und mein Herz schlug schneller. Ich traute mich überhaupt nicht, Charlie anzusehen. Es wurde irgendetwas geredet. Ich bekam es nicht mit. Ich fühlte mich äußerst unsicher,

und mir wäre es lieb gewesen, mich in Charlies Haar zu vergraben, aber das ging ja ncht. Ich hörte irgendetwas von Mathe. Frau Pfundmayr hatte es zu Charlie gesagt.
"Sag doch auch mal was dazu!" quäkte mir Katie entgegen. So was Gemeines! Ich hatte nun wirklich keine Ahnung, wovon geredet wurde. Und ich muß wohl auch danach ausgesehen haben.
"Würdest Du mir in Mathe und Physik helfen?" half mir Charlie auf einmal und ohne Vorwarnung. Das war natürlich meine Chance; auch um aus meinem Desaster herauszukommen.
"Ja, sicher." Ich riss mich zusammen. "Klappt das nicht so gut bei Dir?" fragte ich Charlie. "Es sollte gerne besser sein. Eine zwei wäre gut." sagte sie zu mir. "Und Du machst Abitur, richtig?" fragte ich. "Ja, in zwei Monaten ist Abschluß, und ich möchte in die mündliche Prüfung." antwortete sie.
"Was machst Du denn so, Martin, das Du sofort zusagen kannst?" fragte Charlies Mutter etwas mißtrauisch.
"Ich studiere Maschinenbau. Da ist Mathe eine Grundlage des Studiums." Zack! Endlich mal ein Grund, Maschinenbau studiert zu haben.
"Hm," machte sie, "sag mal Charlie, wie sieht es eigentlich mit Physik aus?" Charlie sah zu Boden. "Das ist mein schlechtestes Fach." "Na gut. Dann musst Du da eben auch noch was machen, Martin. Was nimmst Du so?" fragte sie mich. Besser nicht zu wenig sagen, dachte ich mir.
"Fünfzehn Mark die Stunde. Allerdings glaube ich, drei Stunden Mathe pro Woche und zwei Stunden Physik

müssten schon sein. Es handelt sich immerhin um das Abitur." traute ich mich vorzuschlagen. Frau Pfundmayr fiel etwas ein. "Bist Du denn überhaupt noch so lange hier?" "Ja, klar. Ich fange hier demnächst ein Praktikum an. Ihr Mann will mir helfen einen Praktikumsplatz zu finden." antwortete ich treu. Ihre Augen wurden groß.
"Mein Mann will Dir einen Praktikumsplatz verschaffen?"
"Also wie es dazu kam, müssen sie meinen Onkel fragen. Der hat das arrangiert. Ich freue mich jedenfalls sehr." Eine kleine Lüge zum rechten Zeitpunkt ist manchmal nicht unangebracht. Aber ich saß jetzt jedenfalls in der Falle. Jetzt einfach ein angebotenes Praktikum ausschlagen, nur weil mir die Tagesarbeitszeit nicht passt, würde sicher unangenehme Fragen nach sich ziehen, und die Nachhilfestunden, auf die ich mich doch schon sehr freute, vielleicht unangenehm beeinflussen. Na ja, niemand würde mir diese Art der Inkonsequenz gegenüber meiner Entscheidung, mich nicht mehr treiben zu lassen, übelnehmen. Am wenigsten mein Onkel.
"O.k., Martin. Dann besprich das mit Charlie. Ich denke fünf Stunden sind in Ordnung. Oder hast Du nicht genug Zeit, Charlie?"
"Das passt schon." antwortete diese trocken.
Es war schon ziemlich schön. Charlie und ich vereinbahrten, nach der nächsten Reitstunde Physik zu machen. Wo es sein sollte, war noch nicht klar, aber wenn uns nichts anderes einfiele, gäbe es ja noch einen Aufenthaltsraum in der Reithalle - eine Art Kneipe.
Ich war so glücklich; ich hätte sie an mich drücken können. Ich glaube, sie hat es gemerkt, denn ihre Augen

funkelten mir entgegen. Das Praktikum rückte für mich in weite Ferne – ich hatte nie darum gebeten. Es war immer nur Mittel zum Zweck gewesen.
Charlie war ein sehr sachlicher Mensch, zumindest, in dem was sie sagte, wie sie dachte. Vom Fühlen her strahlte sie ganz etwas anderes aus. Ich mochte das. Man konnte mit ihr wirklich etwas besprechen. Es gab kein ständiges emotionales Hin-und-Her. Da wurde einfach gesagt, was es zu sagen gab, und was Gefühle anging – nun, die musste man eben fühlen. Das war mir nur recht, denn mir machte es immer Schwierigkeiten, meine Gefühle in mein Denken und Handeln einzubauen. Ich ging immer sehr rational vor. An Rationalem konnte ich mich festhalten. Gefühle als wirkliche Tatsachen zu behandeln machte mich unsicher. Charlie war für mich etwas ganz Seltenes. Ein Mensch, und dazu noch eine Frau, und dazu noch eine so anziehende, in dem ich einen Spiegel sah. Ich konnte erleben, wie jemand wie ich wirkt, und ich konnte sehen, wie es jemandem wie mir geht – besser, als ich es bei mir konnte. In so kurzer Zeit war sie für mich kaum noch, eigentlich gar nicht mehr, aus meinem Leben wegzudenken.
Ich glaube, ihr ging es genauso, denn wenn wir uns zufällig berührten war da so etwas Vertrautes, wie ich es noch nie erlebt hatte. Es war nicht nur Vertrauen, es war da auch ein Wunsch nach Nähe. Ich hatte immer mehr das Gefühl, geliebt zu werden. Es war schöner, als das Ziel, nach dem ich die Jahre gegriffen habe, auf das ich gewartet und gehofft hatte. Nie hätte ich geglaubt, so etwas einmal zu erleben - auch wenn wir noch gar nicht zusammen waren.

Das Gefühl zu haben, war schon so erfüllend, dass seine Verwirklichung nicht mehr vordergründig war. Ich wollte nur, dass sie da war - alles andere würde sich ergeben. Wie zwei Boote sich manchmal in einem Strom finden, und seine Passagiere wissen, jedes könnte den anderen auch noch zusätzlich tragen, reist es sich auf einmal viel leichter. Ich hatte auf einmal viel Zeit, Charlie zu erobern. Mich drängte es nicht wie früher, möglichst schnell alles mit einer Frau zu erleben. Nur mit ihr zusammen sein, das wollte ich, und dass ich sie dazu nicht festhalten musste, fühlte ich. Wir hatten uns füreinander entschieden, ohne unter den Vertrag eine Unterschrift zu setzen.

V.

Ich war wieder allein zu hause, und ich machte mir mit dem bisschen, was ich von ihr wusste, Gedanken, wie sie gelebt hat, und was dieses Leben in ihr bewirkt hatte, wenn sie in der Schule unter Hunderten, die irgendwie mehr oder weniger miteinander verstrickt sind, ohne Freunde war. Wenn sie ständig gebildet wurde. Wenn natürlich auch sie schon lange Gedanken an Liebe hatte, aber immer Aussenseiter war. Ich hätte Katie dazu befragen können, aber ich wollte nicht spionieren – vielleicht würde Charlie es mir selbst einmal erzählen. Ich hatte durch meine Erlebnisse Übles erfahren. Doch es ist genauso schlimm, nichts zu erfahren, Zuschauer zu sein. Ich kannte beides. Vielleicht sind es zwei Wege zu dem gleichen Ziel. Eben wie die zwei Boote im Strom, die auf verschiedenen

Wegen zu dem gleichen Punkt kommen, nämlich zu dem, an dem sie sich treffen. Ist der Hintergrund der Erkenntnis auch unterschiedlich, so kann manchmal die Erkenntnis dieselbe sein. Bei Charlie und mir ist es wohl weniger eine Erkenntnis, sondern mehr eine Perspektive. Aus der gleichen Perspektive sehen zwei Menschen dasselbe. Mir war es beileibe nicht mehr wichtig, meinen Horizont durch Beleuchtung ein und derselben Sache aus verschiedenen Perspektiven zu erweitern. Mir lag nur daran, Frieden zu finden nach einer seelischen Odyssee von sechs Jahren Dauer oder, wie es mir oft erschienen war, länger. Mein Erlebnishunger war gestillt – wie ging es Charlie damit? Mein Weg nach Afrika sollte ein Weg in die Sonne sein – gerne die ewige Sonne. Mir ging es nicht um Erlebnisse. Ich wollte nur meinen inneren Frieden. Würde man irgendwo irgendwem erzählen, man sei in Afrika gewesen, so würden die meisten staunen, auch wenn man das bei Neckermann einfach kaufen kann. Darum ging es mir nicht. Frieden, Geborgenheit, Leichtigkeit und offene Augen waren meine Reiseziele, für die ich überallhin gefahren wäre, und die man wohl auch überall findet, denn friedliche Menschen, die in Geborgenheit leben, leicht und mit offenen Augen durchs Leben gehen, gibt es überall und auch mit wenig Geld.

Vor lauter Begeisterung musste ich abends meinem Onkel nochmal bestätigen, dass ich es auch wirklich ernst gemeint hatte, jeden sinnvollen Praktikumsplatz anzunehmen. Der schaute mich zwar etwas schräg an, aber er schien zufrieden zu sein.

Die nächste Reitstunde für Charlie kam – ich war innerlich schon völlig zittrig. Ich hatte Zeit genug gehabt, mir auszumalen, wie wir zusammen am Tisch sitzen sollten und kam zu dem Schluß, dass es in einer Über-Eck Anordnug am reizvollsten wäre. Wir könnten uns dabei am ehesten näher kommen und außerdem - man bedenke: außerdem! – wäre es für den Nachhilfeunterricht am geeignetsten. Leider, so ergaben meine Überlegungen, musste ich rechts von ihr sitzen. Links wäre schöner gewesen, da ich dann in meiner Phantasie um ihren Körper, ihre schmale Taille herumgreifen müsste, um auf ihrem Papier etwas zu zeigen - das wäre dann wohl doch zu auffällig, zu eindeutig gewesen, und hätte den Zweck des Unterfangens für mich bekanntgegeben. Wahrscheinlich wäre ihr das dann peinlich gewesen, und die so glücklich erlangte Harmonie wäre ebenso schnell vorbei, wie es zu ihr gekommen ist.
Ich war nie besonders pünktlich, und sie ritt schon in der Halle. Mit ihrem langen, fast schwarzen Haar sah sie so süß aus wie jedesmal. Und wie jedesmal zog es in meinem Magen bei dem Gedanken, sie für mich zu haben. Katie sah mich kaum noch, ich sie auch nicht. Mittelpunkt war, und das schon eine ganze Zeit, Charlie. Es war bestimmt schön für sie, und ich freute mich, ihre Veränderung wahrzunehmen. Die ersten Minuten, die ich sie vor einer Woche sah, wirkte sie eher kühl, vielleicht abweisend. Die Ausstrahlung ist schlecht zu beschreiben. Jetzt machte sie einen so warmen, offenen Eindruck, als wolle sie der ganzen Welt sagen, dass sie sie liebe. Es war wirklich herrlich, diese schöne, junge Frau so zu erleben, besonders

vor dem Hintergrund, dass ich mir Hoffnungen machte, sie bald in meinen Armen halten zu dürfen. Länger halten zu dürfen als diese halbe Sekunde, die ich sie schon gehalten hatte, viel länger. Ich wollte nicht nur wissen, wie sie sich anfühlt, ich wollte es genießen, und ich wollte ihre Zuneigung fühlen. Nicht in Blicken oder dem Habitus, ich wollte ihre Haut zu mir sprechen lassen, wollte, dass diese mit meiner spricht.
Man sah mich, und ich lief gleich zur Mitte.
"Na, wie immer?" sagte ich zu Katie. Die sah mich an, als wollte sie mir sagen ´Fällt Dir vielleicht mal was Neues ein?´ und gab mir die Longe. Ich stand dann sehr treu da, und hielt meinen Blick auf Charlie gerichtet. Die sah mich an und lächelte. Dann wurde ihr Lächeln immer breiter, und schließlich kicherte sie. Nun kam ich mir doch langsam doof vor. Katie stand hinter mir und legte ihre Stirn auf meine Schulter und brummte. Es war ihr wohl langsam peinlich. Wenn Charlie nicht angefangen hätte, selbständig kleine Kunststückchen vorzuführen, wäre ich wahrscheinlich rot geworden und gegangen. So aber war die Situation gerettet. Katie begann dann auch wieder ihre Anweisungen zu geben, und meinte leise zu mir:
"So langsam versteh' ich, dass Du es bei Frauen schwer hast. Mann-oh-mann!" Ich meinte dazu nur:
"Laß mich damit jetzt in Ruhe." Ich wollte einfach nicht daran erinnert werden. Außerdem fühlte ich mich wohl bei Charlie. Schließlich hatte sie gezeigt, dass sie mit mir umgehen kann, genug Selbstbewußtsein für Verständnis hat. Kleine Unzulänglichkeitetn hat jeder. Wenn mich meine Hilflosigkeit davon abhalten würde, mich zu zeigen,

könnte ich mich ja gleich begraben lassen. Die Alternative wäre gewesen, tumb auf der Tribüne zu sitzen, und in den Kreis zu schauen. Das hätte Distanz geschaffen, da ein Kontakthalten in Gegenwart des anderen ohne Aktion zu zeigen mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich schien.
"Weißt Du was?" sagte ich zu Katie, "Jetzt würde ich es gerne mal richtig versuchen!"
"Was?" fragte Katie irritiert.
"Na, reiten."
"Gute Idee!" meinte sie, und zu Charlie: "Halt mal an! Der Herr Lehrer möchte es auch mal versuchen!"
Charlie sah mich etwas erstaunt an, brachte das Pferd aber zum Stehen. Ich ging hin, und sie sagte zwinkernd:
"Ich halte dann die Longe, näh?"
"Das wäre freundlich. Vielleicht hilft es ja." gab ich etwas seufzend zurück.
"Aber fall mir nicht vom Pferd; wir wollen nachher noch lernen!" und grinste mich an.
"Geht das hier mal los, oder was!" rief Katie ungeduldig, und ich stieg auf. Das klappte nicht so elegant wie gewünscht, aber ich war dann oben.
Jetzt kamen die Anweisungen, aber an dem Schütteln änderte sich nicht viel.
"Du musst den richtigen Takt finden!" rief Charlie. Ich fand den Takt und rieb nun also von hinten nach vorne mit dem Hintern durch das Sattelprofil. Es ging tatsächlich. Ich konzentrierte mich völlig - mein Gesicht muss es ausgedrückt haben. Außerdem perfektionierte ich das mit-dem-Hintern-durch-den-Sattel-rutschen, wobei ich

locker in der Hüfte blieb. Irgendwann hatte ich das Gefühl, wirklich zu reiten.
Leider musste ich irgendwann, als ich sicherer wurde, feststellen, dass ein Prusten und Kichern aus der Mitte kam. Ich sah hin, und die Mächen bogen sich und Charlie heulte sogar schon vor Lachen.
"Wie jetzt? Was soll das?" rief ich ihnen erstaunt zu.
"Schon gut, schon gut. Du machst das ganz prima!" rief Charlie, während Katie sich an ihr festhielt.
"So reitet man doch, oder nicht?" warf ich zurück. Leider war ich total aus dem Takt gekommen und holperte wieder wie gewohnt auf dem Pferd herum. Die beiden lachten fröhlich weiter.
"Es reicht mir jetzt!" Ich hielt das Pferd an und stieg ab.
Während Katie sich noch beruhigte, kam Charlie auf mich zu. Als sie vor mir stand, sagte sie:
"Du sahst nur so furchtbar ernsthaft aus, deswegen..." Sie sah mich auf eine ganz besondere Weise an, und die Welt um uns schrumpfte zusammen. Ich hatte so etwas schon einmal erlebt, früher einmal, als es mir sehr schlecht ging.

Sie war wirklich eine Schönheit, und sie war die Freundin eines Freundes. Irgendwann in einer Diskothek konnte ich sie mal sehen. Er war mit ihr da. Es warf mich schlicht um. Sie war nicht laut oder auffällig, wie es die ´Flammen´ üblicherweise sind. Sie wirkte kein bisschen billig, oder als ob sie in zehn Jahren verwelkt sein würde. Sie erinnerte mich an meine erste, Anja, nur das sie weicher und wärmer wirkte. Ich war am Ende. Sie war ja meines Freundes

Freundin, und das zählte für mich etwas. Ich verlor sie nicht aus den Augen.
Ich besuchte den Freund später einmal mit einer Freundin. Sie, Miriam war ihr Name, war auch da. Sie lag im Bett. Mein Freund erzählte mir, es würde ihm langsam zu langweilig mit ihr werden. Sie wolle immer nur mit ihm kuscheln. Ich schmolz dahin. Genau so eine suchte ich ja schon seit Ewigkeiten. Mit mir hätte sie kuscheln können. Kuscheln und kuscheln und kuscheln. Mein Bedürfnis diesbezüglich war schier unersättlich. Später war dann Schluß zwischen den Beiden. Ich bekam mit, dass sie sehr darunter litt.
Es kam für mich eine Zeit, da wusste ich nicht mehr weiter. Ich fühlte mich so allein. Ich fühlte mich nicht wohl, wenn ich wegging, und zu hause hatte ich niemanden, mit dem ich hätte reden können. In meiner Not schrieb ich Miriam meine Sorgen. Es war mir egal, ob es mich attrktiver machte, oder nicht. Sie war es nur, der ich mich öffnen wollte. Von ihr wollte ich getröstet werden. Sie schrieb zurück, mit ihrer Telefonnummer. Ich traute mich nicht, sie anzurufen. Als schrieb ich wieder, aber mit Telefonnummer. Sie rief mich wirklich an. Ich hatte das bis dato nicht erlebt, das mich jemand anrief, wenn ich ihn am nötigsten brauchte. Ich konnte wirklich mit ihr telefonieren. Eigentlich wollte ich eher durch die Telefonleitung zu ihr kriechen. Ich schien sie zu erreichen, und wir machten ab, das sie mich besuchen würde.
Ich traute mir eigentlich gar nichts zu. Sah mich vielleicht gerade mal dazu in der Lage, etwas ähnliches aufzuziehen, wie ich es im Alter von sechs Jahren mit der Freundin aus

der Nachbarschaft gemacht habe – also spielen. Es klingelte, und ich wusste, sie würde es sein. Nächtelang hatte ich mich nach ihr verzehrt. Nichts lag mir mehr am Herzen, als sie an mich zu drücken. Jetzt sollte ich zur Tür gehen. Ich machte sie auf, und sie stand auch tatsächlich da. Stand da, und wir sahen uns diesen kurzen Augenblick an, den man Kontakt aufnimmt, wenn jemand zur Begrüßung vor einem steht. Ich fühlte ganz deutlich, das sie es sich genau wie ich wünschte, mit mir Arm in Arm zu sein.
Es war dieser Moment, in dem die Wahrheit und die Ehrlichkeit ganz nah beeinander waren. Ich spürte ganz genau, das es ihr nicht viel anders ging als mir. Es lag Vertrauen in dem Moment. Vertrauen, das wir durch die Briefe und das Telefongespräch aufgebaut hatten. Ich hatte ihr eingestanden, wie es wirklich in mir aussah, und sie hatte die Scheu vor mir verloren. Jetzt standen wir voreinander, und das Vertrauen zu verwirklichen, lag direkt vor uns. Doch wir trauten uns nicht. Ich hätte es so dringend gebraucht.
Ich hatte diesen Moment verspielt. Ich sagte mir, es muss immer der Mann sein, der den Anfang macht. Ich philosophierte darüber, ob das Natur oder Kultur sei. Jedenfalls kamen wir nie zusammen.

Langsam breitete ich meine Arme aus. Ich glaube es war mehr ein ´bitte komm´. Nicht so mannhaft, wie meine Erfahrung es mir befahl. Aber wirklich, ihre Augen leuchteten kurz auf, und sie kam näher. Schon viel zielstrebiger kam auch ich ihr entgegen. Eigentlich wollte

ich ihr Gesicht in die Hände nehmen und sie küssen, oder auch auf die Wange küssen, aber ich ließ meine Arme um ihre Taille zusammenfallen, während sie mir ihre um den Hals legte. Das hatte noch nie ein Mädchen bei mir gemacht, dabei hatte ich es mir so oft gewünscht – ein Mädchen, das mir buchstäblich um den Hals fällt. Es war so schön. Ihr Gesicht lag nah neben meinem auf meiner Schulter, und ich genoss, ihren schmalen Körper zu umfangen, als würde ich sie in Besitz genommen haben. Ich streichelt ihren Rücken und sie umschlang meinen Hals noch fester. Ich sagte etwas wie ´oh Charlie´ und ich glaube sie hat meinen Hals ganz leicht geküsst. Dann kam es, natürlich, wie schon so oft in meinem Leben:
"Also so schlecht war es ja nun auch wieder nicht, das Du soo viel Trost brauchst!" – Katie. Katie traute sich doch wirklich, diese Situation zu stören. Es war unglaublich. Ich hätte sie erwürgen können. Charlie und ich waren uns so nah. Da passte niemand mehr dazwischen. Und es war das erste Mal, dass es uns so ging. Und Katie plappert da hinein. Mit Charlie im Arm sah ich notgedrungen zu Katie hinüber. Charlies Arme lockerten sich auch schon. Mir blieb nur übrig, Katie anzufunkeln. Charlie und ich hatten uns wieder voneinander gelöst. Na ja, immerhin war durch Katies Anwesenheit jede Leere nach der ersten Bekundung der gegenseitigen Zuneigung unmöglich. Ich sagte also zu Katie: "Hauptsache es war lustig, was?" Katie schluckte. Ich würde sie noch mal wegen ihres eigenen Liebeslebens interviewen, beschloss ich.
Aber ich war glücklich. Es war gutgegangen. Es muss sich nicht immer alles wiederholen. Jetzt hatte ich wirklich

Kontakt zu dem süssesten Geschöpf, dass ich je erblickt hatte, wie es mir erschien. Ich sah zur Seite. Sie stand tatsächlich neben mir. Es war kein Traum gewesen. Sie sah mich an, mit ihren Mandelaugen. Ich wollte sie sofort wieder an mich ziehen. Mein Mut reichte aus, um ihre Hand zu berühren, sie in die meine zu nehmen. Charlie erwiderte meinen Händedruck. Besser konnte ich mich nicht mehr fühlen. Mir war, als stünden wir vor Katie wie Braut und Bräutigam. Die nahm sich tatsächlich zurück. Es kam keine dumme Bemerkung. Sie respektierte damit die Verbindung zwischen Charlie und mir, und das war schon der erste Erfolg für uns beide.
"Interessiert sich noch jemand für das Pferd?" äußerte Katie ergeben. Gemeinsames Kopfschütteln von Charlie und mir. Ich sagte zu Katie: "Ich würde jetzt gerne den Lehrer spielen. Übernimmst Du das mit dem Striegeln?" Wenn sie jetzt ja sagen würde, ließe ich sie mit ihrem Liebesleben in Ruhe.
"Ist o.k....aber nur heute!" Damit nahm sie das Pferd, aber nicht ohne zuvor Charlie noch in die Seite zu stubsen. Ich musste irgendetwas zwischen den beiden verpasst haben. Ich versuchte deshalb mit einem `o.k.' an Katie mein schlechtes Gewissen wegen meiner bösen Absichten zu erleichtern.
Charlie und ich waren nun mehr oder minder allein. Keiner von uns beiden hatte wirklich Lust, jetzt Physik zu pauken. Wir sahen uns nur an. Hatten uns noch an der Hand. Wir drehten uns langsam zueinander. Mich packte eine unendliche Sehnsucht. Die ganze Sehnsucht, mit der ich mich die vielen Jahre herumgeschlagen hatte. Ich

wollte in ihrem Blick versinken, in ihr versinken. Ich gab die Kontrolle auf, nahm die Hand zu ihrem Gesicht hoch und legte sie an ihre Wange. Sie legte es hinein. Wir sprachen kein Wort, sahen uns nur an. Ich wollte diese wunderschönen Augen küssen, die nur mich sahen. Sie tat nichts. Ich spürte nur, das sie offen war für alles, was ich jetzt mit ihr machen wollte. Sie wünschte sich, in mir aufgehoben zu sein. Ihre Augen glänzten feucht. Ihre Lippen lagen ganz leicht aufeinander. Ich nahm auch die andere Hand hoch zu ihrem Kopf, fuhr sanft durch ihr Haar. Ich sah nur noch Augen, Lippen, Haar. Errinnerte mich an ihre schmale Taille. Ich wollte sie haben, jetzt. Ich fasste sie um die Taille, zog ihren Kopf zu mir. Sie gab nach, als würde ich nur Signale geben, nicht handeln. Sie lag in meinen Armen, der Kopf auf meiner Schulter. Blind vor Verlangen fand mein Mund ihre Lippen, die sich wie von allein öffneten. Sie schlang ihre Arme um mich. Wir drückten uns aneinander. Sie war so klein in meiner Umarmung, doch ohne ihre Umarmung wäre meine Entschlossenheit geschwunden. Ich rieb ihren Rücken. Meine Arme passten jeder für sich um ihn. Wir küssten uns und küssten uns, mitten in der großen Reithalle - gar keine gemütliche Atmosphäre. Ich sah nichts mehr außer ihr. Ich roch ihr Haar, ihre Haut. Sie roch wie sie selbst und auch nach dem Pferd. Es war etwas Animalisches dabei, das es leicht machte, jede Geistesleistung zu vergessen. Ich versank in ihrem Haar, begann, ihr ganzes Gesicht zu küssen. Ich war nicht mehr auf der Erde. So lange hatte ich gewartet auf diesen Moment. Der Moment, ein Mädchen für mich zu haben, das ich liebe, und das

mich liebt. Die Zeit hätte stehen bleiben können für den Rest meines Lebens. Sie sollte immer bei mir bleiben. Ich war so erregt, das ich Anstalten machte, meine Liebkosungen auf ihren Körper auszudehnen, doch ich fand an dem Punkt noch den Absprung.
Sie hatte mein Gesicht jetzt in den Händen, und mit hochgerecktem Kopf bedeckte sie es mit hundert kleinen Küssen. Ich war dem Umfallen nahe, wusste nicht mehr, wie ich in dieser Umgebung meinen Gefühlen Ausdruck verleihen sollte, und hauchte ihr verzweifelt entgegen:
"Wo sollen wir denn nur hin?" Sie wusste es auch nicht, doch wir lösten uns voneinander und sahen uns nur noch in die Augen.
Um so länger ich sie ansah, desto klarer wurde mir, das ich ohne sie nicht mehr würde leben können. Ich fragte sie nicht, ob es ihr genauso ginge, aber ich hätte es gern gewusst. Sie meinte: "Ich glaube, wir müssen noch etwas üben." Ich war verwirrt, und fragte: "Was üben? Wieso?"
„Na ja, wenn ich heute abend nichts erzählen kann, was Du mir beigebracht hast, wäre das schon komisch." So langsam dämmerte es mir. "Ach so, Physik." Ich freute mich, endlich begriffen zu haben und nahm sie noch einmal schnell in den Arm und schnullerte an ihrem Ohr. Sie quietschte. Nicht laut, aber süß.
"Ja, äh..." ich setzte den geschäftlichen Ton auf "dann sollten wir wohl. Ich schlage vor: Im Aufenthaltsraum."
Ich war viel zu aufgewühlt, um mich jetzt wirklich zu konzentrieren, aber sie machte mich immer wieder darauf aufmerksam, wozu sie wohl etwas zu erzählen haben würde, und so war mir das meiste abgenommen. Ich

musste nur mein Wissen auspacken, und sie nahm es auf. Es war wunderschön. In so vertrautem Miteinander flossen die Informationen so gut wie von selbst zwischen uns hin und her. Ich merkte mir diese Beobachtung.
Ein bisschen störend waren die Original-Bayern, die ab und zu die Kneipe betraten und verließen. Aber wir arbeiteten ja wirklich schön, und so brauchte ich kein schlechtes Gewissen zu haben, mit der Tochter des Herrn Pfundmayr hier zu sitzen, der hier sicherlich ziemlich bekannt war. Dennoch, ich hätte Charlie gerne mal ab und zu merken lassen, wie gern ich sie habe. Sie tat es in der Art, wie sie mir vertraute, und ich hoffte, sie würde es an meiner Ausstrahlung merken, und sich darin zuhause fühlen.
Auch wenn die Örtlichkeit der Arbeitsdisziplin bestimmt zuträglich war, so drängte sich mir trotzdem allmählich die Frage auf, wo wir uns denn aufhalten sollten, wenn wir mal für uns sein wollten. Ich konnte die Frage jetzt nicht aufwerfen, wir waren eben nicht unter uns. Die sechzig Minuten, die wir ausgemacht hatten, näherten sich aber dem Ende. Sie fragte mich noch, welche Übungsaufgaben denn am effektivsten für sie wären, und ich nannte ihr einige.
Wir standen jetzt nahe dem Eingang. Sie sollte von ihrer Mutter abgeholt werden, aber es war noch viel Zeit. Mich beschäftigte immer noch die Frage nach einem Platz, an dem das Lernen nicht so unter Zwang geschah. Ich sagte es ihr. Sie verstand. Mehr noch, ich entnahm ihren Worten, dass sie sich schon ähnliche Gedanken gemacht hatte. Doch uns fiel nichts ein. Normalerweise wäre es ja

bei ihr zuhause gar nicht so schlecht gewesen, aber mir war nicht wohl bei dem Gedanken, was ihr Vater wirklich von mir hielt. Ich war mit meinem Verhalten, mit dem Motorrad während des laufenden Semesters die Verwandten auf eigene Faust zu besuchen, schließlich aus der Reihe getanzt; und alternativ wirkte er nicht gerade. Beim Onkel, ja schon, warum nicht, aber ich würde mir damit nur noch mehr Verantwortung auf mich laden. Das Praktikum, das für mich nur eine Ausrede war, war schon genug. Ich könnte ihn ansprechen, aber das wollte ich nicht. Das war meine Sache.
"Wann hast Du eigentlich Geburtstag?" fragte ich Charlie, als ob es ihrem Vater etwas ausmachen würde, ob sie schon volljährig war, oder nicht. Aber sie antwortete: "Am zwanzigsten Mai. Aber ob ich achtzehn bin, oder nicht - mein Vater wird immer auf mich aufpassen. Es ist schon ziemlich klar, wen oder was er sich für mich wünscht. Angepasst, zuverlässig und dynamisch. Wenns geht aus guter Familie – ach, was sag´ ich. Gute Familie muss sein."
Ich sah zu Boden. Ich wusste echt nicht weiter. Geld, ja wenn es mit Geld allein gegangen wäre. Ich hätt´ mich reingehängt wie sonst was, aber so? Ich hatte eigentlich gar keine Chance, und Charlie wusste das. Sie sah genauso zu Boden wie ich. Wir standen nah beieinander. Ich roch ihr Haar. Ich war verzweifelt. Da stand mein Traum direkt vor mir, wollte mich, und es gab keine Zukunft. Ich fasste sie an den Schultern, schmal wie sie waren. Sie nahm ihren Kopf hoch. Ihr Blick verriet nicht Verzweiflung. Ich sah Leid in ihnen. Warum hatte sie gelitten? Ich sah den Grund nicht, auch wenn ich ihre Vergangenheit im

Groben kannte. Meine Hände glitten zu ihrem Hals, ihrem Gesicht. Ihr schien das alles zu langsam zu gehen. Sie warf ihre Arme um meinen Hals und küsste mich. Küsste mich! Freiwillig! Ich konnte es nicht fassen. Es war so intim. Ich war mir nicht bewusst, was ich tat. Vielleicht tat ich gar nichts. Doch dann fühlte ich ihre Taille in meinem Arm, fühlte, wie ich in ihrem dichten schwarzen Haar wühlte.
Wir sahen uns an und grinsten, kicherten, lachten. Was sollte uns passieren? Wenn zwei sich so einig sind, wer soll da kommen? Wir waren einfach zusammen, hielten uns im Arm und ich drehte sie hin und her. ´Meine!´ dachte ich, "Meine" flüsterte ich ihr ins Ohr. Sie drückte sich an mich.
"Wie spät ist es eigentlich? Kommt sie gleich?" fragte ich Katie, als mir der Gedanke auf einmal kam.
"Augenblick noch... aber manchmal kommt sie früher. Aber was machen wir denn jetzt? Wollen wir erstmal hier üben?" fragte sie mich. "Ist vielleicht das Beste. Ich muß mir sowieso demnächst eine Bleibe suchen. Ich habe keine Lust mehr, ewig im Büro bei meinem Onkel zu schlafen. Es muß mir halt was einfallen."
"Du willst dir was zum Wohnen suchen?" fragte sie, und es klang recht fröhlich. Es wurde mir ziemlich warm, und meine Hände drückten ihre Seiten. Sie muß gespürt haben, das ich noch viel mehr wollte, als ich ihr jetzt zeigen konnte, und ich spürte wie ihr ganzer Leib sich an mich presste.
Der Kies knirschte. Wir stoben auseinander. Sie fuhr sich durch die Haare und sah mich an: "Seh´ ich einigermaßen aus?" und ich beruhigte sie: "Geht schon." Frau Pfundmayr tippelte auf Charlie zu. Charlie ging auf sie zu,

und ich kam hinterher, aber Charlies Mutter sprach mich an: "Na, wie ist sie so?" Da hätte ich jetzt natürlich alles Mögliche sagen können, aber ich wusste ja gerade noch, was sie meinte. "Es geht gut. Ich denke, es wird etwas bringen." antwortete ich. "Schön!" richtete sie an mich, und zu Carlie: "Papa wird dich nachher fragen, was du gelernt hast, Charlie. Gibts da was zu erzählen?" Was war das denn für eine eigenartige Ausdrucksweise? Aber Charlie schien damit umgehen zu können. "Es wird schon reichen." Die Antwort war ja wohl noch seltsamer! Das wollte ich auf jeden Fall alles noch verstehen.
"Wie macht ihr das morgen?" Die Mutter war wirklich äußerst geschäftlich. Ich sagte: "Wenn Charlie morgen so gegen drei hier wäre, würde es mir gut passen. Kein spöttisches Lächeln von Charlies Mutter, sondern: "In Ordnung. Zu schade, das ich sie immer hierher fahren muß. Dein Motorrad ist ja leider ungeeignet, um sie abzuholen, sagte mein Mann." "Ja, leider." Ich konnte mir das "leider" nicht verkneifen.
Frau Pfundmayr gab mir die Hand, Charlie winkte, und damit war ich allein. Doch von Verlassensein war keine Spur.

VI.

Ich ging nochmal in die Halle, um Katie zu besuchen. Die hatte aber gerade jemanden an der Longe – auch ein hübsches Mädchen. Früher wäre ich bestimmt stehen geblieben, jetzt aber hatte ich kein Auge mehr dafür. Ich

winkte Katie freundlich zu, sie winkte zurück, und dann ging ich zu meinem Motorrad. Ich zündete mir eine Zigarette an.
Es war vier Uhr, und ich hatte nichts zu tun. Bisher war mir das nie aufgefallen. Ich hatte immer mit mir zu kämpfen gehabt. Freie Minuten gab es da nicht. Heute schien mir die Welt auf einmal klarer, wie ein Kristall, in den man hineinsehen konnte. Was es zu sehen gab, war da, ob ich es ansah oder nicht. Ich musste es nicht festhalten oder suchen. Die Dinge waren eben da. Daran ist im Grunde nichts Ungewöhnliches, doch mir wurde bewusst, mit welchen Scheuklappen ich durch die Welt gelaufen war. Ohne dass es mir bewusst gewesen war, hatte ich selektiert nach Dingen, die mir Angst machten und denen, die dies nicht taten. Mit der Zeit waren die Letzteren immer weniger geworden, so dass ich quasi mit Gewalt meine Aufmerksamkeit auch auf Dinge lenken musste, bei denen mir nicht wohl war, sie anzusehen. Sonst hätte ich gar nicht mehr existieren können. Und so schien mir die Welt auszugehen von nur einem Punkt, und der war ich. Ich war der Ausgangspunkt der Existenz der Welt um mich herum, da sie ohne meine zwanghafte Aufmerksamkeit nicht existierte. Ohne Zwang existierte nur mein Inneres. Von mir ausgehend auf die mich umgebenden Menschen zu kommen jedoch, ist unheimlich anstrengend und zudem noch meistens sehr fehlerbehaftet. In der kristallklaren Gegenwart jedoch, wie ich sie jetzt erlebte, waren die Dinge der Welt einfach vorhanden und besaßen einen eigenen Charakter, der von meinem durchaus verschieden war. Nicht nur verschieden sein

konnte, nein, die grundlegende Annahme war - sie sind verschieden.
Ich erlebte diesen Zustand als sehr fragil, hatte Angst, er würde sich verflüchtigen. Gerne hätte ich einen Ausflug mit dem Motorrad unternommen, doch eigentlich fühlte ich mich eher einem Spaziergang nach hause gewachsen. Die Sonne schien, es wäre bestimmt schön gewesen, alles zu sehen, was da am Wegesrand so ist. Die Blumen und Gräser, all die Insekten und vielleicht auch mal ein Tierchen. Der schöne blaue Himmel, die weißen Wolken. Mir fiel Charlie ein. Sie würde neben mir gehen, Hand in Hand. Vielleicht würden wir vom Weg abweichen und über die Wiesen gehen, ein Stück laufen, Vögel fliegen über uns und zwitschern. Wir würden an einen Baum kommen und uns in die Sonne oder in den Schatten legen, ganz wie wir wollten.
Ich warf die Zigarette zu Boden. Wozu brauchte ich das Motorrad noch? Ich wollte mit Charlie Ausflüge machen. Ich wollte sie zur Nachhilfe abholen. Wie praktisch so ein Auto ist, fiel mir jetzt so richtig auf. Es war ganz klar. Ich brauchte ein Auto. Und das Geld dazu müsste das Motorrad liefern. Keine Ahnung, wer sich für so etwas interessiert, aber immerhin war ich ja schon mal in Bayern. Naiv, wie ich war, dachte ich mir, es vielleicht mal bei einem BMW-Händler versuchen zu können. Warum auch nicht. Ich hatte doch Zeit. Sogar jetzt im Moment.
Die Angst vor der Fragilität meines Zustandes war vergessen. Ich hatte etwas vor. Etwas, dessen Erfolg mir viel Schönes bescheren konnte. Ich setzte den Helm auf, und fuhr Richtung Stadt. Der Händler würde bestimmt

dort sein. Ich fuhr die nächste Telefonzelle an, um die Adresse zu suchen. Glücklicherweise war die Welt hier noch in Ordnung, und die erforderliche Seite fehlte nicht im Telefonbuch. Ich fuhr los, fragte mich durch und kam an.
Ich stellte mir vor, es sei vielleicht günstig für den Verkauf des Motorrades, sich gleich ein geeignetes Auto auszusuchen, das ich dann im Tausch oder vielleicht sogar mit Gewinn erstehen könnte. Ich schlenderte also erstmal durch die Reihen mit den Gebrauchtwagen, wo ich dann mit Entsetzen feststellen musste, dass ich wohl so überhaupt nicht dem gängigen Bild eines BMW-Kunden entsprach. Es war nicht ein Fahrzeug dabei, das annähernd dem geschätzten Wert meines Motorrades entsprach. Außer vielleicht einiger furchtbarer Vehikel, die ich hinter der Werkstatt finden konnte, und die nicht ausgepreist waren. Ich wusste mir nicht zu helfen, und trat schon reichlich eingeschüchtert in den Verkaufssalon ein. Es war wirklich eher ein Salon denn eine Halle, mit viel Glas und Chrom und dynamischen Männern im Anzug. Also genau das, wovor ich schon vom Studium geflüchtet war.
Ich hatte schon wieder die Scheuklappen auf, wurde mir gerade klar, als mich einer dieser Herren erblickte und mich angrinste wie ein Haifisch. Jedenfalls erlebte ich es so. Ich hatte mir für meine speziellen Belange eigentlich einen anderen, etwas gesetzter wirkenden Mann ausgeguckt, aber der Herr war schon bei mir.
"Wir möchten gleich schließen...Haben sie einen Wunsch? Ersatzteile gibt es am Tresen." Das war ja schon mal eine klasse Begrüßung.

"Haben sie auch Motorräder hier?" Ich ging erstmal in die Defensive, um Zeit zu gewinnen.
"Motorräder gibt es in der Filiale Jungmannstrasse. Sind sie neu in Kempten?" Natürlich war ich neu in Kempten. Hörte man mir das nicht an?
"Ja. Leider muß ich mein Motorrad verkaufen, da wir Nachwuchs bekommen haben. Ich brauche ein Auto." Ich log, und wahrscheinlich war es auch noch peinlich.
"Wie gesagt, wir schliessen gleich. Wenn sie morgen noch mal..." Damit war der Besuch eigentlich gelaufen. Doch ich hatte Glück. Der etwas ältere Herr mischte sich ein.
"Sagen sie, ist das ihr Motorrad da draußen? So was habe ich ja noch nie gesehen!"
"Ja, genau. Ich dachte mir, die ist doch was Besonderes." Der Jüngere verzog sich.
"Bleiben sie mal hier Herr Schaub." Herr Schaub wieselte herbei. "Der Herr sucht ein Auto." sagte er zu ihm, und zu mir: "Ich habe mitbekommen, dass sie einen Familienwagen suchen. Haben sie da besondere Vorlieben?" Ich hoffte, mir würde der Mund nicht offenstehen.
"Nein, nur zuverlässig sollte er sein und günstig." Der Ältere sah den Jüngeren durchdringend bis spöttisch an.
"Meinen sie denn nicht, Herr Schaub, das wir dem Herrn nicht in irgendeiner Beziehung dienen können?" Herr Schaub nickte, und sah aus, als wenn ihm soeben der Groschen gefallen wäre und wieselte davon.
"Können sie denn hier auch für die andere Filiale handeln?" fragte ich ziemlich dämlich.

"Na schauen kann man ja mal, oder?" Der Mann hatte genau meinen Nerv getroffen, denn ausser Blicken hatte ich noch nicht so besonders viel Aufmerksamkeit für mein Motorrad bekommen. Aber ich hatte mich getäuscht.
"Also original ist da ja nichts." sagte Herr Harmsen, wie ich auf seinem Schild gelesen hatte, während er sich über die Maschine beugte. Also ein Zugereister. Hat sich mit Leistung profiliert - nicht mit Herkunft.
"Das ist es ja gerade. Sie ist sozusagen ein Eigenbau. Es ist aber alles eingetragen." war ich schon am Kämpfen.
"So so" machte Herr Harmsen, als fiele ihm nichts mehr ein. Sehr erleichtert sah er Herrn Schaub herbeiwieseln. Leicht ausser Atem meinte dieser:
"Ich hätte da etwas für sie!" seine verkäuferische Ausbildung zeigte in diesem Fall offenbar Lücken. "Im Moment kann ich ihnen den Wagen allerdings nicht zeigen. Er kommt erst in den nächsten Tagen von einem Kunden zu uns. Herr Harmsen hatte eine unbestimmte Anzahl Fragezeichen im Gesicht. Ich erkundigte mich, was es denn für ein Fahrzeug sei.
"Ein weißer Toyota Corolla Variant." Den hatte ich doch schon hinter der Werkstatt gesehen. Der war eher grün vom Moos, das auf ihm wuchs und sah wirklich nicht sehr fahrbereit aus.
"Ich suche eher ein deutsches Fabrikat, schon wegen der Ersatzteile..." gab ich vor.
"Dann wäre da noch ein Opel Rekord, auch sehr schön." Der stand ebenfalls da hinten und hatte alle Reifen platt. Ich wollte nichts mehr hören. Ich wandte mich an Herrn

Harmsen, von dem ich ja, wie ich jetzt wusste, auch nichts zu erwarten hatte. Aber es half ja nichts.
"Was meinen sie denn, Herr Harmsen, welche Summe ich für mein Motorrad erwarten könnte."
"Ja wissen sie... unsere Kunden haben ein hohes Sicherheitsbedürfnis" das war schon sehr nett gesagt "von daher sind bei uns Originalmaschinen gefragt. So käme für das ihre nur eine Verwertung als Ersatzteillager in Frage..."
Ich muß sehr entsetzt ausgesehen haben, und das Herr Harmsen doch ein Herz im Leib hatte, zeigte sich daran, dass er wenigstens zu Boden sah. Herr Schaub hingegen machte eher den Eindruck, als wenn er es mir gönne. Ich sagte dazu:
"Also die fünfhundert Mark, die sie mir geben würden, die spar ich mir dann doch lieber vom Munde ab. Ihre Ersatzteillager habe ich nämlich schon gesehen." Womit Herr Schaub sich dann auf einmal sehr für die Vögel interessierte, die durch die Luft flogen. Herr Harmsen meinte, ich könne ja morgen nochmal vorbeischauen, er wolle sehen, was er für mich tun könne. Da er als Zugereister seine Persönlichkeit nach der geforderten und üblichen zu deformieren hatte, konnte ich mir schon vorstellen, dass nichts dabei herauskommen konnte. Ich bedankte mich und fuhr ab.
So sah also die Wirklichkeit aus, schien mir. Wie sollte das was werden? Sollte ich jetzt ewig auf einen ´Dummen´ warten, der mir das gibt, was sie wert ist? Wonach wird Wert überhaupt ermittelt? Was ist das für ein seltsamer Begriff? O.k., o.k., die Elektik ist nicht das, was man im Allgemeinen so darunter versteht. Gut, auf dem Sattel

kann man nicht fahren. Bestimmt kann auch nicht jede Fahrergröße auf dem kleinen Ding untergebracht werden. Scheiße, ich hätte sie am liebsten behalten. Aber ich brauchte ein Auto. Wenn ich gar nichts fand, könnte ich ja immer noch zu BMW gehen, nahm ich mir vor.
Ich trat die Rückfahrt an. Ich hatte keine Lust auf diese Wirklichkeit. Vielleicht war der Grund für diese Wertbestimmung nur das Ergebnis der Suche nach Verallgemeinerung. So wie das Geld ein allgemeiner Wertmaßstab für alles ist. Perverserweise wird sogar Liebe unter diesem Wertmaßstab gehandelt, fuhr es mir durch den Kopf. Die Frage, wie das wohl aussehen würde, verkniff ich mir.
Man versucht vielleicht für den allgemeinen Wertmaßstab ´Geld´ Werte zu schaffen, die auf die Allgemeinheit passen, mit dem Vorteil, das Alles beliebig als gebundener Wert, dem Gut, wie auch als Kapital, dem allgemeinen Wertmaßstab zu sehen ist. Man muss sich nicht festlegen, in den Dingen die man besitzt. Es ist flexibel handhabbar, ob man Geld oder Gut hat. Gegenstände, deren Beziehung zu ihnen über den Wert bestimmen, sind in diesem System wertlos oder werden in die Komponenten zerlegt, die dem Geld-gleich-Gut Sytem genügen. Die Schaffung von Werten unterliegt damit einem Zwang. Diese Selektion geht der Kreativität voraus. Schon in meinem Studium war mir aufgefallen, dass viele Kommilitonen in diesen Bahnen dachten, wenn sie ihre Konstruktionsaufgaben bearbeiteten. Formgebung war jedoch oft der zentrale Punkt der Aufgabenstellung. Die Form gab die Gesetze der Festigkeitslehre wieder. Da die normierten Bauteile

aber die freie Formgebung behinderten, war es diesen Studenten nicht möglich, die Aufgabenstellung zur Wissenserlangung zu verwerten.
Meine Aufgabenbearbeitung sowie deren Reflexion verschafften mir Einblick in die Dialektik des Studiums, und es machte mir viel Freude. Der Gedanke, dass später meine Kollegen diese Einblicke nicht haben und immer danach trachten würden, normiertes Gedankengut einzusetzen, wie ich extrapolierte, machte mir Angst.
Ich war fast zuhause. Ob die Gedanken auf dieser halbstündigen Fahrt gutgetan hatten, konnte ich nicht sagen. Schön für mich, das alles so prima durchgeistigt zu haben. Andererseits...was bringt es? Ich lebe in dieser Welt. Will ich sie verbessern? Will ich ein Weltverbesserer sein?
Mir ging es nur darum, irgendwo ein Eckchen zu finden, wo ich so sein kann, wie ich bin. Ich wollte mich nicht wichtig tun. Ich glaubte nur, ich wäre auf dem Weg, mein Ziel zu erreichen, wenn ich nur beobachtete, welchen Gesetzen die Welt folgt, die mich mit Frustration versorgte. Doch ich tat es schon so lange, und es hatte nur dazu geführt, dass ich erst spät ausgerissen bin. Ich wusste nämlich bei all dem Gedankengewusel nicht mehr, was ich fühlte. Das das Fühlen die Grundlage des sich-wohl-fühlens ist, war mir lange und immer wieder verloren gegangen.
Jetzt hätte ich Charlie gebraucht. Hätte sie vielleicht einfach besucht oder abgeholt. Zum Besuchen war ich nicht der Richtige, und zum Abholen fehlte mir das Auto. Sie hätte jetzt meinen Kopf in ihre Arme nehmen können – ein bisschen Streicheln, ein bisschen auf die Stirn

küssen. Aber ich war allein. Noch nicht ganz verlassen, aber doch einsam. So lange kannten wir uns ja noch nicht, und von einem geordneten Zusammensein konnte man kaum sprechen.
Ich resümierte meine Gedanken, und stellte fest, dass ich einfach nur enttäuscht war. Ich hatte mich gedanklich ausgekotzt. Dennoch, das machte es nicht besser. Heulen wäre wahrscheinlich wirkungsvoller gewesen.
Ich stand noch so bei meinem Motorrad, das ich jetzt trotz aller Versuche, über der Bewertung zu stehen, die ich erhalten hatte, skeptisch betrachtete, als die Haustür aufging.
"Na Martin, was schleichst da so umher?" - mein Onkel.
"Ach." sagte ich nur. Mehr fiel mir nicht ein.
"Nun komm erstmal rein." sagte er, und gab die Tür frei. Ich trottete an ihm vorbei ins Haus. Zum Reden war ich nicht offen. Zu viele Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich hatte gedacht, wenn das Alleinsein aufhörte würden auch die Probleme zuende sein, doch das Gegenteil war der Fall. Ich saß in der Küche. Die Tante machte irgendwas.
"Meinst Du nicht, dass Du Deine Eltern mal wieder anrufen solltest?" Auch das noch. Als wenn ich nicht genug um die Ohren gehabt hätte.
"Ja, klar, mach ich." - damit würde es hoffentlich erledigt sein. Katie rauschte an der Küchentür vorbei, flötete ein ´Hallo´. Ich stützte mein Gesicht in die Hände. Meine Tante nahm es wahr. Wenig später ging sie hinaus. Mein Onkel kam herein.

"Martin, es hilft nichts. Sag wies ist." Diese Ansprache war nicht sehr einfühlsam. Aber ich wachte etwas auf.
"Ich kann Dir das echt nicht erzählen." Ich ahnte nichts Gutes, wenn er erfahren würde, das ich mit Charlie zusammen war. Mein Onkel setzte sich mir gegenüber hin. Er wollte wirklich nicht aufgeben, schien mir. Ich musste ihm wenigstens etwas anbieten. Ich druckste:
"Ich brauche ein Auto." Er sah mich aufmerksam an, und fragte:
"Und was ist daran so schrecklich?"
"Ich war bei BMW in Kempten, um mein Motorrad zu verkaufen und vielleicht auch gleich ein Auto mitzunehemen, aber die wollten mir nur eine Schrottkarre für funfhundert Mark andrehen. Dafür geb ich doch nicht meine Mühle her." Er sah mich etwas schärfer an, als schien er was zu ahnen.
"Wofür brauchst Du denn unbedingt ein Auto, Martin?" ´Ach Du Scheiße´, dachte ich mir, und wurde ziemlich unsicher. Schätzungsweise bekam ich auch rote Ohren. Aber ich musste ja was sagen. Einfach weglaufen ging ja nicht, dafür war ich zu alt.
"Äh...also, weißt Du..." Ich wollte echt nicht raus damit. Aber gegen meinen Onkel kam ich nicht an. Dem brauchte man sich eigentlich nur gegenüber zu stellen, und er wusste alles.
"Erzähl. Was soll so schlimm sein?" Mir fiel ein, dass ich ja nicht mit allen Einzelheiten heraus musste. Das beruhigte mich immens, und ich fing an.
"Hat Katie dir noch nichts erzählt? Ich geb der Charlie Nachhilfe." Jetzt war der Name gefallen.

"Und weiter... wieso ein Auto?" Er sah sich total desinteressiert auf die Fingernägel.
"Na ja, die Frau Pfunmayr fände das, glaube ich, ganz gut, wenn ich Charlie von zuhause abholen würde." Ich hörte mich an wie ein Kind. Mein Onkel seufzte. Aber es kam etwas ganz anderes.
"Weißt Du, Martin, ich habe mich heute richtig auf dich gefreut, denn Herr Pfundmayr hat bei mir angerufen. Du weißt doch, das Praktikum." Mein Gesicht wechselte komplett seine Farbe ins Aschgraue. Mein Onkel nahm es wahr, das war ihm deutlich anzusehen. "Du hattest mir ja versprochen, alles anzunehmen, was da kommt, und so habe ich gleich zugesagt." Ich hatte völlig meine Sprache verloren. Ich hatte mir irgendwas von Freiheit zusammengeträumt, und Liebe und so was, und nun das. Ich war in Ketten gelegt. Mit Fronlohn oder ohne sollte ich jemandem mithelfen, seine persönliche Pyramide in Form einer florierenden Firma zu errichten. Meine Persönlichkeit war nur gewünscht, wenn sie gerade dazupasste, ansonsten würde niemand etwas gegen schauspielerische Leistungen einzuwenden haben. Kurz: ich war vollständig entsetzt.
"Möchtest Du ein Glas Wasser?" - mein Onkel sah echt besorgt aus.
"Das das so schnell geht..." gab ich etwas von mir.
"Ja, der Pfundmayr ist ein zuverlässiger Mann. Von dem kannst was lernen." Er entnahm meinem Blick, dass das nicht gerade das war, was ich jetzt hören wollte.
"Ich muss doch aber noch die Nachhilfe..."

"Du musst jetzt vor allem an dich denken. Dein Vorankommen wird dir alle Wünsche erfüllen. Martin, glaube mir. Nach fünf hast Du dann ja auch wieder Zeit..." flötete mein Onkel fröhlich.
"Ich will nicht..." Ich sah mich schon auf meinem Motorrad sitzen. Doch Halt, nein, wie sollte es dann mit Charlie weitergehen? War das wirklich alles nur in den paar Stunden geschehen? Habe ich an einem Tag zwei Wurzeln geschlagen? Ja. Die eine gibt mir was, und aus der anderen läuft es wieder heraus.
"Kann ich hier rauchen?"
"Laß uns auf die Terasse gehen. Das Wetter ist doch so schön." Mich packte ehrlich das Grauen. Ich war vor genau dem davongelaufen, was mir jetzt drohte. Ich schwor mir, dass ich auf der Stelle abhauen würde, wenn sich irgendetwas zwischen Charlie und mich stellt, das ich nicht beiseite schieben kann. Nach einem tiefen Zug in dem ich mir überlegt habe, dass ich einen starken Vertrauten brauchte, sagte ich zu meinem Onkel:
"Na gut." Sofort machte mein Onkel ein zufriedenes Gesicht. "Es ist so." Ich machte eine Pause. Ewald wurde aufmerksam. "Ich bin mit Charlie zusammen." Ihm klappte der Kinnladen runter.
"Du meinst Charlotte Pfundmayr?"
"Ja, genau die, und sie ist mir das Wichtigste überhaupt." Er fing komischerweise an zu grinsen, setzte sich hin, und schüttelte den Kopf.
"Hätte ich mir doch denken können...!" sagte er. Wir schwiegen.
"Seit wann gibst Du ihr Nachhilfe?" fragte er.

"Heute das erste mal."
"Und Frau Pfundmayr möchte, dass du Charlotte abholst."
"Ja, genau. Wieso?" Ich verstand nicht, worum es ihm ging. Mein Onkel rieb sich das Gesicht. Dann sagte er zu mir:
"Du hast doch alle deine Zeugnisse dabei, Martin. Du möchtest ein Auto und Du willst weiterhin die Nachhilfe machen."
"Alles andere ist mir total egal." antwortet ich wahrheitsgemäß. Ich hatte begriffen, dass mein Onkel es gut mir meinte, darum redete ich, wie ich dachte. Er sah mich schlau an und sagte:
"Wie ich dich kenne, hast Du dich schon die ganze Zeit nach einem Praktikum oder etwas Ähnlichem umgesehen. Könnte es nicht sein, das du schon irgendwo aktiv bist, wo du jetzt gar nicht mehr absagen kannst?" Ich verstand. Ich hätte ihm um den Hals fallen können.
"Das wäre schon möglich!" antwortete ich fröhlich. Mein Onkel stand auf.
"Damit wir uns nicht falsch verstehen, Martin. Der Grund für die Absage bei Herrn Pfundmayr, die du gleich höchstpersönlich vornehmen wirst, wird innerhalb kürzester Zeit geschaffen! Ist das klar? Sonst musst Du nämlich leider nach Afrika!"
Es war o.k., völlig in Ordnung. Ich brauchte nicht ins Praktikum und hatte alle Freiheiten, eine sinnvolle Beschäftigung zu finden. Und mein Onkel hatte wie ein Vater für mich gesorgt. Dabei fiel mir ein, das ich ausser Herrn Pfundmayr noch meine Eltern anrufen musste. Jetzt konnte ich es auch. Mir wurde auch schon wieder etwas

wärmer ums Herz. Vielleicht war ja sogar Charlie am Telefon, wenn ich bei Pfundmayrs anrief.
Ich erzählte meinen Eltern, dass ich einem Mädchen Nachhilfe gäbe. Das beruhigte besonders meine Mutter sehr. Sie hatte immer darunter gelitten, dass ich so lange alleine und vor allem unglücklich war. Das ich mich nun so fröhlich anhörte, erleichterte sie. Dass ich mich um eine sinnvolle Beschäftigung bemühen würde, freute besonders meinen Vater. Er gab mir noch den Tip, mal übers Land zu fahren. Manchmal kommt man da schneller zum Ziel, als über den "Dienstweg" bei etablierten Firmen. Das sah ich ein.
In so gelockerter Stimmung ging ich den nächsten Anruf an. Fröhlich wie ich war, vertraute ich darauf, der Moment würde schon das Richtige ergeben.
"Charlotte Pfundmayr..?" säuselte es in mein Ohr, und die Polster des Sofas schienen mich noch tiefer zu umfangen.
"Hallo Charlie..."
"Martin!" Sie freute sich, mich zu hören. Schon waren stampfende Schritte zu hören. Es war etwas zu hören, wie: "Na Charlotte? Für mich?" Das war ganz klar Herr Pfundmayr. Er musste doch aber mitbekommen haben, dass sie meinen Namen gesagt hatte.
"Nein,...äh, ..Martin? Wolltest Du meinen Vater sprechen?" Sie hörte sich durcheinander an.
"Ich hätte gerne noch etwas mit dir gesprochen", sagte ich, "aber ich muss wirklich mit deinem Vater sprechen. Wegen dem Praktikum, weißt Du?" rappelte ich schnell das Nötigste herunter. Mit einem ´hier, Papa´ war ich sie los, und fühlte mich auf einmal gar nicht mehr wohl.

"Pfundmayr, ja bitte, wer ist da?" schnarrte das Telefon in mein Ohr.
"Martin Rymer hier. Guten Abend, Herr Pfundmayr."
"Ach der Martin. Hat es dir dein Onkel erzählt? Ist das nicht eine tolle Sache, so schnell?" freute er sich. Komischerweise sah ich ein Haifischgrinsen vor mir.
"Ja, Herr Pfundmayr. Ich weiß auch gar nicht, wie ich mich bei ihnen bedanken soll. Leider ist etwas dazwischen gekommen." Zack, da war es raus. Ich hinkte meinen Worten buchstäblich hinterher.
"Wie bitte? Das habe ich jetzt, glaube ich, nicht richtig mitbekommen." Sein Glück schien gebrochen.
"Ja, ich habe mich natürlich selbst auf die Suche gemacht. Sie wissen ja, doppelt hält besser. Ich hatte die Möglichkeit, gleich zuzusagen, und das habe ich getan. Etwas hinzuverdienen kann ich mir auch noch." log ich. Auf der anderen Seite trat eine kleine Pause ein.
"Hm..., dann kannst Du wohl Charlotte gar keine Nachhilfestunden mehr geben.", er räusperte sich, fuhr aber soforf fort: "Das macht aber nichts. Man muss an sich selbst denken. Das ist eben so." Er hörte sich sehr fröhlich und freundlich an. Ich sagte:
"Nein, Nein, das geht schon noch. Vielen Dank für ihr Verständnis, Herr Pfundmayr. Wenn sie mir ihre Tochter geben würden, könnte ich das gleich mit ihr besprechen. Wieder trat eine kleine Pause ein. Ich sprach weiter:
"Wo wäre denn ihr Praktikum gewesen?" fragte ich. Er räusperte sich, sagte: "Das ist doch nun gar nicht mehr wichtig. Ich wünsch dir alles Gute. Wo ist denn dein Praktikum jetzt?" Ich schluckte und sagte:

"Das ist so ein ganz kleiner Laden. Völlig unbekannt. Wird aber bestimmt abwechslungsreich." Er stutzte und sagte dann freundlich:
"Ich geb dir dann mal die Charlotte. Wiedersehen."
"Wiedersehen, Herr Pfundmayr." Ich war sehr glücklich, so glimpflich davongekommen zu sein.
"Was war denn los?" Charlie klang etwas ängstlich.
"Paß auf, Charlie. Das erzähl ich dir morgen. Wir machen doch wie verabredet morgen weiter, oder."
"Ja, schon...."
"Ich sag's morgen, o.k.? Oder kann man dir beim telefonieren nicht zuhören?" sagte ich ganz schnell. Sie verstand.
"O.k., morgen um drei." sagte sie. Ich war wieder beruhigt.
"Gut, dann laß uns mal auflegen. Ist bestimmt besser."
"Ja, stimmt..." Sie litt wieder hörbar.
"Bis morgen dann. Denk an mich. Ich hab dich lieb. Tschüß!"
"Tschüß Martin, ..." Sie schluckte noch und legte nicht auf. Ich sagte nochmal ´tschüß´ und legte dann auf.
Das Telefongespräch gab mir ein komisches Gefühl von Herrn Pfundmayr oder Herrn Pfundmayr und Charlie. Es schien seltsam zu sein bei ihr zu hause. Ich konnte mich nur freuen, dass ich nichts über Herrn Pfundmayr mit dem Praktikum zu tun hatte. Ob mein Onkel irgend so etwas geahnt hatte? Wenn ja, war ich ihm sehr dankbar. Auf jeden Fall würde es noch Probleme geben. Ich war nicht der Typ, den sich Herr P. für seine Tochter gedacht hatte. Und ich war nicht in seiner Macht. Das wollte ich auch nie sein. Das stand jetzt schon für mich fest.

Es war so viel passiert. Jetzt sollte ich noch eine Arbeit oder so was für mich finden. Ich sagte es niemandem, aber das rückte für mich wieder einmal in weite Ferne. Ich brauchte ein Auto. Ich wollte etwas Unabhängigkeit für Charlie und mich. Raus, bloß weg von diesem Familiendrama. Ich wollte sie. Und was bekam ich? Sie und sehr viel Drumherum. Wie sollte man da so stark zusammenwachsen, dass man allen Anfechtungen gemeinsam aufrecht in die Augen sehen konnte? Ich würde doch nicht an allen Fronten gleichzeitig kämpfen, und das Wichtigste dabei vergessen. Nein, ich würde mir ein Auto besorgen, das meinen Ansprüchen genügt. Was andere dazu sagen, würde mir egal sein. Das nahm ich mir vor.
Das Gefühl, von Herrn Pfundmayr nicht erwünscht zu sein, hatte sich mir aufgedrängt, und es belastete mich sehr. Ich wusste nicht, wie ich gegen seinen Widerstand mit Charlie würde leben oder zusammen sein können.
War ich noch beim Abendbrot sehr freunlich und nett gewesen, hatte ich meinem Onkel gewissenhaft Auskunft gegeben, der auch sehr zufrieden war, so wollte ich doch am gemeinsamen Fernsehen nicht teilnehmen, und begab mich in mein Zimmer - das Büro meiner Tante. Ich fiel aufs Bett. Ich dachte an Charlie, als es klopfte. Katie kam rein.
"Na?" fragte sie ziemlich vorsichtig an.
"Komm rein." sagte ich tonlos. Sie kam rein und setzte sich zu mir aufs Bett.

"Was ist denn los? Ich dachte dir geht´s prima?" Jetzt konnte ich endlich reden. Es platzte alles förmlich aus mir heraus. Am liebsten wäre ich ihr auf den Schoß gefallen.
"Hab´ ich dir doch gesagt. Vergiss es. Da ist noch keiner durchgekommen." Ich sah sie an. Wie meinte sie das?
"Wie meinst Du das? Bei ihr ist noch keiner durchgekommen." sagte ich.
"Na überleg´ doch mal. Wieso hat ein so hübsches Mädchen keinen Freund? Wie kann das angehen?"
"Ja, und?" Ich wollte es jetzt endlich hören.
"X Typen haben schon auf Charlie gestanden, aber alle wurden vergrault. Von Herrn Pfundmayr. Frag´ nicht, wieso. Der hat sie doch nicht mehr alle." Katie sah zu Boden. "Ich hab´s dir gesagt: Vergiss es."
"Ich will aber nicht. Weißt du eigentlich, was ich hinter mir habe? Wie glücklich ich bin, das es Charlie gibt?" Katie sah mich an, lange.
"Du siehst doch ganz gut aus. O.k. bist du auch. Wieso hast du was hinter dir?"
"Ach Katie, denk doch mal nach. Ich gab doch sogar schon mal zu, dass ich vielleicht sogar eigentlich nur wegen dir hierher gefahren bin. So ganz normal ist das doch nicht, oder?" Ich hoffte, sie würde verstehen.
"Willst nicht drüber reden, was?" fragte sie.
"Ich habe da schon so viel mit so vielen Leuten drüber geredet...am Ende hatte ich keine Freunde mehr. Denen hat es gestunken, mit mir immer nur über dasselbe zu reden."
"Dann erzähl es halt trotzdem auch mir. Einmal werde ich es schon vertragen können!" forderte sie mich heraus.

"Hast Du Zeit? Das dauert nämlich. Wenn, dann muss ich mich auch richtig darin suhlen."
"Es ist doch gerade erst halb acht. Fang´ schon an."

"Hast Du einen Knall, Martin, oder was?"
Katie und ich saßen am Frühstückstisch. Ich hatte ihr die Geschichte doch nicht so genau erzählt, und sie war dann bald gelangweilt schlafen gegangen. Ich selbst allerdings hatte noch lange nicht schlafen können.
"Es hat doch keinen Zweck." maulte ich vor mich hin. Katie sah das völlig anders:
"Hör mal! Ich reiß mir hier den Arsch auf für Dich, und mach jeden Scheiß mit, und Du willst jetzt einfach kneifen? Du hast sie doch nicht mehr alle!" Ich war übel drauf. Mir fehlte jeder Mut. Und jetzt stellte Katie mich auch noch zur Rede.
"Wo soll das denn hinführen? Gegen den Pfundmayr komme ich doch nicht an. Und wenn Charlie ihm immer gehorcht hat, warum sollte sie es auf einmal nicht mehr tun?"
"Weil sie Dich Idioten liebt, Du Knallkopf!" versuchte Katie mir klar zu machen.
"Und wie soll das gehen? Wo soll ich mit ihr zusammensein? Ich hab hier doch nicht mal eine Wohnung. Und wenn, der wüsste sicher einen Weg, mich zu vertreiben." Ich heulte schon wieder fast.
"Du gibst jedenfalls nicht auf, basta. Viel hast Du ja nicht erzählt, aber wenn Charlie für Dich quasi wieder wie Deine

erste Freundin ist, dann musst Du jetzt am Ball bleiben, sonst hat sich das für dich ein für alle mal erledigt."
"Wenn ich das mache, und der seine Tochter mindestens so liebt wie ich, dann Gnade uns Gott." schloß ich den Disput.

Es half nichts. Es musste was passieren.
Mein Motorrad hatte ich sowieso satt. Ich konnte Charlie nicht mitnehmen, und es taugte auch sonst für nichts, außer vielleicht, dass es in meinem Sinn eine Verehrung der Technik war. Ich würde mir etwas Passenderes besorgen, beschloß ich. Vor allem passend im Hinblick auf die Zukunft, die so ungewiss war wie die Bewegungen einer Fliege. Aber zuerst musste ich Charlie sehen. Wir hatten uns wieder zu zwei Uhr in der Reithalle verabredet. Na dann...

Es war acht Uhr, und ich hatte also noch eine Menge Zeit. Katie ging, sah mich noch mal warnend an, und damit war ich allein. Ich hatte mit meinem Onkel abgesprochen, dass ich mich um "meine Zukunft" kümmern würde. Na gut, dachte ich mir, dann will ich das mal tun. Ich packte die wichtigsten Unterlagen zusammen, knickte sie und steckte sie in die Innentasche meiner Motorradjacke. Damit konnte es losgehen. Ungerührt aller Unwägbarkeiten sprang meine Mühle an.
Bayern ist landschaftlich wirklich ein schönes Land, stellte ich fest, während ich über Landstraßen durch die Dörfer der Umgebung fuhr. Nachdem ich bei einigen Autohändlern angehalten war, stellte ich fest, so wird das

nichts. Ich musste also das Besondere suchen, Glück haben. Etwas sehen, das ich nicht erwarte. Vielleicht hatte ich es schon übersehen. Erstmal tanken.
Nicht gerade sofort kam eine Tankstelle. Wenn es denn überhaupt eine war. Getrieben von der Angst, liegenzubleiben, machte ich eine Zapfsäule aus. Sie stand zwischen zwei großen Hallen, eher Scheunen. Schon länger auf "Reserve" fahrend hielt ich blubbernd davor an.
Kein Mensch zu sehen. Abgesehen davon, daß ich ja sowieso am liebsten keinen Menschen gesehen hätte, sah ich mich um. Im offenen Tor einer Scheune stand ein kleiner, alter Trecker. Der lief "tack, tack, tack". Normal müssten dann da ja auch Leute sein. Ich ging hin, am Trecker vorbei in die Halle, und rief "Hallo". Die Halle war voller landwirtschaftlichem Gerät – diese Wekzeuge also, unter denen man sich so gar nichts vorstellen kann. Kein Mensch meldet sich.
Ich gab auf und drehte um. Ich kickte dann mein Motorrad an, dass wie immer nicht muckte. Gerade wollte ich meinen Helm aufsetzten, da hörte ich jemanden rufen:
"Heh, suchst was?" Ich sah mich um, und unübersehbar kam da ein riesiger Urbayer im Blaumann, aber nicht alt, auf mich zu. Ich hatte das "Du" in seiner Anrede nicht überhört, und antwortete:
"Ja klar, aber Du warst ja nirgends zu sehen."
"A Preiss....!" sagt er und grinst. "Wo kommst denn her?"
"Schleswig-Holstein" sage ich schon etwas bedient ob der Anrede ´Preuße´. "Ich brauche Benzin" und etwas leiser: "und ein Auto"

"Oan Auto suchst, ja mei, wos willst dann hier? Ha, Ha. Benzin brauchst? Wir ham Diesel!" Aber mit einem Blick auf mein Motorrad: "A BMW ist des a net mehr, gell?"
"Jetzt reichts mir!" sagte ich, und "Verarschen kann ich mich allein!" Ich hatte echt die Schnauze voll. Der Bayer schaut mich an und hat offenbar noch eine witzige Idee:
"Wennst an Auto suchst...schau mal hinter der Hallen da." Und zeigt mit dem Finger drauf.
"Willst Du mich jetzt auch noch rumschicken, oder was?"
"Nei,...schau halt." Ich wollte ja sowieso weiter, und setzte mir also den Helm auf. Eine kleine Runde um die Halle konnte ich ja noch machen. Dann aber nichts wie weg von diesem seltsamen Ort.
Ich gurkte also zur Rückseite der besagten Halle. Dicht an die Wand gedrängt stand er, vom Gras eingewachsen. Blassblau. Sehr blass. Ein Peugeot 504 Kombi, und bei genauerem hinsehen besser in Schuß, als es der Stellplatz vermuten ließ. Anhängerkupplung. Rückbank umgelegt, Laderaum total verschrammt. Was mochte der gelaufen haben? Ich versuchte durch die Fenster zu sehen, aber die Sonne spiegelte sich zu sehr in der Scheibe. Ich überlegte. Diesem Arsch von Bayern wollte ich möglichst aus dem Weg gehen. Ich drückte auf den Türöffner – offen.
Er gefiel mir, ja er gefiel mir, und eilig setzte ich mich hinters Steuer. Verblichene braune Kunstledersitze. Sie knirschten. Er hatte 167 000 km auf dem Tacho stehen – und er hatte ein Automatikgetriebe. Mir dämmerte, daß er deswegen schon so vom Gras eingewachsen war. Den will doch in Bayern, wo man alles selbst in die Hand nehmen

will, am besten auch noch die Zündverstellung, niemand mehr haben.
Nach dem Geruch zu urteilen, handelte es sich auch noch um einen Diesel. Mit anderen Worten: es ist das uneleganteste und unsportlichste Fahrzeug der Welt – aber es ist praktisch. Billig im Verbrauch, Platz in Hülle und Fülle, große Bodenfreiheit (Die Franzosen bauen ja auch immer noch für ihre ehemaligen Kolonien).
Ich stellte mir erstmal den Sitz ein, drehte am Radio und es spielte. Zigarette. So frech wie der Bayer bin ich auch, dachte ich mir. Während ich so sitze und rauche, gleitet mein Blick über die Armaturen und ich fühle mich schon wie zu hause. Mein Blick fällt auf das Zündschloss. Der Schlüssel steckt! Der Gedanke, den Motor anzulassen kommt sofort. Aber Halt! Wenn schon, denn schon. Ich machte die Motorhaube auf, um erstmal zu schauen, ob alles startbereit ist.
Auffällig ist der große Kühler. Muß wohl mit der Anhängerkupplung zusammenhängen. Ansonsten sieht es an den Schweißstellen nicht besonders rostig aus. Alles annehmbar, keine Unwägbarkeiten. Mir fiel ein, daß es ja noch so etwas wie eine Hauptuntersuchung gibt. So eingewachsen wie der ist.... oh,oh.
"Wenn Du den ahkriegst, kannst ihn behalten." Kommt es von hinten. Der Bayer.
"Da wäre ich vorsichtig – ich nehm Dich beim Wort!" sage ich ihm.
"Ist scho recht. I moan des, wie ichs gsagt hab." Ich dreh mich um, und sehe ihn an. Er scheint es echt zu meinen. Na dann... besser nicht mehr fragen.

Erstmal für guten Kontakt an den Batterien sorgen. Ein bischen Werkzeug habe ich ja immer in dem Fach im Tank dabei. Gut, Schlüsselgröße vorhanden. Es knirscht etwas, als ich die Kontakte an der Batterie drehe. Ganz abnehmen, sauberkratzen, wieder anbauen. Jetzt für Diesel sorgen: Unterdruckpumpe bewegen. Die geht sehr leicht – das hätte so nicht geklappt mit dem Starten. Ich wippe erstmal am Heck, es schwippt und schwappt ein bischen im Inneren. O.K.. Also weiter mit der Pumpe für Diesel an der Einspritzpumpe sorgen. Kontaktschrauben an den Glükerzen testen. Alle o.k. bis auf eine. So, die ist jetzt auch fest. Ölstand testen. Ohne Öl weniger Kompression. Der Ölstand ist auf Minimum. Ich trau mich zu fragen:
"Hast Du noch ein bischen Öl?"
"Vielleich ah no oan Startpilot und ah Batterie, Heh? So habn wa net gewettet. Woas I, dass Du oan Monteur bischt? Mach hi jetzt!" Na ja, das war eindeutig.
Ich setze mich also rein. Dabei fällt mir jetzt erst der Müll und Sand und Staub auf. Falls überhaupt noch genug Saft in der Batterie ist, liegt es jetzt an mir. Ich denk´ mir so, mehr als einen Versuch habe ich nicht. Schlüssel rein. Ein kurzes Stoßgebet muss erlaubt sein in meiner finanziellen Lage. Wenn es klappt, wäre es echt der große Wurf für mich.
Vorglühen. So lange bis mir das Lämpchen sagt: jetzt reichts. Hoffentlich ist es überhaupt heil, fährt es mir durch den Kopf. Ich warte und warte. Als ich schon die Hoffnung aufgebe, flackert es endlich ein wenig. Nicht lange warten, kostet alles Strom. Ich dreh den Schlüssel. Der nächste Moment wird zeigen, ob ich überhaupt noch

eine Chance habe. Kein Gas geben. Man will es ihm ja nicht noch schwerer machen, indem man ihn mehr Luft verdichten läßt, als unbedingt nötig ist. Mit Adrenalin im Blut erlebe ich den Motor mit Mühe eine ganze Kurbelumdrehung machen. Jetzt genau hinhören. Wird er schneller? Mir scheint es so. Ich tippe ganz leicht auf das Gaspedal. Der Motor dreht immer noch, doch das Anlassergeräusch verliert an Intensität. Der Dieselgeruch wird stärker. Das Fahrzeug zuckt. Jetzt ist der entscheidende Moment. Er läuft schon fast. Ich lasse den Anlassser eingeklinkt. Helfe dem Motor, falls der Anlasser noch helfen kann. Es scheinen noch nicht alle Zylinder zu laufen. Ich spiele mit dem Ohr an der Maschine mit dem Gas. Ich habe das richtige Gefühl - der Motor fängt schon teilweise an zu nageln. Ich traue mich nicht, den Starter wegzunehmen. Lasse ihn eingeklinkt. So ein Startermotor ist so teuer nicht.
"Wennst ihn kaputt machst, ist des Dei Geld! Hoast mi!!" Der Bayer. Fast hätte ich einen Schreck bekommen. Ich lasse den Anlasser los.
Es raucht und qualmt. Noch immer kann ich mich nicht entspannen. Traue mich nicht, das Gaspedal loszulassen. Ich will dieses Auto haben. ´Der ist für mich´, denke ich mir. Aber als der Bayer in der Qualmwolke langsam undeutlich wird, habe ich ein Einsehen. Es hilft nichts. Wenn er jetzt nicht läuft, wird er mir nie Freude bringen, beschließe ich und lasse das Gaspedal langsam los.
Er läuft. Nagelt wie ein alter Trecker auf dem Feld. Ich will es nicht hören. Die Motorhaube soll geschlossen sein. Benommen von der Konzentration drängel ich mich am

Bayern vorbei, und mache die Motorhaube zu. Ich stehe vor meinem Auto, zwischen den, wie ich finde, schönen Scheinwerfern, vor dem chromverzierten Kühlergrill, blicke über die lange, hohe Motorhaube über die braunen Sitze weit hindurch bis zur Heckscheibe. - Der wird also jetzt mein Begleiter sein. Hoffentlich sehr lange.
Der Bayer hält sich das Kinn und sieht mich an. Er sagt nichts. Ich drehe mir eine Zigarette, zünde sie an und nehme einen tiefen Zug.
"Du hältst doch Wort?"
"Des is net mei Auto." Gibt er jetzt erst kleinlaut zu. Mir bleibt der Mund offen stehen. Der wollte mich verarschen – und ich habe es wiedermal zugelassen.
"Wem gehört der denn?" Vielleicht gibt es ja noch was zu retten. Irgendwoher muß er ja die Sicherheit genommen haben, mich an dem Auto herumfummeln zu lassen. Er sieht mich an, und sagt nichts. Ich höre den Trecker von vorhin lauter werden. Er kommt um die Ecke und ist rot.
"Was ist denn hier los? Brennts hier?" ruft der Treckerfahrer, ein Mann mittleren Alters, erdige Ausstrahlung, und hält an. Ich sehe mich nicht genötigt, hier das Wort zu ergreifen, bleibe still, und schau nur sehr deutlich und herausfordernd den Monteur an.
"Na, des ist nur des Auto." sagt er mit gespielter Ruhe.
"Denn mach es aus!" fährt der Mann ihn an. Der Bayer bewegt sich schon. Das ist die Gelegenheit, mein Anliegen auf den Plan zu rufen.
"Halt, das ist meiner. Finger weg. Das mache ich!" Nun ist der Monteur doch etwas durcheinander. Ich gehe an ihm vorbei, und erfülle den Wunsch des Treckerfahrers. Der

sieht mich verblüfft an, wie ich da stehe in meiner Motorradkluft und offenbar auch noch ein "Ausländer".
"Davon weiß ich ja gar nichts. Bisher war es immer noch meins." Na prima, denke ich mir. Der schenkt ihn mir bestimmt nicht. Der Monteur windet sich schon.
"Jupp, I würd gern erfahre, wieso des net mehr mei Auto ist?"
"Ja mei, Chef, des war nur so an Scherz... I hab ihm gsagt, wenn er ihn ahkriegt, ist es seins.."
"Ja bischt Du dammisch? Ist des Dei Auto?"
"I hab doch net dacht, das des geht, Chef. Des ka do net gehe, der steht do scho über a Joahr! Aber dann fing der da ah rumzufummeln und I woas net, da lief es." versucht sich der Bayer zu rechtfertigen. Der Chef weiß einen Moment nichts zu sagen.
"Bischt a Monteur?" fragt er mich.
"Ja, bin ich."
"Kannst schweiße?"
"Kann ich auch. Scheine hab ich aber nicht." Er hält sich das Kinn. Dem Monteur ist es sichtlich mulmig. Eindeutig scheint sein Chef ja an meiner Arbeitskraft interressiert zu sein. Prompt kommt die Frage.
"Suchscht Arbeit?"
"Ja, suche ich." Das wär ja der Hammer, denke ich mir. In einem Abwasch zwei Probleme gelöst.
"Aber das bleibt mein Auto. Sonst arbeite ich mit Ihrem Monteur nicht zusammen."
"Des passt scho no. Erstmal zeig I Dir die Arbeit." und zum Jupp gewandt: "Die Egge muß heut noch fertig san. Denk ah den Sepp!" dann wieder zu mir: "Hast ah oan

Namen?" Langsam bin ich an den Ton schon gewöhnt, und antworte:
"Martin."
"Jupp, führ den Martin mal herum." und wieder zu mir:
"Dann kommst ins Büro.", legt den Gang ein, und tuckert davon. Wir sehen im nach.
"Meinst, der kommt no a mal?" fragt mich Jupp.
"Probiers doch aus." versuch ich es mal mit Freundschaftlich. Grinsend geht er zum Auto. Schon halbwegs problemlos meldet sich der Motor wieder zu Wort.
"Woaßt was?" ruft er zu mir.
"Na?"
"Setz die halt nei!" Gerne tat ich, wie mir geheißen.
Ich hatte gar nicht nach den Reifen gesehen, aber Jupp legte einfach den Gang ein, und der Wagen verließ sein Grab.
"Mei ist des verrückt," sagt er zu mir "Der Chef hat es nur noch weghaben wollen, wegen der Umweltbehörden, und jetzt fährt es." Gut, das er mir das gesagt hat, denke ich mir.
Wir gurken so über den Platz, da sagt Jupp:
"Öl ka net schade." und fährt in die Halle. Das fand ich total nett von ihm, und ich dachte mir, vielleicht könnte es Spaß machen, mit ihm zu arbeiten. Bisher habe ich ja immer ganz andere Erfahrungen gemacht. Vielleicht ist dies hier einer von den ganz besonderen Zufällen.
Nachdem wir so zwanzig Minuten an dem Auto herumgemacht hatten fagte ich Jupp, wie das denn mit der Egge sei. Er antwortete nur, dass das kein Thema sei, die

sei fast fertig. Und da ich mir ja auch noch den Betrieb anschauen sollte, guckte ich mir wenigstens mal die Egge an. Die war hier und da verbogen und gebrochen. Jupp meinte, er würde das in drei Stunden schaffen. Und es sei ja erst zwei.
Wie bitte? Schon zwei? Das musste ich dem Chef ja auch noch klar machen, daß ich meistens früher los wollte. Aber dann überlegte ich: ´Wenn ich Charlie abholen könnte, dann wären ja auch andere Zeiten mit Charlie möglich!´ Also erstmal nichts sagen. Aber auf jeden Fall musste ich mich jetzt etwas sputen. Ich sagte Jupp "Tschüß", und ging zum Büro. Jupp hatte mir den Weg erklärt.
"Wann kannst ahfanga?" fragte Herr Decker, wir hatten uns vorgestellt, direkt. Das die Frage kommen würde, war nicht schwer zu erraten gewesen, und ich hatte mir darauf etwas zurechtgelegt:
"Wenn ich mit dem Wagen fahren kann."
"Du und Dei Auto! Ja meinst, Du willst ihn hier zurechtmache?"
"Ja, das wäre gut. Und bestimmt schneller."
"Wenn Du sehr schnell bist, kann I Dir folgendes sagen: Heute ist Dienstag. Am Freitag kommt oan Inschinör funt Technische Überwachungsverein. Des wär Dei Termin. Wennst mir 250 Mark gibst und nix an Ersatzteilen kaufen musst, hast des Auto und die Untersuchung dabei."
"Des ist a Neuabnahme!" schob er noch hinterher – wusste ich´s doch, es handelte sich um ein faires Angebot. Der TÜV-Mensch und er kannten sich bestimmt schon lange. Das wäre schon ein Bonus. Der Gebrauch von Werkstatt und Werkzeug der weitere. Jupp würde mich

bestimmt nicht stehen lassen. Umgekehrt würde ich Jupp auch nicht stehen lassen. Hinzu käme, daß ich auf diese Art ganz ruhig die Werkstatt kennenlernen könnte. Zu guter Letzt bräuchte ich den Hof meiner Verwandten nicht zur Werkstatt zu machen. Das käme mir bestimmt zu Gute.
Ich schlug ein.
Zum Thema Arbeit hatte ich keine Papiere vorgelegt, und über die Bezahlung hatten wir auch nicht gesprochen. In den drei Tagen würden wir gegenseitig feststellen können, ob die Chemie stimmt, und wie es um meine Fähigkeiten bestellt ist. Danach bestünde eine solide Grundlage für Verhandlungen. Ich war mit dem Verlauf des ganzen Gesprächs sehr zufrieden.
Es war halb drei geworden – ich musste dringend los. Ich fragte noch, wo die nächste Tankstelle sei, egal in welcher Richtung. Als ich schnellen Schrittes zu meinem Motorrad ging, das immer noch hinter der zweiten Halle stand, konnte ich noch kurz einen Blick auf *mein Auto* werfen, das jetzt in der Werkstatt stand, erlöst von den Weihen des Todes.
Ich hatte völlig den Plan verloren, wo ich war, und ich verfuhr mich ein paar mal, bis ich am Reiterhof ankam. Charlie fand ich in der ´Kneipe´. Ich wunderte mich etwas, denn an ihrer Stelle hätte ich den Pferden zugeschaut. Obwohl ich Erfolge anzumelden hatte, war ich angespannt, denn die Situation zwischen Charlie und mir war aus meiner Sicht nicht geklärt. Wir umarmten uns, aber es kam bei mir nicht dieselbe Vertrautheit auf wie tags zuvor.

"Was ist los?" fragte Charlie dann auch gleich. Ich war erleichtert, so schnell zum Thema kommen zu können, wusste aber nicht wie.
"Ja, weißt Du..." Sie sah mich schon mit großen Augen ängstlich an. "Es ist so.."
"Ist irgendwas mit uns??" fragte sie nervös.
"Nein, so nicht... Ich habe mir nur Gedanken gemacht."
"Gedanken machen ist nie gut. Was denn für Gedanken?" sagte Sie.
"Dein Vater, weißt Du, der hält mich doch bestimmt nicht für den richtigen für Dich. Und ich habe Angst, daß der uns auseinanderbringen wird oder will. Ich will mit Dir zusammen sein, Charlie. Nichts wünsche ich mir mehr. Aber gegen Deinen Vater komme ich bestimmt nicht an." Sie schwieg, sah mich an. Dann umschlang sie plötzlich meinen Hals und drückte sich an mich. Automatisch umarmte ich sie. Dann fühlte ich, wie sie bebte. Sie weinte.
"Du bleibst bei mir!" flehte sie in meinen Pullover. "Nicht Du auch noch..." Ich hielt sie fest, streichelte ihre nasse Wange.
"Keine Angst, ich bleibe bei Dir." Ich fühlte auf einmal viel Kraft in mir. Ich sagte: "Komm, Charlie, ich habe auch noch andere Sachen zu erzählen."
Ich erzählte ihr von dem Auto, beschrieb ihr, was ich erlebt hatte. Sie sah mich mit einer Mischung aus Entsetzen und Bewunderung an. Dann kam noch die Sache mit dem Job. Obwohl es sich ja eigentlich um einen Glücksfall handelte, erntete ich trotzdem ihre Anerkennung, meinte aber, daß ich die Sachen jetzt auch durchziehen müsse.

"Warum willst Du eigentlich auf einmal Geld verdienen, und nicht mehr für Dein Studium weiterarbeiten." fragte sie dann aber doch noch.
"Das hat viel mit Dir und mir zu tun." sagte ich bedeutungsschwer. Sie blickte schon nach unten. "Nein Charlie, das mache ich, weil ich es will, weil ich immer mit Dir zusammen sein will."
"Ja, aber ich verstehe das nicht! Was hast Du vor? Warum vergibst Du die Chance mit dem Praktikum? Das hat mein Vater doch so schön eingefädelt für Dich!" Sie sah mich fragend an. Ich sagte völlig gefühllos: "Wegen Deinem Vater – genau deswegen."
"Ach so..." sagte sie dann.
"Und außerdem habe ich auch im Moment gar keine Lust vernünftig zu sein, und ständig nur an mein berufliches Vorankommen zu denken!" sagte ich, und ihr Gesicht hellte sich merklich auf.
"Was hast Du denn vor?" fragte sie neugierig.
"Pass auf..." fing ich an und konzentrierte mich. "Ich will mit Dir abhauen." Das war im Grunde auch schon alles. Nähere Details hatte ich noch nicht ausgeknobelt. Sie kicherte und drückte sich an mich. Dann sah sie mir in die Augen und küsste mich. Es war wie der Startschuß in ein neues Leben. Ich fühlte mich frei und unbesiegbar. Sie schlängelte um mich herum, und wenn auch kein "ja" von ihrer Seite gekommen war, so wusste ich doch, dass, wenn ich nur einigermaßen verantwortungsbewusst handeln würde, sie mit mir kommen würde. Sie sah mir noch einmal in die Augen, sagte "Komm Martin, ich muss heute

abend erzählen können, was ich gelernt habe.", dann fingen wir an zu üben.
Und wieder war sie von ihrer Mutter abgeholt worden, und wieder mussten wir verbergen, daß wir ein Paar waren, und wieder hatte ich nur den Termin für den nächsten Tag. Eine Stunde, nicht mehr. Alles andere war Gnade. Sicher waren nur Charlies Gefühle für mich – ganz sicher.
Mir ging durch den Kopf, daß es Verliebten wohl immer so geht, daß sie sich der Gefühle füreinander ganz sicher sind, und daß dann doch alle Verbundenheit einmal ein Ende findet. Aber so sollte es nicht sein zwischen Charlie und mir. Ich würde immer kämpfen, wenn wir mal Sorgen hätten. Gelitten hatte ich lange genug, um zu erkennen, wie wertvoll die Zuneigung eines Menschen ist. Ich würde mich immer an die erste Verliebtheit erinnern können. Wir sind ohne rationale Beweggründe aufeinander zugegangen. Die Grundlage unserer Verbundenheit ist emotional, und so sind wir einander nicht ersetzbar. Rationale Bedingungen sind zu übertreffen.
Sicher, flaut einmal der Sturm der Gefühle ab, und man sehnt sich wieder danach, so weiß man doch, auch mit jemand anderem würde es ähnlich sein, wenn man ihn denn fände. Doch immer würde man die Verliebtheit in den anderen mit der Verliebtheit, die man mit dem Partner hatte, vergleichen.
Und dabei, so wusste ich, war Charlie für mich nicht zu übertreffen.
Da ich keine Lust hatte, zu hause herumzusitzen, fuhr ich nochmal zu "meinem Auto" in die Werkstatt. Vielleicht konnte ich ja schon etwas machen, die Zeit drängte ja.

Forts. auf S.249

Wüste

Ich war entdeckt worden! Das blieb natürlich nicht ohne Folgen für meine geistige Verfassung. Oder drohte mir die Krankheit sowieso?
In den Konstruktionsseminaren tauchte ich immer geradezu in meine Entwürfe ab. Sie waren eine überschaubare und zu perfektionierende Welt, in der sich alle meine technischen Gedanken in vielen kleinen Details niederschlagen konnten. Das bemerkte auch unser Dozent, Herr Karlsson.
Ich hatte immer Geldsorgen bzw. konnte mir keinerlei Wünsche erfüllen. Irgendwie kam ich mit Herrn Karlsson darüber ins Gespräch. Er arbeitete hauptberuflich in einem nahebei liegenden, großen Rüstungsunternehmen von bedeutendem Ruf für die Region. Er fragte mich, ob ich es mal als technischer Zeichner versuchen wolle, und ich entgegnete, dass ich das doch gar nicht gelernt habe. „Aber Bleistiftstriche mit Tinte schwärzen, dass müssten sie doch hinkriegen, oder?“
Dagegen war nichts zu sagen, und so hatte ich einen Ferienjob, um den man mich beneidete. Hatte ich damit doch *die* Chance auf einen Arbeitsplatz von Substanz und Dauer und, wenn man will, sogar mit der Möglichkeit einer

bescheidenen Karriere. Das wollte ich. Mit dem Gedanken, dass die Waffen, die ich dann mit zu bauen half und die, außer zur Verteidigung, hauptsächlich gegen Menschen eingesetzt würden, freundete ich mich insofern an, als dass ich mir dachte, wenn ich´s nicht mache, macht´s ein anderer. So sah ich nur den vom in dieser Branche hohen Budget ausgehenden größeren Zeitrahmen zur gründlicheren Arbeit. Die Rüstungsindustrie ist eben eher in der Lage, technische Lösungen von großer ingenieurwissenschaftlicher Kreativität in die Tat umsetzen, wohingegen in zivilen Unternehmen einfach vieles am Grundsatz der wirtschaftlichen Effektivität scheitert.

Derart motiviert legte ich mich dann ins Zeug. Man arbeitete üblicherweise zehn Stunden, was man auch von mir verlangte. Alles lief wunderbar. O.k., ich litt ein bisschen unter dem Sonderstatus. Am Ende der zwei Monate hatte ich einiges mehr an Geld, und mir war auffallend lange, geradezu *künstlich* lange, die Hand vom Vorgesetzten geschüttelt worden – das nächste Arbeitsintervall für die nächsten Semesterferien stand fest.
Tja, aber was passierte? Ich war viel allein, hatte Mengen zu büffeln, da ich mein Vordiplom in der Regelstudienzeit haben wollte. Eine Freundin hatte ich auch nicht. Mein Domizil hatte möblierte neun Quadratmetern, die nach Leiche rochen. Die Herdplatten standen der Kloschüssel gegenüber, so das man zwei Sachen gleichzeitig machen konnte. Die Dusche hatte dreißig Liter warmes Wasser bei Einwurf von fünfzig Pfennig, so dass man am Ende des Duschens unter Garantie erfrischt war. Mein Vermieter, ein

knorriger Mensch von absolut nicht zur Schau gestellter Herzenswärme, sah, dass mir eine Freundin fehlte, und baute die Räumlichkeiten neben mir aus. Es zog dann auch eine wirklich ungemein passable junge Dame ein.
Doch womit niemand gerechnet hatte: Die paranoiden Wahnvorstellungen begannen. Ich entwickelte die feststehende Vorstellung, mein quasi-zukünftiger Arbeitgeber würde mich später in eine abgedunkelte Ein-Mann-Kabine stecken, in der ich dann, möglichst ohne Notwendigkeit zur Erholung, ununterbrochen dreidimensionale Modelle seriell in den Computer füttern müsste. *Kreatives* Denken würde dann im Verlaufe von zehn Jahren nach und nach in meine Tätigkeit einfließen.
Abgesehen davon, dass ich wohl die entsprechenden Fähigkeiten mitbrächte, kam ich nicht mit dieser (eingebildeten) Alptraumperspektive zurecht. Es verfolgte mich, und machte mir das Leben schwer. Ich begann Hinweise zur Richtigkeit meiner Schreckensphantasien zu sehen, und war dadurch mehr und mehr gehindert, stracks meinem Ziel entgegen zu arbeiten.
Das zweite Arbeitsintervall war dann auch entsprechend. Vieles überspringend sah es dann so aus, dass ich nur noch unter geistigen Mühen in der Lage war, alte Konstruktionsunterlagen zu sortieren und zu bündeln. Ich flehte Herrn Karlsson an, dass ich nicht mehr könne und aufgeben wolle. Doch er ließ mich durchhalten. Der Abschied verlief diesmal sehr kurz und auch nicht vom Vorgesetzten. Damit war ich erledigt.

Jetzt galt es noch die Prüfungen zu meistern, und da ich ein Prüfungsmensch bin, litten meine Zensuren nicht. Unterdessen pflegte ich meine immer stärker werdenden Depressionen und Beziehungsgedanken, an die ich damals natürlich überhaupt noch nicht gewöhnt war. Ohne das Aufbringen eines Willens war jede Bewegung unmöglich geworden. Mein Normalzustand war die Rückenlage in der Verkrampfung, wie sie eine Mumie ausstrahlt. Morgens, wenn ich den Tag mit meinem Aufstehen begrüßen wollte, musste ich mir einen passenden Moment ausdenken und dann, innerlich bis drei zählend, meinem Oberkörper mit einem Ruck die senkrechte Ausrichtung meiner Wirbelsäule zumuten. Diese schweren Depressionen quälten mich über Jahre, sofern ich mich in einen festgefügten Rahmen presste. Jede kontinuierlich, mir wie eine Erstarrung vorkommende Lebensweise unter dem Zwang der Anpassung, die mir wie eine Uniform erschien, brachte dieses Phänomen, diese Erkrankung hervor. Umgekehrt aber wies mir diese Beobachtung auch den Ausweg, nämlich die Freiheit.

Auch Sprechstörungen, beginnend damit, dass mir die Worte nicht mehr einfielen, als habe ich Alzheimer. Am Ende legte ich mir die Worte im Kopf zurecht. Das Sagen eines Satzes erforderte meinen ganzen Mut. Sätze mit mehr als drei Worten brachte ich vor meinen Eltern nicht mehr sauber raus, und sie sollten doch nicht merken, wie es mir ging. Doch damit hatte ich nur wenige Monate zu kämpfen, dann fand ich es so unerträglich, dass ich nicht mehr vor der Wahl stand, entgegen einer artgerechten Lebensweise zu existieren. Doch was ist für mich artgerechte Haltung?

An eine ärztliche Behandlung dachte ich damals noch gar nicht. Psychiater gab es in meiner Welt nicht. Ich hatte nur vom Irrenhaus gehört – ein Begriff aus der Märchenwelt und eigentlich nur als Kraftausdruck zu gebrauchen.
Ich beschloss, dass etwas geschehen musste. Der Schädel muss doch irgendwie wieder auf Trab zu bringen sein! Eine Reise, dachte ich mir, das wär´s. Ich hatte gute Erfahrungen damit gemacht, wie Freiheit in dieser Gestalt mich befruchtet, und entschied mich, mit meinem zusammengebastelten Motorrad in das Atlasgebirge Marokkos zu fahren.
Ich wartete den Erhalt meines Vordiploms ab, verkaufte Fahrrad, Auto und Musikanlage und machte mich auf den Weg. Mein Fahrzeug war aber derart grauenhaft unkomfortabel, dass ich es nur knapp tausend Kilometer weit zu Verwandten schaffte. Dort erholte ich mich zehn Tage und trat dann unter Widerwillen die Rückreise an.
Zuhause angekommen sah ich nur eine Möglichkeit: Es müsse mit dem Auto sein, und alleine möchte ich es auch nicht machen.
Ich sprach meinen Freund an, der auf den Namen Pulli hörte, da er immer den gleichen alten Pullover trug, welcher selbst zur Produktion von textilem Kunststoff zur Herstellung geräuscharmer Zahnräder nicht getaugt hätte.
Ihm ging es ähnlich wie mir. Auch er wusste nicht mehr weiter. Seine Schulzeit hatte er einst verkürzt. Als auffallend Begabtester seiner Klasse empfand er seine Zeit dort als Verschwendung und zog es vor, sein Geld mit Straßenmusik zu verdienen. Doch mit der Ankunft eines Sohnes traten die Lücken dieser Lebensstrategie zutage.

Darüber war er unglücklich und deprimiert. Kurz, er willigte ein.
Mit dem Auge auf der geistigen Bewegungsfähigkeit, forcierte ich es als erste konkrete Aufgabe, unter größter gemeinsamer Willensanstrengung zumindest eine Liste zusammenzustellen mit all den Dingen, die uns auf unserer Flucht (Pulli wollte nie wieder zurück) nützlich sein könnten.
Er verkaufte sein stabiles Fahrrad, dass er noch fünfzehn Jahre lang vermissen sollte, und ich mein Motorrad zu einem Spottpreis. Ansonsten hatte Pulli bei mir Kredit. Jetzt ging es um das Fluchtfahrzeug. Groß, belastbar und von einfachster Technik sollte es sein. Wir entschieden uns für eine gallig-grüne, ländliche, zwölf Jahre alte Limousine deutschen Fabrikats mit weniger als zweihundertausend Kilometer Laufleistung, die aber dafür nur wenig teurer als fünfhundert Mark war. Zur Krönung hatte das Vehikel ein schwarzes Vinyldach, das uns noch zu denken geben sollte. Bei einem zulässigen Gesamtgewicht von 1850 kg schien es uns mit fünfundsiebzig Pferdestärken hinreichend motorisiert (Wartung, Ersatzteile, Verbrauch etc.).
Die Abwesenheit der Eltern abgewartet, alles reingeknallt, und los. Wir fühlten uns wie die Könige und konnten es noch gar nicht glauben, dass wir echt die elende, alte Heimat verlassen würden, die für jeden von uns soviel Schlechtes repräsentierte. Alle Furchtbarkeiten des Heranwachsen wie eine sich häutende Schlange abstoßend wussten wir eigentlich nichts. Wir wussten nur das eine: Die Richtung hieß Süden.

*

Pulli erzählte mir (da war die Stimmung noch o.k.) von einer nächtlichen Vision, die er gehabt habe. Der Meerbusen von Manfredonia an der Adria könne Hoffnung bergen. Mir war das Recht, dachte ich doch innerlich schon an die Sahara. Wenn wir so tief in Italien wären, gäbe es doch kein Zurück mehr.
So fuhren wir nach Manfredonia und suchten dort einen Platz zum Schlafen. Gewohnheitsmäßig nahmen wir dafür den Straßenrand oder einen Feldweg. Doch am Meerbusen von Manfredonia fand sich nichts dergleichen. Die Küstenstraße war komplett besiedelt. X-Mal kurvten wir in halsbrecherischem Tempo die dreißig Kilometer auf und ab und wurden trotzdem noch von italienischen Piloten von kreischenden Kleinst-Vehikeln unter lässigstem Gesichtsausdruck überrundet. Wir brachen ab, und nahmen einen der zahlreichen Campingplätze. Für mich war Manfredonia erledigt. Pulli gab nach.
Auf dem Weg zur Straße von Messina sprach ich die Sahara an. Sagte ihm, es ginge nicht um das Auffinden einer neuen Existenz, sondern bloß um die Gesundung unserer Seelen. Es war weiß Gott nicht Pullis Wunsch, sich auf etwas derart schlecht zu Greifendes einzulassen. Doch letztlich finanzierte ich ja das Unternehmen, und so saß er in der Falle.
Ich hatte es mir damit aber nicht leicht gemacht. Ich wollte, dass wir beide an einem Strang ziehen. Außerdem wollte ich meine Ideen beachtet wissen. Doch Pulli ist nicht der Mensch, dessen empathische Fähigkeiten sich in seiner

äußeren Haltung niederschlagen. Irgendwann war ich so fertig von seinem Betonkopf-Verhalten, dass ich nur noch katatonisch im Beifahrersitz hing. Alle Gedanken waren in einem Brei aus Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Aussichtslosigkeit zu einem parkinsonschen Flackern meines Geistes vereint.
Da traf ich eine Entscheidung: Ich würde von jetzt an Pulli ein Spiegel seines Habitus sein. Er sollte spüren, was mit ihm geschähe, wenn er selbst das Opfer seines zwischenmenschlichen Verhaltens würde. Dem gemäß lehnte ich einfach kategorisch jeden seiner Vorschläge ab, und es zählte nur noch was ich wollte. Und ich wollte die Wüste sehen.
Die Überfahrt über die wunderschöne Straße von Messina, die ja jetzt zwecks wirtschaftlicher Belebung des in seiner Ursprünglichkeit faszinierenden Siziliens mit einer unglaublichen Brücke überspannt werden soll, nahmen wir abends.
Sizilien versuchten wir wegen Vorurteilen bzgl. mafiöser Aktivitäten so schnell wie möglich hinter uns zu lassen. Wir erreichten die Fähre nach Tunis jedoch um ein paar Stunden Verspätung nicht mehr. Die Nächste fuhr erst in einer Woche. So hatten wir noch Zeit, die wir nutzen wollten, uns dem afrikanischen Klima anzupassen. Wir mieteten einen Wohnwagen auf einem menschenleeren Campingplatz in einer einsamen Bucht, der einem kleinen, verschlafenen Städtchen von märchenhaft eindeutig südlichem Charakter den Grund seiner Existenz zu geben schien. Schmucklose, quaderförmige, von der Sonne ausgeblichene Häuser auf großzügigen Grundstücken,

Siesta vom Frühstück bis zum Abendbrot – das ideale Versteck zweier Vertriebener.
In der Umgebung lagen zackige, schroffe, felsige Gesteinsformationen von einer Höhe, die in Pulli den Mut zu ihrer Besteigung hervorrief. Natürlich musste das immer über Mittag geschehen, denn wir ahnten, welche Belastungen die Sahara uns noch bringen würde – zwei erwachsene Männer, die sich nicht zu schade waren, sich ihrer geistigen Entwicklungsstufe zu outen, indem sie unter kindlicher Stimmung ihren (schon etwas größeren) Spielplatz erkundeten.
Ein streunendender Hund fand in uns Seelenverwandte und ließ sich nach dem späten Frühstück zu einem Tanz im Nachtzeug bei blecherner Autoradiountermalung überreden. Pulli wollte nicht. Er meinte, es sei Damenwahl, und der Hund (oder die Hündin?) zeigte kein Interesse.
Die ganze Zeit über aber, ich hatte es mir wie einen Algorithmus vorgeschaltet, war ich auf Hab-Acht-Stellung. Die Philosophie der Behandlung Pullis behielt ich bei. Sie war mir der rettende Anker vor der Angst, durch Kontamination meines Harmoniebedürfnisses mit Pullis Gesellschaft in Katatonie zu verfallen.
Wir mussten etwas einkaufen. Hierzu gab es in der Stadt ein Krämerladen namens Maria Rossa. Maria Rossa stand auch hinter dem Geschäftstresen. Ihre Auge, ihre Haare, ihre ganze Erscheinung war von so ungebändigt wilder Schönheit, dass ich mich ihr am liebsten sofort zum Sklaven angedient hätte. Erst mal aber musste ich, denn ich hatte ja das Geld, und überhaupt, unsere Wünsche äußern. Mir trat der Schweiß auf die Stirn, der Blick flackerte, und

ich verlor völlig den Boden unter den Füßen. Nachdem wir erledigten Einkaufs das Geschäft verließen kicherte sich Pulli einen zurecht, dass er gar nicht mehr aufhören wollte. Er habe das noch nie so gesehen und mein Gott, so übel ginge es ihm dann ja wohl doch nicht. Ich fand das nicht so witzig, schaltete dann aber um und schwärmte von Maria Rossa.
Die Fähre kam. Wir saßen mit Touristen in Wind und Sonne an Deck auf dem Boden. Wir waren die eindeutig abgerissensten Exemplare unter den Passagieren. Das *Wohl-Geplante* jedes Schrittes quoll den anderen quasi aus den Poren. Sicherheit strahlten sie aus, Wohlstand und Integrität. Wir waren nichts weiter als Landstreicher ohne Heimat und ohne Ziel, die ihren Schutzengeln viel Arbeit bereiteten, und zu denjenigen gehören, die im Sand nur *eine* Spur hinterlassen.
Tunis war ein Moloch. Auf schnellstem Wege versuchten wir allen zivilisatorischen Merkmalen zu entkommen, fuhren bis in die Nacht und knallten uns einfach irgendwie ins Gras, in den Sand. Morgens weckten uns einige Ziegen, und ein paar Kinder der ländlichen Bevölkerung interessierten sich sehr für unser unglaublich schnittiges Gefährt.
Auf irgendeine metaphysische Weise war mir Tozeur ein Begriff. Dort läge ein schöner Campingplatz. In Fahrschichten streben wir diesem hehren Ziel entgegen. Tozeur war ein Nest, schon fast in der Wüste, aber, und vielleicht gerade deswegen, war es als Brückenkopf der Sahara ziemlich lebendig und voller Möglichkeiten für Wüstenreisende.

Auf dem Campingplatz hatten wir die Wahl zwischen Zelt und Hütte. Wir nahmen die Hütte, weil wir wieder mit einem mehrtägigen Aufenthalt rechneten. Schließlich galt es noch, sich auszurüsten. Die Hütte bestand aus Reisigwänden und einem Sandboden. Sie war besonders das Zuhause zahlreicher und unterschiedlichster Insekten – aber nicht teuer.
Wir brauchten Benzin- und Wasserkanister, Schaufeln zum Ausgraben des Autos, wenn es sich einmal festfahren würde, eine Dachkonstruktion zur Aufnahme all dessen und ein paar Auffahrbleche, auf denen das festgefahrene Mobil ein wenig an Fahrt gewinnen könnte, um sich nicht gleich wieder einzugraben. Die gab es nicht zu kaufen. Aber da ich ja handwerklich vorgebildet bin, beschloss ich, welche in einer Schlosserei zu bauen. Die gab es auch tatsächlich, und Wellblech und Winkelprofile ebenfalls.
So lernte ich, und später auch Pulli, die ganze Familie des Betriebes kennen. Irgendwie hatte ich tagelang zu tun, und so kam es dann auch, dass die neuen Bekannten mich an ihren Ortskenntnissen und geschäftlichen Beziehungen teilhaben ließen. Für kleines Geld hatten wir bald alles zusammen.
Dann aber kam es: Wir wurden zum Essen eingeladen mit Hammelfleisch und Wasserpfeife (kein Dope!). Nach ausgedehntem ruhigen Genießen wandte sich dann die Hausherrin in Übersetzung ihres Sohnes mit der Bitte an uns abgerissene Penner, ob wir nicht etwas für ihren Liebling tun könnten. Ob es uns nicht möglich wäre, ihn in Deutschland unterzubringen und ihm eine Perspektive für sein Leben zu ermöglichen.

Wir waren peinlich berührt. Hatten doch nicht einmal wir, als Deutsche, es geschafft, Fuß zu fassen, und dabei waren wir bestimmt sieben, acht Jahre älter als der Klient. Wir würden unser Möglichstes tun, signalisierten wir mit Händen und Füssen.
Später, als wir wieder „zuhause" waren, wo man nie allein war, stellten wir fest, dass die Musikkassette, auf deren Cover eine hübsche (weiße) Frau abgebildet war, und für die sich die Bande Jugendlicher, die uns stets begleitete, so aufmerksam interessiert hatte, auf einmal in unserer Sammlung fehlte. Ich denke nicht, dass sie gefehlt hätte, hätte man Grund zur Annahme gehabt, wir könnten etwas Perspektivisches für sie tun – doch wer weiß.

*

Am Abend vor dem Aufbruch sollte es dann noch was Leckeres geben. Wir dachten an Gulasch in Tomatensoße mit Nudeln. Zu diesem Zweck musste Fleisch beschafft werden. An einer Hausmauer stand im Freien ein archaischer Tisch mit Fleisch und Fliegen in der prallen Sonne. Die nicht sehr zünftigen Schlachter dahinter waren drei Jungs von geschätzten zwölf bis siebzehn Jahren. Wir suchten uns ein ansprechendes Stück aus, dass ich dann zu Gulasch verarbeitet haben wollte. Leider sprachen die Afrikaner kein Deutsch, und so entnahmen sie meinen Händen und Füßen nur das Wesentlichste.
Der Älteste nahm ein Beil-ähnliches Werkzeug und kloppte damit auf dem Fleisch herum, bis es ein Brei voller Knochensplitter war. Ich hatte ihren fragenden Blicken

nicht entnommen, dass sie von Gulasch keine Ahnung hatten. Wie denn auch – in Tunesien! Dementsprechend war unsere Henkersmahlzeit ungenießbar. Vielleicht ganz gut so.
Wir machten am nächsten Morgen noch ein Bild mit uns Zweien, dass jeder Entdecker-Crew des letzten Jahrhunderts zur Ehre gereicht hätte, und los ging´s.
Einsam waren wir auf der staubigen, schlecht-gepflegten Piste Richtung El-Oued unterwegs. Die algerische Grenze nahte.
Dort angekommen mussten wir angeben, wie viel algerische Währung wir dabeihaben wollten und – das war der Hammer – wie lange wir genau bleiben wollten, wann wir das Land wieder verlassen würden, ja mussten. Geldbetrag und Zeitraum war gekoppelt, und so ließen wir uns auf vierzehn Tage ein. Pulli hatte die Bedingung durchgesetzt, das Land im Süden wieder zu verlassen. Wir hatten keine Ahnung, was auf uns zukommen würde, und so saß uns der Zeitdruck im Rücken.
Weiter einsam Richtung Ghardaia (soll auch ein schöner Touristenort sein, aber die waren wir ja nicht) und dann bei El-Golea das Nachtlager aufschlagend.
Unsere Karte meinte, 50 km hinter El-Golea würde es losgehen. Darum inspizierte ich noch einmal das Auto. Bisher hatte sich der Wagen tapfer gehalten, bis darauf, das er bei harten Absätzen im Asphalt vorne links immer furchtbar knackte. So prüfte ich die Stoßdämpfer.
Der vordere linke war fest. Wenn ich mich auf den Kotflügel setzte und Pulli drückte, knackte es vernehmlich. Ins Radhaus geschaut und Haube auf. Der Stoßdämpfer

war ein öliges Etwas, aber der Schrecken stand erst noch bevor: Unser insgesamt recht korrodiertes Vehikel war im Begriff, den linken Innenkotflügel abzustoßen. Die halbe Länge der Schweißnaht war gerissen. Die Verbindung zum Längsholm komplett verrostet.
In diesem Zustand konnte der festgesetzte Stoßdämpfer bei der Zerlegung unseres wertvollen Gefährts ganze Arbeit leisten. Jeder Absatz, jeder Stein und jedes Schlagloch wurde zur Attacke auf unser Leben. Nicht das wir das Abbrechen des Vorderrades nicht überlebt hätten, aber falls wir uns in den vor uns liegenden wahrscheinlich rauen, einsamen und unbekannten hunderten Kilometern verfahren sollten und dann in diese Lage gerieten, wären wir unter realistischem Kalkül – tot. Ein elender Tot. Viel Wasser zum langsamen Verdursten in einem unbarmherzigen Höllenschlund, einem gottverlassenen Ort ohne Horizont, der im grellweißen Flimmern der Sonne jeden Unterschied zwischen Land und Luft unsichtbar machte.
Ich beschloss, das so bald als möglich zu reparieren. Das würde Zeit kosten. Ich dachte an El-Golea. Doch da das hinter uns lag protestierte Pulli. Außerdem würde ich viel zu pingelig sein und *das hält schon!* Wir fingen an, uns gegenseitig aufzuregen, aber da ich mich auch nicht als Memme zeigen wollte (vor dem Hintergrund der Philosophie zur Behandlung Pullis) kam ich zu dem Schluss, mit etwas Vorsicht müsste es gehen. So bestiegen wir am nächsten Morgen unseren vermeintlichen Sarg. Das, worauf ich mich gefreut hatte, wofür ich gekämpft hatte, kam jetzt mit Riesenschritten heran.

Ein großes Schild erschien. Darauf eine für jeden verständliche Warnung innerhalb bestimmter Monate das vor uns liegende Gebiet nicht zu befahren. Wir hatten angehalten. Etwas mulmig wurde uns schon, denn das Zeitintervall, vor dem gewarnt wurde, war seit ein paar Wochen angebrochen. Ich beschloss auf Teufel komm raus und unter Pullis Protest, dass nicht mehr schneller als fünfundzwanzig Kilometer pro Stunde gefahren würde. Im Gegensatz zu einem echten Entdeckerteam waren wir katastrophal ausgerüstet. Wir hatten keine Bodenfreiheit (unser Auto war mit all dem Zeug wie tiefer gelegt), keine Erfahrung, uns drohte der Totalschaden unseres Expeditionsfahrzeugs aus Altersgründen, der Durchquerungszeitraum war schlecht gewählt und außerdem wahrscheinlich zu kurz, und reparieren musste ich auch noch. Der nächste Ort, der mehr wäre als ein Beduinenzeltlager, war 200 Kilometer ungekannten Pistenzustands entfernt.

Wir fuhren also fünfundzwanzig. Die thermischen Reserven des Motors machten uns stolz. Das Auto blieb cool. Natürlich nicht im Innenraum, aber wir rauchten wie die Schlote, und Rauchen hilft bekanntlich gegen alles – genau wie Alkohol, dessen wir beide aber nie gelüsteten.

Noch war die Straße asphaltiert, aber schon bald begann die Schotterpiste. Es gab keine Geschwindigkeit, in der ich mir des Autos sicher sein konnte. Wir fraßen hektisch Langweilskekse. Seit Maria Rossa war das unsere stetige Beschäftigung geworden. Es handelte sich dabei immer einfach um das billigste Gebäck in Keksform, dass es in einkaufstütengroßen Packungen gab.

Derart gestresst erschien in der Ferne ein Gebäude. Da es nichts außer Schotter auf der Welt zu geben schien, stach es aus der Umgebung heraus, wie ein zur Nacht beleuchtetes Riesenrad in einer Stadt der Zivilisation. Nach einer Viertelstunde waren wir da. Es handelte sich um ein Gebäude vielleicht zehn mal fünf Meter Grundfläche und drei Meter hoch: Eine Gaststätte. Davor lag ein Mann im längs-gestreiften Nachthemd auf dem Boden, den Kopf an die Hauswand gelehnt, in der Sonne und döste. Als wir hielten, blinzelt er mit einem Auge nur unmerklich interessiert. Er stand auf, und wir gingen ihm entgegen. Wir hätten gerne mal einen richtigen Kaffe getrunken. Innen war es schattig und merklich kühler. Wir hatten kein Kleingeld. Mit Scheinen konnte er nichts anfangen. Ich hielt ihm ein Fünfzigpfennigstück hin. Er sah es sich an, und es schien ihm zu gefallen. Der Kaffe war eine Wohltat, wenn auch im verbeulten Becher.

Wir haben diesen Moment nie vergessen und später noch oft daran zurückgedacht. Wenn wir einmal wirklich nicht mehr weiter wussten haben wir immer geträumt, diese oder eine ähnliche Gaststätte zu besitzen, nur dass wir sie etwas abseits der Piste gebaut, und auch nur einen winzigen Wegweiser aufgestellt hätten. Dann lachten wir uns darüber immer scheckig.

Dann aber verschwand die ordentliche Piste immer mehr und wurde einem ausgedehnten Gebiet immer ähnlicher. Kilometer breit, nur Sand und wenn man sich an zurückgelassenen Spuren vorher gefahrener Fahrzeuge orientierte, war es nicht sicher, das man im festgefahrenen Bereich blieb. Nicht selten, und ohne zu wissen, ob wir

jetzt auf der rechten oder linken Seite der Piste waren, wurde der Sand weicher. In diesen Momenten konnte nur Geschwindigkeit helfen. Das Fahrzeug glitt dann mehr über den Sand, als dass es rollte. Lenkbewegungen wurden umgesetzt wie am Ruder eines kleinen Bootes. Doch so schwammen wir durch manch heikle Situation. Das Knacken unseres Stoßdämpfers wurde zum Adrenalin spendenden Nebengeräusch wie der Knall eines überraschenden Gewitters. Wir konnten nicht mehr anhalten. Unsere Angst schob uns weiter und weiter. Auf einmal verschwanden die Spuren. Nur noch der rudimentäre Anflug eines befestigt erscheinenden Weges befand sich vor unserer von Kratzspuren übersäten Frontscheibe. Wir mussten umkehren. Mit Entsetzen dachten wir an den Spritvorrat. Die Kanister auf dem Dach in glühender Sonne zusammen mit dem Wasservorrat in ausgespülten Putzmittelkanistern und versetzt mit Kalium-Permanganat. Wir wussten nicht, wie eklig dieses Zeug schmecken würde, aber Pulli hatte es in einem Survival-Handbuch zur Wasserentkeimung ausgewählt. Die Anfahrbleche und die Schaufeln. Alles auf dem Dach. Der Zustand der Piste hatte unseren Spritverbrauch auf geschätzte zwanzig bis dreißig Liter auf hundert Kilometer anwachsen lassen. Es war alles kein Spaß mehr.
Doch es schien nur ein Schuss vor den Bug gewesen zu sein. Wir erreichten wieder sicher die Piste, fuhren noch ein Stück, um den Schrecken zu vergessen und schlugen dann unser Lager auf.
Wie friedlich es war, als es zu dämmern begann. Kein Laut war zu hören. Nirgendwo ein Licht. Das Auto strahlte

Hitze ab, und auch wir kühlten runter. Physisch und auch emotional. In dieser Atmosphäre schmeckte alles, was zum Verzehr geeignet war, wie ein Lohn überstandener Heldentaten. Wir stritten noch ein bisschen über dies und das und legten uns dann schlafen.
Pulli und ich hatten seit dem Beschluss, so langsam wie möglich zu fahren, dauernd Streit. Das Thema schien dabei keine Rolle zu spielen. Ob es die Hitze war? Wir unterhielten uns eigentlich gar nicht mehr normal. Wir waren immer geteilter Meinung, fraßen Langweilskekse, stopften am Stück Zigaretten in unsere Hälse und verglühten vor Hitze. Alle konstruktiven Tätigkeiten geschahen am Rande.
Wir waren zwei kaputte Typen in einem kaputten Auto, vor unseren kaputten Leben entfliehend an einem Ort der so lebensfreundlich war, wie der Mond, und unter zeitlichem Druck eines Landes, dessen Regiem uns nicht geheuer war. Wir waren ein Himmelfahrtskommando.

*

Doch es wurde uns geschenkt, heil und unversehrt *In Salah* zu erreichen. Es war mir einer Erscheinung gleich, durfte ich doch tatsächlich etwas gegen meine Bedenken unternehmen und zumindest das Auto versorgen. Aber Pulli sollte sein Fett kriegen. Soviel stand fest.
Er war tatsächlich ehrlich begeistert, als wir den Campingplatz sahen. Es handelte sich um ein riesiges sandiges Areal mit Unterständen aus Wellblech in einer Ecke. Der Platz war völlig leer und glühte in der

erbarmungslosen Sonne. Sanitäre Anlagen, wie sie im Affenkäfig eines Zoos vorhanden sind, standen auch bereit. Pulli suchte sich ein nach seiner Meinung gemütliches Plätzchen unter Wellblech aus. Dort würde er ein paar Tage verbringen, aber das wusste er noch nicht.
Da ich im Ort nicht bestohlen werden wollte, wurde das Auto komplett ausgeräumt, und da ich das Geld, die Motivation und die fachlichen Kenntnisse hatte, war ich derjenige, der zur Reparatur in die Stadt fuhr, während er in der sengenden Sonne unser Gepäck bewachte. So war es gedacht.
Nach drei Tagen Senge und einer Nacht, in der er einen furchtbaren Alptraum hatte, der mich weckte, ihn aber nicht, war er gar und erwähnte so nebenbei, ob es nicht ein schattigeres Plätzchen für ihn gäbe. Ich war nicht herzlos, auch wenn ich bisher für die Alpträume zuständig gewesen war, über deren Lautuntermalung meinerseits er sich tagsüber zu bekringeln pflegte.
So brachte ich ihn (und unser ganzes Gepäck) in die Oase. Dort ließen wir uns an einem kostenfreien Platz nieder. Als ich abends wieder zurückkehrte, beschwerte er sich schon wieder. Es stünden ständig lachende Kinder um ihn herum, die ihn bespritzten und die Handteller großen gelb-schwarzen Spinnen, die dort ihr Zuhause hatten, wo er jetzt lebte, gefielen ihm auch nicht. Ich fragte ihn, ob er denn nicht wisse, was er wolle. Es gab keinen alternativen Ort mehr. Er zog dann doch die Hölle des Campingplatzes der krabbeligen Oase vor, und berichtete, wenn ich abends da war, ohne Unterlass von dem kernigen Campingplatzbesitzer, der mit seinem Geländewagen gewaltigen Schwunges den Platz umrundete, ihn ansah und

grüßte und voller Würde, wie er es nannte, mit durchdrehenden Rädern seinem aktiven Leben nachging. Soll er doch.

Ich war sehr enttäuscht von Pulli. Vor Jahren hatte ich mit einem Freund drei Reisen unternommen, insgesamt zwölf Wochen. Wir hatten uns nie in den Haaren, teilten die gleichen Wünsche und Gefühle und machten alles gemeinsam. Pulli zerstörte mit seiner Halsstarrigkeit und aufgeblasenen Interpretation von Männlichkeit meinen positiven Eindruck männlicher Freundschaft. Ich war dementsprechend außer mir, sah ich doch keine Möglichkeit, seiner Gesellschaft zu entgehen, und so musste ich mich auf irgendeine Weise, die mich nicht mehr Kraft kosten durfte, als ich entbehren konnte, mit ihm arrangieren. Und so sah das Arrangement eben aus. Im Gegensatz zu dem, was ich in Beruf und Ausbildung zu ertragen gehabt hatte, zeigte sich mir diese Variante als akzeptable Variation der mit Pulli gemachten Erfahrung. Nur das diesmal nicht ich in der Opferrolle war. Trotzdem, es hat mich insgesamt nicht beruhigt, aber Pulli war eben keines Kompromisses fähig.

*

Pullis Lektion war mir aber nur ein Nebenschauplatz. Ich hatte eine Mechaniker-Werkstatt gefunden, und da stand der Wagen eben auf der Hebebühne. Die besetzte ich tagelang, was den Chef, ein älterer, zerknitterter, kleiner, bärtiger Mann mit bunter Kappe und listigem Blick, nicht

störte. Über Geld war verhandelt worden. Es lag weit unter dem mir gewohnten Niveau, aber anscheinend hatte es dennoch Vorteile, denn rückblickend muss ich sagen, dass eigentlich, seit ich dort war, ständig Autos von Touristen und Reisenden auf dem Hof flott gemacht wurden. Der Deutsche Wagen in der kleinen Halle, die immer offen stand, zog das Vertrauen von Ausländern auf sich.
Ich hatte mit Bedacht eine Hinterhofwerksatt ausgewählt. Erstens hatte ich wenig Geld, und zweitens brauchte ich Menschen mit Improvisationsgeschick und –mut. Eine Fachwerksatt hätte sich der Aufgabe, so wie sie mir vorschwebte, überhaupt nicht gewidmet. Man hätte mich vielleicht sogar ausgelacht und mir teure Varianten wertvoller Ingenieurskunst versucht anzudrehen. Ich hatte aber nur das eine Auto und auch nicht das Geld, mir ein anderes zu kaufen. Außerdem war ich von unserem Gefährt überzeugt. Es hat nicht gemuckt und die thermischen Reserven haben mich beeindruckt. Das war mir mehr Wert als die ganzen verbalen Beteuerungen eines womöglich dubiosen Geschäftemachers (Schließlich wären wir ja weg gewesen, wenn wir weg gewesen wären. Was hätte er sich da um unser Schicksal geschert, wenn er einmal das Glück gehabt hätte, etwas Geld in die Hand zu bekommen)
Der Chef war ein findiger Mensch, der genau meinen Vorstellungen entsprach. Aus irgendwelchen Ecken klaubte er immer alles zusammen, was gebraucht wurde. Ein Stück rostigen, eineinhalbzölligen Wasserrohres von zufällig genau der richtigen Länge wurde zur Domstrebe. Ein altes Gestell gab die Winkelprofile zur Befestigung derselben an

den Längsholmen her. Improvisierte Blechschüsseln ermöglichten eine Verbindung der Domstrebe zu den Radhäusern.
Das alles musste irgendwie verschweißt werden. Der arme Mensch (rabenschwarz), der dazu verurteilt wurde, kam aber nicht in die Gnade eines Schweißschirms. Ich konnte es gar nicht mit ansehen, was er seine Augen antat. Ich hatte ja auch keinen Schweißschirm und so hielt ich ihm meine Sonnenbrille hin, die er aber ablehnte (Vielleicht weil er meinte, der Chef würde meinen, dass ich mir das vergüten lassen wollen würde. Die Nähte waren eine Katastrophe. Wenn der Lichtbogen aufflammte machte der Mechaniker die Augen zu. So setzte er Punkt neben Punkt. Abgesehen von meine Wünschen konnte es mit ihm nicht gut gehen.
Ich ahnte, was kommen würde, und drängte ihn, noch am gleichen Tag fertig zu werden. Das schaffte er aber nicht. Am nächsten Tag ging es ihm so schlecht, dass er kaum kriechen konnte. Seine Augen taten so weh und haben mit Sicherheit auch einen irreversiblen Schaden erhalten, so das, wäre ihm das in Deutschland passiert, er wahrscheinlich über kurz oder lang in eine Verrentung gekommen wäre. Augen sind nicht zu ersetzen.
Ich wollte meine Augen nicht zerstören, fragte ihn aber trotzdem, ob ich mit der Sonnenbrille schweißen könne. Er lehnte ab, und brachte es fertig, die Konstruktion fertig zu stellen. Ein Stossdämpfer fand sich leider nicht, höchstens mit Wartezeit und zu unerschwinglichen Preisen bezogen auf das Geld, das wir an der Grenze gewechselt hatten. Ich

hatte keine Lust auf Behördentrara wegen Geld oder zu spätem Verlassen des Landes. Ich wollte endlich weiter.
Das Werk machte einen passablen Eindruck auf mich und ich beschloss, ihm zu vertrauen, aber leider war jetzt für den Luftfilter kein Platz mehr. In Deutschland hätte ich gesagt, „Na und!“, aber in der staubigen Wüste wäre das das Ende gewesen. Der Chef hatte eine Idee. Er ging weg und kam mit einem kleinen Fässchen wieder, so groß wie eine Konservendose. Ein Luftfilter, und zwar von einem Rasenmäher. Ohne mir über dessen Kapazität Gedanken zu machen, freute ich mich einfach, eine Lösung zu haben. Mit irgendwelchen Schläuchen und Faltenbälgen fand das Ding auch seinen Bestimmungsort. Sogar die Motorhaube ging zu.
Als ich zu Pulli fuhr, merkte ich, dass der Motor unter extremem Leistungsverlust litt. Höchstgeschwindigkeit sechzig Km/h. Ich untersuchte das, und fand, das sich ein Faltenbalg beim Gasgeben immer zusammenzog. Aus einer alten Coladose machte ich Verstärkungsringe, die genau in die Falten des Faltenbalges passten. Doch viel besser wurde es damit nicht.
Wir hatten keine Wahl. Es musste weitergehen, sollten wir im behördlich zugesagten Zeitrahmen bleiben.

*

Wir beluden das Auto, schliefen noch eine Nacht, und dann sollte es losgehen.
Der Campingplatz hatte sich mit einer Gruppe Durchreisender gefüllt, so dass unsere Alpträume ein

Publikum gefunden hatten. Wir hatten auch ganz kurz Kontakt aufgenommen, und man hatte uns berichtet, das die vor uns liegende Etappe, die sechshundertsechzig Kilometer nach Tamanrasset, dem Herzen der Sahara, das schwierigste sei, was die Querung von Nord nach Süd betraf. Nicht umsonst wären sie in der Gruppe unterwegs. Man müsse sich gegenseitig helfen können – gesagt vom Besitzer eines Vehikels, das auch den Papst auf dem Mond sicher durch dessen dunkle Seite bringen würde.

So hatten wir beschlossen, uns ebenfalls der Gruppe anzuschließen. Wir liebten zwar Einsamkeit und Unabhängigkeit, aber wir liebten auch (trotz allem) unser Leben.
Es war uns nicht entgangen, wie unser Auto, unser Gepäck und unsere „Ausrüstung" beglubscht wurden. Man hatte uns auch angesprochen, hat sich die archaische Reparatur des tragendsten Elementes der lenkenden Achse zeigen lassen. Die Benzinkanister hoch oben auf dem schwarzen Vinyl, von den fleckigen Plastikkanistern des Wasservorrats flankiert. Die uralten Schaufeln und die der Eisenzeit entstammenden beiden Auffahrrampen, von denen jede ~fünfzehn Kilo wog, und die man immer wieder zum Auto schleppen muss.
Unser Fahrzeug hatte vielleicht noch eine Bodenfreiheit von zehn Zentimetern. Doch ein Jugendlicher Abenteurer hatte sich ausgerechnet uns ausgesucht, um danach zu fragen, ob wir ihn mitnähmen. Er hieß mit Pseudonym Vido und wollte uns dafür bezahlen. Abgebrannt, wie wir waren half es dann auch nichts. Vido und sein Gepäck

(zusammen etwa 100+ Kg musste noch zusätzlich eingepackt werden. Abgesehen von der Dachlast und der Leistung (vielleicht noch 15 PS) machte der Wagen jetzt den Eindruck eines Stock-Cars. Die hintere Hälfte des Auspuffs hatten wir verloren bzw. nicht wieder befestigen können und der heiser röhrende Motor schüttelte die aufgepflanzte Fahrgastzelle bei jeder Bewegung des Gaspedals. Die Ecken der Stoßstangen hatte ich entfernt, da sie vom Verhaken hier und da abgestanden hatten. Die hinteren Seitenscheiben hatten wir rausgenommen und die vorderen waren sowieso immer unten. Um im Kofferraum auch den Platz des Reserverades nutzen zu können, hatte ich es auf dem Kofferraumdeckel fixiert. Innen glich es einem Cabrio, mit dem Kies transportiert wird.
Wir fuhren los. Die ganze Gruppe, darunter auch zwei Sattelschlepper, setzte sich in Bewegung. Ich fuhr nur Vollgas, aber der Wagen schaffte nur fünfzig. Die Sattelschlepper waren mit diesem Tempo noch einverstanden, und da sie bzgl. des Herausschleppens aus festgefahrener Lage das wichtigste waren, was die Gruppe besaß, ordnete man sich ihnen unter. Doch der Sand wurde tiefer. das Fahrzeug walkte lahm die abgefahrenen, rissigen Reifen im weichen Untergrund. Jede ernstzunehmende, mehr als fünf Meter lange, Pfütze tiefen, weichen Sandes würde uns zum Stehen bringen. Der Motor begann, sich von dem unstimmigen Luft/ Benzin-Gemisch zu verschlucken. Ich versuchte mit dem Gasfuß den Luftanteil so zu dosieren, dass er sauberer bis sauber lief. Es war schwer, sich in der Gruppe mit derartiger Leistungsschwäche zu arrangieren. Ich konnte meinen

Gefühlen, meinen Ängsten, keine Luft machen, indem ich wild auf dem Gaspedal herumgetreten hätte. Ich musste mich konzentrieren, das Äußerste aus dem Motor zu holen, indem ich den Punkt im Gas suchte, der es von vielleicht 48 auf 51 brachte. Doch es war ein Zweckloses Unterfangen. Als Rattenschwanz der Gruppe fuhren wir uns fest. Die Gruppe hielt an.
An einem der Lastwagen war hinten ein Auto festgetüdelt, das mir deswegen besonders aufgefallen war, weil es mehr hinterhergeschliffen wurde, als dass es rollte. Die Hinterachsaufhängung war gebrochen, und die Räder steckten tief in den Radhäusern und schliffen wohl auch daran. Der Besitzer dieses Vehikel steuerte (was man in so einem Fall so Steuern nennt) das Auto. Er sah furchtbar aus. Das Tüdelband, mit dem er mit dem LKW verbunden war, war vielleicht drei Meter lang, wenn überhaupt. Er saß also mitten in der Staubfahne des Zugfahrzeugs, dass ihm jede, aber auch jede Sicht nahm. Sein Schrottauto schlingerte, die Räder mussten lautstark scheuern. Ich fragte ihn, warum er es nicht einfach stehen lässt. Wirren Blickes meinte er, er wolle es verkaufen. Er bräuchte das Geld. Er ertrug die Angst, unter den Sattelschlepper zu rutschen um eines Spekulationsgeschäft willen. Doch er war nicht herzlos, wie sich später herausstellen sollte.
Wir standen vor unserer festgefahrenen Karikatur eines sterbenden Rennwagens, und standen vor der Entscheidung, entweder uns ohne Luftfilter aus der prekären Lage zu befreien, denn mit hatten wir nicht genug Leistung, um aus dem Loch herauszukommen, oder aber

das Auto stehen zu lassen und irgendwo Unterschlupf zu suchen.
Wir öffneten die Haube, die Kippe immer im Mund, und sahen uns das ganze an. Irgendetwas tropfte in der glühenden Sonne. Das kann doch nicht...? Das darf doch nicht...? Schon lag ich mit dem Kopf unter dem Auto. Der Sprit kleckerte vor meiner Nase in den Sand. Ich konnte es nicht glauben. Pulli brüllte „Raus da!!! Raus!!!“ Ich sah ihn an, und er schlug mir die Kippe aus dem Gesicht.
Eine Stück Schlauch, ein Verbindung zweier Spritleitungen hatte sich irgendwie aufgelöst. Vielleicht auch ein Grund für den Leistungsmangel, oder aber ein Funken Hoffnung auf drei PS mehr.
Was sollten wir tun? Der wertvolle Sprit, wichtiger fast als Wasser, verlor sich im Wüstensand. Pulli, der sonst immer über alles meckerte, was ich vorschlug, hatte einen nützlichen Gedanken: Wir hatten so viele Schläuche im Motorraum, die konnten doch nicht alle so furchtbar wichtig sein.
In der glühenden Sonne unter den Augen der Gruppe zerrten wir an dem einen oder andere Schlauchstück herum, erklärten uns seine Aufgabe und entschlossen uns dann für eines, von dem wir glaubten, dass es sowieso nur Luft führte. Das bekam dann den schadhaften Ort zur neuen Heimat.
Derart beflügelt fanden wir den Umstand des Hinterradantriebs unserer Limousine als ausreichenden Grund, anzunehmen, das im Vorderwagen Staub und Sand nur in mehr oder minder ungefährlichem Maße aufgewirbelt würde, so dass wir es wagen könnten,

zumindest die Grube, in die wir gefallen waren, zu verlassen. Jemand gab uns noch einen alten Nylonstrumpf, den wir mit einem Gummiband am Lufteinlass des Vergasers befestigten, um die größten Kiesel fernzuhalten. Bei der Probe mit laufendem Motor zeigte sich dann die Tendenz, dass der Strumpf in den Zylinderkopf gesogen würde. Wir entschieden uns, einem Gottesurteil eine Chance zu geben, und entfernten den Strumpf, der uns eher als Gefahrenquelle erschien, als das er hätte helfen können.

Es war eine Freude, endlich wieder die volle Leistung zur Verfügung zu haben. Unter kraftvoller Geräuschkulisse und Vibration gab sich unser geräderter Retter kämpferisch. Die Kuhle war schnell verlassen. Die Auffahrrampen mussten hundert Meter geschleppt werden, da ich einen Sicherheitsabstand zur Gefahr haben wollte. Dann wurde wieder der Luftfilter eines Gartengerätes montiert, und der Stress begann von Neuem. Die urwüchsige Motorenkonstruktion gab sich unempfindlich genug, sich von einem eventuellen Schaden nicht das geringste anmerken zu lassen.

Doch bald saßen wir wieder fest. Die Gruppe erwog, uns zu verlassen. Ein Anbinden an den anderen Laster kam nicht in Frage, da der Preis nicht gerade klein ausfiel. Die LKW-Fahrer waren über die Preise auf dem Gebrauchtwagenmarkt in der südlichen Sahelzone informiert und kannten so den Wert ihrer freiwilligen und unversteuerten Dienstleistung, die nicht von ihren Chefs kontrolliert werden konnte. Wohl aber die Dauer ihrer Reise.

Der Fahrer des hinterhergeschliffenen Autos kam zu uns. Er sah immer noch nicht besser aus, signalisierte aber (er war Franzose), dass er etwas für uns hätte. Pulli ging mit ihm mit.
Ich war viel zu fertig, um noch solche Details zu bemerken. Ich trank kaum. Der schnell gebrühte Kaffee mit dem von der Sonne erhitzten Kalium-Permanganat-Wasser war ein derart grauenhaftes Gebräu, dass einem speiübel wurde. Ohne Kaffee war es noch grausamer. Die Hitze, die Aufregung, die viele Bewegung und die Anstrengungen – noch verstärkt durch Pullis Missachtung – kombiniert mit meiner leichten Kleidung, die viel Haut der Sonne aussetzte (Pulli war immer angezogen wie im Herbst) tat ihr übriges: Ich kippte um. Nach kurzer Ohnmacht (man stand um mich herum) besann ich mich wieder meiner Aufgaben. Das sollte noch öfter passieren.
Doch als hätte mich die Ohnmacht in ein Paralleluniversum versetzt, in dessen Paradigma mein Schicksal ein anderes war als das des Todgeweihten im vorigen, erschien vor meinem Angesicht ein wundervoller, schöner und riesengroßer Luftfilter, der wohl einmal einem Lastwagen der Sahara, den Berliots, gehört hatte. Ein Nassfilter von der Dimension eines Zwanzig-Liter-Fasses.
Dass der Platz finden würde war weniger ein Kalkül als ein Entschluss. Er wurde zwischen alle möglichen Module in eine Ecke des Motorraums gestopft, die es noch ermöglichte, ihn mit dem Lufteinlass des Vergaser auf eine Art und Weise zu verbinden, wie es einst die NASA mit dem Kohlenmonoxidfilter der Apollo 13 gemacht hatte,

um die Astronauten lebendig und unversehrt wieder auf den Boden zurückzuholen.
Doch jetzt ging die Motorhaube nicht mehr zu. Wir konnten es verhindern, ganz ohne zu fahren, indem wir ein Scharnier abschraubten, und sie unter ganzflächiger, propellerhafter Verbiegung zuzudrücken. Unser Glück hatte dafür gesorgt, dass die Haube nicht auf der Fahrerseite die Sicht behinderte. Der Luftfilter hatte rechts Platz gefunden.
Jetzt war das Fahren eine Wonne, und ich konnte mich wieder mit der Radaufhängung beschäftigen. Wir kamen auf eine weite Ebene mit harter Waschbrettstruktur, ganz so wie am Meeresboden. Manche aus der Gruppe machten es vor, wie man darauf fährt. Nicht etwa mit zwanzig oder dreißig, wo man durchgewalkt wird, wie auf einem Schiff. Nein, sie beschleunigten unter höchster Belastung des Fahrzeug auf etwa hundert. Die Räder tanzten in den Kotflügeln bis das Auge ihnen nicht mehr folgen konnte, aber die Karosserie hielt still.
Wir wollten bei der Gruppe bleiben, versuchten, uns diesem von mehr und mehr Fahrzeugen übernommenem Stil anzupassen. Doch der Gedanke an das, was da vorne unseren Freund zusammenhielt und die ächzenden, stöhnenden und knackenden Geräusche des Stoßdämpfers ließen mich aufgeben. Wir hielten erst mal an und die Gruppe verschwand den Eindruck hinterlassend, endlich die ewige Schrottbremse los zu sein. Wir hatten in ihnen den Ruf hinterlassen, dem Team folgen zu sollen, dass Wochen vorher in der Sahara verschollen war.

*

Die Ebene wurde nach meiner strikten Anweisung vorsichtiger und schaukelnder Weise unter Pullis andauerndem Protest durchquert. Vido war still geworden. Was er anfangs noch mit Interesse verfolgt hatte – uns und unser Abenteuer auf analytisch-akademische Weise beobachtend und die Eindrücke sammelnd, als sei er im Begriff, eine wissenschaftliche Abhandlung über die Subkultur des Aussteigens zu formulieren – war zu einem stillen Entsetzen, einer Angst um sein Leben geworden. Wäre unsere Umgebung nicht so lebensfeindlich gewesen, er wäre sofort ausgestiegen.

Ein Auto tauchte vor uns auf. Daneben ein Mensch unter einem Sonnenschirm aus Stöcken und Kleidung. Wir hielten an. Er war hilf- und sprachlos, hing in dem kärgliche Schatten. Sein Gesicht drückte Verzweiflung und Kraftlosigkeit aus. Seine Mitfahrgelegenheit war von zwei Männern besetzt, die dieses Bild unmännlichster Lage missbilligend anstarrten. Vido war ausgestiegen und sprach die beiden an, dann stieg er zu, und sie rasten von dannen. Wir sahen ihnen nach und stellten fest dass wir nicht bezahlt worden waren.

Wir sahen den Vorder- und Hinterwagen des davon preschenden Fahrzeugs voneinander unabhängige Bewegungen ausführten. Der Unterboden hatte sich von den Vibrationen der Wellblechpiste vom Rest des Fahrzeugs gelöst. War gebrochen, oder was weiß ich. In diesem Hinterwagen, der drohte, sich zu verselbständigen, der bei hundert Km/h ein Eigenleben führte, war der

Aufenthaltsort der traumatisierten Gestalt unter dem Sonnenschutz gewesen. Da war er ausgestiegen.
Wir hatten keine Bodenfreiheit, kein stabiles Gefährt, dass auch nur irgendwelche Reserven hatte. Ich kam gar nicht auf die Idee, das Leid des Mannes bei meiner Entscheidung in Betracht zu ziehen, und so ließen wir ihn zurück wie einen Überzähligen im Rettungsboot Schiffbrüchiger. Wir hatten ihn zwar nicht rausgeschmissen, aber wir hatten ihn auch nicht aus dem Wasser gezogen, als er hineingefallen war. Wild mit den Armen rudernd rannte er hinter uns her, verzweifelt, angsterfüllt, enttäuscht und wütend.
Später, viel später, hat Pulli mir die Geschichte erzählt. Ich, der ich meine Entscheidungen in eisig kaltem Kalkül ohne Bewusstsein für das Leid anderer getroffen hatte, hatte vergessen, in welche Gefahr, ja Todesgefahr ich den Menschen gebracht hatte. Meine Ohnmachtsanfälle, die Verantwortung für die Reise und die Last der Entscheidung, meinem Leben eine Perspektive zu geben sowie die Aussichtslosigkeit einer im Zielfernrohr liegenden Existenz für Pulli (oder auch für mich) haben mich unempfänglich gemacht.
Zwei, drei Stunden später verwandelte sich die Wellblechebene in eine weiten Ozean harten Untergrundes aus langgezogenen Wellen, in deren Tälern sich tiefer Sand abgelagert hatte. Ich wollte weiter langsam fahren. Doch immer und immer wieder fuhren wir uns fest. Im Glutofen der Wüste schaufelten wir immer und immer wieder die Auffahrrampen unter die Räder und schoben das Fahrzeug zur Unterstützung an. Ich war bald am Ende, konnte nur noch die Maschine bedienen. Pulli, von weit größerer

körperlicher Leistungsfähigkeit, machte es noch etwas länger allein. Dann aber, irgendwann, sah ich ihn im Rückspiegel mit den Auffahrblechen heranwanken. Ich bekam Angst, er würde in der Hitze umkippen, würde mir sterben. Ich hätte ihm nicht helfen können.
Dann saß er neben mir, regungslos, flach atmend, verschwitzt, und ich überlegte, dass er nicht noch einmal uns ausgraben würde können, und ich war dazu sowieso nicht mehr in der Lage. Die Glut der Sahara trieb uns immer wieder in Bewegung, um zumindest etwas kühlenden Fahrtwind zu spüren. Der Gedanke an Rast, so wie es der Mann unter dem Sonnenschutz getan hatte, erreichte uns nicht, und wir hätten ihn auch nicht attraktiv gefunden. Ich beschloss, dem Wagen, so wie er war, zu vertrauen. Ihm alles abzuverlangen und zum Gottesurteil über unsere Zukunft werden zu lassen – ich gab Gas.
Erster, zweiter, dritter Gang, Vollgas, Vierten rein. Der Motor saugte, schnappte nach Luft, was der große Luftfilter noch in Resonanz verstärkte. Ich schaltete in den Dritten. Unter ohrenbetäubendem Gebrüll jaulte die Mechanik unter der hohen Drehzahl – der Gang sollte es sein. Wir erklommen die Wellenkämme, tauchten in die Sandfelder der Täler ein wie der Fischtrawler im Spielfilm *Der Sturm*.
Eine nicht enden wollende Odyssee unausweichlicher Umstände benutzte das Fahrzeug, uns und unser Leben zum Spielball seiner perversen Gelüste zu machen. Die Sonne glühte auf uns herab. Der Motor erreichte den roten Balken der Temperaturanzeige, doch ich stand auf dem Gas und ließ den Gang drin. Mit jedem Eintauchen in die

Sandfelder schoben wir eine aufpeitschend Bugwelle vor uns her.
In diesem Spektakel erinnerte ich mich daran, dass wir auch eine Richtung brauchten, ein Zeichen, auf das ich zuhalten könnte in dem von schlingernden Bewegungen verrutschten Ziel. Am flimmernden Horizont standen zwei Bäume nebeneinander, als warteten sie darauf, uns zu empfangen. Ich wählte sie zum Ziel und hielt auf jeder Kuppe darauf zu. So kam ich näher und näher, und in der Freude, dass das Fahrzeug hielt, dass die Strategie richtig war, zielte ich in ihre Mitte. Pulli war zu sich gekommen, und spiegelte in seiner Ausstrahlung die Atmosphäre der Situation wieder – er sagte kein Wort.
Als die beiden einzeln stehenden, einzigen Bäume weit und breit seit unserem Aufbruch, nah waren, zu nah, um noch etwas unternehmen zu können, gaben sie ihre Bestimmung preis: Hinter ihnen war ein Abhang.
Ein Abhang von zwei, drei Metern Höhe, den ich nie und nimmer mit einem Fahrzeug genommen hätte. Ich hoffte, ja betete, ein Stoßgebet und ließ es geschehen - wir flogen. Ich erinnerte mich gerade noch daran, Gas weg zu nehmen, um den an den Grenzen seiner Belastbarkeit angekommenen Motor zu retten.
Der Vorderwagen neigte sich im Flug. Wir würden da aufschlagen, wo wir am empfindlichsten sind, dort, wo der Mechaniker sein Augenlicht gelassen hatte. Mit einem Schlag, einem Knacken und einem Bremsen landeten wir. Sicherheitsgurte hatte ich mir und Pulli angelegt, als ich mich für den jetzt hinter uns liegenden Höllentrip entschieden hatte. Das Heck setzte auf. Ich betätigte das

Gas noch einmal, um kontrollieren zu können, falls wir nicht in einer Sandkuhle zum Stehen kämen, und dann hielten wir.
Wir standen einfach nur. Der Motor machte sein schönes, Geborgenheit ausstrahlendes Geräusch für zwei Menschen, die ihr Schicksal in seine Hände gelegt hatten, die ihn bewunderten, liebten und stolz auf ihn waren. Wir stiegen aus. Wenige Sekunden, nachdem wir beide standen, knackte es gewaltig, und das Fahrzeug schnellte von vorn links ausgehend in die Höhe. Der Stoßdämpfer hatte seine verkantete Position verlassen, und das Fahrzeug stand wieder aufrecht da.
Die Konstruktion hatte gehalten. Kein Riss, nichts verbogen oder marode. Wir hatten dem Wagen etwas zugemutet, was ihm auch nicht hätte zugemutet werden dürfen als er neu, jung, war, und er hat es überstanden. Dieser Sprung wäre unser Aus gewesen. Mit gebrochener Vorderradaufhängung wären wir nur noch von einem Spezialfahrzeug geschleppt weiter gekommen. Ich hatte richtig entschieden, auch wenn der Abhang ein Missgeschick war.

*

Von da an hat mich Pullis Kritik nicht mehr gestört. Selbst unter seiner Annahme, dass nur ich so blöd sein kann, den einzigen Abhang in hundert Kilometer Umkreis zu suchen, hieß es doch auch, dass es mein Auto ist, das ich fahre, und dass darum auch mir und meinen Eigenheiten entsprechen muss wie eine Prothese, eine Brille o.ä.. Offenbar ist es so

eingerichtet, dass ich mich anpasse, aber meine Individualität mir auch zu Dingen rät, die ich brauche und die mir die Umgebung anpassen. Auf diese Weise ist jeder der Gestaltung seines Lebensraumes teilhaftig.

Ich habe diesen Gedanken nicht mehr vergessen. Wenn ich heute Dinge für nötig halte, in denen andere Menschen keinen Sinn sehen, so bestimme trotzdem ich über deren Sinnhaftigkeit. Denn was für mich gilt, muss nicht für andere gelten und umgekehrt. So zu denken, ermöglicht mir die Simulation eines Selbstbewusstseins.
Ist es nicht das Selbstbewusstsein, das anderen den natürlichen Rückhalt ihrer Entscheidungen darstellt? Ist es nicht einfach Ausdruck früh erlebter Bestätigung aus Liebe (enttäuschender Liebe oder auch Unterwerfung?) übernommener Werte und Moral? Orientiert sich Pulli nicht an dem Gefühl einer Peinlichkeit, einer Emotion also, beim Vorstellen einer Handlung, eines Plans? Denkt er dann nicht eher daran, wie andere seine Haltung bewerten würden? Kann seine Ablehnung nicht einfach nur der Ausdruck fehlgeleiteter Moralvorstellung sein angesichts einer Fassade falschen Stolzes, einer geknickten Individualität, eines in Verunsicherung erstarrten Vorbildes?

*

Wir verbrachten die Nacht da, wo wir aufgeschlagen waren. Der Wagen und wir mussten abkühlen und außerdem war es auch schon spät genug.

Nach einer ruhigen Nacht starteten wir früh in den neuen Tag, das Feld der Überraschungen. Mit kontrollierter, mäßiger Geschwindigkeit durchmaßen wir den Rest des Ozeans, der uns im gestrigen Sturm so orientierungslos hat irren lassen.
Tamanrasset, das Herz der Wüste nahte. Mittags (wir hatten nicht mehr schaufeln brauchen) trafen wir auf die verlorene Gruppe. Am Rand eines Tales standen die Autos, und die Menschen, Piloten, Gestrandete und Verschlagene starrten gebannt auf das Schauspiel vor ihren Augen.
In der Mitte des Tales, das von Ost nach West vielleicht früher einem Urstrom das Bett gewesen sein mag, stand ein aus der Entfernung klein wirkender Sattelzug. Wie Ameisen krabbelten Leute um ihn herum – er saß fest. Die Spuren wiesen die gefährliche Zone des Einsinkens auf einer Länge von vielleicht vierhundert Metern aus. Wir alle mussten da durch. Auch die Sattelschlepper würden nicht helfen können
Die Strategie, solchen Gefahren zu trotzen, war immer die Gleiche: Vollgas. Ein Geländewagen mit ordentlich Bodenfreiheit fasste Mut. Der Motor schrie auf, und er beschleunigte hangabwärts auf das Äußerste. Schlingernd und wankend suchte sich der Wagen einen Weg durch das amorphe, wie flüssig erscheinende Element. Unter größter Anstrengung erreichte er das rettende Ufer. Und da sollten wir mit unserer Schleuder durch? Ohne Hilfe? Einfach so?
Ein weiteres Fahrzeug machte es nach und versagte knapp. Auf dem Kurs durch diese Herausforderung hatte ihn ein Lenkfehler Fahrt gekostet. Er war nicht gekippt. Beflügelt

von diesem Glück schaufelte er emsig und fand das Ziel bald.
Dem zweiten Sattelzug gelang es auf mutige aber nicht unspektakuläre Weise dem Schicksal seines Artgenossen zu entgehen. Er koppelte anschließend den Auflieger ab und kam dem immer noch Festsitzenden zur Hilfe.
Von hinten kam ein Brummen heran. Eine Limousine deutschen Fabrikats rauschte mit mörderischem Tempo, uns keines Blickes würdigend, vorbei, den Hang herunter und glitt wie ein Sportboot über den See unserer Ängste.
So und nicht anders müssten also auch wir es machen. Wir würden auf dem Bodenblech mit dem Antrieb eines Schaufelraddampfers ohne Schaufeln rutschen.
Es war Abend geworden. Ich war nicht scharf darauf, schon wieder technische Probleme zu haben auf einer Piste, deren Ränder immer wieder Autowracks aufwies. Doch wir hatten lange genug geschaut, um zumindest theoretisch auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.
Wir stiegen ein und setzten zurück. Der Anlauf der vollwertigen Expeditionsfahrzeuge war Pulli nicht genug. Wo es die Flanke des Urstromtales hinabging, waren wir schon auf Achtzig. Er reizte den Dritten aus und ließ das Gas im Vierten offen in die Brennräume dringen. Wir tauchten in die Quelle unserer schlimmsten Befürchtungen ein, als wären wir Amphibien. Gefasst hielt Pulli das Steuer in seinen Händen. Die Drehzahl sank. Früh, fast zu früh schaltete er runter, ohne den Fuß zu lupfen. Die Kupplung riss die Welle in den effektiveren Drehzahlbereich. Der Motor gurgelte unter der Last einsinkender Räder. Der Sand schliff vernehmlich den Kiel unseres Wüstenschiffes

blank. Der Vorderwagen tanzte mit erhobener Schnauze durch das wogende, sandiger Meer. Zwei Drittel waren geschafft. Rasch waren die Gänge durcheilt, als wir unter heulender Maschine das Ufer erreichten.
An den grünen Retter unserer Seelen gelehnt rauchten wir, als Vido uns entgegenschritt. Er sah uns um ein Wesentliches reifer erscheinen lassen, als zu dem Zeitpunkt, an dem er uns verließ. Er entschuldigte sich für den unangemeldeten Wechsel seines Lifts, und gab uns, was uns zustand.
Unter dem Grollen großvolumiger und vielzylindriger Dieselmotoren fand auch das Malheur des Sattelzuges ein glückliches Ende. Mit Utensilien, die aus der Ferne wie Exponate aus *Gullivers Reisen* wirkten, waren die meisten dem Freund zur Hilfe geeilt und so hatten sie bewerkstelligt, was sonst die Aufgabe einer Planierraupe oder eines Panzers gewesen wäre.
Nur wenig entfernt beherrschte ein Felsblock von gigantischer Dimension den Ort des Geschehens. Vor der unmittelbaren Nachbarschaft erlittener Schrecken flüchtend, strebten nun alle zu diesem Sicherheit und Vertrauen ausstrahlenden Zeichen der Ewigkeit.
Die Kapitäne der Wüste, die Fahrer der Sattelzüge, wussten sich zu bedanken. In einen großen Blechtopf, ähnlich dem, wie ihn Druiden zur Herstellung eines Zaubertrankes (oder auch Kannibalen zum Erhitzen ihrer Nahrung) benötigen, warfen sie grob geschnittenes Gemüse, Mengen von Pfefferkörnern und anderen Gewürzen und neben reichlich Wasser auch viel, viel Salz. Das alles köchelte auf kleiner Flamme eine ganze Zeit lang.

Es war genug für alle da, und so bekamen auch wir erschöpften Helden unverdient etwas ab. Ganze Kartoffeln und große Stücke ungewohnter Pflanzen schwammen in einem heißen Extrakt von dunkler Farbe. Die Schärfe zerschnitt uns den Gaumen. Doch anschließend hatten wir das Gefühl, endlich einmal etwas zu uns genommen zu haben, und so richteten wir zufrieden wie warme Schiffsmotoren am Ende einer langen Überfahrt unser Lager inmitten eines Volkes von Nomaden der Sehnsucht.

* * *

Der Monolith hinter mir strahlte die Hitze vergangener Tage noch weit ab. Die Menschen um mich herum lagen still und waren mit sich selbst und dem verstrichenen Tag beschäftigt.
Ich lag auf dem Rücken und sah in die Sterne. So riesengroß der Kosmos war, erschienen mir die Lichter wie in meinem Inneren. Sie waren wie das Kitzeln meiner Netzhaut, so nah bei mir, dass nichts mir verriet, ob sie innen oder außen waren.
Ich erlebte die Größe, die Kälte, die abgrundtiefe Einsamkeit dieser Leere ihres Zuhauses, und auch der Boden unter mir, war nichts weiter als ein Tropfen Materie in der unendlichen Dimension des Alls. Doch dieser Tropfen bot mir ein Zuhause, das nichts von dem kannte, was vor meinen Augen stand.
Es war mir, als läge ich direkt auf dem Mars, doch ich konnte atmen. Es war warm. Ich war nicht allein. Ich konnte hoffen, alle meine Träume würden in Erfüllung

gehen. Eine Frau, Kinder, ein Platz in der Gesellschaft. Nichts schien mir das Glück inmitten der unfassbar finsteren Leblosigkeit auszuschließen.
Hier, da wo ich war oder nur den billionsten Teil eines Lichtjahres entfernt, in Tamanrasset nämlich, könnte alles liegen, dessen Fehlen mir das Herz so schwer machte.
Die Suche nach dem interstellaren Antrieb, einer Energiequelle, so gewaltig, dass sie Sterne zerreißen könnte, ist unnütz. Ein Fahrrad, die Füße, weiter liegt das Ziel nicht entfernt. Ich sah auf einmal keine Gründe mehr, Reisen von Generationen umspannender Dauer durch Lichtjahre leeren Raumes zu erträumen, um meine Hoffnung an einem Abbild dessen zu erneuern, was mir in diesem Moment den Rücken stützte.
Ich war und bin, weiß Gott, kein tiefreligiöser Mensch, aber die Empfindung, die ich hatte angesichts der sich vor meinen Augen erschließenden Unendlichkeit und das unbeschreibliche Staunen über meine lebendige Existenz inmitten von Vakuum konnte ich nicht anders deuten, als mit der unergründbaren Gegenwart Gottes.
Die unter deformierten Naturgesetzen brodelnde, sich durchdringende, übereinander peitschende und entartete Materie glutheißer Sterne, die mir in dieser Entfernung nur das Kitzeln meiner Netzhaut waren, gab mir damit eine Möglichkeit zum Durchmessen der Kathedrale, in deren Staub ein Atom unsere Heimat ist.
Die mächtigen Energien am Firmament berührten mich leise wie zum Zeichen ihrer Unerreichbarkeit, und es war mir nicht möglich, anderes zu denken, als dass ich Gott noch nie oder auch nur annähernd so nah gespürt hätte.

* * *

Ich kann diese Erfahrung und ihre Gnade, nicht rückgängig machen.. Seit damals existiert in mir der Gedanke namens *Gott*. Ich habe ihn immer wieder vergessen und mich immer wieder an ihn erinnert. Von da an habe ich in den Ereignissen, die mich im Herzen berührt haben, den göttlichen Funken gesucht.
Ungeachtet der in dem Moment hinter mir liegenden Strapazen, habe ich das alles (auch geistig) überlebt. So erscheinen mir diese Unbilden des Lebens heute wie die Öffnung meiner Seele zum Empfang der Erkenntnis einer göttlichen Präsenz und als der Preis für den Reichtum dieses Glaubens.

*

Vielleicht habe ich aus transzendenter Sicht in der Wüste die Stimme Gottes wahrgenommen. Sie hätte dann aber weder Laute noch Worte. Sie spräche anhand der Gefühle und Empfindungen unserer Herzen zu uns.
Die ganzheitliche Reflektion erlebter Berührungen des Herzens, eine Prüfung also, die sogar die heilige Schrift ihren eigenen Worten zur Lehre aufträgt, ist eine Lektion auf dem Weg zur Einsicht, dem Drang der Seele folgen zu müssen.
Wenn wir zu Gott sprechen wollen, bedarf es damit keiner Worte. Es bedarf eines nach innen gerichteten Blickes auf die Instanz unseres Herzens, das die einzige Sprache spricht, die alle Menschen, alle Wesen Gottes, verstehen.

Der Weg des Wassers

Einleitung

Ich bin nicht auf Arbeit angewiesen und besitze deswegen ein wertvolles Gut, das insbesondere ältere Menschen sehr zu schätzen wissen – Zeit. Als Pensionär, da können mir die Älteren wiederum zumeist beipflichten, hat man wenig Geld, bzw. zu wenig. Aber damit ist es nicht genug – nein, man hat auch noch wenig Kraft. Die wird zudem auch noch immer weniger. Von zu wenig Zeit möchte ich im Zusammenhang mit Alter, da ich noch jung bin, lieber schweigen.
Ich habe viel davon. So kann ich mir in meinem Alter, dem Alter, in dem man das Leben im hergebrachten Sinne unterhält – das der Jüngsten, der Mittleren, wie ich, und das der Älteren und Alten – Gedanken machen. Und ich bin froh darüber. Ich habe mit der Not nichts zu tun, ich bin versorgt. Dafür habe ich mit dem zu kämpfen, was vor allem alte Menschen beschäftigt: Der Gesundheit. Etwas, das einen auf die Dauer vom sichtbaren Leben ausschließt und am Ende ganz.

In diesem Aufsatz möchte ich mit Hilfe eines geistigen Weges aufzeigen, das erst mit Gottvertrauen ein freies und menschenwürdiges Leben möglich ist.

Status Quo

Es gibt Beispiele von Menschen, die haben ihre Kraft noch nicht verausgabt, aber noch viel Zeit und keinen Druck, dem sie nachgeben müssten, und keine Möglichkeit, Besitz zu erlangen. Was fällt einem spontan dazu ein? „Müßiggang ist aller Laster Anfang!“ vielleicht. Es gibt einige Beispiele hierzu, die das ganze Gegenteil davon sind. Zumeist handelt es sich um ehrenamtliche Tätigkeiten – die Jüngeren gähnen schon. Es sind meistens sehr individuelle Motive, die man von außen nicht so schnell versteht. Meistens sind diese Menschen im sozialen Bereich tätig, und außerdem liest man davon nur im Regionalteil der Zeitung. Und wenn sie wirklich Beachtung finden, werden gleich Straßen nach ihnen benannt.
Die meisten Menschen aber interessiert diese Lebensausrichtung nicht. Die Motive beziehen sich in erster Linie auf Komfort. Ruhm und Ansehen wären noch Alternativen, wenn sie komfortabel zu erreichen wären, und den Einzelnen die persönlichen Probleme leichter ertragen ließe.
Wieso sind die einen so und die anderen so? Was ist der Unterschied? Ich habe es nicht untersucht. Aber ich bin mir sicher, dass in der Gruppe mit und in der Gruppe ohne Zeit soziale und weniger soziale Menschen sind. An der Zeit kann es also gar nicht liegen. Und am Geld anhand des Zusammenhanges „Zeit ist Geld“ auch nicht.

Desweiteren könnte man ja sogar untersuchen, welchen Wert soziales Verhalten überhaupt hat. Nach Darwin müssen einem Raubtier ja immer längere Zähne wachsen, und ich habe auch gehört, das Menschen als die größten Raubtiere überhaupt bezeichnet werden. Demnach wäre es vielleicht das Beste, wir würden Kannibalen. Das würde die Rentenversicherungsbeiträge senken, die Überbevölkerung und wahrscheinlich damit auch den Treibhauseffekt, etc..

In Büchern und im Fernsehen wird viel von der Liebe erzählt und es liegt vielen nahe, sie als Grund für soziales Verhalten zu sehen. Es fragt sich nur, um welche Liebe es sich handelt. Aus Eigenliebe entsteht wohl nur Entäuschung. Auch soziales Verhalten ist der Liebe, wie sie Glück bringt, nicht immer dienlich. Bezieht es sich lediglich darauf, wie gut man im Umgang mit anderen Menschen ist, so werden wir davon nicht besser – geht es doch dabei gerade mal darum, sich am besten anzupassen.

Was ist der Mensch?

In einer Vorlesung an einer Universität habe ich mal gehört, der Mensch sei Geist. Sofort stieß mir das übel auf. Ich fing an, darüber nachzudenken. Mein erster Gedanke war, man sei darauf gekommen, um einen Unterschied zwischen Mensch und Tier zu machen. Und Geist haben Tiere ja bekanntlich nicht. Mich als Mensch aber daran festzumachen, was mich vom Tier unterscheidet, befriedigt mich nicht. Schließlich kann ich dann ja immer noch ein Tier mit Geist sein. Die Wissenschaft würde vielleicht sagen, der Mensch ist, sozusagen als Definition, ein Tier

mit Geist. Das kann aber nicht sein, da es Menschen ohne Geist gibt (Kranke, Verunfallte, Behinderte). Die wären dann ja Tiere und es würden für sie nicht mehr die Gesetze der Menschen gelten.
Vielleicht findet das der eine oder andere spitzfindig. Ich möchte aber daran erinnern, wie darüber diskutiert wurde, wann ein Mensch als tot zu bezeichnen ist. Dies, um an seine Organe heranzukommen, die noch möglichst lebendig sein sollten.

An anderer Stelle hörte ich einmal, der Mensch sei das einzige Wesen, das Mitgefühl haben könnte. Und obwohl ich auch schon Tiere gesehen habe, die sehr unter dem Verlust eines anderen Tieres gelitten haben, möchte ich mich der Ansicht, Menschen haben Mitgefühl füreinander, anschließen. So wie auch Tiere mal besser oder mal schlechter zu dressieren sind, und deswegen vom einen oder anderen als „schlau" bezeichnet werden, also quasi auf einen Geist verwiesen wird, kann ihnen ein Gefühl füreinander unterstellt werden. Wohlwissend, das einige Tierarten untereinander sozialer sind als manche Menschengruppen. Bezüglich des Dressierens verweise ich auf das dritte Reich. Damals wurden die Menschen durch das Angebot eines „Sinns für ihr Leben" dressiert. Tiere werden mit Futter dressiert.

Die persönliche Wahrnehmung meines Geistes ist die eines Werkzeuges, das mir abhängig von meinen Motiven Argumente liefert.
Bewerte ich unter dieser Erkenntnis einen Menschen an seinem Geist, so bewerte ich sein Werkzeug. Bewerte ich ihn anhand seiner Motive, so bewerte ich sein Herz, also das Zentrum des Menschen, mit dem er untrennbar

verwoben ist, und an dem ich ihn auch immer wieder erkennen kann. Verändert sich das Herz eines Menschen, also seine Motive, so verändert sich sein Charakter, er wird ein anderer. Auch die Menschen, die ihn umgeben, werden andere, er passt nicht mehr zu denen von früher.
Zwar meine ich *Herz* eher symbolisch, doch ist es erstaunlich, das Herztransplantierte oft ihren Charakter verändern. Das ist erwiesen. Ich frage mich in diesem Zusammenhang, was wohl mit einem Menschen passiert, dem ein Schweineherz transplantiert wird – die Wissenschaft versucht dies ja schon lange und steht angeblich vor dem Durchbruch.

Ich denke, es lohnt sich nicht, den Menschen daran zu bewerten, was wir von ihm hören. Die Frage ist vielmehr, wollen wir uns bewerten lassen, oder wollen wir uns daran bewerten, was wir von ihm in uns finden und was wir ihm davon anrechnen wollen. Es ist psychologisch erwiesen, dass kein Mensch schlecht sein will bzw. er bestrebt ist, seine Taten positiv zu sehen.
Jesus hat gesagt, das er uns liebt und verzeiht, so oder so. Darum ist es möglich mit einem christlichen Glauben an sich selbst Kritik zu üben, ohne davon abrücken zu müssen, sich positiv zu sehen. Ohne diese Einsicht ist es nicht möglich den Auftrag des Lebens zu erfüllen, nämlich die Menschen, angefangen bei sich selbst, besser zu machen.

So möchte ich sagen, der Mensch ist Herz. Und zwar ein herzlicher Mensch, da ich zum einen glaube, dass Menschen sich Begriffe nicht umsonst so geschaffen haben, wie sie verstanden werden, und zum anderen, da in der Bibel geschrieben steht, wir sollen sein wie Jesus.

Mit Jesus möchte ich die starke Begründung für meine Auffassung vom Menschen geben.

Schuldzuweisung

Dass Selbstkritik möglich ist, sieht man sehr leicht daran, wie Großeltern mit ihren Enkelkindern umgehen. Die Fehler, die sie bei ihren eigenen Kindern gemacht haben, wiederholen sie nicht. Ihr Motiv ist die Liebe ihren Kindern gegenüber, keiner eigennützigen Liebe. Und doch bzw. vielleicht gerade deswegen bereichert diese Liebe das Leben so enorm. Dass die Bibel hierbei mit dem Himmelreich winkt, ist so gesehen nebensächlich.
Es ist wie in der Schule: Hat man den Dreh erst einmal raus, wie man sich konzentriert, wie man etwas lernt, so macht es auch Spaß. Will man sich gar nicht einlassen, so wird es die Hölle.
Als wir in der Schule waren, konnten wir es uns nicht aussuchen. Im Leben ist es noch härter, denn es endet erst mit dem Tod, ist ungerecht etc.. Um bei dem Vergleich mit der Schule zu bleiben: Sich nicht einlassen – Sich nicht einlassen wollen auf das Ende des Lebens. Sich nicht einlassen wollen auf die Ungerechtigkeit. „Wieso sollte man auch?!" höre ich schon eine empörte Stimme.

Zufällig sah ich einmal *Moby Dick* im Fernsehen. Ahab, dem vom riesigen weißen Wal ein Bein abgebissen war, und der sein Schicksal nicht akzeptieren wollte, nach Rache trachtete. Seine Mannschaft war ihm egal, wahrscheinlich war auch er selbst sich egal – nur der Wal sollte sterben. Und obwohl er im Inneren schon weiter war als er es in seinen Taten zeigte, jagte er weiter den Wal bis sein

Schicksal, zu dem er Moby Dick, den Wal, selbst gemacht hatte, ihn verschlang. Seine Mannschaft riss es auch in den Tod.

Ahab hat sich nicht einlassen wollen darauf, dass sein Bein von einem gedankenlosen Tier abgebissen worden war, obwohl er es sowieso nicht hätte zurückbekommen können.
Oder auch, er wollte Gott in Stellvertretung durch den Wal für den ihm aufgebürdeten Verlust strafen. Wer weiß, was hätte aus Ahab werden können, hätte er die Wandlung, die Gott ihm aufgetragen hat, angenommen.

Gottvertrauen und Komfort

Vielleicht ging es auch um den Verlust, den jeder Mensch einmal in seinem Leben erfährt und der ihn verbittert, ihm die Menschenliebe nimmt – oder sie ihm bewusst macht.
Ein alter Mensch unterscheidet sich nicht nur körperlich von einem jungen.
Straft Gott oder verteilt er Chancen? Diese Frage beantworte jeder in jeder Situation selbst – vielleicht mit Hilfe, wenn er Glück hat. Etwas kann schlecht sein, auch wenn es gut aussieht, und etwas kann gut sein, auch wenn es schlecht aussieht. Es ist vielmehr eine Frage des Glaubens. Der Glaube, dass Gott gut ist, und weiß, wie mein Leben am schönsten wird.
Und da der Mensch dazu neigt, an etwas zu glauben, das kann auch die Nachbarin sein – das ist wahrscheinlich die bessere Variante - verfällt er, sobald er glaubt, das Gott es nicht gut mit ihm meint, dem, was wir den Teufel nennen, sozusagen dem Glauben an einen bösen Gott, wenn er alle

inneren Beziehungen abbricht. Er neigt aber nach wie vor dazu, sich positiv sehen zu wollen. Wenn man Positives will, aber nur noch Negatives erfahren kann aufgrund seiner Überzeugungen, wird man Gottes Gnade abtrünnig und hängt sein Herz an die Menschen.

Daran anknüpfend, dass die meisten Menschen in erster Linie im Leben nach Komfort streben, sei an Ahab erinnert, der sein Bein verlor. Gott hat es ihm nun genommen, er kann das einfach so. Und das ich jetzt sage: „Ahab, Gott meint es gut mit dir!" ist für Ahab nicht verständlich – Bein dran: gut, Bein ab: schlecht. Besonders da sich Ahab ja, wäre er an Land geblieben, Sorgen um seinen Unterhalt hätte machen müssen. Aber, mal abgesehen davon, dass er nicht mehr hätte auf See sterben können (Walfang ist gefährlich), wissen wir nicht was Gott Ahab angeboten hätte, ihm an Chancen gegeben hätte. Doch Ahab hätte in seiner Verbitterung wahrscheinlich gar nicht mehr erkannt, was für ihn gewesen wäre.
Sagen will ich, Komfort gibt es wohl nicht bei Gott. Dann hätte er uns auch keine Arme, Beine, Hände, Augen, Ohren etc. gegeben. Bedenkt man aber, das Wissenschaftler herausgefunden haben, dass in Urzeiten der Mensch nur 3-4 Stunden täglich gearbeitet hat, kann Gottes Ansicht von „kein Komfort" nicht unerträglich sein.

Bspw. nicht komfortabel ist auch die Erziehung eines Kindes. Weder für das Kind, noch für die Eltern. Es ist müßig, zu erklären, weswegen ein Kind lernen muß z.B. zur Toilette zu gehen, Guten Tag und auf Wiedersehen zu sagen, Lesen und Schreiben können muss und aufgeklärt ist. Ohne diese Erziehung wird es auf diesem Planeten nicht mehr glücklich sein können. Das ist eben so. Dies zu

verstehen macht uns keine Mühe. Genauso wenig, wie es der Bärenmutter Mühe macht, den Bärenkindern zu zeigen, wie man jagt oder Flüsse überquert. Das hat sich unter den Bären bzw. den Menschen so durchgesetzt.
Man sagt: Das wird dich das Leben lehren. Auch nicht komfortabel, wie wir wissen. Hauptsache man lernt, ohne zu verbittern. Dabei hilft das Wissen, dass es gut gemeint ist, was einem passiert, und das ein Verlust die Aufforderung ist, die Richtung zu ändern. Oft wird einem dabei geholfen, indem es etwas gibt, das reizt.
Nur wissen, wo die Richtung ändern, ohne ins Straucheln zu kommen, dabei hilft das Herz.

Im immerwährenden Streben nach Komfort verheizt man sein Leben. Ohne darauf zu achten, was *da* ist für mich, werde ich nicht reifer.
Den komfortabelsten Zustand für ein Wesen las ich mal in einem Science-Fiction Roman: Menschen wurden von ihrer Geburt an in Kammern mit Nährflüssigkeit gesperrt. Sie schwammen also ihr ganzes Leben in dieser Flüssigkeit, die ihnen alles gab. Zur Erheiterung des Gehirns wurden noch einige Drogen hinzugefügt – *Sie* blieben dann einfach *ruhiger*.
Auf diese Weise war auch das Problem der Überbevölkerung in den Griff zu bekommen: Der Raumbedarf dieser Menschen war sehr gering, und was sie konsumierten konnte man aufbereiten.
Eine unethische, aber nach geistigem Ermessen mögliche Variante, über Menschen zu herrschen bzw. sie zu versorgen. Bedenkt man, das eigentlich niemand so leben möchte, ist Komfort demnach nicht der Sinn des Lebens.

Hände Gottes

Beschäftigt hat mich immer wieder die Aussage, wie es einen Gott geben könne, wenn so viel Schlechtes in der Welt ist, und ziemlich lange fiel mir nichts dazu ein. Aber irgendwann hatte ich die klare Antwort:
Offensichtlich sieht man Gott nicht, aber zu sagen, er hätte keinen Körper, der helfen könnte, passt irgendwie nicht. Wenn man Gott also nicht sieht, und er doch einen Körper hat, wie soll das gehen?
Der Körper Gottes sind wir, die wir uns die Erde untertan machen sollen und über sie herrschen, und Gott herrscht über uns, bzw. versucht es. Leider aber ist es wie in dem Spruch: Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach. So wollen leider die Hände Gottes, das sind wir, nicht so wie er es gern hätte. Wir gehorchen ihm nicht. Deswegen ist so viel Leid in der Welt, weil niemand etwas tut, sondern sie am liebsten im Schoß liegen hat.
Es wäre auch sehr unkomfortabel. Ich will jetzt auch gar keine Horrorbeispiele nennen, was man tun könnte, und welche persönlichen Konsequenzen das für den Helfenden nach sich zöge. Es gibt bestimmt auch weniger Unkomfortables. Der alten Nachbarin die Post hochbringen etc. z.B.. Ich fände das sehr wichtig. Noch schöner wäre es, wenn man mit der alten Dame noch ein paar Worte wechselt, die man auch wirklich hört.

Nach meiner Erfahrung ist Helfen insgesamt auch gar nicht so schrecklich, wenn man nur erkennt, wo Gott einen helfen lassen möchte. Er weiß schon was und wo und wie, und am Ende fühlt man sich besser als vorher. Schließlich hat ja auch der Helfende ein Recht auf ein schönes Leben.

Man kann natürlich auch aktiv denken, und sagt dann, ich such mir das jetzt selber aus. Doch der Trick ist, nur wenn man es sich wirklich selber aussucht, wird es das sein, das Gott für einen ausgesucht hat.
Da bleibt nur die Sache mit dem Komfort. Man neigt eben einfach dazu, die einfachste Variante zu nehmen, z.B. Sitzen vor dem Fernseher. Aber, sage ich: Gar kein Komfort! hält man das eben auf die Dauer nicht aus.
Nun gibt es diese super-selbstbewussten Typen, die haben das alles sehr easy im Griff und müssen darüber nicht nachdenken. Wir anderen haben es schwerer. Jedoch lautet auch hier die Devise: Übung macht den Meister, auch wenn es nicht zum Super-Selbstbewusstsein kommt. Der Super-Selbstbewusste ruht, glaube ich, nur in Abrahams Schoß. Ein bisschen Selbständigkeit ist bestimmt nicht schlecht und die finde ich eher bei Gott bzw. in mir selbst.

Der Weg des Wassers

Bequem sein, nicht verbissen kämpfen, nennt man den Weg des Wassers gehen. Oft ist es negativ gemeint, wenn jemand sich so gar nicht einsetzen will. I.d.S. kann man beim Weg des Wassers vom komfortablen Weg zu leben sprechen, wenn ich mit Komfort den Komfort meine, den Gottvertrauen bietet.
Spreche ich vom Weg des Wassers, so meine ich die leichte Art, zu leben. Ich denke nicht, das Verbissenheit Sinn macht. Wenn die Motivation nicht reicht, ein Ziel zu erreichen, kann es kein Ziel sein, das mich auf Dauer glücklich macht. Denn das Erreichen eines Zieles zieht meistens Konsequenzen nach sich, deren Anforderungen mindestens ebenso hoch liegen wie das Ziel selbst.

Ein Gefühl dafür zu entwickeln, welche Ziele meine Ziele sind, also die, die Gott mir auf den Weg gelegt hat, ist eine Kunst, deren Beherrschung zu lernen sich lohnt.

Der Weg des Wassers geht ja nicht immer nur mühelos abwärts. Es muß auch mal ein Teich oder sogar ein See gefüllt werden, damit der Fluss weiter seinen Weg findet. Im Grunde natürlich fließt alles abwärts – ins Meer. Wieso aber schon immer die Quelle sprudelt, ist ein Geheimnis, das den Wissenschaftlern bekannt ist. Um das Geheimnis des Symbols zu lüften kann die Wissenschaft nicht reichen. Ohne Zuhilfenahme der Religion wird man einer o.g. Philosophie nicht trauen können.

Stellt sie sich anhand eines Versuches jedoch als wahr heraus, kommt es dem Beweis der Existenz Gottes gleich. Ich unternehme diesen Versuch schon lange und täglich und nur langsam lässt die Angst nach. Ich weiß nur eins, am Ende steht der Tod - soviel ist klar.
Schlussendlich braucht man nicht einmal mehr die Übersicht. Es ist, als fahre man auf einer Straße den Kurven nach und immer dorthin, wohin es einen zieht. Ähnlich einem bei jungen Leuten beliebten Filmgenre, dem Roadmovie.
Am meisten hat mich gewundert, daß ich von außen gar nicht so abenteuerlich wirke, wie ich mein Leben erlebe. Fühlte ich mich vorher ein langweiliges Leben am Rande der Gesellschaft führen, führe ich jetzt ein Spannendes mittendrin, mühelos noch dazu. Na ja, fast mühelos.

Ich fließe in dem Fluß aus Gottvertrauen ohne Angst und Tragik – und ohne Geld. Werte, denen doch die meisten Menschen mehr oder weniger verfallen, ja versklavt, sind:

Geld, Ansehen, Arbeit, all das habe ich nicht. Und dennoch gehöre ich dazu, bin dabei. Es ist wie im Gleichnis von Jesus: Schau' die Vögel! Sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott ernährt sie doch.
Sicher, manchmal muss ein Teich oder auch ein See erkundet werden, bevor es weitergeht. Es muß nachgedacht werden, die neue Situation muss erfasst werden. Aber dann, irgendwo, will es weiterfließen, vielleicht zusammenfließen.
Die Leben der Menschen sind wie Flüsse. Und bleiben sie auch nicht zusammen, so können sie sich doch nie wieder ganz trennen, trafen sie sich einmal und mischten sich, nahmen voneinander etwas an. Am Ende allen Fließens steht das Meer, der Tod, ruhig bis auf die Oberfläche. Von unterseeischen Strömungen kann i.d.S. wohl nie ein Mensch berichten.

Der Begriff „Erklärung"

Außer Jesus ist kein Toter wieder lebendig geworden. Ein Toter, der auf dem Friedhof liegt, könnte nur sagen, mein Leben ist im Himmel. Er selbst, der Tote, die Leiche, bleibt hier, bei uns. Das, was wir von ihm kennen, woran wir ihn immer, auch Jahre später, wiedererkennen würden, sein Leben, ist aus seinem Körper gewichen. Gelehrte wüssten sicher Rat, wieso Menschen oft ihren wohlvertrauten Menschen unter Lebendigem wiedererkennen. Ich aber denke, das diese Menschen Recht haben. Vielleicht nicht immer, aber öfter als man glaubt. Denn ist auch die Menge des Wassers auf Erden begrenzt, so fließen die Quellen unaufhörlich. Die Menschen, die ihren geliebten, aber toten Menschen unter Lebendem wiederfinden, müssen demnach von der Existenz Gottes überzeugt sein.

Para-Wissenschaften versuchen solche Phänomene zu erklären. Was Sie finden können, kann jedoch nur das sein, was Gott mit uns macht. Verboten wird es nicht sein, aber nur weil ich weiß, wie es geht, bin ich erstens noch nicht dazu in der Lage und zweitens muss immer noch die Macht existieren, die das kann. Also selbst wenn die Wissenschaft Phänomene durchgeistigt, ist das kein Beweis der Nicht-Existenz Gottes. Es ist vielmehr der Beweis, dass es ihn gibt. Denn schließlich gibt es die Phänomene schon länger als deren Durchgeistigung durch den Menschen und damit eine Macht, die sie beherrscht.
Nur weil man ahnt, was z.B. Materie ist, ist nicht geklärt, warum sie da ist. So bleibt es letztlich doch Gott, der alles geschaffen hat und ich denke, auf diese Erkenntnis können wir uns mindestens so lange verlassen, wie wir danach trachten, Gott bzw. seine Schöpfung zu erklären, ohne an ihn zu glauben.

Glaube

In der Phantasie,

wo Menschen keine Regeln kennen,

zeigt sich unser Wesen.

Wir sind die Hände Gottes,
der uns diese Welt geschenkt hat.
Mit der wir machen dürfen,
was wir wollen,

begrenzt durch die Liebe,
die wir uns entgegenbringen,
und Seine Versuche
uns den besten Weg
zu jeder Zeit zu zeigen.

Er ist da,
wenn Du Ihn nicht suchst
Ihn nicht siehst,
oder vermutest
und ihn doch in Dir weißt.

So wie er uns geschaffen
so will er uns haben

Puppen

Gäbe es nicht Gott –
Wir Menschen wären leer
Er ist unsere Seele
Er lässt uns bewusst sein

Wir können uns bemühen
uns davon zu befreien
Und sollten wir es einmal schaffen -
Nichts wird von uns übrig sein

Wir sind seine Puppen
Wir dürfen ihm Gestalt verleihen
Ihm, dem Gestaltlosen
ist unser Körper sein

Er hat sich selbst geschaffen
In uns und aller Welt
Er ist wahrlich Gott
Nie werden wir er sein.

Wir sind nur seine Puppen
doch ohne ihn gibt es uns nicht
Zur Freude seiner Seele
schlägt sein Herz in uns

Forts. v. S.190 (Aufbruch)

Epilog

Wie jeden Abend sitze ich am geöffneten Fenster und schaue hinaus. Etwas entfernt liegt die Wasserstelle. Von dort aus sehe ich zu dem ausgeblichenen Haus hinüber. Wie es so dasteht im Schutz der alten Bäume. Ich glaube dann manchmal, mich drinnen sitzen zu sehen, für meinen Abschluss büffelnd. In solchen Momenten fühle ich mich, als würde ich mich mit den Augen meines Vaters sehen.
Schon mit sechs Jahren hatte ich auf die Frage, was ich denn einmal werden wolle, geantwortet: „Das, was Papa macht!“. Ich weiß noch, wie er damals gestrahlt hat, als ich ihm nacheifern wollte.
Bestimmt ist mein Vater nicht glücklich, wie ich jetzt lebe. Ich träume dann lieber von früher, als wir uns einig waren.

*

Der Himmel ist jetzt lila, orange und blau. Über mir halten langgezogene weiße Wolken das Licht des Tages fest. Ein Flugzeug zieht seinen Kondensstreifen. Auf der weiten Ebene grasen an der Wasserstelle Antilopen gebeugt im sonnenverbrannten Gras. Als ein kleines Tier vorbeiläuft, schreckt die Gruppe hoch und blickt aus schönen Augen zu mir herüber. Der Störenfried ist schon weit fort, als sich unsere Blicke trennen.

Kurz bevor die breiten Bänder der glutroten Sonne ganz in der Savanne versinken, streicht ein warmer Lufthauch weich über mein Gesicht, und die Vögel beenden ihr Lied.
Ich gehe hinaus zu meinem blassblauen Peugeot, der mich schon so viele Jahre begleitet – tapfer und treu. Ich setze mich in mein Arbeitsgerät. Ich habe schon so viel darin gesessen, dass der Sitz nur noch zu mir passt. Es riecht nach Öl und Rauch. Es ist sandig. Die Grillen zirpen, ich mache die Tür zu. Durch die Insektenblut verschmierte, vom Sand zerkratzte Windschutzscheibe sehe ich hinaus, nach vorn, ins Nichts.

Wie seit Anbeginn meines Traumes frage ich mich, ob es wohl schöner wäre, würde ich Charlie wirklich einmal getroffen haben. Ich lege die Hand auf die Sitzfläche neben mir und träume von ihr.
Nur für meine Augen sichtbar male ich sie mit den Farben meiner Stimmung auf die verbrauchte Scheibe. Und wie schon so oft beginnt dort unser Leben – ein neuer Traum und doch nie ein anderer Traum.

2. Abschnitt: Handeln

1. Buch: Lernen

I.

Ich habe Angst. Dauernd habe ich Angst. Angst davor, ausgestoßen zu sein, so wie damals als Kind. Die ganze Geschichte nimmt da ihren Anfang. Da wurde mein Leben mit einer Farbe übergossen.
Ich bin nicht schwach, bestimmt nicht, und so schaffe ich es manchmal, doch den einen oder anderen Farbtupfer in mein Leben zu setzen, aber das geht nur mit Kraft, so als ob ich etwas heben müsste, einen Stein, der zu groß und zu schwer für mich ist. Ich muss ihn fallen lassen und weglaufen, aber dann ist die altbekannte Farbe wieder da: Die Farbe der Stille, der Einsamkeit und der Angst.

Ich habe Paranoia. Das ist ein Fachbegriff. Damit sind verschiedene Charakteristika verbunden, nehme ich an. Ich kenne sie zwar nicht, aber ich glaube kaum, dass sie besonders sympathisch sind. Man sagt ja, wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus, und so stelle ich mir vor, dass die Menschen die anhand von Erhebungen diese Charakteristika definiert haben, dem Eindruck paranoider Menschen ausgesetzt waren. Von daher ist es schon klar, dass die Wahrnehmung der Forscher im Licht einer bestimmten Farbe schimmerte, denn niemand kann sich gegen seine Gefühle stemmen, und das Misstrauen, das paranoide Menschen ausstrahlen, wird auch die Forscher

berührt haben, auch wenn sie versucht haben, objektiv zu bleiben.
Doch was hat es mit der Objektivität in der Forschung am Menschen auf sich? Ist sie nicht vielmehr ein Schutzschild gegen die Angst, die man bekommt, wenn man sich akutem Misstrauen ausgesetzt fühlt? Kann man sich gegen diese eigene Reaktion überhaupt wehren? Kann man nicht nur wirklich forschen, wenn man nicht von Unwohlsein gegenüber dem Forschungsgegenstand geplagt wird?
Ich nehme da mal die Krebsforschung. Wenn da ein Proband erscheint, so wird er vielleicht etwas deprimiert sein, aber dem Forscher gegenüber doch kein Misstrauen entgegenbringen. Von daher werden auch keine Spannungen in der Luft liegen, und der Forscher kann sich getrost seinen wissenschaftlichen Gedanken hingeben, braucht den Probanden nicht im Auge zu behalten, hat keine Angst. Abgesehen davon widmet er sich seinen Erkenntnissen auf ganz und gar objektive Weise, braucht Gewebeproben nicht auf ihren psychischen Gehalt hin zu betrachten.
Ganz anders da beim psych. Kranken. Wie soll man denn objektive Ergebnisse erhalten, wenn nicht anhand einer gewissen Distanziertheit? Gerade die Distanziertheit aber hat ihre Wirkung auf den Probanden, der ja schon aufgrund seiner Krankheit unter einer besonderen Empfindlichkeit leidet, und so wird im sozialen Zusammenspiel zwischen Forscher/ Proband oder Arzt/ Patient durch die praktischen Notwendigkeiten der Datenerhebung/ Diagnostik ein Fehler eingebaut. Dieser Fehler wird umso größer, je genauer diagnostiziert werden muss. Zur

Verdeutlichung sei hier die Unschärferelation in der Teilchenphysik als Bild herangezogen.
Eine andere Variante der Diagnostik psychischer Krankheiten ist der subjektive Eindruck. Dieser hängt natürlich stark davon ab, wie sympathisch sich Arzt und Patient sind. Aber ungeachtet dessen wird der sympathische Patient eher milde diagnostiziert als der unsympathische. Im Grunde kann man davon ausgehen, dass die Entscheidung, ob subjektiv oder objektiv diagnostiziert wird, beim Arzt unbewusst abläuft. Hinzuzuziehen ist natürlich auch die Tagesform des Arztes. Von daher sind die Möglichkeiten der Diagnose eingeschränkt. Als Patient wünscht man sich oft ein persönliches Engagement des Behandelnden, aber letztendlich sind der Genauigkeit des Bildes vom Patienten eben Grenzen gesetzt. Nur wirklich eindeutige Symptome lassen verantwortbare Maßnahmen zu. Weitere Verbesserungen sind nur über lange Zeiträume zu erreichen.

Es macht mich oft fertig, an so einer schlimmen Krankheit zu leiden. Es ist ja nicht einfach so, dass man mit ein paar Symptomen beaufschlagt wird. Nein, es ist ja so, dass es Zeiten gibt, in denen es schwer fällt, ein Symptom als ein solches zu erkennen. Denke ich also, der Hubschrauber da will mich beobachten, so weiß ich ja nicht wirklich genau, ob er das nicht auch tut. Ich muss mich dann also zusammennehmen, und mir sagen: Hör mal, dass ist ja wohl total unrealistisch, zu glauben, der Hubschrauber habe was mit mir zu tun.

Der Varianten gibt es da so viele, z.B. auch die, das schlicht der Gedanke mit dem Hubschrauber da ist, ich aber nicht ansatzweise die Vorstellung hege, dass sei auch wahr. Habe ich aber wegen irgendetwas ein schlechtes Gewissen oder ein Schuldgefühl, oder einfach einen ganz realen Grund, Angst zu haben, dann kann es durchaus sein, dass der Hubschrauber-Gedanke für mich so real wird, dass er mich erschreckt. In solchen Sonderfällen hilft dann der Erfahrungshintergrund: Als ich das erste Mal mit solch einer Gedankenqualität konfrontiert war, hat es mich mein Studium abbrechen lassen. Heute hingegen habe ich es schon so oft mit so etwas zu tun gehabt, dass ich einfach weiß, es wird nichts passieren, was ich diesem (Hubschrauber-) Gedanken zur Basis zuschreiben könnte, und so ist dann die Krone, mit mir und meinen Gedanken in Frieden zu sein, es zuzulassen, sie neben der Wirklichkeit in einer Parallelwelt wahr sein zu lassen. Auf diese Weise quälen sie mich nicht, und das führt dann dazu, dass sie ihre Bedrohlichkeit verlieren, mich nicht unter Stress setzen und damit oft sogar verschwinden.

Die Krankheit bricht durch Stress aus. Meistens ist es selbstgemachter Stress, oft hervorgerufen durch Schuldgefühle und Minderwertigkeitskomplexe, die ihre Wurzeln in falsch verarbeiteten und verdrängten Erlebnissen haben. Die Verdrängung ermöglicht es, nicht unter der Erinnerung zu leiden, gestresst zu werden. Die Symptome dann aber erzeugen sozusagen einen Ersatzstress. Erlaubt die Perspektive es, den Stress auszuschalten, verschwinden sie auch. Allerdings funktioniert das nachhaltig nur, wenn man sich helfen lässt,

gleichzeitig die ursprünglichen Erlebnisse oder Traumata neu zu verarbeiten.

Dennoch bleibt die Stimmung, die mit solchen Symptomen/ Gedanken einhergeht, unverändert. Bei mir ist es, wie erwähnt, die Angst, ausgestoßen zu sein, zu werden, oder vor dem Versuch, herausgedrängt werden zu sollen. Über all die Jahre, die ich schon meine Krankheit als Begleiter habe, hatte ich natürlich viel Gelegenheit, aus dem Erscheinungsbild meiner Krankheit auf die Ursachen zu schließen. Wenn ich dann mal eine Theorie habe, überprüfe ich anhand von gehabten Erlebnissen, ob die Theorie und mein persönlicher Lebensweg kohärent sind, und ich glaube, dass ich allmählich ein ganz brauchbares Ergebnis erzielt habe. Das Dumme ist nur, dass das die Symptome nicht erträglicher macht. Aber zumindest kann ich mich selber verstehen, und damit die Krankheit auf Distanz halten.
Auf Distanz zur eigenen Krankheit zu bleiben ist ein ganz wichtiger Aspekt. Fange ich erst an, mich mit der Krankheit zu identifizierten, ist das vergleichbar mit einem Krebs, der schon überall Metastasen gebildet hat. Distanziere ich mich aber von der Krankheit, fokussiere ich einen einzigen Herd. Der mag dann möglicherweise groß sein, aber man kann ihn kontrollieren. Der Gedanke, wie ich ihn von anderen Betroffenen kenne, man habe vom Leben nichts mehr zu erwarten, sei ein Cretin, ist schrecklich. Da hat dann im übertragenen Sinne der Krebs gewonnen. Gelingt es mir, das Kranke in mir zu definieren, werde ich im Gegenzug noch viele gesunde Seiten in mir

finden, von denen ich dann auch erwarten kann, dass sie auch als solche akzeptiert und anerkannt werden.

Das ist natürlich in der Realität schwierig. In der Majorität ist die psychische Krankheit im Allgemeinen noch sehr stark vorurteilsbelastet. Das ist auch zu einem nicht geringen Anteil der Grund, der es so schwierig macht, die Krankheit auf Distanz zu halten. Wenn man nicht großes Glück hat, so wie ich, ein, zwei Menschen zu haben, die einen so sehen, wie man ist und nicht nur eingefärbt durch die vielen, entsetzlichen Vorurteile, die diese Krankheiten in Gesellschaft und Öffentlichkeit haben, wird man quasi ghettoisiert. Man ist dann nur mit Leuten auf Augenhöhe, die ebenfalls mit einer schlimmen Diagnose stigmatisiert sind, und kennt gesunde Menschen nur als Betreuer, Organisatoren, Mediziner etc.. Man kriegt mit, dass aus dem Umstand der psych. Krankheit Geld gemacht wird, sich Menschen profilieren und Karriere machen, wie spannende Fernsehproduktionen gedreht werden und nicht zuletzt auch Schuld abgeladen wird, ein Feindbild errichtet. Grauenvolle Straftaten werden nicht selten und mit Vorliebe auf die Krankheit bzw. Psychopathen geschoben. Es scheint gerade so, als sei man froh, Tätern eine psychische Krankheit attestieren zu können, denn damit gehören sie in der Sichtweise der Gesellschaft quasi einer anderen Spezies an. Man selbst ist nicht bedroht, in sich gehen zu müssen, und sich zu fragen, welche Schuld trägt die Gesellschaft, was löse ich mit dem eigenen Verhalten u. U. aus. Nein, dass ist eben ein Irrer oder eine Irre, und

damit so etwas ähnliches, wie der Wolf im Mittelalter - den kriegen wir schon klein.
Selbst wenn viele gesunde Menschen in sich Anzeichen verspüren, die eine Identifikation mit Kranken ermöglichen könnten, so wird doch genau das Gegenteil gemacht: Wer anfängt, bei sich selbst beginnende Symptome einer psychischen Schwäche wahrzunehmen, und dies vor sich selbst auch zugibt, der wird doch in seinem Alltag noch stärker als Gesunde versuchen, mit dem Milieu der ernsthaft Erkrankten nichts zu tun zu haben, einen Bogen darum zu machen. Das gebietet die Angst.
Mir wurde neulich nahegebracht, dass es richtig sei, seine Symptome nicht zu unterdrücken bzw. zuzulassen, was ich jetzt auch mache. Übertrage ich das mal auf das Verhalten Gesunder, die mit psych. Symptomen zu kämpfen haben, so bedeutet das nichts anderes, als das die Strategie, die ihnen die Angst vorschreibt, sie noch kranker macht. Die Nutzung psychisch Kranker als Sündenbock ist also dem erwünschten Effekt gegenüber kontraproduktiv, denn er setzt voraus, dass psychisch Kranke einer anderen Spezies angehören, denn nur so wäre es möglich, dass es zu keinen Identifikationskonflikten mit Gesunden kommt. Ähnlich dem Judentum in Nazi-Deutschland muß die Anthropologie also Merkmale an psychisch Kranken finden, die eine eindeutige Klassifikation zulassen, und damit die psychische Krankheit des Gesunden anders eingeordnet wird. Das ist aber de Fakto nicht möglich.
Gesellschaftlich ist die Sache mit den psychisch Kranken also keine anthropologische Frage sondern vielmehr eine des Images. Der Vergleich mit dem Judentum ist ein

religiöser. Psychische Krankheit und verschiedene Religionen habe eines gemeinsam: Beiden wird unterstellt, dass der Inhalt des Gehirns voneinander abweicht, das für das Denken unterschiedliche/ unbekannte Regeln gelten. Genaugenommen soll das ja auch eigentlich so sein, aber ist es auch wirklich so? Zur Zeit sind gerade mal die Moslems in Verruf gekommen. Da können sich jetzt sogar Moslemführer zu Wort melden, das schlechte Image bleibt. Die Religion wird (zurecht) mit Gewalt in Verbindung gebracht, auch wenn die Religion, so wie sie niedergeschrieben ist, Gewalt verabscheut. Tatsache ist die praktische Umsetzung einzelner, die sich der Religion bedienen, um Macht und Einfluss zu erreichen. Davon betroffen sind jetzt weltweit alle, die zum muslimischen Glauben gehören.
So oder so ähnlich geht es auch den psychisch Kranken. Da sie anhand der Krankheit ein hervorstechendes Merkmal besitzen, dass auch schon für Straftaten verantwortlich gemacht worden ist, werden sie mit einer grundsätzlichen Neigung zu Gewalt in Verbindung gebracht.
Ein anderes Beispiel ist die schwarze Hautfarbe, bei der es sich seit hunderten Jahren hartnäckig hält, dass sie ein Merkmal für die Unfähigkeit zu selbstbestimmtem Leben ist.
Damit wäre also deutlich gemacht, dass psychisch Kranke unter einer besonders hässlichen Form der Diskriminierung zu leiden haben. Besonders hässlich deshalb, weil psychisch kranke Menschen mehr als andere Menschen Aufmerksamkeit und Zuwendung brauchen, damit sie ihr

Leben ein bisschen genießen können. Menschen mit solchem Bedürfnis auch noch mit Miss- und Verachtung zu strafen ist eine Grausamkeit, die nicht mehr zeitgemäß ist.
Wenn ich die vielen Bemühungen sehe, die gemacht werden, psychisch Kranke Menschen zu integrieren, so ist einfach nicht zu verstehen, weshalb die Bereitschaft der Gesellschaft, diese Toleranz anzunehmen, eher sinkt. Es ist genauso paradox, wie der Umstand, dass verstärkt Maßnahmen ergriffen werden, die Gewalttätigkeit an Schulen präventiv und nachhaltig zu bekämpfen, in der Praxis die Gewalt Jugendlicher immer perfidere Formen annimmt. Es scheint so zu sein, dass, wenn eine Gruppe besondere Aufmerksamkeit bekommt, sie nur zur Zielscheibe gesellschaftlicher und persönlicher Frustrationen wird. Es erscheint mir fast wie Neid um Aufmerksamkeit unter Geschwistern zu sein. Kaum gerät irgendeine Gruppe in den Fokus der Öffentlichkeit, erhält sie verstärkt Nachwuchs. Ähnlich wie Küken in einem Nest sich alle nach dem Wurm im Schnabel des Altvogels recken.
Komischerweise auch tritt psychische Krankheit vermehrt auf, seit sie als Grund für besondere gesellschaftliche Auffälligkeiten herangezogen wird. Mit der Möglichkeit zur immer genaueren Diagnose bleibt am Ende keiner mehr gesund. Unter den gleichzeitig auftretenden immer höheren Ansprüchen am Arbeitsplatz bildet sich eine immer weiter öffnende Schere, die die Welt in Gewinner und Verlierer aufteilt. Fast scheint es, als könne der Mensch mit seinem immer weiter anwachsenden Wissen und den damit verbunden Möglichkeiten nicht umgehen. Bezogen auf die

psychische Krankheit bedeutet dies, der Kranke selbst kann nicht mit dem Wissen ob seiner Unzulänglichkeiten umgehen, und die Gesellschaft ist mit dem Wissen um Unzulänglichkeiten ebenso überfordert. Das Wissen um diese Risiken bei einer Einstellung macht unsicher. Selbst der Einstellende/ Personalchef hat sich gegenüber seinem Chef zu verantworten und geht auf Nummer sicher, selbst wenn er subjektiv nichts gegen eine Einstellung einzuwenden hätte.
Da stellt sich die Frage, ob unsere Fähigkeit, vom Baum der Erkenntnis zu naschen, uns als Persönlichkeit/ Herde/ Menschheit nicht doch überfordert. Beeindruckend finde ich in diesem Zusammenhang die Entstehung des Nobelpreises. Es gibt kaum etwas, das von höherer Ehre ist, doch die Entstehung des Preises selbst beruht auf der Ablehnung eines eigenen Forschungserfolges.

Ich selbst halte Wissen für sehr wichtig, aber während meiner kleinen Tätigkeiten mit gestörten Kindern habe ich es immer abgelehnt, mir anhand von Aktenmaterial ein Bild von den Kindern zu machen. Es hat mir selbst die Arbeit angenehm und leicht gemacht, wenn ich nur darauf zu achten hatte, was mir meine eigenen Augen und Ohren vom Kind verraten haben. Ich habe mich vollständig und in vollem Bewusstsein zur subjektiven Bestandsaufnahme bekannt, und mit dem so erworbenen Wissen gearbeitet. Die Kindern haben gemerkt, dass sie bei mir eine neue Chance bekommen haben, und diese meistens erfolgreich genutzt. Wenige nur konnten diesem Gefühl keinen Glauben mehr schenken und diese sind dann leider nach

unten durchgesackt. Ich habe immer gehofft, dass das eine (unbewusste) Entscheidung war, die sie dann in der Konsequenz von mancher Not befreit hat oder für andere Hilfen aufgeschlossen hat.
Letzten Endes zeigt mir diese sehr persönliche Erfahrung, welche Macht Glaube und Hoffnung haben. Allein der Umstand, dass diese Kinder nicht mehr ununterbrochen unter ihrer Vergangenheit zu leiden hatten, in der Weise, dass sie nicht aufgrund ihres Images behandelt wurden, hat sie genau genommen ermutigt, ein neues Leben anzufangen. Es gab keine Schuldenlast mehr, die sie erdrückte (die christliche Religion basiert auf dem Sündenerlass).
Es ist eben die Schuldenlast, die auch dem psychisch Kranken die kleinen Kräfte, die in ihm noch kämpfen, nehmen. Abgesehen von den riesigen Kosten, die diese Krankheiten der Allgemeinheit auflasten, ist es für den Betroffenen eine dauernde Qual, sein Leben zu führen. Und zu einem nicht geringen Teil sind diese Umstände hausgemachte Probleme der Gesellschaft.

Das hört sich alles so an, als sei das einzige Problem mit psychisch Kranken ihr Image. Das ist natürlich nicht so. Wer so eine Krankheit hat, der hat, abgesehen von seinen Symptomen, natürlich auch mit diesen im Zusammenhang stehende, schlechte Erfahrungen gemacht. Sicher, auch im Zusammenhang mit der ganzen Ablehnung, die einem aufgrund des Images wiederfährt.
Aber das ist natürlich nicht alles. Diese Krankheiten sind schon schlimm. Das kann soweit gehen, dass jemand weder

ansprechbar ist, noch irgendeine Regung zeigt. Dass ist dann ein Symptom, dass im Prinzip so zu interpretieren ist, dass derjenige sich komplett aus der Realität zurückgezogen hat, weil er mit nichts in ihr mehr klarkommt - ihn alles, was ihm begegnet in irgendeiner Form verletzt. Das liegt dann daran, dass er alles missversteht, auf seine ursächlichen Traumata/ Schicksalsschläge/ Verletzungen/ Enttäuschungen und Vertrauensbrüche bezieht.
Mit so einem Menschen umgehen zu können, insbesondere, wenn man zu ihm in irgendeiner menschlichen Beziehung steht, kann man nicht erwarten. Der Angehörige ist verzweifelt, wünscht sich den Kranken so zurück, wie er einmal war, möchte anknüpfen an das Leben, wie er es einmal mit ihm hatte. Der Angehörige erlebt etwas noch Schlimmeres als den Tot seines geliebten Mitmenschen: Er ist da, aber kein Teil der Welt mehr. Man kann ihn im übertragenden Sinne als einen Geist sehen, ein Spuk-Gespenst, welches dort in der Zeit stehen geblieben ist, als ihm das Schreckliche passierte und nun, verflucht wie er ist, für immer in seiner persönlichen Zeitschleife kreisen muss.
Wäre er tot, so könnte sich der Angehörige irgendwie mit seinem nicht-mehr-vorhanden-sein arrangieren. So aber halten die Vitalfunktionen des Quasi-Geistes eine Illusion wach, die den Angehörigen zum Teil so sehr quälen können, das er selbst wie in einem Strudel mit in das vegetative Leben von ihm gezogen wird und krank wird.

Ich habe hier einen Extremfall geschildert, der sicherlich Angst macht. Doch ist es so, dass eine ausbrechende

Krankheit bei Angehörigen meistens recht schnell erkannt wird, da sie durch den Umstand, dass die Ursache bzw. der Kranke, der ja bereits irgendwie in Behandlung ist, mit im Fokus des Arztes steht, der ja die Gefährdung der Angehörigen kennt. Der Umstand des Früherkennens einer psychischen Erkrankung verbessert die Erfolgsaussichten auf Heilung ganz ungemein, und so kann dann der Angehörige dank eigener Erfahrung später seinem geliebten kranken Mitmenschen oft hilfreich zur Seite stehen. Er kennt jetzt vielleicht ein bisschen das Gefühl, der Realität hilflos gegenüber zu stehen, und von übermächtig Vielem einfach nur verletzt zu sein. Im Zusammenwirken mit ärztlicher Fachkompetenz kann so ein Wissen zu kompetentem Verstehen und Handeln werden, dass auf die Seele des Kranken wirkt wie Balsam.
Nun ist es bei Weitem nicht immer so, dass Angehörige helfen können. Oft kommen die Verletzungen gerade aus dem familiären Bereich, so dass der Kranke die dicksten Mauern gerade in diese Richtung baut. Da solche Mauern nicht nur in die eine Richtung wirken, sondern auch Anderes, Lebendiges, Neues abschirmen, ist es manchmal für den Kranken günstiger, sich von der Familie zurückzuziehen und sie gar nicht mehr zu sehen. So ein Zurückziehen geht dann aber nicht nur ein paar Tage oder Wochen. Es handelt sich dabei um Jahre, und ob es ein Wiedersehen gibt, steht auch nicht fest, denn die Grundlage eines Wiedersehens muss in der Regel ein eigenes, selbstbestimmtes Leben sein, dass zumindest von den Randbedingungen her keinen Mangel auf irgendeinem wesentlichen Bereich aufweist. Unter diesen

Vorraussetzungen ist der Kranke nicht mehr auf die Hilfe seiner Familie angewiesen bzw. die Familie wird dem Kranken nicht mehr den Eindruck vermitteln können, dass er ohne sie nichts ist. Dieser Umstand vermittelt ihm das Gefühl, unabhängig zu sein, und er sieht sich nicht mehr Gefahr laufen, bei etwaigen oder drohenden Verletzungen seitens der Familie bei ihnen bleiben zu müssen, so wie es früher war, als sie noch zusammen wohnten.
Die Freiheit, die eigenen Lebensbedingungen gestalten zu können, ist meistens ein sehr großer Schritt für den Kranken, sich Sicherheit zu geben. Gleichzeitig geht damit aber auch die familiäre Geborgenheit größtenteils verloren, was nicht jeder psych. Kranke erträgt. Am Beispiel weniger schwerer Kranker kann man ein besonderes, quälendes Verhalten beobachten: Die Kranken tragen irgendein Leid mit sich herum, dass seine Wurzeln in der Familie, der Kindheit, hat. Irgendwann einmal haben Eltern oder Geschwister ganz falsch reagiert, was die noch nicht einmal böse gemeint haben müssen. Mit der Pubertät oder der Adoleszenz manifestiert sich das dann irgendwie in einer psych. Funktionsstörung. Der/ die Kranke wünscht sich dann von seinen Eltern ein ganz spezifisches Verhalten, dass er herauszufordern sucht. Die Familie aber, ganz sie selbst, reagiert natürlich wie immer, wie auch schon beim ersten Mal. Bei ihnen hat sich nämlich nichts geändert, sie sind wie immer. Der Kranke aber erlebt immer und immer wieder, wenn auch in abgemilderter Form, die Verletzung, die er damals erhalten hat.
Klar, auch die erste Verletzung bedurfte schon einer gewissen Disposition. Die Verletzlichkeit wurde mit

anderen Worten schon vorbereitet, was niemand wusste. Bei der Analyse einer Krankheitsbiografie stößt man meistens auf eine endlose Abwärtsspirale das Lebensalter betreffend. Will man diesen Umstand überhaupt ernstnehmen, kann man irgendwie nur konstatieren, dieser Mensch ist wohl unter keinem guten Stern geboren.

Ein Fachmann kann so eine Begründung nicht gelten lassen, und so fand die Forschung dann auch genetische Ursachen für solche Krankheiten, womit stellvertretend für den genannten Anthropologen tatsächlich Merkmale gefunden wurden, die dem einfachen Menschen die Bestätigung vermitteln, sie können gar nicht Gefahr laufen, Gräueltaten zu vollbringen, denn schließlich haben sie schon vom biologischen Bauplan her nichts mit solchen Tätern gemeinsam.
Um auf den Menschen in der Wiederholungsschleife seiner familiär zugefügten Verletzungen zurückzukommen: Die immerwährende unbewusste Wiederholung/ Erinnerung an die empfundene benachteiligte Position in der Familie kann zu den schlimmsten psych. Erkrankungen führen. Sicher, manche schaffen es von ihrer Familie loszulassen, deren Verhalten als gegeben und unveränderbar anzunehmen und sich selbst ein neues soz. Umfeld zu schaffen, aber es sind auch nicht wenige, die sich nicht stark genug dazu fühlen und immer tiefer im eigenen Schmerz versinken. Oftmals liegt so eine Unfähigkeit auch darin begründet, dass der Mensch schlichtweg niemanden hat außer seiner Familie, oder schlimmer, die Gefühle aus dem familiären Zusammenleben auf eine aktuelle Lebensgemeinschaft

übertragen werden. Nicht selten ist es dabei der Fall, dass der Partner in seiner Persönlichkeit Gemeinsamkeiten mit Familienmitgliedern hat, und, und das ist das verhängnisvolle, der Kranke oder zukünftig Kranke dadurch, dass er unbewusst das Gefühl hat, sich wieder in seiner ursprünglichen familiären Situation zu befinden, und damit das ursprüngliche Verhalten wieder annimmt. Da wir Menschen alle gar nicht so sehr verschieden sind, wie man als Teil der Menschheit meinen könnte, reagiert dann der Partner oft sehr ähnlich der Familie des Kranken, womit der sich wieder aufgrund seiner Wahrnehmung die gleiche verletzende Atmosphäre geschaffen hat, wie er sie schon von früher kennt.

So einen Teufelskreis zu durchbrechen ist unsagbar schwierig. Im Grunde passiert so etwas ständig und überall. Angelernte Verhaltens- und Denkmuster hat jeder. Angeblich soll jeder Mensch nur ein paar Typen kennen. So in etwa Mutter, Vater, Oma, Opa, Bruder, Schwester. Wenn man irgendjemanden kennen lern, wird der in eine dieser Kategorien gesteckt, und man ist zu ihm dann so, wie man dass dann bei den ursprünglichen Archetypen gelernt hat. Man hat also gar nicht groß die Wahl. Vielleicht kann man später mal seinen Vater als Opa einordnen, der ja damals, als man geprägt und sozialisiert wurde vielleicht in etwa das eigene aktuelle Alter hatte. Großartig sind die Möglichkeiten jedenfalls nicht.

Es bleibt also im Grunde nur, sich innerlich mit seinen Urtypen, die einen irgendwie verletzt haben, zu versöhnen, und das geht natürlich nicht, wenn man die ständig und immer wieder sieht. So etwas muss man für sich ganz

alleine tun, und auch etwas Gras drüber wachsen lassen, um sich seiner selbst sicher zu sein. Ich persönlich halte da auch nicht viel von sechswöchigen Kuren. Wobei bestimmt vielen damit geholfen wäre, aber sie warten zu lange, schmoren zu lange im eigenen Saft, schämen sich ihrer Dysfunktionen und gehen erst zum Arzt, wenn ihnen schon jeder zweite ansieht, dass mit ihnen irgendetwas nicht mehr stimmt.

Wie gesagt, manche treiben es so weit, bis sie chronisch krank sind, ohne je deswegen einen Arzt gesprochen zu haben oder in Behandlung gewesen sind. Es ist im Verhältnis zu den in Behandlung Stehenden gar nicht so selten, dass solche Menschen dann auf einmal mit einer Zwangseinweisung im Krankenhaus sind. Denen geht es dann natürlich richtig schlecht. Denn sie haben ja nicht ohne Grund so lange ausgehalten. Oftmals ist es Scham vor „den Leuten", sich sozusagen zu outen, dass man seelisch schwer leidet. Damit schlösse sich dann der Kreis zu dem einleitenden Thema *das Image psych. Kranker*. Sie, verehrter Leser, könn sich jetzt vielleicht vorstellen, dass viele bis jeder auf einmal auf der Seite der verachteten, gemiedenen und verlachten bis angstbesetzten Gruppe der psych. Kranken stehen kann, ob es nun aus einem entwicklungsgeschichtlichen oder genetischen Grund ist, denn niemand weiß bis zum Ausbruch der Krankheit, ob er einen genetischen Defekt zur Disposition mit sich herumträgt, oder nicht (das Gen ist schließlich nicht gefunden!). Genaugenommen ist es die individuelle Empfindlichkeit, die über die Tiefe der Verletzung entscheidet. Man hat für diese Empfindlichkeit verstärkte

Gemeinsamkeiten bei den schlimmsten psych. Krankheiten gefunden. Mit anderen Worten: Meistens sind schlimm psych. Erkrankte ziemlich empfindlich. Allerdings würde ich auch sagen, wenn man definitiv anders ist als andere, und deswegen auch nicht in soz. Gruppen wirklich aufgenommen wird, dann verletzt das schon, und so eine Verletzung tut dann auch weh und macht dann auch empfindlich.
Man kann das alles eigentlich wohl gar nicht so genau sagen, allerdings gibt es schon anthropologische Erkenntnisse, nach denen schon vom Äußeren her eine genetische Andersartigkeit festzustellen ist. Mit anderen Worten, sie sehen irgendwie komisch aus. Und wenn dann Erhebungen ergeben haben, dass trotz liebevollen Großziehens psych. Dysfunktionen aufgetaucht sind, dann will ich das auch glauben. Aber jedem Menschen, dessen psych. Krankheit chronisch geworden ist, und bei dem man auch keine eindeutige traumatisierende Erfahrung findet, einen Gendefekt aufzulasten, davon halte ich nichts. Meiner Meinung nach sind dem Kranken manche Erfahrung in seiner Biografie gar nicht bewusst, da sie einfach im Rahmen des normalen Lebens nicht aufgefallen sind. Man nehme einmal das Beispiel eines über lange Jahre hinweg missbrauchten Kindes. Manche dieser Kinder werden von den (missbrauchenden) Eltern dermaßen hinter dem Mond gehalten, dass es den Kindern nicht auffällt, was ihnen geschieht. Es ist eben so, alles normal. Oder man versetze sich einmal in die Lage der 2005 so oft in der Zeitung gestandenen Jessica. Wie mag für sie das Leben gewesen sein? Sie kannte es nicht anders. Sie hätte

erst um das Leben der anderen, in Freiheit befindlichen Kinder, wissen müssen, und merken, das die besser leben, um die Ungeheuerlichkeit zu begreifen, die ihr wiederfahren ist. So war es ihr Schicksal, vergessen zu sein.

Ich glaube, ich habe es noch nicht wirklich getroffen. Die Fälle waren zu hart. Vielleicht schaut man einmal auf Milieuunterschiede. Kinder reicher Eltern haben alles, sie leiden keinen Mangel an irgendetwas. Das gute Essen, die vielen, alles mögliche vermittelnden Gespräche, die liebevolle Verantwortlichkeit der Eltern, die schulische Förderung, das ausgewählte soz. Umfeld und nicht zuletzt die aus ebensolchen Verhältnissen stammenden Eltern, die genauso wenig vernachlässigt worden sind. Im Gegenzug eine Familie, die finanzielle Sorgen hat, die deswegen schon vom Erscheinungsbild her unterprivilegiert sind und sich deswegen auch schämen. Die gerne an der Welt, so wie sie sich in Fernsehen und Einkaufsstraßen präsentiert, teilhaben möchte. Die Kinder nehmen diese ganze Haltung emphatisch auf, leben im übertragenden Sinne das gleiche wie ihre Eltern, und versuchen quasi stellvertretend deren Probleme zu lösen. Klauen, Abzocke, mal den Mund aufmachen, etc., und werden landläufig als asozial bezeichnet, was am Ende der Schulzeit, wenn sie erfolglos eine Lehrstelle suchen, in Resignation umschwingt.
Die geliebten Eltern (denn irgendwie liebt jedes Kind seine Eltern, insbesondere dann, wenn sie schlecht sind - seltsam oder?) waren immer nur mit sich selbst beschäftigt, ihren Sorgen und genaugenommen ihrer Scham, und hatten nie recht Zeit, ihren Kindern auf dem Weg, ein Mensch zu

werden, zu helfen. Oft auch begründet dadurch, dass sie in ihrer eigenen Kindheit und Jugend wenig problemlösende Beispiele von ihren Eltern erhalten haben.
So lässt sich dann leicht extrapolieren, dass deren Kinder über den Daumen gepeilt unter zu wenig Aufmerksamkeit gelitten haben. Wie aber soll dass Kind, der spätere Erwachsene, begreifen, was ihm fehlt, denn meistens geht es den anderen zu ihrem Umfeld Gehörenden doch genauso. Und ohne jetzt eine logische Erklärung beizufügen, geht es auch hin und wieder Kindern aus besseren Verhältnissen ähnlich, denn auch dort können die Eltern von ihren eigenen Ansprüchen dermaßen kontrolliert werden, dass Stress entsteht und die Liebe zu den Kindern nicht gelebt werden kann. Auch hier ist es ganz einfach, den Stress zu beschreiben. Da wären das übersteigerte gesellschaftlich Geltungsbedürfnis und die damit eng im Zusammenhang stehende Karrierenotwendigkeit sowie Notwendigkeit zu repräsentativem Lebensstil. All das steht relativ zu dem, was man für sein persönliches Umfeld hält oder halten möchte.
Die Kinder leben auch das alles nach, und sie würden nie darauf kommen, wie ähnlich sie ihren Eltern sind. Das Bedürfnis, sich über andere zu stellen, hier ärmliche Mitschüler und im Gegenzug die, die alles in den A... geschoben bekommen, bildet dann eine Art Krieg. Glücklicherweise sind bei weitem nicht alle Kinder so, aber es gibt solche, die über die Frustrationen ihrer Eltern unfriedliche Orte schaffen, wo immer sie auch sind.

In den beiden beschriebenen Fällen ist der Name der Krankheit Aufmerksamkeits-Defizit-Syndrom, dass z.Zt. in den Medien hoch im Kurs steht, da es unsägliche Problemen von Eltern mit ihren Kindern und umgekehrt endlich kategorisiert, und zwar in genau der Art, wie ich anfangs beschrieben habe, dass man versuchen muss, die Krankheit auf Abstand zu halten. Dadurch, dass den vorher schlicht als schwer erziehbar geltenden Kindern jetzt quasi der Befall durch eine Krankheit unterstellt wird, können Eltern wie Kinder sich sagen, sie sind o.k., es ist lediglich eine Krankheit. Es ist nicht Asozialität oder Verwöhntheit, es sind nicht Defizite bei den Eltern, das Kind ist auch kein Idiot oder misslungen, sondern all diese die Persönlichkeit von Eltern und Kind verletzenden Meinungen werden dadurch ferngehalten, das man über die Psycho-Mechanik des Auftretens einer solchen Störung Bescheid weiß, und dass das jedem passieren kann.
Ich persönlich sehe das genauso. Wenn ein Mensch irgendwie verletzt ist, dann macht es keinen Sinn, zu sagen, was bist du denn für einer, hast du keine Beine, oder Arme oder bist du doof, du kannst nichts hören oder sagen. Oder eben auch: Was, du kannst nicht raus, du hast Angst? Du hast sie ja nicht mehr alle. U.s.w. u.s.f.. Derjenige hat sich nicht selbst die Beine abgebissen oder die Arme, hat sich nicht das Trommelfell zerstochen oder die Stimmbänder zerschnitten, und er wollte auch sicher nicht, dass ihm irgendetwas wiederfährt, was ihn leider eben ängstlich gemacht hat.
Nicht, dass er nicht den Mist zu verantworten hätte, den er verzapft, aber immer Salz in die Wunden streuen ist nicht

richtig. Da kann man ja dann schon fast wieder verstehen, wenn der Kranke oder Verstümmelte sich mal irgendwie wehren möchte. Nicht anders als Menschen, die gesund sind. Und genau so ist es auch in der Realität: Der Anteil Krimineller unter den Gesunden bzw. Kranken ist gleich.
Bei genauem Hinsehen geht es den ADS-Kindern ganz schön schlecht. Sie sind nicht einfach nur die nervigen, grässlichen Welchen. Ihr Verhalten ist nicht etwa völlig endogen, sprich auf einem inneren Prozess beruhend, nein, sie reagieren in ihrer speziellen Weise auf ihre Umwelt. Ihre Reaktionen sind übersteigert. Kleine Unpässlichkeiten federn sie nicht so tolerant ab, wie jemand Gesundes. Beim prüfenden Blick hinsichtlich Überempfindlichkeit dieser Kinder findet sich ein positives Ergebnis. Ihre Reaktionen sind deshalb übersteigert, weil auch ihre Empfindlichkeit übersteigert ist. Ein Abwenden der Mutter beispielsweise, weil sie Gemüse putzen muss, wird persönlich genommen und mit auf meistens ätzende Weise durch einer ohne sichtbaren ursächlichen Zusammenhang stehenden Tat kommentiert. Der Sinn ist nur, die Aufmerksamkeit wieder zu erlangen.
Kinder sind meistens noch auf einer Entwicklungsstufe, in der sie ihr Verhalten noch nicht reflektieren. Würden sie dies tun, d.h. könnten sie ihr eigenes Verhalten interpretieren, so würde ihnen der Sinn ihrer Handlung bewusst. Erwachsene tun dies, durchschnittlich betrachtet, viel stärker. Auch nicht alle, aber eben doch einige. Wenn dies getan wird, kann es zu einem äußerst komplizierten Prozess kommen: Deine Eltern, der Partner zeigen mir gemäß gerade Beschriebenem also des Öfteren ein

ablehnendes Verhalten. Das muss nicht wirklich so gemeint sein, aber dank meines erworbenen Schadens neigst du mit Hilfe deiner Empfindlichkeit dazu, Wahrnehmungen negativ zu deuten. Es hat sich also das subjektiv erworbene Wissen des Abgelehnt-werdens eingeschlichen. Nun steht dein Kind in sehr engem emphatischen Kontakt zu seinen Eltern, wobei zu bedenken ist, dass diese Empathie bereits vergiftet ist. Was liegt für das Kind da näher, als eben sich selbst auch abzulehnen, dann wäre doch die Harmonie wieder hergestellt. Soweit die Grundvoraussetzung. Würde dem Kind also bewusst, dass es wie verrückt um Aufmerksamkeit buhlt, so müsste es sein eigenes *Verhalten* , seine Krankheit, ablehnen, denn der Wunsch, geliebt zu werden ist stärker, als die eigenen Gefühle. Genau das zeigt das Kind, denn das ganze Verhalten ist auf Aufmerksamkeit hin ausgerichtet, sprich es versucht von anderen zu bekommen, was es sich wünscht. Es erfüllt sich nicht selbst die eigenen Wünsche, so wie jeder Mensche es mit dem Alter mit ansteigendem Maße zum Zwecke eines selbstbestimmten Lebens tut.

Die Kenntnis des Wunsches, geliebt zu werden, würde also automatisch dazu führen, dass der kleine Mensch also auch anfängt sich selber zu beurteilen, nach dem Motto, na klar, so würde ich mich auch nicht mögen. Wobei man nicht die Wirklichkeit aus den Augen verlieren darf: Die Mutter lehnt das Kind überhaupt nicht ab. Auf kopfgesteuerte Art und Weise, und das ist viel schlimmer als die noch relativ authentische Verhaltensweise des ADS-Kindes, manipuliert das Kind also an seinem Verhalten herum, wird also brav. Die Mutter atmet auf, und denkt sich, ein Glück ist das

vorbei. Jetzt sieht das Kind ziemlich normal aus, und niemand würde auf die Idee kommen, dass es seinen bittersten Wunsch verdrängt, und sich verbiegt, um Liebe zu bekommen. Dabei ergibt sich dann ein weiterer fataler Zusammenhang: Die Liebe, die dann kommt, wird nicht mehr angenommen. Das Kind erlebt zwar die Zuwendung, aber es weiß auch, dass es sie sich hart erarbeitet, in jeder Minute seines Tages. Ohne dass zu diesem Zeitpunkt diese Einsichten bewusst sind, so weiß es doch instinktiv, der, der da geliebt wird, das bin nicht ich, und damit ist der ganzen Persönlichkeitsentwicklung der Riegel vorgeschoben. Das ist nach ADS Phase II.
Das Kind führt sein Leben also neben sich stehend unterbrochen von Zeiten, in der der ganze Zusammenhang verdrängt wird, und wieder Phase I zum Vorschein kommt. Die Eltern/ Geschwister reagieren wie bereits beschrieben wie immer, und das Kind, einmal etwas gelernt, was zum Erfolg führt, stellt sich wieder neben sich und kontrolliert sein Erscheinungsbild, sei es verhaltensmäßig, interessenmäßig, schulmäßig oder wie auch immer. Das einmal gelernte Muster wird für ewig Teil seiner selbst, nur unter der Bedingung, das dieses Selbst allein ist, außerhalb steht.

Das ist eine ideale Grundlage für eine Entwicklungsgeschichte hin zu den übelsten psychischen Erkrankungen. Dieser Mensch macht keine Erfahrungen mehr. Er erhält weder Aufmerksamkeit noch Ablehnung. Er ist schon jetzt ein Geist, außerhalb des Lebens stehend. Er kreist wie ein Geier um sein eigenes Leben, steuert

seinen Körper wie eine Marionette, kann ihn Gefühle simulieren lassen etc.. Doch so einfach ist es nicht, denn so wie der Körper braucht auch die Seele Nahrung. Das in der Luft um sich kreisen muss ab und an unterbrochen werden, um irgendetwas zu bekommen. Man bedenke, der Wunsch nach Aufmerksamkeit ist nach wie vor unbehandelt. Die Entwicklung der Persönlichkeit findet nur über den Kopf statt – selbstgemacht.
Allgemein gesprochen ist es nicht unüblich, Kindern gewisse Verhaltensregeln beizubringen. Man nennt das Erziehung, und das klappt in der Regel auch ganz gut, und daran stirbt auch niemand. Die Seele kommt ganz gut damit klar. Das Spiel geht aber nur wie folgt: Das Kind drückt seinen Unwillen aus, und kämpft mit seinem Erzieher, lehnt es ab, einen fremden Willen aufgezwungen zu bekommen. Da der Erziehende aber stärker ist, gibt das Kind irgendwann nach, und nimmt den Willen des Erziehenden an, schon auch aus dem Aspekt heraus, dass es ein Vorbild, eine Bezugsperson und Halt braucht. Die Abhängigkeit, die bei Kindern vorliegt, ist schon biologisch zu nennen, das ist eben so. Und das ist auch gut so.
In unserem Fall allerdings kämpft das Kind nicht mehr mit seinen Eltern. Es hat von vornherein und auf ganzer Linie aufgegeben, den Kampf abgelehnt, aus dem Bewusstsein heraus, dass es sich ein harmonisches Verhältnis zu seinen Eltern wünscht, das Gefühl haben will, geliebt zu werden.
Das haben normale Kinder so nicht. Sie sind sich des Halts, den sie in ihrer Familie haben, nicht bewusst. Er ist eine Selbstverständlichkeit – der Acker, auf dem sie wachsen.

Viele schlicht verhaltensgestört genannte Kinder zeigen dieses Verhalten, es ist ein Vernachlässigungssymptom. Manch einer kennt es schon als landläufige Meinung über Heimkinder, die ihre potentiellen Pflegeeltern kennen lernen. Erst sind sie total nett und zutraulich und machen sich beliebt. Dann aber, nach einer gewissen Zeit werden sie genauso superätzend, wie es das Heimkindimage vorschreibt.
In diesem Fall aber sollte man das mal als sehr positiv sehen, denn mit etwas Überlegung stellt man fest, dass das Kind, der Geier, der über seinem Körper kreist, wieder Kontakt zu sich selbst aufnimmt. Das Leben bei den Pflegeeltern hat ihnen wieder den Mut, das Selbstbewusstsein gegeben, zu sagen, hallo, schau mal hier bin ich, ich trau mich wieder mit dir zu kämpfen, ich setze mich deiner Erziehung aus, ich fühle mich wohl. Das ist jetzt natürlich nicht wörtlich gemeint. So würde das Kind niemals denken. Aber ich selbst habe mir diese Sichtweise gegenüber einem Kind genommen. Mit der Zeit wurde die Beziehung immer stärker. Das hatte zum Erfolg, dass der Widerstand des Kindes gegen meine Erziehungsmaßnahmen geringer wurde. Das Vertrauen des Kindes in mich als haltgebende Bezugsperson, die ihm helfen will, mit allen auf es zukommenden und zugekommenen Schwierigkeiten, wuchs und wuchs, bis man irgendwann davon sprechen konnte, dass es seine Eltern in meiner Person wiedergefunden hatte. Damit war es nicht mehr allein.

Zumeist ist es sowieso die Einsamkeit, die psychisch zusetzt. Das kann die real gelebte Einsamkeit sein, aber noch schlimmer ist eigentlich die Einsamkeit unter Menschen, so wie ich sie anhand des ADS Kindes, Phase II, beschrieben habe. Es sind sehr viele Erwachsene, denen so etwas passiert. Nun sind erwachsene Menschen dank ihrer weitgehend abgeschlossenen Persönlichkeitsentwicklung weit weniger gefährdet, dadurch ein krankhaftes Verhalten an den Tag zu legen, allerdings muss man bedenken, dass Menschen, deren Persönlichkeitsentwicklung ungestört vonstatten ging, normalerweise auch später in ihrem Leben nicht allein sein werden. Das liegt daran, dass eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung innerhalb eines rel. umfangreichen soz. Umfeldes stattfindet. Für einen so aufgewachsenen Menschen gehören Menschen einfach zu ihrem Leben. Im Rahmen ihrer Prägung haben sie Unmengen in Zusammenhang mit Menschen, also soziale Verhaltensmuster, gelernt, die auf selbstverständliche Art und Weise auch im späteren Leben Einsatz finden. Damit sind sie nie allein und können deswegen auch nicht an Einsamkeit erkranken. Selbst wenn irgendein Schicksalsschlag sie in Einsamkeit gebracht hat, so werden sie doch in den meisten Fällen zu Menschen zurückfinden, oder aber ihre Sozialisation ließe sie nie auf den Gedanken kommen, vor Menschen Angst zu haben, weil sie sie kennen.

Menschen aber, die trotz gestörter Sozialisation nicht in Einsamkeit erwachsen wurden, laufen viel eher Gefahr, in Einsamkeit zu fallen. Gestörte Sozialisation heißt auch

nicht selten, einsam als Kind gewesen zu sein, ob nun real oder innerlich. Das damit verbundene Gefühl, nicht geliebt zu werden, wird für den Erwachsenen oft zu einer Grundhaltung, die da besagt, unerwünscht zu sein. Bin ich unerwünscht, so führt das zu den vielfältigsten Schwierigkeiten, denn alles, was man im weiteren Sinne zum Leben zählen kann, hat mit Menschen zu tun. Sei das die Arbeit oder die Volkshochschule, irgendwelche soz. Gruppen oder schlicht und ergreifend Freunde, und, das ist wohl das Wichtigste, der Partner. Mit dem Gefühl unerwünscht zu sein gewinnt man keinen Blumentopf, denn jedem Menschen ist es zu Eigen, zu empfinden, ob sich der andere wohlfühlt. Man ist nicht gern bei jemandem, der sich bei einem nicht wohl fühlt. Man findet das sogar doof, und fühlt sich abgelehnt, was man, wenn man das Gefühl nicht reflektiert, dem anderen übel nimmt. Dem armen Menschen, der sich unerwünscht fühlt, dem wird also auch noch übelgenommen, dass er einen nicht mag, was auf einer Fehlinterpretation beruht.

Ich traue mich mal diesen Zusammenhang zu verallgemeinern: Das schlechte Image psychisch Kranker beruht auf ihrem ureigensten, erworbenen und missinterpretierten Gefühl des nicht-erwünscht-Seins. Das unerwünscht-Sein bezieht der Gegenüber auf sich selbst.

Das ist ähnlich wie in der Liebe, bloß umgekehrt. Wenn man sich in der Liebe seines Gefühls sicher ist, so bleibt es immer noch das eigene Gefühl. Oft ist es aber so, dass so ein Gefühl Gegenliebe erzeugt, die der Spiegel zur eigenen Liebe ist. Meine Eigenliebe lässt mich lieben und lässt den anderen mich lieben und sich selbst. So kann die Liebe

heilen. Empfängt ein Kranker Liebe, so ist es vergleichbar mit einer Frischzellenkur oder der Behandlung mit Stammzellen.
Umgekehrt, sollte der Fall so liegen, das Ängste dem anderen gegenüber empfunden werden, so können diese beim Gegenüber im schlechtesten Falle das gleiche auslösen, wenn sich derjenige Welche nicht ab und zu mal einen Atemzug bei Menschen abholt, die keine Missgefühle haben.

So zu reden ist natürlich kontraproduktiv gegenüber meinem Grundthema, aber es sei bemerkt, dass es zwar viele psychisch Kranke gibt, aber das Verhältnis ist immer noch 1/ 100, und ich denke, damit kann eine Gesellschaft fertig werden. Es ist auch nicht so, dass man die alle nicht lieben könnte, oder dass da nicht irgendwas an ihnen dran wäre, was liebenswert wäre. Das ist Quatsch. Der größte Hemmschuh für die Integration psych. Kranker in die Gesellschaft sind Vorurteile, Berührungsängste und Verschlossenheit. Sicher, es ist nicht unbedingt der Brüller, zu bemerken, dass manchem Gesunden der Wert seines persönlichen Daseins auf einmal bewusst wird, wenn er sieht, in welch grausamer Quälerei manch Kranker lebt, aber es würde vielleicht helfen, dem ganzen Geklage Gesunder klar zu machen, auf welch hohem Niveau sich ihre Sorgen befinden.
Damit könnte ich jetzt leicht ins Philosophieren kommen, von wegen alles hat seinen Sinn auf dieser Welt, und Gott hat uns genau so geschaffen wie er uns haben wollte, aber damit reißt man niemanden vom Stuhl. Ich könnte auch

noch ein paar kreative Köpfe der vergangenen Jahrhunderte aufzählen, die psych. krank waren, aber die gab es auch unter den Gesunden. Ich möchte auch gar nicht sagen, wie toll wir sind, denn das würde doch niemand glauben, und ich bin mir sicher, der Anteil unter den Gesunden und den Kranken wird sich auch nicht wesentlich unterscheiden.

Ich bin ehrlich, ich weiß es nicht, was zu einer Verbesserung der Integration psych. Kranker in die Gesellschaft führen kann. Fast sicher aber ist, dass diejenigen, die bereit sind, solchen Menschen die Hand zu reichen, keine Unterstützung dazu brauchen, denn sie tun es sowieso. Das ist ähnlich den ganzen Präventionsmaßnahmen gegen alles mögliche, z. B. Gewalttätigkeit Jugendlicher. Die, die da mitmachen und vorbildlich sind, die wären sowieso nicht gewalttätig, und die, die es sind, die lassen es sich auch nicht nehmen. Oder die Langzeitarbeitslosen: Bewerbungstrainings, Ein-Euro-Jobs, Ich-AGs, alles teure und von klugen, hochbezahlten Menschen ertüftelte Konzepte, die mehr oder minder im Sand verlaufen und nur den Politikern Argumente für den Wahlkampf liefern. Ich bin mal so offen. Ich könnte auch eine hochangesehene Lehrerin nennen, die die Meinung vertritt, eine Ohrfeige habe noch keinem geschadet, und damit hat sie recht. Allerdings kann ich da auch ein Beispiel einer Lehrerin nennen, die das auch so sah, aber sie war ungerecht. Die geschlagenen Kinder verprügelten die Bevorzugten nach der Schule, was so einige Freundschaften

zerbrechen ließ. Es kommt also darauf an, wie man es macht.
Im Grunde finde ich staatliche Maßnahmen ganz gut, aber in der Praxis gibt es immer einen bestimmten Haken: Der Vorgesetzte. Einerseits ist er unentbehrlich, andererseits ist man ihm gegenüber immer etwas vorsichtig, schließlich ist man von seinem Wohl und Wehe abhängig. Ich glaube, es gibt sehr viele engagierte Mitarbeiter, die sich sehr wohl Gedanken über ihre Arbeit machen. Ich weiß das noch aus meiner Lehrzeit. Aber die Entscheidungen der Oberen sind oft so unverständlich, dass man letzten Endes zu dem Schluss kommt, die würden einen nicht sonderlich achten. Gebeutelt von eigenen Existenzängsten ist man dann eben so brav und folgsam, wie es geht und die eigenen Vorstellungen lässt man vorne beim Pförtner. So ist es auch mit der praktischen Umsetzung der Maßnahmen – mit Kadavergehorsam. Vielleicht ein typisch deutsches Problem.
Aber, und um zum Thema zurückzukommen, das Prinzip des Kadavergehorsams ist auch für die Integration psych. Kranker von Bedeutung: Der Umgang Gesunder mit psych. Kranken wird wie eine gute Tat gehandhabt, dazu noch eine Prise Zivilcourage. Man schwimmt geradezu gegen den Strom, wenn man sich mit so was abgibt. Man ist dann ja schon fast intellektuell, und guckt nur ARTE und CNN. Ähnliches gilt auch für den Umgang mit Rollstuhlfahrern und anderen Behinderten. Eigentlich kann man das alles gar nicht sehen und möchte auch nichts davon wissen. Sollte es aber mit irgendeinem positiven Image verknüpft sein, dennoch so was zu tun, gibt es

irgendeine Kultur oder Subkultur in der das zählt, na gut, dann schauen wir uns das mal an.

Psych. Kranke sind nicht doof. Sie merken das. Ich wurde einmal gefragt, ob ich denn alles so merken würde, und der Fragende war geradezu entsetzt, als ich ihm antwortete, dass das natürlich so sei. Viel entsetzter war eigentlich ich, dass je in Zweifel gezogen werden könnte, dass ich alles mitkriege. Manchmal ist es sogar schrecklich, aber ich kann mich sogar an alles erinnern, was ich erlebt und gedacht habe, auch während meiner schlimmsten Schübe. Und ich kann sie jetzt anders sehen als damals, kann mir vorstellen, wie ich damals gewirkt haben muss. Ich denke manchmal, dass ich im Grunde von niemandem erwarten kann, dass er mich noch als denkendes Wesen akzeptiert, nachdem ich einmal so gewesen bin. Und ich denke manchmal, dass ich mir vorstellen kann, dass die Menschen, die mich damals gesehen haben, immer versuchen würden, mein jetziges Erscheinungsbild mit dem Damaligen zu assoziieren, sprich das, was ich heute sage, im Licht der Unperson zu sehen, die ich damals war. Es ist für mich sehr schlimm, mich einmal so von gesunden Menschen unterschieden zu haben, und es ist auch sehr schlimm, über lange Zeit hinweg mich als Alien angesehen gefühlt zu haben. Ich habe das heute noch nicht überwunden. Wenn ich einem Arzt gegenüberstehe, habe ich immer noch das Gefühl, er sieht mich als irgendetwas an, was sich von ihm grundsätzlich unterscheidet. Ich bin mal von einem Prof. Dr. in einer Vorlesung vor Studenten vorgeführt worden als Beispiel für irgendwas. Ich musste 45 Minuten lang

demonstrieren, wie krank ich eigentlich bin. Am Ende bekam ich dann vom Professor einen Apfel. In dem Moment dachte ich, der hält mich für einen Affen. Ich habe den Apfel liegengelassen.

Ich mache einfach mal den Schritt zur Verallgemeinerung, und sage, dass es nicht nur die Gesunden sind, die Vorurteile gegenüber den psych. Kranken haben, sondern auch umgekehrt. Das Umgekehrte ist, dass man einfach nicht mehr glaubt, dass man je als wirklich integriert angesehen werden kann. Das erschwert den Kontakt natürlich ungemein. Auf der anderen Seite habe ich auch schon Menschen erlebt, die diesen Umstand irgendwie erfühlten, und die sich ihrer Kraft bewusst waren. Einfach durch die Kenntnisse des gesund sozialisierten Menschen, wussten sie, dass es ihr Part war, mich anzunehmen, und ich nicht in der Lage war, in gleicher Münze zurückzuzahlen. Anderen nutzte der Umstand, dass sie meine Vergangenheit nur aus Erzählungen kannten. Diese waren dann so gestrickt, dass sie nur glaubten, was sie sahen, und ich sah nun mal o.k. aus. Damit war ich auch o.k. und glaubte es mir auch irgendwann selber. Beiden ist gemein, dass sie sich über mögliche Vorurteile hinweggesetzt haben, und offen waren, mich so kennen zu lernen, wie ich bin. Ich hatte keine Altlasten zu bewältigen, so wie auch ich es mit den Heimkindern gemacht habe.

Das große Thema Liebe. Ich habe das große Glück, dass ich auf meinem Weg eine Partnerin gefunden habe, die auf Biegen und Brechen zu mir hält. Sie selbst ist gesund in

jeder Weise, geht arbeiten, pflegt ihre Kontakte wie andere auch, hat Freunde und Nachbarn, ein Haus mit allem was dazugehört, macht Urlaube (lange Zeit mit mir gemeinsam), treibt Sport, hat ihre Lieblingssender und –Sendungen, liest Bücher etc.. Und sie hat keine Angst. Sie führt ein Leben, wie auch ich es führen würde, wäre da nicht die Krankheit. Wir passen in Herkunft und Bildung gut zusammen und sind uns das erste Mal mit 13 über den Weg gelaufen, allerdings haben wir uns da nicht kennen gelernt.

Doch der Umstand, schon einmal voneinander gehört zu haben, half mit, dass wir mit 29 zusammenkamen. Mit 13 war ich noch nicht krank, und so war der Eindruck, den sie von mir hatte, nicht eingefärbt von der Krankheit. Allein darum zu wissen und das zu spüren, erlaubte es mir, emotional ohne einen Makel anzuknüpfen. Die Krankheit ist für mich ein großer Makel. Ich traue mich normalerweise gar nicht mehr auf die Straße, weil ich immer denke, man weiß von mir oder kennt mich. Auf so einer Basis kann man natürlich keine Menschen kennen lernen. In dem Bewusstsein, minderwertig zu sein, hat das keinen Sinn.

Meine Partnerin hält nun schon lange zu mir. Sie kennt mich in- und auswendig, obwohl sie manchmal sagt, sie würde mich wohl nie ganz kennen lernen. Für sie bin ich trotz der Krankheit und allem damit in Verbindung Stehenden normal bzw. klaren Geistes. Sie respektiert und achtet mich, und sie liebt mich. So kann es nicht schaden, ihr ein paar Zeilen zu widmen:

Forts. auf S.287

Glück

Ich möchte sehen und auch hören,
wie auch immer Du Dich fühlst.
Und Du sollst sehen und auch hören,
wie auch immer ich mich fühle.

Und wenn das mal nicht richtig klappt,
dann helfe ich Dir,
und Du hilfst mir dabei.

Und wie auch immer wir uns fühlen,
so werden wir glücklich sein.

II.

Es ist mir nicht wichtig, zu wissen, wie professionelle Fachkräfte unsere Beziehung sehen würden. Ich kann es mir schon denken, aber ich werde darauf nicht eingehen. Aber ich möchte doch sagen, dass es mir schwer zu schaffen macht, dass ich mich für sie nicht als adäquaten

Partner sehen kann. Ich bin in einem ganz normalen Umfeld aufgewachsen und habe die gleichen Ansprüche wie andere auch an meine Rolle als Partner. Ich möchte zur Arbeit gehen und meine Familie versorgen, Kinder haben und gesellschaftlich zumindest mit Menschen soweit zurecht kommen, dass ein normaler Kontakt möglich ist, ohne es mit psych. Symptomen zu tun zu haben, die außerhalb der Toleranzgrenze liegen. Bis vor Kurzem habe ich über viele Jahre hinweg im Rahmen meiner Beziehung gekämpft, eben diesen Ansprüchen zu genügen, aber immer und immer wieder hat mir meine Krankheit ein Bein gestellt. Durch mein mangelndes Selbstwertgefühl ist meine Empfindlichkeit oftmals dermaßen gesteigert, das ich Flöhe husten höre und Gespenster sehe, dergestalt, dass ich einfach dazu neige, in anderen Menschen zu sehen, dass sie mich weder achten noch respektieren oder anerkennen. Natürlich ist mir so etwas auch tatsächlich in der Wirklichkeit begegnet, und ich denke auch , dass es mir öfter begegnet als gesunden Menschen, aber ich kann genauso gut den Gegenbeweis erbringen, dass ich damit zurechtkommen kann. Denn immer, wenn ich mit viel Zugeständnissen an mich selbst beschäftigungsmäßig in einer halbwegs akzeptablen Lage war, habe ich, wenn vielleicht auch holprig, mit meinem soz. Umfeld kommuniziert, es wahrgenommen im buchstäblichen Sinn. Sollte ich mein Verhalten selbst allerdings als auffällig eingestuft haben, habe ich mich mehr geschämt, als es dem Grund entsprochen hätte. Ein ganz vernichtender Aspekt in diesem langen Kampf ist für mich vor allem die fehlende Kontinuität bzgl. meiner Beschäftigungsverhältnisse, und

zwar kann ich das mit der Zeit vergleichen, in der eine Beschäftigung vier Jahre andauerte, und den anderen Jahren. Das kontinuierliche Eingebundensein hat mir soviel Sicherheit gegeben, dass unsere Beziehung wie am Schnürchen lief, obwohl es sich nur um eine geringfügige Beschäftigung gehandelt hat. Der Umstand jedoch, dass ich wusste, wie viel ich damit geschafft hatte im Verhältnis dazu, wie schlecht es mir mal ging, sowie die Identifikation mit dem Job, ermöglichte es mir, dass ich mit dem Bild, dass ich abzugeben meinte, zufrieden war.
Die ganze Zeit über, in der wir zusammengelebt haben, habe ich ununterbrochen dafür gekämpft, eine Checkliste ausfüllen zu können, die meine Rolle als Lebenspartner definierte. Das konnte nicht gut gehen. Entweder man ist so, wie es die Checkliste erfordert, oder eben nicht.
Nachdem nach zehn erfolglosen Jahren Kinderwunsch endlich eine Schwangerschaft vorlag, die dann aufgrund medizinischer Indikation abgebrochen werden musste, waren wir komplett am Ende. Der Versuch, die Probleme in unserer Partnerschaft zu entzerren, indem ich versuchte, mir die Checkliste so zurechtzubiegen, dass ich sie erfüllen könnte, schlug fehl. Jetzt leben wir getrennt, aber ehrlich miteinander. Keiner ist dem anderen mehr zu irgendetwas verpflichtet, und wer weiß, vielleicht wird es jetzt besser denn je. Sehr gerne würde ich mit meiner Lebensgefährtin zusammenleben, aber die vielen fehlgeschlagenen Versuche, mich zum adäquaten Partner zu machen, der auch diesbezüglich in der Gesellschaft Anerkennung findet, verhindern es. Ich habe einfach kein so dickes Fell, dass ich kein schlechtes Gewissen dabei habe, wie ich lebe. Und

doch bin ich mir sicher, dass ich mit einem dickeren Fell mit ihr zusammenleben könnte, ohne mehr aus mir zu machen, als ich dank meiner Krankheit bin. Ich denke es würde akzeptiert werden. Allein der Umstand, dass andere spüren können, dass ich mich in meiner Lage nicht wohl fühle, lässt sie argwöhnen. Doch das Wissen um diesen Zusammenhang ändert nichts an meiner Wirklichkeit.
Meine Freundin kennt alle meine Symptome, und sie musste leider auch mehr als einmal miterleben, dass ich nicht mehr in der Lage war, sie zu kompensieren. Das wir trotz dessen noch ein Paar sind, ist wie ein Wunder. Schon als ich sie kennen lernte, erschien sie mir wie etwas ganz Besonderes. Unsere Verbindung hat über all das so viel Sicherheit gewonnen, dass wir uns keinen Honig mehr um den Bart schmieren müssen. Der einzig treffende Ausdruck für ihre Gegenwart in meinem Leben ist *Geschenk*. Sie ist wie ein Geschenk, das man als Kind zum Geburtstag bekommen hat, und dass einem überlassen wurde, um einem damit eine Freude zu machen. Die vielen Jahre haben gezeigt, dass sie mit mir klarkommt, und nicht alt, verbittert und hässlich davon wird. Es geht ihr gut.
Doch ich wäre nicht psych. krank, wenn das alles wäre. Dazu hört es sich viel zu allgemeingültig an. Nicht, dass das Folgende nicht auch im Rahmen der Normalität liegt, aber in der Art und Weise, *wie* es sich zeigt, liegt der Haken.
Es ist schon sehr seltsam, aber wenn ich in einer Partnerschaft bin, fange ich an mich nach anderen Frauen umzusehen. Ich mache das nicht nur so zum Spaß, sondern aus einem tiefen inneren Bedürfnis heraus. Zwar habe ich das auch schon mal anders erlebt, also ich war treu, auch in

Gedanken, aber da es in den letzten 12 Jahren nicht mehr so war, gehe ich mal nicht darauf ein, höchstens insofern, als dass ich die Frau, bei der ich treu war, auch so richtig kuschelig fand. Die musste ich ständig berühren, streicheln, Späße mit ihr machen, etc..
Ich will mal so anfangen: In den letzten 12 Jahren kam in mir in der Partnerschaft leicht das Gefühl auf, dominiert zu werden, sprich, ich hatte nichts zu sagen, oder einfach nur das Gefühl, dass es so sei. Man könnte auch sagen, ich habe einfach die Harmonie auf den meisten die Beziehung betreffenden Themen vermisst, oder aber von der gefühlsmäßigen oder tatsächlichen Grundlage her passte es einfach nicht. Ein Indiz dafür wäre z. B. die lange Kinderlosigkeit. Klar, ich rauche und nehme Medikamente, doch wenn man sich überlegt, unter was für unmöglichen Bedingungen Kinder gezeugt werden, auf die Welt kommen und groß werden, reicht das als Begründung nicht. Allein die Tatsache, dass wir beide schon 40 waren, aber uns zur Zeit der Zeugung ausgesprochen gut verstanden, belegt im Prinzip die These, dass es viel eher die Qualität der Liebe ist, die über das Entstehen von Kindern entscheidet, oder nicht. Wie in diese Überlegung Schwangerschaften aus Vergewaltigungen passen, weiß ich nicht, nur dass mir mal eine Frau, mit der ich zusammen war, vor langer Zeit erzählte, dass sie bei einer Vergewaltigung körperlich Spaß gehabt hatte. Sie hatte unter dieser Erfahrung mit sich selbst fast mehr gelitten, als unter dem gewaltsamen Geschlechtsakt. Ich sagte ihr damals, das sei eben so, das ist der Instinkt oder irgendetwas rein Biologisches. Sie müsse sich darüber keine

Gedanken machen. Es ging ihr dann auch bald wieder besser, während es mit mir weiter bergab ging. Wie auch immer, das wäre das einzige dazu.
Ich litt also unter mangelnder Harmonie, auf welchen Gebieten auch immer. Hinzu kommt, und das ist wohl das Wesentliche, der ewige Wunsch nach Anerkennung, Aufmerksamkeit und Bestätigung, unter dem sehr viele psych. Kranke leiden. Jeder normale Mensch wurde von seinen Eltern in hinreichender Art und Weise beachtet, bis dass ihm klar wird, sich die Grundstimmung einstellt, er ist grundsätzlich auf diesem Planeten und bei der Menschheit erwünscht. Später kann dann das eine oder andere passieren, die Eltern sind ja irgendwie doch da, ansprechbar, und helfen wieder mit, diesen Glauben zu kitten. Das nennt man Urvertrauen. Die eine Art, dieses Urvertrauen nicht zu haben, ist, von seinem soz. Umfeld eben nicht die entsprechende Aufmerksamkeit bekommen zu haben, oder aber, sie ist so schwach ausgeprägt, dass einem außerhalb der Familie stehende Menschen so tiefe Verletzungen beibringen können, dass das familiäre Umfeld nicht in der Lage ist, es wieder zu kitten. Eine weitere Möglichkeit findet sich im Verschwinden von Familienmitgliedern durch Tot, Scheidung oder Trennung. Leider kommt das nicht gerade selten vor. Doch meistens sind die davon betroffenen Menschen schon derart gefestigt, dass es ihnen über kurz oder lang gelingt diesen Schicksalsschlag in ihr Leben einzubauen. Aber eben nicht immer. Traumatisierende Situationen, das ist wohl jedem klar, tun auch ihr Übriges, und ich will darauf dann auch nicht eingehen.

Wenn nun also dieses Urvertrauen kaputt gegangen ist, was natürlich auch mehr oder minder stark sein kann, muss der Betroffene bei jedem Menschen, den er neu kennen lernt erst mal wieder so ein Vertrauen herstellen. Seltsamerweise geben die Wünsche des Betroffenen nichts anderes wieder, als das das in der Art und Weise zu erfolgen hat, wie es auch entwicklungsgeschichtlich betrachtet für die ursprüngliche Prägung obligatorisch ist. D.h. mit freundlichen Gesichtern, schönen Stimmen, Wärme, Nähe, Berühren des ganzen Körpers, freuen über die Äußerungen u.s.w., wie beim Säugling eben, ganz und gar positiv, wie man eben einen neuen, kleinen Menschen auf der Welt begrüßt.

Tja, wenn das so einfach wäre. Der Kranke ist aber definitiv kein Säugling mehr, und das weiß er auch, und er möchte auch nicht so behandelt werden, höchstens, wenn das Vertrauen schon soweit gediehen ist, das nicht das Gefühl aufkommen könnte, man würde nicht als das geliebt werden, was man ist. Dann allerdings wäre die Grundlage geschaffen, das Urvertrauen wirklich zu kitten. Doch ich glaube kein Arzt auf der Welt würde so eine Therapie wissenschaftlich gutheißen. Warum eigentlich nicht? Vielleicht wegen der Gefahr einer emotionalen oder sonst wie gestalteten Abhängigkeit, oder wegen der Weltferne, wegen dem Aufgeben der persönlichen Autonomie oder aus dem Umstand heraus, das nicht gut sein kann, was nicht zum Entwicklungsstand passt? Ich weiß es nicht. Was ich aber weiß, ist, dass mir nicht selten gesagt wird, ich solle nicht so weit vorausdenken, solle die Dinge doch einfach mal geschehen lassen. Wenn es also

richtig ist, einen Schritt nach dem anderen zu tun, warum ist es dann für den psych. Kranken, oder wen auch immer, falsch, den Wunsch nach einer liebevollen Begrüßung auf diesem Planeten in genau der Weise nachzuholen oder zu erneuern, wie er es sich wünscht?
Sei es drum, es ist eben so. Außerdem und überhaupt habe ich die Erfahrung gemacht, dass das Thema Partner, Liebe und Sexualität bei medizinischen Fachleuten nicht so ankommt. Mich trifft das immer tief, denn in mir entsteht jedes mal der Eindruck, mein medizin. Gegenüber nimmt bei mir nur ein Triebbedürfnis wahr. Als liefe ich quasi immer nur sexuell erregt durch die Gegend mit dem Wunsch irgendjemanden flach zu legen. So wahrgenommen zu werden macht mich wieder mal kleiner und verzweifelter, denn offenbar versteht mich niemand. Von meiner Partnerin musste ich mir auch über Jahre hinweg anhören, dass es sich nur um den Trieb handelt, wobei ich ihr immer wieder als schlagkräftiges Argument meine Impotenz vorhielt, die sie zwar nie erleben musste, deren Erinnerung daran in meinem Geiste aber noch immer recht wach ist. Erstaunlicherweise aber hatte ich den Eindruck, das sie das gar nicht unbedingt so unattraktiv fand. Ebenso hat mir gegenüber mal eine Frau gesagt, dass sie diese Erregung bei Männern schön fand, dagegen sei nichts zu sagen, es errege sie ebenfalls.
Das ist ja alles gut und schön, und ich wundere mich immer wieder über die Welt. Ich will ja auch nicht sagen, dass ich dem nun ganz und gar abgeneigt wäre, aber so einfach ist es eben nicht. Unter Umständen, so habe ich mir überlegt, ist genau das der Haken, weswegen ich im

Allgemeinen nicht so erfolgreich bei Frauen bin. Vielleicht ist es für eine Frau einfach überschaubarer, wenn sie weiß, worum es geht. Ich nerve da eher, weil ich scheinbar Sonderwünsche habe. Diese ganze Formulierung allein zeigt schon, wie fernab sich mir die Realität zeigt.
Sicher, der Wunsch, auf diesem Planeten neu begrüßt zu werden ist natürlich nicht so gemeint, dass man wieder Windeln trägt. Es muss schon in einer gewissen Beziehung zur Entwicklungsstufe des Menschen stehen, und wenn man mal diese ganzen so kompliziert erscheinenden Beschreibungen über den Daumen peilt, kommt da doch eigentlich nichts anderes heraus, als eine ganz natürlich ablaufende Kennenlernphase. Und wer es sich traut, kann auch mal sein eigenes Gefühls- und Beziehungsleben reflektieren, und er wird herausfinden, dass, sollte seine Partnerschaft wirklich glücklich und zufriedenstellend sein, sein Urvertrauen regelmäßig wie beschrieben erneuert wird, und niemand findet das in irgendeiner Weise merkwürdig. Nur der psych. Kranke, der nun definitiv nicht wirklich ohne das leben kann, der darf das nicht.
Man kann als Beispiel nennen, wie gern psych. Kranken vorgeworfen wird, sie wollen sich in den Vordergrund spielen. Nicht das sie das mehr als andere täten, man nehme mal irgendwelche Führungskräfte, aber es passt eben nicht zu ihrer Position. Die Führungskraft hat die von Gott und dem Volk verliehene Aufgabe, anzusagen wo es lang geht. Der tut das also nicht für sich selbst. Nimmt man der Führungskraft dann aber seine Position, muss er feststellen, wie sehr es ihm fehlt, sich mit seiner Arbeit zu verwirklichen, und bei ihm ist das eben *im Vordergrund zu*

stehen. Es passt zu seiner Position. Der psych. Kranke hingegen steht naturgemäß immer an unterster Stelle, wenn er seiner Umwelt nicht gerade die Information des Erkrankt-Seins vorenthält. Dennoch braucht er natürlich wie alle anderen auch das Gefühl, eine Stimme zu haben. Hinzu kommt oft der Umstand, dass psych. Kranke aufgrund ihrer Krankheit keine adäquate Position in Arbeit und Gesellschaft erhalten.

Entscheidend ist also nicht die Qualität der Äußerung sondern vielmehr die Position. „Sehr neu!" sagen da viele, aber wie ein Idiot behandelt zu werden oder einfach nicht ernst genommen zu werden, oder jede Äußerung unter Vorbehalt zu betrachten, ist nicht normal und auch nicht zumutbar.

Auf das Ursprungsthema zurückkommend kann man also zusammenfassend sagen, das dem vorenthalten wird, was anderen aufgedrängt wird, wenn sie danach rufen. Gegeben wird immer dem, der schon hat. Das hat nichts mit Gerechtigkeit zu tun, und ist auch nicht logisch, es ist eben psycho-logisch. Manches, was für den einen selbstverständlich ist, erscheint dem anderen wie ein Privileg. Auch das ist nicht neu. Aber das selbst Fachleute da im Brustton der Überzeugung mitmachen, finde ich zum Teil dermaßen befremdlich, dass ich mich mit manchen Menschen einfach nicht mehr als ein solcher identifizieren möchte.

Mir hat natürlich niemand untersagt, mich zu verlieben, wenngleich man mir auch nicht gerade geholfen hat, dieses Gefühl als ein gutes und erwünschtes zu sehen. Insofern bin ich dann auch mit der Zeit davon ausgegangen, dass es

eben unerwünscht ist – zumindest bei mir. So kam dann auch eine fatale Entwicklung in Gang, fatal für mich. Gestraft mit Impotenz und dem Gefühl, unerwünscht zu sein lässt sich schlecht ein Staat machen. Anfangs wurde ich noch getragen von positiven Erinnerungen, mit denen die eigentliche Entwicklung schwer in Gang kam, d.h. erst waren die Beziehungen noch recht glücklich, aber dann fing das Gift des Gefühls des unerwünscht-Seins doch an zu wirken, und bei der Frau begann die Verliebtheit zu verblassen. Mich, der ich voll des Gefühls war, traf das dann hart, und gab mir mehr und mehr das Gefühl, dass es nicht nur ein Image ist, dass mich unerwünscht sein lässt, sondern, dass es dafür wirklich persönliche Gründe bei mir gibt. So eine Verletzung verbindet natürlich (das ist nur psychologisch logisch), und ich quälte mich dann ein paar Jahre mit unerfüllter Sehnsucht herum, unterbrochen von Nackenschlägen bei alljährlich wiederkehrenden neuen Kontaktaufnahmeversuchen. Wirklich nur einmal im Jahr. Überlagert wurde dies durch eine weitere Verliebtheit, die ich sozusagen abwechselnd erlebte. Die ging sieben Jahre. Um mich davon schließlich zu befreien, versuchte ich es ebenfalls mit einer Kontaktaufnahme, noch viel vorsichtiger, schon wissend, dass es wieder eins drauf gibt, diesmal nur in schriftlicher Form. Da eigentlich keine Resonanz kam, bildete sich in mir der Eindruck, mittlerweile habe man schon Angst vor mir – ich könne sie überfallen oder ähnlich dummes Zeug. Aber in dem Bewusstsein, dass ich ein psychisch oder im medizinischen Sinne sogar geisteskranker Mensch bin, hat sie, ohne dazu extra motiviert zu werden, so reagiert. Dabei kann einem

schon gruselig werden. Ich bin davon ausgegangen, dass sie um diesen Umstand weiß. Sie hätte die Information bekommen haben können, und so kam ich zu dem Schluss, sie würde sich bedroht gefühlt haben. Dagegen kann man nichts machen, außer still und leise sein und hoffen, dass Gras über die Sache wächst.
Mir selbst hat das alles natürlich wieder einmal gar nicht gut getan. Man bedenke, was ich mir von ihr gewünscht habe und setze das in Relation zu der dann von mir empfundenen, wenn auch subjektiven und unbewiesenen Wirklichkeit. Jeder kennt die Macht der Gedanken. Eigentlich sind alle Menschen ihren Gedanken ausgeliefert. Es sind nur wenige, die ihre Gedanken wirklich reflektieren, und das dann meistens auch zusammen mit anderen, z.B. Freunden.
Ich jedenfalls wurde auch nicht allein damit fertig, hatte aber das Glück, dass es in der Trennungsphase, bzw. meinem Auszug, zu sehr ehrlichen Gesprächen mit meiner Partnerin kam. Wer weiß, vielleicht stand schon der Auszug in Verbindung damit, möglichst weit weg von der schauerlichen Erfahrung zu sein, das jemand Angst vor mir hatte oder/ und sich von mir und meinem möglicherweise unberechenbaren Geist bedroht gefühlt hat. Ich stelle mir das so vor, das die Frau mich u.U. gar nicht so doof fand, aber dadurch, dass ich sie in ihrer Burg, ihrem Zuhause wenn auch nur schriftlich, aufgesucht hatte, brachte zum einen, dass sie nun wusste, ich weiß, wo sie wohnt, was schon den täglichen Rückzug beeinträchtigt. Zum anderen weiß man ja nicht, was in so einem psych./ geistig Kranken vorgeht. Man denkt, wahrscheinlich weiß er es selber nicht.

Die Freundlichkeit könnte doch kippen, die innere Not könnte Verzweiflungstaten hervorrufen, die derjenige gar nicht tun will. Sicher wäre er dann nicht schuldfähig, aber was würde das noch nützen? Und so geht das Spiel dann weiter Richtung Ausschluss aus der Gesellschaft, zumindest von mir subjektiv so empfunden. Tatsächlich aber sieht die Realität dann doch gnädiger aus, als diese deterministischen Überlegungen annehmen ließen.
Indem ich mir einfach gestattete, wenigstens im Stillen meine subjektiven Mutmaßungen fortzuführen, wohl aber unter der Prämisse, keinen Laut mehr diesbezüglich von mir in Richtung von Menschen zu geben, denen ich nicht hundertprozentig vertraute, beruhigte ich mich von der Kränkung, wenngleich sie mglw. auch eingebildet gewesen sein könnte. Langsam entwickelte sich aus der allumfassenden Ablehnung eine fassbare und überschaubare Wirklichkeit. Heute gibt es diese Frau immer noch für mich Das würde sie bestimmt nicht gerne hören, aber sie ist von einem real vorhandenen Wesen in eine Traumgestalt übergegangen, was heißt, sie liegt nicht mehr im Bereich real verfolgbarer Anliegen. Eine verkapselte Madonna verschlossen in irgendwelchen Windungen meiner Erinnerungen. Wenn ich mir das ganze jetzt so überlege, bin ich wohl dem Madonnenglaube erlegen. Die totale Idealisierung einer Person ist doch nichts anderes als das. Besagt der Madonnenglaube doch die Befreiung, ja Erlösung über intuitiv von ihr gefundenen und erfüllten Wünsche des Gläubigen. Die moderne Psychologie aber bestreitet die Wirksamkeit eines solchen Verfahrens, leidet doch der Betroffene zumeist darunter, in

der Selbstbestimmung seines Lebens so wenig erfolgreich zu sein. Da liegt es für mich auch nahe mal das Stalking zu sezieren. Solche Täter machen sich doch im Grunde völlig abhängig von den Opfern. Damit, dass sie sie bedrängen, verhalten sie sich doch wie unselbständige Kinder ihrer Mutter gegenüber. Insofern ist die richtige Hilfe die zur Selbsthilfe, in den meisten Fällen also zur Erlangung der Unabhängigkeit von anderen Menschen, ohne aber auf sie verzichten zu können oder zu müssen. So gesehen habe ich also nur eine romantische, kindliche Vorstellung von Hilfe gesucht.

Nun gibt es bestimmt Menschen, deren Krankheitsprofil sich von meinem in verschiedenen Richtungen unterscheidet, als da wären: weniger nach innen gerichtet, was heißt, die eigenen Konflikte werden in der Realität ausgefochten. Die Kämpfe, die ich mit mir in meinem Kopf ausfechte, verlegen andere nach außen. Diese Menschen sind schlecht im Reflektieren ihrer Handlungen, sie brauchen wirkliche Erfahrungen, um zu verstehen. Es gibt natürlich auch solche, die wollen gar nicht verstehen, sondern eben einfach ihren Willen durchsetzen. Aber das äußert sich doch anfangs auf die gleiche Weise. Da ich mich hier oute, kann ich auch genauso gut als Beispiel darauf zurückweisen, wie ich es selbst begonnen habe, nämlich mit der schriftlichen Kontaktaufnahme, wie beschrieben. Es blieb mir nichts anderes übrig. Trotz siebenjährigen inneren Kampfes konnte ich nicht loslassen. Ich brauchte eine reale Antwort.

Ich habe die ja nun verstanden, aber andere brauchen vielleicht noch eine Schritt und noch einen. Manche wollen nicht verstehen, und erliegen dem Wahn, sie müssten eine *positive* Resonanz erhalten, oder doch versuchen real zumindest in ihren Besitz kommen. Das wäre dann das Gewaltverbrechen.
Wie schon erwähnt leiden viele psych. Kranke unter dem unbedingten Wunsch, mit einem Menschen wenigstens ab und zu in vollkommener Harmonie zu sein. Das sind auch nicht nur Männer. Zusammen mit der Krankheit kann sich dieser Wunsch in etwas komplett anderes transformieren, ja, pervertieren. Wessen Qual stärker ist, als er selbst, verliert irgendwann den ursprünglichen Wunsch aus den Augen. Seine Wahrnehmung gaukelt ihm Verletzungen, die ihm sein Opfer zugefügt haben soll, vor (s.o.), die real gar nicht vorliegen. Diese Verletzungen schaffen eine tiefe Verbindung zu diesem potentiellen Opfer.
Dieser Zusammenhang ist so fatal, dass er näher erklärt werden muss: Ich nehme als Beispiel mal eine ganz normale Ehe, ein Kind. Die Erziehung des Mannes sei unter komplett materieller Prämisse abgelaufen. Sich zu behaupten liegt ihm quasi schon im Blut. Psychische Zusammenhänge haben ihn nie interessiert, er lebt in der Wirklichkeit und sucht und findet immer Wege, und er hat Interessen, die ihm den Spaß vermitteln, den er als Lebensinhalt und –sinn erachtet. Die Frau hingegen leidet seit ihrer Kindheit darunter, einfach nie wirklich beachtet worden zu sein, und sie wird heimgesucht von allen möglichen Erinnerungen daran, die wie Gedankenfetzen in ihrem Alltag auftauchen. Ihre, in der Verliebtheitsphase der

Beiden aufgekommene Hoffnung, endlich am Quell der Befriedigung ihres Defizits angekommen zu sein, ist erloschen. Das Kind hat nicht nur all die bekannten Alltagsprobleme mit sich gebracht, sondern auch in beiden den Wunsch geweckt, das Vorbild ihrer Eltern nachzuleben. Er, weil ihm der Ehrenkodex seines Vaters vorschreibt, Familienoberhaupt zu sein und die Verantwortung für alles und jedes zu tragen. Sie, weil sie sich erhofft, endlich vor sich selbst aber auch im Besonderen vor ihren Eltern als annehmbare Person dazustehen. Ihre Motivation ist also wieder Befriedigung ihres persönlichen Defizits. Und genau damit passiert der verhängnisvolle Punkt 1: Die beiden Eltern der Ehefrau ändern sich nicht, sind wie immer, und beachten nichts und gar nichts davon, noch nicht mal, und ich übertreibe hier nicht, die Tatsache, dass sie einen Enkel haben.
Sie hat nun also nicht nur unter der großen, was immer wieder unterschätzt wird, psychischen Belastung von Schwangerschaft, Geburt und Säuglingsalter zu leiden, die eine rücksichtsvolle Behandlung schon obligatorisch machen, nein, es gibt also auch noch die Enttäuschung mit den Eltern, die das alles weder sehen noch beachten. Der Mann, von seiner Erziehung her ganz klar mehr dem Sichtbaren als dem Unsichtbaren zugetan, kann selbstverständlich wenig mit den Gemütsregungen seiner Frau anfangen. Er beginnt, sie abzulehnen, weil sie offensichtlich mit seiner Welt nichts gemeinsam hat. Diese beiden Aspekte lösen in der Frau folgende Haltung aus: Zum einen beginnt sie, immer mehr, persönliche Bestätigung bei ihrem Kind zu suchen, zum anderen

wächst in ihr die Angst vor allem, was außerhalb dieser kleinen Beziehung steht. Als da wären: Der Ehemann, die Eltern, Arbeit und Menschen im Allgemeinen. Nun ist aber ein Mensch nicht gerade schwach im Nehmen. Solange die Quälerei nicht allzu lange dauert, bleibt man davon noch relativ unbeschadet, und denkt in nachvollziehbaren Bahnen. Sie entschließt sich, zu trinken. Das hilft, zumindest so lange der Rausch andauert, und sie setzt aus Resignation ihre Ansprüche an sich herab, sprich Haushalt und Erziehung des Kindes. Leider aber wird nach und nach die Angst immer mehr zum Lebensmittelpunkt. Das erklärt sich aus dem Umstand, das Angst und Wut ungefähr so zueinander stehen, wie Aggression und Depression. Angst ist also nichts weiter als verdrängte Wut.
Nachdem sie dann endlich wegen Trunksucht in der Klinik ist, muss sie sich eine Lebensperspektive suchen. Ihr wird nahegelegt, in psychologische Behandlung zu gehen. Dort soll ihr Ich gestärkt werden. Am Ende der Behandlung kommt es dann zu einem Brief an die Eltern, der bei genauem Hinsehen aber nicht etwa die logische Konsequenz aus ihrem Handeln enthält, was da wäre, dass sie keinen Kontakt mehr mit ihnen will, nein, sie teilt ihren Eltern quasi ihre Behandlungserfolge mit, und es ist nicht zu übersehen, dass sie sich auch dafür wieder Beachtung wünscht. Wie klein kann man werden, wie tief kann man fallen?
Dieser fatale Zusammenhang des Verletzens, und dafür noch beachtet werden, denn nichts anderes macht sie ja: Sie beachtet ständig ihre Eltern, gibt ihnen Macht über sie u.s.w., ist im Grunde nicht zu erklären. Eine geistige

Krücke wäre vielleicht, dass die Verletzung den Verletzten separiert, d.h. weil ihm mitgeteilt wird, dass er nicht richtig ist, ist er also anders als die anderen. Der Verletzende ist meistens die einzige und letzte Person, die das Thema, das verletzte, ansprach, und so ist er dann auch immer der erste Adressat, wenn es um die Wiedergutmachung geht. Im beschriebenen Fall ist also die Vernachlässigung durch die Eltern als Kind ein sehr starkes Band zwischen ihnen, das allerdings gemeinerweise durch die Verletzte selbst aufrecht erhalten wird.

Unter diesem Verständnis erscheint die Liebe offensichtlich vernachlässigter Kinder zu ihren Eltern schon als sehr fragwürdig. Um diesen Zusammenhang weiter zu untermauern, führe ich das Beispiel des Kindes an, dass von seinen Eltern mehr als genug Beachtung bekommt. Das muß nicht unbedingt aus wohlhabenden Verhältnissen kommen, oft ist es aber so. Solche Kinder fangen oft in der Pubertät an, ihre Eltern weder zu achten, noch zu respektieren. Sie schlagen ihre Eltern teilweise, schreien sie an und bedenken sie offen mit den übelsten Schimpfworten. Ich mache es diesmal kurz: Sie empfinden das Verhalten ihrer Eltern als klebrig, erdrückend, und wollen sich frei davon machen. Ein kurzer Versuch der Eltern, den sie Liebesentzug nennen würden, reicht da nicht aus. Genaugenommen sind es auch tatsächlich die Eltern, die abhängig sind. Bezogen auf den vorangegangenen Fall, wird der armen Mutter also auch noch etwas anderes nicht erspart bleiben: Der Liebesentzug durch ihr Kind, an das sie sich jetzt schon klammert, und dass auch schon Merkmale aufweist, die darauf hindeuten,

dass es sich für die Stimmungen seiner Mutter verantwortlich fühlt. Es ist also mehr der kleine Partner, als denn ein kleiner Mensch, der unter selbstloser Liebe und Schutz seine ersten kleinen Schritte ins Leben machen kann.
Doch das sind rein psychologische Denkweisen. Manchmal kommt auch alles anders. Menschen sind stark, sie bringen die unglaublichsten Sachen zustande. Es wird nicht weiter verwundern, dass die besagte Frau sich mit Trennungswünschen trägt. Natürlich hat sie Angst, dass sie mit ihrer Krankheitsgeschichte das Sorgerecht für ihr Kind verliert. Sie hat Angst, ihren Lebensstandard nicht halten zu können, hat Angst nie mehr einen Mann zu finden, weil es ihr im Moment reicht u.s.w., aber es gibt kaum Menschen, die sich nicht am Ende doch für sich selbst entscheiden, und alles loslassen, was sie dabei behindert. Gut, ihre Krankenhausaufenthalte beginnen, sich zu häufen, und sie könnte sich genauso gut in Realitätsflucht begeben und in einer kleinen Phantasiewelt leben, aber mir scheint eher, dass sie irgendwann bissig wird und sich behauptet.

In diesem Fall wäre ein bisschen Bissigkeit ganz gut. Wie aber verhält es sich nun mit unserem potentiellen Gewalt-/ Triebtäter. Niemand würde wünschen wollen, dass er ein bisschen bissiger wird:
Ich nehme einmal zum Beispiel, dass sich Opfer und Täter kennen, dass sie vielleicht mal ein Paar waren. In diesem Fall kann die Partnerin für den Täter eine Projektion der Menschen sein, die ihn verletzt haben. Ich habe das bei meiner Freundin ansatzweise so erlebt, nur andersherum.

Jedes Mal, wenn ein Wortgefecht einen bestimmten Punkt überschritt, geschah es, dass sie sich verletzt fühlte, etwas persönlich nahm. Dann schlug die Stimmung um. Ich merkte genau, wie irgendetwas in ihr Klick machte, und auf einmal stritt sie mit mir ohne jede Nachvollziehbarkeit. Es wurden alle Register gezogen, gelogen, ganze Lügengebirge aufgebaut, um mich zu verletzen, es würde gebrüllt, man würde rausgeschmissen. Das klingt alles gar nicht so unnormal, aber entscheidend war, dass ich spürte, dass sie keine Verbindung mehr zu mir hatte. Es galt einzig und allein, mich zu vernichten, verletzen, fertig zu machen.
Ich wusste einiges von ihr, aus der Kindheit, von ihrem Bruder. Und mir wurde klar, dass sie mit mir gestritten hat, als sei sie zehn und ich ihr Bruder, natürlich schon unter Einsatz des erworbenen Entwicklungsstandes. Obwohl ich mir nicht sicher war, dass es nicht auch hätte zu beißen, spuken, kratzen etc. hätte kommen können.
Wenn man so was nicht versteht, und das ist wohl der Regelfall, dann kann einen das ganz schön treffen und in die Verzweiflung treiben, aber ich wusste ja, ich werde nicht mehr mir entsprechend behandelt. Die Verletzungen waren genau genommen an den Bruder gerichtet.
Was passiert aber nun bei dem o.g. Paar? Was also wird aus so einer Geschichte, wenn man es nicht schafft, diese abzukoppeln vom alltäglichen Leben, wo der Partner/ die Partnerin normal ist? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Ich nehme an, das steigert und steigert sich so ähnlich, wie es bei Waffen der Fall ist: Angefangen hat es mit dem Stein, jetzt haben wir die Atombombe, den Mega-Tod.

Meine Partnerin und ihr Bruder haben wahrscheinlich mehr oder weniger abwechselnd gesiegt. Ich kenne das nicht so. Meine Schwester ist um einiges älter als ich, und hat es immer geschafft, Hauptperson zu sein, und alle Beachtung auf sich zu ziehen. Da gab es dann auch schon so perfide Kampfeslisten, die da waren, dass sie mich in ihre Obhut genommen hat, um mich quasi vor meinen Eltern zu separieren. Ich weiß heute noch nicht, wer eigentlich meine Mutter war, sie oder die Echte. Jedenfalls hatte ich bei Streits keine Chance. Sie tat und machte mit mir, meinen Sachen und meinem Geld, was sie wollte, und niemand hat es gemerkt. Für mich war es dann auch irgendwie normal. Wenn ich ihr das heute mal sage, dann führt sie immer an, wie sehr ich für meinen Opa gezählt habe, aber Tatsache ist, dass der nicht oft genug da war, um von ihr unter Kontrolle gebracht zu werden. Auch mich hat sie für ihre Belange eingespannt. Im Alter von neun sollte ich meiner fünfzehnjährigen Schwester ein Ratgeber in Gefühlsdingen sein. Mein Zimmer war der Vorflur zu ihrem, und dementsprechend zu jeder Tages- und Nachtzeit von ihr frequentiert, bekleidet oder unbekleidet. Kein Vorhang hat mich geschützt vor ihrer Ignoranz gegenüber meinem Bedürfnis, es beim Einschlafen dunkel und leise zu haben. Mein Vater hat nichts dagegen unternommen bzw. nichts für mich unternommen. Als unsere Zimmer geteilt wurden wollte ich sofort das hintere, dass nur eine Tür hat. Ich glaube, mich zu erinnern, dass man das nur mit einem irritierten Blick quittiert hat.
Ein einziges Mal, als es mir mit meiner Schwester zu bunt wurde, habe ich mich umgedreht und ihr einen dermaßen

wilden Blick zukommen lassen, dass sie sofort laut aufheulend zu meinen Eltern gelaufen ist. Die haben sich dann natürlich gleich an mich als dem Schuldigen gewandt. Wie auch immer, mir ist das alles egal.
Ein anderes Mal, als meine erste Freundin in besonders schwerwiegendem Maße mein Vertrauen enttäuscht hat, neben dem Umstand, dass sie Schluss gemacht hat, habe ich ihr Wochen später eine Ohrfeige gegeben, die sie ihrerseits Monate später quittiert hat indem sie mich in einer Kneipe vor allen diffamiert hat. Auch sie kann ich nicht vergessen, und wenn ich mich nicht winden will, muss ich zugeben dass ich sie immer noch liebe.
Gemessen an all den Frauen, die noch immer in meinem Herz sind, muss es wohl ziemlich groß sein. Ich erinnere mich, mal einen Traum gehabt zu haben, in dem all die vielen schönen, hübschen, süßen und lieben Schwärme, Ex-Freundinnen und Liebschaften gemeinsam bei mir waren, so eine kleine Party mir zu liebe. In diesem Traum konnte ich sie wirklich alle auf einmal sehen, und es gab keine Eifersucht oder Missgunst. Nichts und niemand brauchte sich für dies oder das rechtfertigen. Jede, die es wollte, konnte gehen oder bleiben, keine hätte es böse gemeint. Na ja, Träume eben.
Dann habe ich noch mal den Frevel begangen, wochenlang die Stadt abgesucht zu haben, in der Hoffnung, rein zufällig meine erste Freundin wieder zu treffen. Auch schon verrückt genug, aber ich traf sie tatsächlich, und wir kamen zusammen, aber nur, wie mir scheint, um später die schlimmste Enttäuschung zu erleben, die mein Leben entgültig aus der Bahn geworfen hat. Sicher, es war mir

vorher nicht anzusehen, wie das auf mich wirken könnte, und ich kann wohl auch niemanden dafür unter Strafe stellen, aber genaugenommen laufe ich seitdem verkrüppelt durch die Gegend, erleichtert durch die eine oder andere Prothese, die ich mir im Laufe der Jahre gebastelt habe.
Eine grausige Tat gibt es noch, die der Erwähnung wert ist: Nachdem ich endlich mal nach ganz vielen Jahren eine junge Frau getroffen hatte, die meine Gefühle erwiderte, schwebte ich quasi im siebten Himmel, mal abgesehen davon, dass ihr Lebenspartner doppelt so alt wie sie war, und das mehrfache an Geld verdiente als ich, selbständig und gesund war. Diese Unterschiede bekam sie auch nach kurzer Zeit spitz, und verschwand daraufhin in ihrem Mauseloch. Ich war recht verzweifelt, denn an ihr passte einfach alles mit mir zusammen. Selbst das sie immer hoch hinaus wollte, wobei sie in der Wirklichkeit nicht einmal eine Ausbildung besaß, ließ ich gelten. Ich bin dann also mehr oder minder innerlich durchgedreht, dessen einzige Manifestation darin bestand, dass ich mit meinem sowieso schon lauten Motorrad zur Verstärkung in den Eingang einer Tunnelröhre gefahren bin, die ihrer Wohnung nahe lag. Dort habe ich dann Lärm gemacht. Es hat sich wahrscheinlich angehört, als ob ein Monster angreift.
Das war es aber auch schon. Ich bin dann noch ein paar Tage in der Region herumgeirrt, sah bestimmt nicht gut aus, denn man verwehrte mir den Einlass in die Wohnung von mir unter meiner Immer-noch-Partnerin, bis ich dann zur Polizei ging, denn in meine Wohnung muss ich dürfen. Die Polizei hatte mich dank meiner Partnerin schon erwartet, und so kam ich dann in die Klinik.

Der Vollständigkeit halber muss ich erklären, dass mein damaliger Zustand eine Manie war. Diese war durch die Liebe bzw. ihre Enttäuschung ausgelöst worden. In einer Manie ist man den inneren Impulsen weitgehend ausgeliefert. Man rettet quasi sein Ich mithilfe großer Aktivität. Das heißt nicht automatisch, dass man dann auch komplett seine Moral verliert. Es kommt eben darauf an, wie tief die inneren Werte verfestigt sind. Ich habe niemandem etwas getan, mal abgesehen davon, dass ich zu der Zeit kein angenehmer Zeitgenosse war. Das zeigte sich besonders an der einen Sache: Ich wusste ja, dass ich in der Klinik war, geschlossene Abteilung. Ich war zwar insgesamt nicht oft da, aber beim ersten Mal ziemlich lange. So lief ich also schnaubend, humpelnd und röchelnd in Motorradkluft, die jedem Rocker Ehre gemacht hätte, durch den Gang. Kein schöner Anblick. Im verglasten Empfang saßen zwei Schwestern, und ich regte mich innerlich darüber auf, jetzt schon wieder ausgestoßen und wie im Käfig zu sein, verstand das alles nicht mehr. Mir war klar, die Scheibe musste Panzerglas sein. Aber wissen konnte ich es natürlich nicht. Jedenfalls schepperte ich im sicheren Bewusstsein, dass die Scheibe genau dafür ausgelegt war, meine Faust dagegen. Eine Viertelstunde später lag ich bewusstlos von der chem. Keule, die man mir verpasst hatte, auf dem Bett – angeschnallt.
Manisch war ich, keine Frage, aber mein Verstand arbeitete klar und sauber wie immer. Und so erlebte ich dann auch, wie jemand Katatonisches in mein Zimmer gebracht wurde – es war das Sicherheitszimmer. Ich guckte mir den so an, bei dem sich ja nun wirklich nichts mehr tat, und fühlte

förmlich, dass in dem Getriebe seines Kopfes irgendein Häkchen verhakt war, und dachte mir, der bräuchte mal etwas Bewegung in seinem Kopf – von außen zugeführt. Ich hätte ihm gern geholfen, aber ich musste auch an mich denken. Und so geschah es dann auch, dass bald darauf der Chefarzt ins Zimmer kam, sich auf seine Brust setzte, und ihm rechts und links und rechts und links eine scheuerte, ungefähr zehn Minuten lang. Danach war der Mensch zumindest motorisch wieder hergestellt. Er konnte sich wieder bewegen. Mit dem Sprechen dauerte es noch so 3 Wochen, aber ich habe ihm so lange meinen Laptop geliehen, da konnte er dann drauf schreiben, was er sagen wollte, und anderen zeigen.

Im Grunde darf die Öffentlichkeit wirklich nicht sehr viel davon wissen, was es so alles in Psychiatrien gibt. Oberflächlich betrachtet ergibt das schnell ein grausames Bild. Aber ich kann sagen, dass mir die Behandlung im Krankenhaus und beim Arzt insgesamt geholfen hat. Es hat schon Behandlungsfehler gegeben, von denen ich auch noch spreche, aber wo gehobelt wird, da fallen Späne, auch wenn es einem als Betroffener ziemlich schwer fällt, damit umzugehen.

An dieser Stelle möchte ich eigentlich mal auf das Thema subjektive/ objektive Diagnose zurückkommen: Ich hatte gerade meinen ersten, einzigen und letzten Selbstmordversuch hinter mir, der ziemlich martialisch abgelaufen war. Nachdem ich ein paar Tage medizinisch im Krankenhaus versorgt worden war, und auch Besuch vom Krankenhausgeistlichen empfangen hatte, musste ich wieder nach hause. Dort empfing mich nichts anderes als

die Angst meiner Eltern, ich könnte beruflich den Anschluss verlieren. Daraufhin bin ich freiwillig in die Psychiatrie gegangen.
In der offenen Station untersuchte mich eine Ärztin, natürlich im Gespräch, die ich wirklich mochte. Allein, dass sie sich mit mir beschäftigte, war für mich eine derartige Wohltat, das ich mich richtig gut fühlte. Ich gewann Vertrauen in die Umwelt und hatte das Gefühl, ein liebenswerter Mensch zu sein. Sie gefiel mir auch äußerlich, hatte sie doch etwas Ähnlichkeit mit meiner ersten Freundin, und so konnte ich recht locker über all die Not sprechen, die ich hatte, aber in ihrer Gegenwart eigentlich hinter mir hatte.

Ein ähnliches Beispiel kann ich von der Einlieferung ins Krankenhaus nach meinem Selbstmordversuch berichten: Zitternd und klappernd lag ich mit großem Blutverlust auf der Bahre, und wartete darauf, dass gleich jemand zum Zusammennähen käme. Da trat eine, ich rate mal, Ärztin im Praktikum, an mich heran, und fragte mich, ob sie etwas für mich tun könnte. Mir war alles egal, was man von mir hält, und ob es passt oder nicht, und ich bat sie, meine Hand zu nehmen. Ich kann kaum beschreiben, was dann passierte: Sie nahm meine Hand, und in dem Moment änderte sich für mich die Welt. Der Behandlungsraum war auf einmal nicht mehr bedrohlich, sondern fast so gemütlich wie ein Wohnzimmer. Ich sah ihr in die Augen, und ich hörte schlagartig auf, zu zittern und zu klappern.

Es war wie ein Wunder. Natürlich wollte ich sie später wiedersehen, aber das ahnte man wohl, und ich sah sie nur noch mal aus der Ferne. Es war ja nicht so, dass ich sie bedrängen wollte, mich zu heiraten oder so, aber ich hätte doch schon gern noch ein paar Worte gewechselt. Im Nachhinein fühle ich mich behandelt wie ein wildes Tier, aber ich komme nicht aus einer sozialpädagogischen oder sozialmedizinischen Richtung. Ich habe keine Ahnung vom professionellen Umgang mit Klienten, und so hoffe ich mal, dass ich dieses Erlebnis nicht persönlich nehmen muss.

Wie auch immer, ich verstand mich also sehr gut mit der Ärztin, und wenn sie an meiner Seite war, war ich so gut wie gesund. Aber da ich ihr ja das eine oder andere von meinen Sorgen, Nöten und Problemen erzählt hatte, kam sie ja nicht umhin, sich dazu auch etwas Medizinisches zu denken. Und so bekam ich eine für mich sehr milde Diagnose, deren medizinische Indikation dann eine stationäre Gruppentherapie war, in der 5 bis 9 Betroffene sechs Monate miteinander zusammenlebten. Zwar unter ärztlicher Beobachtung und unterstützt von Fachkräften, aber eben doch basierend auf der Grundidee, dass sich Menschen gegenseitig zurechtschleifen, und vertrauend darauf, dass die Betroffenen dafür stark genug sind. Eine Rosskur, genau dieses Wort gebrauchte die Ärztin. Und ich, womöglich geschmeichelt, dass sie mir das zutraut, willigte ein.
Ich habe furchtbar gelitten, und monatelang habe ich den Fachkräften immer wieder gesagt, wie sehr ich leide, wie

groß meine Paranoia ist, wie wenig ich immer mehr noch weiß, was wahr ist, und was nicht. Niemand kam auf die Idee, mich da raus zu nehmen. So begann meine chronische Paranoia. Aber zur wirklichen Verfestigung dieses Zustandes bin ich so lange in der Gruppentherapie geblieben, bis man mich da rausgetragen hat. Ich hatte noch einen Verlängerungsmonat genommen, und in dem Monat bin ich dann abgerutscht. Ich habe mit einem Stoff-Ernie geredet, eine Raumschiffcrew im Gemeinschaftsraum gesehen, mich für einen achtäugigen Roboter gehalten, die dazu notwendige Operation an den Augen live miterleben dürfen, und Kraftwerke konstruiert. Wer an dieser Stelle lacht, darf das Buch zuklappen. Außerdem hat im Fernsehen Vicky Leandros nur für mich gesungen. Später lagen dann die Augen von Jesus in Scheiben geschnitten auf meinem Brot. Das ging wohl so ein Vierteljahr, und das ist für einen normalen psychot. Schub eindeutig zuviel. Meinen Eltern wurde gesagt, dass sie mich vergessen können, ich würde nie wieder. Zu der Zeit bin ich mit meinen Eltern ein bisschen im Garten herumgehopst wie der Osterhase.

Ich weiß das alles noch, und ich kann mich auch erinnern, dass es Minuten oder Stunden gab, in denen ich mich bemüht habe auf Distanz zu meinen Wahnvorstellungen zu kommen. Ich habe versucht Interpretationen zu finden, die mich wieder mit der Wirklichkeit verbanden, was mir auch gelungen ist, wenngleich mit diesen Erklärungen auch nicht viel besser zu leben war, erinnerten sie mich doch an all meine Probleme. Jedenfalls lag ich dann irgendwann vollgestopft mit Medikamenten nur noch

zusammengekugelt auf meinem Bett. Blöd war, dass ich alle naslang umziehen musste, und immer hatte ich vor irgendjemand im Raum Angst. Ich glaube, die Station hatte ungefähr 150 qm, und wir waren da teilweise ca. 20 und mehr Leute. Nach 14, 15 Monaten fand sich dann ein Medikament, das mich in die Lage versetzte, in eine betreute WG zu ziehen. Damit war dieses grausame, erste Kapitel meiner Krankheit abgeschlossen.

Es war zwar ein Behandlungsfehler, mich in die Gruppentherapie zu stecken, aber dennoch hatte sich der lange Klinikaufenthalt positiv auf meine Kontaktfähigkeit ausgewirkt, denn endlich, nach neun Jahren, lernte ich eine Frau kennen, auf die ich mich richtig einlassen konnte. Keine Spur von Impotenz, keine Ängste. Ich habe sie einfach nur geliebt. Abgesehen davon gefiel sie mir auch sehr. Später, ich will es nicht zu sehr auswalzen, wurde dann aber deutlich, dass sie mich nur als Ablenkung von ihren Trennungs-/ Scheidungsproblemen benutzt hatte – unterstützt von ihren Eltern. Ich hätte mich auf den Kopf stellen können, was ich auch wieder gemacht hatte, nie wäre sie mit mir länger als nötig zusammengeblieben.

Für sie war diese Strategie wirkungsvoll. An mich hat wieder mal keiner gedacht. Ausgehend vom Grundthema, die Gewalttätigkeit psych. Kranker, hätten sich weiß Gott genug Anlässe geboten, Leuten mal eins vor die Rübe zu geben, aber ich habe es nicht getan. Ich habe es nicht einmal erwogen. Ich bin immer in defensiver Haltung geblieben, habe mich verlassen und verletzt gefühlt, und weiter geliebt. Es tat teilweise schon unheimlich weh, und ich musste viele klinische Zustände durchleben, die ich aber

nicht in der Klinik verbracht habe. Ich bin damals freiwillig ins Krankenhaus gegangen, und habe mich vertrauensvoll an die Ärzte gewandt. Herausgekommen ist dabei eine chronifizierte Erkrankung, die mich in jeder Stunde, jeder Minute meines Lebens quält. Und so habe ich zumindest für mich die Auffassung gewonnen, dass Klinik für mich nur noch mit richterlicher Einweisung in Frage kommt, und dazu ist es bisher nicht haltbar gekommen.
Demzufolge wird schon deutlich, dass die Gewalttätigkeit mehr eine Frage der Veranlagung, genaugenommen der Sozialisation ist. Vielleicht gibt es auch anthropologische, biomechanische, molekular-biologische oder genetische Merkmale für Gewalttätigkeit, aber sie hängt nicht ursächlich mit einer psych. Erkrankung zusammen. Wer dazu neigt, gewalttätig zu werden, für den wird es als Gesunder oder psych. Kranker ein Mittel sein. Das was mir passiert ist, passiert auch Gesunden, und ich kann mir gut vorstellen, das ein Gesunder, für den Gewalttätigkeit ein Mittel der Konfliktlösung ist, bei meinen Erlebnissen diese durchaus angewendet hätte. Ich bitte aber darum, den Umstand, dass ich finde, meinen Erlebnisse könnten anderen ein Grund zur Gewalttätigkeit sein, mir nicht so auszulegen, als sei dies bei mir potentiell auch der Fall. Es gibt kaum jemanden, dem in seinem ganzen Leben noch nie körperliche Gewalt begegnet ist. Kinder und Jugendliche machen es gerade vor. Sie stehen damit im Brennpunkt der Öffentlichkeit. Zusammengenommen mit der virtuellen Welt, in der sie sich häufig bewegen, wird die Schwelle zur Gewaltanwendung immer niedriger. Und auch die verbale und psych. Gewalt wird in zunehmendem Maße

angewandt, und gerade die Wehrlosen, Kleinen, Unterlegenen und Ordentlichen werden gerne als Opfer ausgewählt. Wie muss man sich die Zukunft auf der Grundlage solcher Sozialisationsbedingungen vorstellen, wenn man nicht einen an Naivität grenzenden unerschütterlichen Glauben an den Menschen in sich hat?
War es nicht schon immer so und ist es nicht auch so, dass diejenigen, welche in der Schulzeit gemoppt worden sind und aus gutem Hause kamen, wenn sie später in Führungspositionen kommen, was nicht selten der Fall ist, sich in Arbeit und Leben Menschen vom Leibe halten, die eine Ahnung oder den Geruch oder eine Erinnerung an solche Mitschüler wecken, die früher ihre Peiniger gewesen sind. Man mag es eine Art Rache nennen, aber genau genommen sorgen diese Menschen auch nur dafür, dass sie sich im Leben wohl fühlen. So dreht und dreht sich die Gewaltspirale weiter und weiter. Der Schrei nach Gerechtigkeit der ehemaligen Peiniger, die ihrerseits unter mangelnder Aufmerksamkeit ihrer überforderten Eltern sowie die Abgrenzung der ehemals Gemoppten, die mittels liebevoller Eltern all das überstanden haben, und sich eine Welt, einen Status erarbeitet haben, der es ihnen erlaubt, ihren Verletzungen gemäß zu leben, so daß sie von ihnen nichts merken müssen.

III.

Doch das ist nicht alles. So wie die Jugendlichen heutzutage aufwachsen, werden sie dafür verdorben, ein ganzes langes

Leben lang glücklich zu sein. Wenn sie die Jugend hinter sich gebracht haben, sind alle Wege, ein normales Leben zu führen, insoweit versperrt, als dass sie es gewöhnt sind, ihre Identität an lauter zusätzliche Extras zu binden. Die virtuelle Welt, Markenkleidung, die besondere Art, sich auszudrücken, die Notwendigkeit, anderen zu schaden, um sich selbst zu fühlen und Anerkennung zu finden, die obligatorische Schulverweigerung, wieder zur Anerkennung in der Gruppe Drogen nehmen, Kenntnisse über Mobbing als Täter haben, Eltern wie eine Art Geldautomaten, der sie auch noch mit allem Lebensnotwendigen versorgt, zu sehen (Hotel Mama), illusorisch hohe Ansprüche an den späteren Beruf, Sexualität nahezu im Kindesalter – das alles erzeugt bei den Kindern Werte, denen das Normale Dasein nicht gewachsen ist, und somit ein so guter Boden für spätere Unzufriedenheit ist, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit auch eintritt.

Ich kann mich an eine fünfzehnjährige Schulverweigerin erinnern, die davon sprach, das ihre Kinder es einmal besser haben sollen als sie, so richtig mit Schule und alles, und so. Das hat mich schon schockiert, denn schließlich saß ich mit ihr da zum Zwecke ihrer schulischen Zukunft.

Bei weitem nicht allen Kindern geht es so, aber die Möglichkeiten der Kinder, in so einen Strudel hineinzugeraten, werden immer besser. Es scheint sich zu verbreiten wie eine ansteckende Krankheit. Für mich aber entscheidend ist eigentlich die Frage, wie wird es den Kindern dieser Kinder gehen, denn dass sie welche haben werden, steht außer Frage. Ohne jetzt ein realistisches Szenario zeichnen zu wollen, liegt das Verhalten des

Menschen der Zukunft in den Industriestaaten nahe bei dem von Wilden. Ich rede nicht von ihrem materiellen Leben, schließlich haben Unternehmer immer ein Interesse daran, Geld zu verdienen, und das können sie nur, wenn welches zum Ausgeben vorhanden ist. Nein, ich rede vom Umgang der Menschen miteinander. In der Steinzeit hielt die Verbindung zweier Menschen ungefähr vier Jahre. Mich würde interessieren, auf welchen Durchschnittswert gegenwärtig die Ehe von Mann und Frau fällt, die Kinder in die Welt setzen. Abgesehen davon, dass die Ehe erträglich sein muss, gibt es kaum etwas Wichtigeres für die Entwicklung von Kindern, als der kontinuierliche und dauerhafte Kontakt zu den leiblichen Eltern. Das Verhalten der Eltern zueinander ist später, ob bewusst oder unbewusst, das Vorbild für die Kinder. Scheidungskinder lassen sich scheiden, Geprügelte prügeln u.s.w.. Die unüberschaubar gewordene Welt verspricht Kindern nicht unendliche Möglichkeiten, es treibt sie in die Resignation. Die Kenntnis, welches Glück Einzelne haben können, macht leichtsinnig im Umgang mit den eigenen Entscheidungsfragen. Die Erfahrung, dass Eltern einen Elternteil einfach durch jemand anderen ersetzen können, ruft im Kind Unverständnis, Ablehnung, Haltlosigkeit, emotionale Verirrung und unter Umständen auch Gewalt hervor. Das diese ein immer höheres Ansehen unter den Kindern genießt, ist ein ebenso nahezu unerklärlicher Zusammenhang, wie der der Liebe zum Peiniger/ Verletzenden. Und darum möchte ich der Vollständigkeit halber auch versuchen, eine Erklärung anzubieten, die

allerdings stark dem Befall eines Körpers durch ein Virus gleicht:
Grundlage ist der Umstand, Menschen sind ab der Pubertät bis zu Ihrem Tot, im Alter vielleicht individuell verschieden etwas abgeschwächt, in der Brunft. Was Manche Tiere nur in der Brunftzeit tun, nämlich der Kampf um den Rang, machen Menschen das ganze Jahr. Bei Jugendlichen ist dieser Trieb entsprechend der Neuheit dieses Gefühls, aber auch der tatsächlichen Stärke des Gefühls wegen, besonders stark. Es ist auch nicht unverständlich, dass in so frühen Jahren die Kämpfe so intensiv sind. Wer früh anfängt eine gute Position zu erreichen, der wird sie auch mittels daraus erworbenem Selbstbewusstsein gut verteidigen können. Wem das zu theoretisch erscheint, der sollte die jungen Mädchen beobachten, welche Aufmerksamkeit sie gerade den Gewinnern zollen. In diesen Kämpfen zeigt sich der junge Mann in allen, die Sicherheit des zukünftigen Lebens ausmachenden Aspekten. In unserer modernen Welt haben die daraus gewonnenen Erkenntnisse der ZuschauerInnen zwar keinen Bestand, aber unter archaischen Bedingungen sind sie durchaus passend. Und es sind auch diese, wenig zivilisierten Jungs, die ein solch sexy Verhalten zeigen. Die Entwicklungsstufe der Mitschüler ist noch so unreif, dass sie sich der Faszination nicht entziehen können. Andere, weniger aggressive Jungs, kopieren das Verhalten, das doch offensichtlich so viel Erfolg verspricht.
Ich erinnere mich noch gut an die Zeit vor 25 Jahren, als ich in dem Alter war. Es war eine wunderbare Zeit, voller intensiver Gefühle, auf die ich mich immer und immer

wieder stützen kann. Ich gehörte auch zu den sich eher im Sinne des Themas sich sexy produzierenden Jungs, was mir so viel Schönes beschert hat, dass ich es keinem der heute auf ihre Art schon sehr extrem sich darstellenden Kindern vorenthalten oder persönlich anlasten würde. Dennoch ist die Entwicklung fatal, und kann in der Weise nicht im Fortschreiten geduldet werden. Doch dies mittels einer herabgesetzten Strafmündigkeit umzusetzen, wäre geradezu kontraproduktiv. Wer sich ein wenig bei Jugendlichen auskennt, der weiß, dass der Umstand, schon mal gebrummt oder gesessen zu haben genau bei der Klientel, die es zu restringieren gilt, wie eine Auszeichnung oder ein Orden für die Rebellion gegen die Eltern und die ganze dazugehörige Generation wirkt, und er kann sich denken, dass ein regelrechter Run auf die Selbstzerstörung junger Zukunft eintreten würde.

Da die Bindung zu den Eltern durch die oft kaputten Beziehungen schwach ist, ist der Wunsch nach Halt und Führung groß. Genau dieser Wunsch macht es der Ausbreitung von primitivem Verhalten so leicht. Die Zivilisierteren unter den Kindern und Jugendlichen haben das Nachsehen. Sie sind die Verlierer unter diesen Zuständen. Erstaunlicherweise fangen auch Mädchen an, ungemein brutal zu sein. Im Grunde ist das schon die Perversion einer Emanzipation, die ihre Mütter schon komplett degeneriert hat. Statt sich tatsächlich frei von der Fuchtel des Mannes zu machen, kopieren sie ihn, wie um eine neue Art der Anbiederung zur Erlangung seiner Aufmerksamkeit auszuprobieren. Natürlich ist es für einen Mann schön, eine Partnerin zu haben, die ihm wie ein

männlicher Freund sein kann, aber da er selbst wahrscheinlich eine vom Verhalten her mehr oder minder orthodoxe Mutter hatte, fehlt ihm nach kurzer oder auch etwas längerer Zeit etwas bei seiner neuen Partnerin, die aber doch zumindest schon einmal schwanger ist. Er lässt sie also sitzen, weil da eine andere ist, die seinem momentanen Bedürfnis eher entspricht.
So vollenden dann die Mädchen die Lebensphilosophie der Mutter, die sich solche Mühe gemacht hat, doch endlich von ihrem Mann, stellvertretend für den Vater, anerkannt zu werden. Dieser Vater war ein Mensch, dessen ängstliche Mutter, verursacht durch die Unterdrückung ihres Mannes, den Sohn eine erdrückende Mutterliebe hat erleben lassen, und damit steht er allem Weiblichen zwiespältig gegenüber. Sex ja, Beziehung nein – aus Angst vor Einengung. So auch seiner Tochter gegenüber, die ihn sexuell nicht kalt lässt, wofür dann die Mutter mit Eifersucht und Ablehnung der Tochter reagiert. Was aber bleibt der Tochter, deren unbewusstes Vorbild die Mutter ist? Beflügelt von der (oberflächlichen) Beachtung durch den Vater, der sich dann aber doch verabschiedet hat, versucht sie mit einer ungekannten Brutalität als komplett übertriebenen Grundtonus des Verhaltens der Mutter, ihren Vater zurückzuholen bzw. ihm wenigstens im Geiste nahe zu sein.
Die Gewalt unter Jugendlichen verbreitet sich also wie ein Virus als Folge der Lebenskämpfe der Eltern mit sich selber, Hand in Hand gehend mit entwicklungspsychologischen Eigenheiten der pubertierenden Schüler.

Gerade war ich einkaufen, eine der wenigen Notwendigkeiten, die mich zwingen, mich draußen zu zeigen. Ich fühlte mich natürlich nicht gut, und schämte mich des Eindrucks, den ich vermutete, zu machen. Ich war mir sicher, dass es der eines Menschen ist, um den man lieber einen Bogen macht, der böse aussieht.
Ich glaube niemand kann ab einer gewissen Gefühlsintensität sein Inneres verstecken, besonders dann nicht, wenn man allein unter Fremden ist, aber das ist nur meine Meinung. Auch sehe ich in Menschen, auch wenn das an dieser Stelle vielleicht unerwartet kommt, immer seine Seele. Genaugenommen ist unser Äußeres, der Eindruck den wir machen, und zwar in seiner Gesamtheit: Sprechen, Haltung, Kleidung, Interessen, eine Manifestation unserer Seele, ganz wichtig natürlich der Gesichtsausdruck. Sind wir denn nicht mit zunehmendem Alter immer deutlicher werdend, Ergebnis tausender kleiner und größerer Entscheidungen? Selbst die Unsicherheit im Entscheidungen treffen ist eine Entscheidung. Situationen, die einem Entscheidungen abfordern, treten im Leben auf, unabhängig davon, wie sehr man ihnen aus dem Weg gehen möchte. Und so können Außenstehende mehr oder weniger mühelos entscheiden, was sie von einem Halten. Das macht jeder, und zwar innerhalb einer zehntel Sekunde. In Windeseile spannt sich eine Erwartungshaltung auf, die man auch Vorurteile nennen kann, und in der Mehrzahl der Fälle liegen wir richtig.

Solche Urteile können positiv und negativ sein. Die Wertungen Fremder sind beinhart. Man kennt sich nicht, ist sich zu nichts verpflichtet. Man ist völlig frei dabei. Und es macht natürlich auch Spaß, denn jede Entscheidung, jedes Urteil, ist ein Stück Selbstverwirklichung, eine Verfestigung der eigenen Persönlichkeit, ein Stück Kennenlernen von sich selbst, und ist dann auch wieder Teil der Grundlage für noch vor uns liegende Entscheidungen, Beurteilungen und Herausforderungen.
Mit dieser, meiner Meinung um die Unbarmherzigkeit der Wirklichkeit schob ich also meinen Einkaufswagen mit gesenktem Kopf durch den engen, vollen Laden. Unbedingt jeden Blickkontakt vermeidend erreichte ich endlich die Kasse. Mal abgesehen davon, dass ich Opfer meines eigenen Kampfes mit mir und meiner Vergangenheit bin, hatte ich mir wenig positive Gedanken zu mir selbst zu bieten, um ein fröhliches Gesicht zu machen.
Ein Kind war mir im Weg. Ein hübsches, kleines Mädchen von vielleicht 4 Jahren. Schon war ich mit der Situation überfordert. Das Kind sah mich aber so offen und frei an, dass mir direkt ein bisschen leicht ums Herz wurde, und ich brachte irgendwas dumpf Gemurmeltes hervor, dass die Kleine aber problemlos verstand. Nachdem ich dann meine Sachen auf das Band gelegt hatte, sah sie mich immer noch aufmerksam an, und meinte dann nicht laut, aber doch deutlich hörbar: „Böser Mann." Nicht ängstlich oder laut oder beleidigend, einfach so. Ich dachte auch gar nicht weiter nach, sondern lächelte nur leicht nickend.

Es hat mich nicht beleidigt oder empört, ich dachte gar nicht daran, dem Kind oder seiner Mutter etwas Böses zu unterstellen, denn ich wusste ja, dass das, was das Mädchen gesagt hatte, genau dem entsprach, was ich auch von mir selbst ahnte, ja wusste. Zusammen mit der Erkenntnis, dass Angst nichts weiter als verdrängte Wut ist, muss ich demzufolge reichlich wütend sein, und da hatte ich jetzt die Bestätigung.
Irgendwie war das für mich auch eine Art Bestätigung, dass ich draußen nichts mehr zu suchen habe, und Hinweise anderer auf meine normale bis sogar attraktive Erscheinung erschienen mir immer als gestelzt. Außerdem bin ich anders, wenn ich mit Menschen zusammen bin, die ich kenne und mag. Aber meistens bin ich halt allein und mir selbst ausgesetzt, leide unter meiner eigenen Einschätzung von mir, und ich komme bei niemandem schlechter weg, als bei mir selber, und unter dem Einfluss stehe ich meistens. Zusammengenommen damit, dass einen andere sympathisch finden, wenn man sich selbst mag, und der erwähnten Intelligenz Anderer zur Beurteilung anderer Menschen ergibt sich für mich einfach ein düsteres Bild für den Fall, dass ich unter Fremden Anschluss suchen sollte. Es wäre nur unangenehm, mir und den Angesprochenen. Manchmal habe ich direkt etwas Mut, aber der reicht dann nur soweit, dass ich mich sicher fühlen kann, wenn ich zwar unter Menschen, aber doch ohne Kontakt zu ihnen bin. Ich weiß dann, dass ich unter diesen Bedingungen gelitten bin, und ich versuche mitzuhelfen, dass die Sicherheit wächst, ich spreche auch bestimmt niemanden an.

Dabei kann ich auch ganz nett sein, aber, und das aber kommt immer, meine ich doch, sehr individuell zu sein, und dass das auch anderen auffällt. Ich habe nicht selten positive Rückmeldungen erhalten, meistens von Frauen, doch leider sah ich deren Äußerung immer mit irgendeinem sozialen Touch versehen, irgendeiner tieferen Distanziertheit, so dass ich wusste, freiwillig würden sie mit mir nicht in Gesellschaft sein. Das war überhaupt der grausamste Umstand der letzten elf Jahre. Einerseits überall dabei sein, andererseits auch immer einer Sonderrolle bewusst, und immer die Bedingung spürend, ein echter Kontakt kann nicht entstehen, denn es bedeutet anderen einen Umstand, mit mir in Kontakt zu stehen.
Ich werde nie dahinter kommen, wie die Wahrheit aussieht, ob mich mein Gefühl nur betrogen hat, und tatsächlich niemand meine Voreingenommenheit gemerkt hat, denn das ist es letztlich, meine eigene negative Voreingenommenheit gegenüber anderen, die sich auf sie überträgt. Andere, weniger Kranke, würden den Eindruck der Voreingenommenheit wenigstens bei den anderen lassen. Ich aber nehme auch diese Schuld auf mich und mache mich zum Urheber. Auf diese Weise baue ich noch dickere Wände um mich herum, denn ich glaube kaum noch an das Glück, dass auf einmal Menschen vor mir stehen, mit denen ich kann, denn ich selbst bin es ja meiner Meinung nach, der auch netten, sympathischen Menschen den Eindruck von mir versaut. So ist ein Käfig entstanden, für dessen Tür es keinen Schlüssel mehr gibt. Dem Wärter habe ich ihn abgenommen und dann habe ich ihn weggeschmissen.

Nun wäre es ja fein, wenn ich auch wirklich keinen Kontakt zu Menschen mehr bräuchte, doch dem ist nicht so. Ich brauche es genauso sehr wie andere auch, bloß mit dem Unterschied, dass ich ihn nicht habe, und deswegen sehr darunter leide. Das geht den lieben, langen Tag, jeden Tag. Und immer, wenn ich mal jemanden sehe, weiß ich genau, ich darf von dieser Geißel nichts zeigen. Meine Lebenserfahrung hat ergeben, dass vor Einsamkeit verzweifelte Menschen nicht gut ankommen. Sie sind den anderen anstrengend und überfordern sie. Außerdem wirken sie durch ihr gering ausgeprägtes Selbstbewusstsein unattraktiv. Attraktivität gibt es auch nicht nur für das andere Geschlecht. Attraktivität ist auch dem eigenen Geschlecht sehr wichtig. Sie ist war anders gelagert, aber es gibt auch Schnittmengen.
Somit ist es mir dann irgendwann in Fleisch und Blut übergegangen, all das zu vermeiden. So, wie ich es vorne erzählt habe, von dem ADS-kranken Kind, dass wie ein Geier über sich selbst kreist, um sich zu kontrollieren und zu steuern wie die eigene Marionette. Ich habe so etwas auch bei anderen Menschen schon gesehen, und sie sind allesamt einsam und vom Leben enttäuscht. Manche versuchen tapfer auch hier und da mal was von sich selbst einzuflechten, aber die Reaktionen der Menschen treiben sie doch immer wieder dahin, sich hübsch brav zu verhalten.
Der Wunsch, von anderen tatsächlich mal das zu hören, was sie wirklich meinen, ist riesengroß. Von welcher Qualität diese Wahrheit dann ist, ist nebensächlich. Die Wahrheit scheint uns gequälten Gestalten wie eine

Befreiung, Anerkennung, Aufmerksamkeit und Akzeptanz, wenn sie nicht mit verachtendem Ton ausgesprochen wird, so wie es mir heute das kleine Mädchen an der Kasse gesagt hat.

Doch ich möchte noch ein paar spannende, vielleicht etwas quatschige Betrachtungen, zur Seele loswerden: Ich habe mal ganz fasziniert die Bewegungen eines Vogelschwarms wahrgenommen. Ich glaube es waren Stare. Da stand also etwas am Himmel, dass mit ganz unglaublicher Schnelligkeit die wunderbarsten und atemberaubendsten Bewegungen machte, ja Formen bildete, die kein Künstler je konzeptionieren könnte, besonders nicht in der Bewegung. Wie konnte so was gehen. Ich war mir ja bewusst darüber, dass es sich um eine große Menge Einzelindividuen handelte, die da ein Zusammenspiel an den Tag legt, dass man nur von „dem Schwarm" sprechen konnte.
Nach kurzer Überlegung fand ich es nicht mehr so wichtig, eine physikalische oder biologische, oder Verhaltensregeln betreffende Erklärung zu finden, denn fest stand nun mal eins: Die Stare standen alle in irgendeiner Verbindung zueinander, und so lustvoll, wie die Figuren anmuteten, die sie schafften, traf ich einfach mal die Annahme, dass ihnen das auch viel Spaß machte, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass ihre gemeinsame Gestalt für die Existenz der Einzelindividuen irgendeinen gemeinsam nach außen gerichteten Sinn machte, außer dem, dass sie sichtbar machte, dass ihnen etwas daran lag, Teil dieses Schwarms zu sein. Sie sind keine Raubtiere, und haben dank ihrer

Flugfähigkeit kaum Feinde, abgesehen vielleicht ihre Eier in der Zeit des Brütens.
Das war also die ganze Aussage: Sie sind keine Einzelgänger, und sie haben damit einen sehr fein ausgeprägten Sinn, für die Richtungen, in die der Schwarm sich bewegt. So sehr, dass er wie ein lebendiges Ganzes anmutet. Was kann es außer der Lust, zusammenzugehören, noch für einen Sinn geben, Teil der Gruppe zu sein und zu bleiben? Sicher, ja, der Genpool. Allein pflanzt es sich in der Regel schlecht fort, und der Fortpflanzungstrieb ist ein sehr Starker.
Ausgestoßener der Gesellschaft, ob selbstverschuldet oder nicht und ständig darunter leidend, lag es für mich natürlich nicht fern, das gewonnene Bild auf seine Kohärenz zur menschl. Existenz/ Gesellschaft hin zu untersuchen, quasi mit dem Wunsch, es wie ein Gleichnis zu betrachten. Das kann auch jeder für sich, bei all den Trends und Strömungen, denen wir unterliegen, was sich auf Erscheinung, Verhalten und auch die Werte auswirkt. Doch interessant erschien mir zum einen der Gedanke, dass das, worauf wir so stolz sind – unsere technologische Fortgeschrittenheit – vielleicht nur eine Figur des Schwarms ist, der sich Menschheit nennt, dass seine Mitglieder sich dabei gar nicht verändert haben, die gleichen sind wie vor tausenden von Jahren. Würde man aus Knochenfunden des Chromagnon-Menschen einen lebendigen Klon generieren, wäre er demnach in der Lage, Teil unserer Gesellschaft zu werden. Würde einen Beruf lernen und sich fortpflanzen. Das ist nicht undenkbar.

Aber dennoch erscheint es dem Einzelnen als ungemein wichtig, immer über die Richtungen, in die sich die Menschheit gerade entwickelt, informiert zu sein, und ihr anzugehören. Ohne darüber nachzudenken verwendet man viel Zeit darauf. Man will zum Schwarm gehören, vielleicht wegen der Fortpflanzung, vielleicht wegen der Sicherheit, die er scheinbar während der Brutzeit bildet. Vielleicht auch während der Ernährung, aber ein einsamer Star, das passt nicht.

Der Eindruck vom gemeinsamen Wesen des Schwarms versuchte ich auch mit folgendem Bild auf die Menschheit zu übertragen: Man nehme einen Pilz. Geht man so zur Pilzzeit in den Wald, findet man oft an manchen Stellen gehäuft Pilze gleicher Sorte. Irgendwann habe ich mal mitbekommen, dass es gar nicht die Pilze sind, die wir Pilze nennen, sondern es ist das im Erdreich verschlungene Wurzelgeflecht. Die „Pilze" sind quasi nur die Früchte dieses Wurzelgeflechts, und das kann uralt sein. Bereichert um dieses Wissen, stellte ich für mich fest, der Mensch ist wie ein Pilz. Uralt, vielleicht unsterblich, und das, was wir die Menschheit nennen sind im Prinzip nur die sich ständig erneuernden Früchte. Der eigentliche Mensch ist unsichtbar. Doch gäbe es diese unsichtbare Seite der Menschheit nicht, so gäbe es keine Menschen, keine Früchte. Risse man das Wurzelgeflecht unter den Pilzen/ Früchten weg, so würden sie eingehen, vertrocknen, wie ein gepflückter kleiner Pilz.

Daraus kann man spannende Schlussfolgerungen ziehen: Nur dadurch, dass die Menschen in Verbindung zueinander stehen, leben sie. Ich stehe aber nun nicht wesentlich mit

Menschen in Verbindung. Wieso lebe ich also trotzdem? Mir schwant eine andere Erinnerung, die besagt, dass es eine zweite Verbindung unter Pilzen, oder waren es Bäume, besteht: Sie teilen einander oberirdisch mit feinsten Partikelchen mit, was gerade so los ist. Ich nehme das mal für die bewusst gepflegte Verbindung der Menschen untereinander. Damit ist dann aber etwas freigeworden, nämlich der im Erdreich alle Pilze mit Leben versorgende Ur-Pilz.

Irgendwann als Junge oder ziemlich junger Mann habe ich mal angefangen, mich für den Kosmos zu interessieren. Voller enttäuschter Liebe und schon damals mit dem dazugehörigen Schmerz und der Sehnsucht versehen, fand ich in diesem Interesse ein Zuflucht. Der Kosmos ist so groß und weit und voller Geheimnisse, dass der Phantasie kaum Grenzen gesetzt sind. Ich habe dabei weniger an fremde, ferne Zivilisationen gedacht, sicher, auch natürlich, aber im Besonderen haben mich physikalische Zusammenhänge interessiert. Ohne mich jetzt groß sklavisch an schon Entdecktes zu halten oder das zu studieren, machte ich mir ein eigenes Bild bzw. sammelte Visionen wie Puzzle-Teilchen. Später dann fand ich ein Teilgebiet eines Teilgebiets, welches dann ein Steckenpferd von mir wurde. Aber auf dem Weg dahin gab es eine Idee, die besagte, dass im kleinsten Teilchen alles ist. Ich wage mal eine Verdeutlichung mit Hilfe des „Universums in der Nussschale“ von S. Hawking. Was das *Alles*, dass da im Kleinsten Teilchen ist, das wusste ich nicht. Viel später dann erinnerte ich mich daran zurück, und machte aus dem *Alles* eine Gemeinsamkeit, die in allem steckt, ähnlich

einem mathematischen Fraktal, z.B. das Apfelmännchen, oder in der Natur die Korkenziehermuschel und dergleichen mehr. Also das Kleine ähnelt dem aus seiner Gesamtheit gebildeten großen Ganzen. Man nehme auch mal den Mikro und den Makrokosmos, hierbei mal das Bohr'sche Atommodell, oder aber auch, und das finde ich besonders verwegen, belebte Materie und ihre DNS. Letzteres zeigt folgende Freiheit in der Ähnlichkeit auf: Die DNS hat zwar nicht die Gestalt des auf ihrer Grundlage entstehenden Lebewesens, aber es kann ihr auf abstrakter Ebene nicht näher kommen. Nichts abstrahiert die Gestalt eines Lebewesens perfekter als seine DNS.
Bezogen auf den Ur-Pilz oder den Ur-Menschen findet sich auf dieser gedanklich abstrakten Ebene die Notwendigkeit einer unentdeckten Gemeinsamkeit, will man soweit gehen und das Bild des Schwarmes der Stare auf die Menschheit übertragen. Sicher, dass Menschen Herdentiere sind liest und hört man allerorten, doch ist die Zahl der Einzelgänger nicht gering und eher wachsend.
So kann man dann also Mutmaßungen über das Wesen der Gemeinsamkeit anstellen: Es könnte eine bestimmte Wellenlänge einer elektromagnetischen Strahlung sein, die das Kleinste mit allem anderen gemeinsam hat. Es könnten magnetische Felder sein. Es könnte der ähnliche Aufbau sein, der Adaptionen oder Assimilationen gestattet, Es könnte eine latent vorhandene Kraft oder ein Äther sein, auf den alles reagiert und zum Leben anregt. Es könnte ein pulsierender Potentialunterschied sein, allumfassend wie Hubbles Hintergrundstrahlung, der eine Information erst sichtbar macht, so wie die DNS eine nahezu unsichtbare

Information ist, die erst mit Hilfe von Molekülen eine Gestalt entwickeln kann, die sie potentiell enthält.
Doch die DNS ist zu isolieren, man kann sie den Entstehungsbedingungen entziehen. Wie sollte man das wohl mit leerem Raum machen? Wie sollte man die Information isolieren, die in einem allumfassend pulsierenden Potentialunterschied existiert, der auch unsere Existenz bedingt? Es geht schlicht nicht, doch man soll nicht so schnell sein...
Es macht an dieser Stelle kaum einen Sinn, von Gott anzufangen, und doch stupst es einen geradezu mit der Nase drauf. Wenn wir wirklich in einer Welt leben sollten, die ohne allumfassend pulsierenden Potentialunterschied nichts ist als leere Information, dann war genau das der Zustand vor dem Urknall. Es ist vom Rauminhalt her problemlos möglich, die Information des Weltalls, die ja nun sozusagen immateriell ist, in einen Punkt zu quetschen. Physiker würden sagen, und worin bitte ist die Information gespeichert? Nur zur Beruhigung sage ich mal: Wenn ich den ganzen Abend den Fernseher laufen lasse oder eine Party mit hundert Leuten habe, wo bitte sind dann die ganzen Gespräche geblieben, wenn die Party vorbei ist? Ich glaube es ist nichts weiter passiert, als das ein paar Wellenlängen in den Köpfen der Bekannten etwas anders sind.
Knapp ausgedrückt, und besser kann ich es nicht, wäre dann der allumfassend pulsierende Potentialunterschied die Macht, die dann aus der Information unser Weltall, mit allem was dazugehört, geschaffen hat. Alle Materie wäre dann nichts weiter als in Schwingung versetzte

Information. Alles und Jedes schwänge dank der Information auf verschiedene Art und Weise. Moleküle, die Ansammlungen von Atomen sind, schwingen gemeinsam anders als alleine, und für die belebte Natur heißt es dann, dass die DNS ein Schwingungsmuster vorgibt, dass das Individuum zu dem macht, was es ist.
Falls sich jemand fragen sollte, wieso etwas, dass nur aus Information und Potentialunterschied Bestehendes Masse hat, dem sei gesagt, lange Zeit ist in der Physik eine Theorie untersucht worden, nach der alles, auch Materie, aus elektromagnetischen Wellen besteht, und die sind ja auch nicht besonders schwer. Zwar nicht Masse, aber doch Gewicht wiederum ist nur über Gravitation feststellbar, und kann sich jemand vorstellen, auf welche Weise Raum gekrümmt wird? Ich nicht. Man sagt, dass geschieht mittels Energie, welcher auch immer, aber was genau ist Energie, wenn nicht ein Potentialunterschied...?

Ich will gar nicht an dem Potentialunterschied festhalten, allein die Möglichkeit, dass alles, das Kleinste und das Größte, einen gemeinsamen Nenner hat, der vieles, was für mich erstaunlich ist, zumindest erklärbar macht, finde ich so großartig, dass ich es Gott nennen möchte. Wir sollen uns von Gott kein Bild machen, und das scheint mir unter der Gegebenheit, dass er in allem und alles sein soll auch schlecht möglich.
Mir fällt es nicht schwer, so an Gott zu denken. Man sagt, er ist das Leben, hat die Welt geschaffen, und Adam und Eva waren unsterblich und noch viel mehr so paradoxe Sachen. Nimmt man Worte aus der Bibel etwas weniger

buchstäblich, so kann man darin Inhalte finden, die sie viel weniger weltfremd erscheinen lassen, als sie dem modernen Menschen erscheinen, der ja, so stellt es sich mir zumindest dar, Atheist ist.
Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich ihn mir überhaupt zu erklären versucht habe, aber ich bin ja auch katholisch, und da ist das ja sowieso obligatorisch.
So, und auf diese umständliche Weise, stellt sich mir also der Urpilz dar. Demzufolge ist es also möglich, zwar den bewussten Umgang mit Menschen zu verlieren, aber die ursprüngliche Gemeinsamkeit, nämlich in Gott zu sein, kann nicht verlöschen. Einzig möglich ist das über den Tod, wenn sich mittels Verwesung die Moleküle verändern, und die daraus entstehende Substanz nicht mehr auf der von der DNS vorgegeben Weise schwingt. Damit wäre dann die Information verloren. Eine Erklärung für das ewige Leben nach dem Tod fällt mir nicht ein, bis auf die vielleicht in den Mitmenschen hinterlassenen Beeinflussungen der Wellenlängen in ihren Köpfen. Damit fällt mir dann gleich die Geschichte vom morphogenetischen Feld ein:
Die Wissenschaft hat herausgefunden, dass auf verschiedenen Erdteilen lebende Ratten sich untereinander beeinflussen können. Sollte eine Ratte jemals den Ausgang aus einem Labyrinth gefunden haben, so werden alle nach ihr auf der Welt geborenen Ratten daraus einen Vorteil ziehen. Sie werden das Labyrinth schneller verlassen können.
Es geht mir nicht darum, Ratten und Menschen in Zusammenhang zu bringen (wobei ich schon spirituell die

Sichtweise in den Raum stellen möchte, dass der Charakter des Menschen in Anzahl und Verschiedenheit bei den Tieren ein Abbild findet), man bedenke wie es dem ging, der das mit Affen tat, aber um bei den Ratten zu bleiben, so hat scheinbar die erste Ratte mit ihrer Suche des Ausgangs irgendein Feld so verändert, dass es sich in den Fähigkeiten der nach ihr Geborenen ausdrücken konnte. Das würde das Beispiel vom Chromagnon-Menschen ad absurdum führen. Denn der Umstand, dass die Ratten nachher geboren werden mussten, deutet doch darauf hin, dass sich doch physikalisch in den Ratten etwas verändert hat. Vielleicht aber ändert die Handlung der Labyrinth-Ratte auch den allumfassend pulsierenden Potentialunterschied, um ihn mal wieder hervorzukramen. Dann würde das bedeuten, dass der Klon des Chromagnon-Menschen nicht der gleiche Mensch wäre, wie der Ur-Chromagnon. Mit anderen Worten: Jedes Lernen, jede daraus gefällte Entscheidung aus allen Zeiten ändert die Grundlage des Lebens, z.B. also den allumfassend pulsierenden Potentialunterschied. Inwieweit nun Einflüsse von Ratten auch Menschen betreffen, ist dabei eigentlich nebensächlich. vielleicht ist das Gehirn sowieso nur zum größten Teil wie ein Empfangssystem verglichen einem Radio, das gemäß einer festeingestellten Empfangsfrequenz nur für es bestimmte Informationen empfängt.

Ich komme vom Hundertsten ins Tausendste, aber es gibt Untersuchungen zum Nahtot. Demnach haben Menschen eine zeitlang tot verbracht, z.B. bei einer bestimmten Gehirnoperation, die nachweislich den OP, in dem sie

operiert worden sind, und das, was an Gesprächen während ihres Todes unter den Operateuren stattgefunden hat, nach ihrem Aufwachen wiedergeben konnte. Sie hätten über sich geschwebt, und alles genau gesehen. Manche wollten gar nicht mehr zurück von dort, sie hatten schon vom Leben losgelassen und wären zufrieden gewesen, doch unterstützt durch die Bemühungen der Ärzte konnten dann im Totenreich befindliche Personen die Teilzeit-Toten überzeugen, zurückzukehren.

Am Modell gesprochen wäre also der operierte Mensch in Form seiner Information Teil des Totenreiches geworden, und das will ich mal den gemeinsamen Nenner in allem und jedem nennen, Gott. Morphogenetisches Feld klingt zumindest pseudowissenschaftlich, und richtet sich daher an den Atheisten.

Zum Zeitpunkt der Geburt oder der Zeugung wird also festgelegt, in welcher Weise das Empfangsteil im Gehirn kalibriert wird. Die bis dahin für den Menschen durch seine Milliarden Ahnen geschaffene Veränderung im morphogenetischen Feld werden ein Teil von ihm. Anschließend muß er selber Erfahrungen machen. So wie die schon existenten Ratten nicht vom Erfolge der Labyrinth-Ratte profitieren.

Man denke an die Analogie zur Astrologie: Ganz wichtig, das Geburtshoroskop. Welches Leben vor dem Klon des Chromagnon-Menschen auch immer, sowie seine Eigenschaften und Fähigkeiten sind abhängig vom Geburts- oder Zeugungszeitpunkt. Das ist kohärent zur Theorie vom morphogenetischen Feld, wie besprochen.

Eine frühere Idee von mir war mal, das Gehirn ist Empfangsapparat, wie gesagt, aber mit frei wählbarer Frequenz. Ich dachte mir, jeder Mensch aus Vergangenheit und Gegenwart sei über eine bestimmte Einstellung zu erreichen.
Da ging es mir aber gar nicht gut. Es war gerade zum ersten Mal Schluss mit meiner ersten Freundin, und ich war malat. Damals war ich noch so leichtsinnig, und habe mit mir gemacht, was ich wollte. Ich kannte meine Grenzen überhaupt nicht. Ich tauchte also ganz tief in irgendwelche Überlegungen über die Welt, Energie, Gott und Materie ein, eine bestimmte Perspektive beibehaltend, und damit eine Theorie überprüfend. Es war auch noch dunkel im Zimmer, absolut still, und ich lag. Für mich wurde es dunkler und dunkler, ich ließ es darauf ankommen, den Kontakt zu allem mich Umgebenden loszulassen. Irgendetwas Abgefahrenes erdachte/bekam ich gerade zum Ergebnis meines Meditierens, da bekam ich furchtbare Angst. Ich dachte ich schaffe es nicht mehr, zurück zu gelangen in die Wirklichkeit, schaffte es dann aber natürlich doch.
Wenn ich nicht schon einen Schaden hatte, hat es damit damals seinen Anfang genommen.

Doch ich möchte auf das kleine Mädchen zurückkommen. Psych. kranke Männer sind für Mütter kleiner Mädchen geradezu eine Urangst geworden. Die Medien nähren das mit dem Blick auf die Einschaltquote oder Auflagenhöhe mit immer weiter gesteigerten Meldungen und wachsender Begeisterung. Jeder Mann, der kleine Mädchen süß findet

und nicht in engem Kontakt zu seiner Mutter steht oder zumindest ihrem sozialen Umfeld angehört, also eine Vertrauensperson ist, macht sich verdächtig, wenn er Interesse zeigt oder irgendwie zu erkennen gibt, dass die kleine Tochter eine Beachtung verdient. Und gerade darum will ich, der sozusagen das prädestinierte Misstrauen repräsentiert, darauf eingehen. Einfach, weil es mir stinkt. Doch ich werde ein bisschen ausholen, denn schließlich geht es hier um mich, und nicht darum, mir einen Weg zu kleinen Mädchen zu bahnen.

Chronologisch aufgezogen ergibt sich für meine kindliche und frühkindliche Zeit folgendes: Mit drei, früheres wäre reine Mutmaßung, war ich sehr hibbelig und wild. ich rannte wie ein Wirbelwind umher, und nicht selten stieß ich mir dabei den Kopf. Noch heute kann ich auf meiner Stirn eine Delle ausmachen, die von damals herrührt. Ich verstauchte mir auch Hand- und Fußgelenke, brach mir Knochen an, und bin wohl als Baby auch mal wo runtergefallen, denn die Bruchstelle am Schlüsselbein spüre ich immer noch beim Schwimmen. Ich klemmte mir die Finger und schürfte mir mit an Gewohnheit grenzender Regelmäßigkeit Knie und Ellenbogen auf. Meine Schienbeine sind noch heute ein Narbenfeld. Doch damit nicht genug schaukelte oder wackelte, wie ich es nannte, ich mich in den Schlaf, zumeist begleitet von der lauten, aber richtigen Wiedergabe bekannter Schlager und sonstiger Lieder, die ich aufschnappte. Wenn eine Bekannte meiner Eltern da war, tat ich das umso begeisterter, auch in der Hoffnung, sie möge Notiz von mir nehmen. Aus heutiger Sicht stellt sich mir mein damaliges Verhalten doch recht

auffällig dar. Meine Familie aber gab mir diesbezüglich keine Rückmeldung.
Angeblich soll ich dann auf der Straße glücklich mitten unter den anderen Kinder gespielt haben, und mich sogar anführend gezeigt haben. Auch wenn ich mich eigentlich nur daran erinnern kann, dass ich Anhängsel meiner Schwester war, und ich mich ungefähr so erwünscht fühlte wie ein Wurmfortsatz, muss doch irgendetwas dran gewesen sein, denn meine Eltern bekamen wohl mehrfach begeisterte Anerkennungen über mich, was für ein ausgesprochen gelungener Junge ich sei. Ich kann mich auch schon daran erinnern, wie optimistisch, dynamisch und kräftig ich mich zeigte, aber besagte Auffälligkeiten waren eben auch da.
Und so legte mir dann, abgesehen von meiner dominanten Schwester und dem unbekannten Grund für meine Wildheit, dass Schicksal dann auch die erste Feuerprobe auf den Weg: Mit der Einschulung beginnend stellte sich heraus, dass unsere Klasse, in der auch meine Nachbarskinder und Spielgefährten waren, mit einer Klassenlehrerin versehen war, deren Gerechtigkeitssinn darin bestand, die schlechten Schüler zu verachten und zu schlagen, und die Guten zu fördern und zu respektieren. Biblisch geradezu, dem Reichen wird gegeben, und vom Armen genommen. Nun könnte man ja meinen: Na und? Normal!, aber so einfach ist das nicht. Die meisten meiner Nachbarskinder waren schulisch miserabel, und ich gehörte zu den Besten. Was beim Spiel auf der Straße auf natürliche Weise zu einem bestimmten Platz in der Gruppe führte, wurde des Vormittags von der Lehrerin bestimmt. Also den

halben Tag lang. Das ergab dann (es hat sehr lange gedauert, bis ich die Kausalität endlich begriffen habe), dass die Nachbarskinder all die Schläge und Verunglimpfungen, die sie Vormittags durch die Lehrerin erfuhren, gemeinsam und als Gruppe an mich weitergaben. Den ich als Anführer der Gruppe in Verdacht habe, den ich eigentlich sehr mochte, und der mich, glaube ich, auch, sehe ich jetzt noch vor meinen Augen mit rotem Kopf am Pult der Lehrerin stehend, die ihm sein Klassenarbeitsheft ihrerseits ebenfalls mit rotem Kopf laut kreischend um die Ohren schlug. Ich nehme an, ich bekam mein Heft dann mit einem zugeneigten Gesicht und sanften Worten, bestimmt auch unter Lächeln, von ihr an mein kleines Tischchen gebracht.
Ich kann jetzt nachvollziehen, wie es meinen Freunden oder Spielkameraden gegangen sein mag, und mit Hilfe eines üblen, nicht direkt mit uns in Verbindung stehenden, wohl aber eines Klassenkameraden, geschah dann das für mich Unfassbare. Vielleicht hatte auch der Außenstehende die Idee dazu. Der hatte nämlich einen größeren Bruder, den ich viel später gleich noch in zwei verschiedenen Bezügen zu mir kennenlernen sollte, und er rauchte schon mit sechs. Kleingeblieben ist er deswegen.
Nachdem man mich erst mal nur auf bewährte Art und Weise ärgerte, was heißt, Hol mal einen Ball, und wenn man dann wiederkommt ist keiner mehr da, oder auch, allgemeiner Start zum Kettcarrennen, aber nach dem Starsignal fährt nur einer los. Gut kommt auch, wenn man immer als letzter in eine Völkerballmannschaft zum abendlichen Spiel auf der Straße aufgenommen wird. All das geschah in einem wunderbar heißen lichtdurchfluteten

Sommer, den ich heute noch riechen kann, und der, es ist mir peinlich, mich so ausdrücken zu müssen, der letzte war, in dem ich mein Leben gespürt, genossen und gelebt habe, selbst unter den beschriebenen Auffälligkeiten, die im familiären Rahmen zu Tage getreten waren, die aber in meiner Erinnerung keine elterliche Beachtung fanden.
Alle diese kleinen Mobbereien hatten mich nicht kleingekriegt. Weiter war ich gut in der Schule, weiterhin flogen kleinen Spielkameraden die Hefte um die Ohren und wurden von der Lehrerin wie Müll quer durchs Klassenzimmer geworfen. Einer meiner Spielkameraden war ein Freund für mich, und er war ja, wie alle anderen, auch schlecht in der Schule. Ob es nun unsere Mütter waren oder wie es auch zu Stande kam, jedenfalls war ich dann irgendwann sein Nachhilfelehrer. Natürlich hätte man es auch als freundschaftliche Hilfe bezeichnen könne, doch meine nachmittäglichen Frustrationen müssen mich wohl schon leicht auf Distanz gebracht haben, und so waren unsere Nachhilfestunden doch zumindest meinerseits schon von leicht professionellem Charakter, denn schließlich musste ja auch ich mir irgendwie wieder mein Selbstwertgefühl herstellen. Ich will diese Darstellung nicht übertreiben, und ich weiß auch nicht, ob das, von außen betrachtet, zu merken gewesen wäre, aber ich glaube meinem Freund stellten sich diese Nachhilfestunden doch etwas erniedrigend dar.
Der Bruch kam folgendermaßen: Da ich ja immer noch mit meinen Spielkameraden spielte, wenn auch mit wachsendem Unwohlsein, war ich mit ihnen oft zusammen. Immer öfter stieß der besagte Raucher mit dazu, und eines

Nachmittags in diesem heißen, staubigen, blendend hellem und von Blätterrauschen erfüllten Sommer saß er auf meiner Brust. Ich habe keine Ahnung, wie es dazu gekommen sein mag, aber er saß auf mir drauf und schlug mich, spukte mich an, brüllte mit erhobener Hand: Heul doch! – oder: Wenn Du lachst hör ich auf!
Ich war im Spucken nicht so gut, und besabberte eher mich selbst. Dann kam jeder der ungefähr sieben Kinder mal dran, und musste wie bei einer Mutprobe demonstrieren, auf welcher Seite er stand, indem er es dem Ersten gleich tat. War ich bei Beginn dieses Spiels noch etwas ungläubig ob seines Ernstes, so begriff ich doch dann mit anhaltender Fortsetzung des immer gleichen Rituals, dass ich nicht mehr Teil der Gruppe war. Ich befreite mich dann irgendwie, und lief, mehr von den anderen gejagt als entkommend, laut heulend die Straße runter zu meiner Mutter.
Im Grunde hätte diese Erfahrung für sich genommen schon die Seele eines Kindes ausreichend strapaziert. Denn so etwas passiert allerorten zu vergangenen, gegenwärtigen und bestimmt auch zukünftigen Zeiten, und immer kommen die Kinder durch. Der Mensch ist stark genug, mit so etwas zurechtzukommen. Schließlich ist man meistens seelisch heil, und hat seine Eltern bzw. seine Familie. Mir passierte es nun aber leider, dass meine Mutter mit meiner Stimmung gar nicht zurecht kam. Ich nehme an, meine Enttäuschung über das eben erlebte äußerte sich ähnlich temperamentvoll, wie es sich schon in meiner Hyperaktivität vergangener Jahre gezeigt hatte. Sie war jedenfalls überhaupt nicht Herr der Lage, bekam Angst, ich

ginge kaputt. Das alles spielte sich in kürzester Zeit ab. Ich war gerade von all meinen Spielkameraden verlassen, geschlagen und verhöhnt worden, und meine Mutter drohte mich jetzt auch noch aufzugeben, indem sie mir zeigt, dass sie mich nicht mehr verstand. Vor dem Hintergrund des dünnen Selbstwertgefühls aus vorangegangenen Verletzungen durch meine Freunde, und des zugrundeliegenden Defizits an Aufmerksamkeit, denn nichts anderes ergab sich ja aus meinen Auffälligkeiten im familiären Rahmen, reagierte ich in folgender Wese: Ich hatte also keine rechte Beachtung in der Familie, meine Freunde wollten mich auch nicht mehr, und meine Mutter distanzierte sich vorsichtshalber von mir (Sie hatte zwei Jahre vor meiner Geburt mal ihr zwölf Stunden altes Baby verloren): Ich habe nicht darüber nachgedacht, aber ich hörte schlagartig auf zu weinen oder irgend ein anderes Gefühl zu zeigen, bin in mein Zimmer und habe mich auf mein Bett gelegt. Ganz ordentlich, auf den Rücken, und war, ich kann es nicht anders sagen, tot. Das hat sich im Wesentlichen auch nicht mehr geändert. Zwar erlaubt mir dieser Zustand, Schlimmes zu ertragen, aber er macht es mir unmöglich, zu leben. Ich kann um diesen toten Kern eine Menge Leben schaufeln, aber das Innere, die Wurzel, will nicht mehr ausschlagen.

Von da an kam zu den bereits erwähnten Symptomen noch eine oft und stark auftretende Migräne – jeden zweiten Tag, so dass ich nach der Schule nur noch unter meinem Schreibtisch im Dunkeln und Kühlen lag.

Als ich tot wie ein Stock auf meinem Bett lag, muss ich auch die Erinnerung an das doch gerade kurz

zurückliegende Ereignis verdrängt haben, denn ich habe erst dreißig Jahre später wieder die Erinnerung daran zurückerlangt.
Wenn ich so erzähle, denke ich manchmal, für Andere mag es sich wie der Wunsch, sich in den Vordergrund zu spielen, anhören. Zu meiner Verteidigung kann ich nur anführen: Wenn ich heulen könnte, würde ich das tun, und niemand würde an einem so geäußertem Wunsch nach Trost einen Anstoß nehmen. Doch ich äußere mich eben so – immer mit einem Unterton der Autonomie, als bräuchte ich niemandem. Das ich diesen Eindruck abgebe, bestätigt nur, dass das Wiedergegebene auch tatsächlich so abgelaufen ist, denn es ist kohärent dem Verhalten, dass ich meiner Mutter gegenüber gezeigt habe, als ich merkte, sie kann mir nicht helfen. Noch heute will ich demzufolge stark sein, damit meine (schwache) Mutter mit mir umgehen kann, mich nicht auch verlässt. Ich zeige mich entweder stark, damit sie keine Angst haben muss, mit mir überfordert zu sein, oder leicht, dumm, fröhlich, einfach, normal, gesund, erfolgreich, unabhängig etc. p.p.. Dieses Verhalten ist mir in die Seele gebrannt. Die Zeit, in der man lernt, sich so gegenüber Nahestehenden zu verhalten, in der Adoleszenz also, habe ich übersprungen, denn es gab für mich nie den Kampf um Autonomie. Ich tat und tue so seit ich sechs oder sieben bin. Ich habe es nicht kategorisch gelernt. Es ist für mich der Weg, nicht allein gelassen zu werden. Doch warum soll man jemanden besuchen, der sich gibt, als bräuchte er niemanden? Und ich kann mich nicht dagegen wehren, diesen Eindruck zu vermitteln, denn aus der kindlichen Erfahrung her erscheint es mir

lebensnotwendig, die autonome Erscheinung aufrecht zu erhalten, auch wenn ich daran zerbreche oder zerbrochen bin.
Doch das Leben geht weiter, wie immer, einfach so und ohne jedes Erbarmen. Die Jungs waren ja noch nicht fertig mit mir. Die große Aktion war ja bloß der kopfgesteuert ausgeführte Plan des Rauchers, und so gingen die wirklichen, aus dem Gefühl der Rache erwachsenen Sticheleien, weiter. Abgesehen von dem erheblich seltener gewordenen, gemeinsamen Spiel, welches aber in zunehmendem Maße von Nachhilfestunden ersetzt wurde, gründeten sie eine Bande, deren gemeinsames Ziel nicht vordringlich meine Vernichtung war, aber doch ein Teilaspekt ihrer Begründung. Es half ja nichts, auch ich musste mal für meine Mutter die Straße hochgehen zum Kaufmann oder wurde wegen meines zunehmendem Stubenhockertums einfach rausgesetzt, und so durfte ich dann erleben, dass sich meine ehemaligen Spielkameraden sich mir gegenüber ähnlich vertrauenheischend benahmen wie die Morlocks in dem Film „Die Zeitmaschine (I)“ von H.G. Wells: Während ich ungeschützt auf dem Bürgersteig ging huschten sie in den Vorgärten hinter den Büschen umher und gaben vereinbarte Laute von sich. Sie griffen mich nie an, bestätigten mich nie in dem Gefühl der Bedrohung, aber es geschah, sooft ich mich zeigte.
Ungeachtet der Tatsache, dass seither viele Jahre verstrichen sind, geht es mir noch heute so. Ich muss während meiner möglichst selten gehaltenen Ausflüge genau das Gefühl von damals ertragen. Ich weiß einfach, jeder Kontakt kann so kippen, dass sich für mich wieder

dieses Horrorszenario aufbaut, wenn der Kontakt bricht. Ich habe es etliche Male erlebt, dass mein Verstand in dieser Weise reagiert. Das einzig Positive, was ich davon weiß, ist, dass die Bedrohung nie wahr wird, doch sicher bin ich mir nicht.
Nachdem sich also dieses Gefühl ausreichend gefestigt hatte, ließ man mich bis auf die Missachtung während des schulisch erfüllten Vormittags weitgehend in Ruhe. Ich war ob des Gerechtigkeitsempfindens meiner/unserer Lehrerin zum Außenseiter gemacht worden, weil ich gute Schulleistungen gezeigt habe, und noch heute sind mir solche besonderen Leistungen unangenehm, und ich denke, dass man mich ihrer wegen nicht annimmt. Ich unterscheide mich damit vom gesunden Empfinden.
So langsam drängte sich meinen Eltern auch der Verdacht auf, etwas könne nicht stimmen bzw. man müsse zumindest meine Kontaktscheue beheben. Doch ihre Versuche, mich mit anderen Kindern in Kontakt zu bringen scheiterten letztlich. Selbst der groß angelegte Geburtstag, der auch von einigen der ehemaligen Spielkameraden und Folterknechte besucht wurde, brachte keine Besserung mehr, nur schöne Bilder. Ich wurde auch gefragt, warum ich denn so still geworden sei, aber ich antwortete nur, ich weiß nicht, und es ist alles in Ordnung.

IV.

Ich kann es immer nicht fassen, dass die genannten Ereignisse keinem Arzt reichten, um sie meiner Krankheit

zur Begründung zu nehmen. Ich kann genauestens nachvollziehen, wie ich krank wurde, und doch wird die genetische Veranlagung präferiert. Ich weiß zwar nicht, was meine Wildheit bedingte, doch dass sie sich zeigte, kann doch nicht das adäquate Verhalten quasi einer anderen Spezies sein. Es kann doch nicht nur aus der Tastsache meiner jetzigen Diagnose geschlossen werden, dass Symptome, die ich als Kleinkind gezeigt habe, nicht mehr mit dem gleichen Maß gemessen werden, wie es der Fall wäre, wenn ich heute als Dreijähriger behandelt würde.
Eine andere Indikation mag dem einen oder anderen ärmlich oder jenseits von Gut und Böse erscheinen, doch als Katholik habe ich auch noch eine gewisse Beziehung zum Alten Testament, und Moses wurde nun einmal mitgeteilt, dass die Nichteinhaltung der göttlichen Gebote nicht nur Folgen für den Täter und seine Angehörigen habe, sondern auch für seine Kinder und Kindeskinder.
Mein Opa väterlicherseits erwischte mal seinen Bruder mit seiner Frau. Und wie es im letzten Zehntel des vergangenen Jahrtausends noch möglich war, verpflichtete er die beiden, nach der Scheidung von ihr zu heiraten und aber auch die bis dahin schon von ihm und seiner Frau gezeugten drei Kinder großzuziehen. Er war damit frei, und ging seelisch schwer beschadet seinen Weg in eine Ehe, die unter Anderen auch meinen Vater zur Folge hatte. Ohne jetzt die Härte der Entscheidung verantwortlich zu machen, so war es der Bruder, dessen Urheberschaft weit in die Zukunft wirkte. Die Schwere der Verantwortung für drei Kinder, die Enttäuschung meines Großvaters, seine sich damit folgenschwer verändernde Persönlichkeit u.s.w., all dass

beeinflusste das Leben seiner neuen Frau, seiner neuen Kinder und auch, das steht außer Frage, seiner Kindeskinder, darunter ich. So wie die Not des Großvaters nicht beachtet wurde, nur beachtet von ihm selber durch seine verhängnisvolle Lebensentscheidung, so ist auch mir Nichtbeachtung wiederfahren, wurde ich allein gelassen.
Ich denke, man nimmt mir ab, dass ich ein schlüssiges Bild zum Beweis erbringen könnte, aber ich weiß auch, dass phantasievollen Menschen, die zudem noch krank sind und sowieso ständig nach Aufmerksamkeit und Anerkennung hecheln, auch nicht wirklich geglaubt wird. Doch auch das hängt mit der ererbten Strafe zusammen, wenngleich auch ich nicht wirklich unter dieser Darstellung leide, aber sie ist wieder einmal immerhin ein Modell, dass unter religiösen Insidern durchaus Bestand hat.

Mir persönlich macht es einfach Spaß, aus erlangtem Wissen Modellvorstellungen zu entwickeln, die Fachleute, ich nenne sie mal Szenegänger, zumindest ansprechen könnten. Da wäre dann auch der Vollständigkeit halber die Übereinstimmung zu erwähnen, dass mein Freund (der, der mir die erste Freundin nahm) mir wie ein Bruder war, und insofern mir etwas Ähnliches passiert ist, wie meinem Großvater, aber mit der Erschwernis, es schon viel früher erleiden zu müssen, und auch keinen Nachwuchs zu haben. Es gab Zeiten, in denen ich viel daran dachte, Erbschulden erbringen zu müssen, und ich habe erst vor einem halben Jahr beschlossen, für meinen Suizidversuch genug gebüßt zu haben.

Heute geht es mir so, dass ich schon soviel über alles und jedes gebrütet habe, dass es mir zwar immer noch Spaß macht, Zusammenhänge zu finden, aber ich halte sie für nichts Besonderes mehr. Ich weiß einfach, wenn man will kann man für alles Erklärungen finden. Besonders dann, wenn man nicht den Beweis ihrer Richtigkeit erbringen muss.
Und dennoch, auch im richtigen Leben müssen manche beruflich Modellvorstellungen erbringen. Vielleicht auch gleich eine Auswahl, so daß man verschiedene Wege gehen kann. Also ganz wertlos ist mein Treiben nicht.

Doch um am Punkt zu bleiben: Das Schicksal hatte es sich nun einmal vorgenommen einen Rettungsversuch zu starten, und der kam in Gestalt des hier so mühsam eingeleiteten, besagten kleinen Mädchens. Doch zuvor möchte ich, um in der chronologischen Reihenfolge dieses Abschnitts zu bleiben, eine für mich sehr wichtige Phase meines Lebens beschreiben:
Ich zog mich also zurück. Weihnachten oder zum Geburtstag, was bei mir nahe beieinander liegt, bekam ich zwei Baukästen geschenkt, die mein Leben mit einem neuen Sinn erfüllen sollten. Es handelte sich dabei um ein eher technische Spielzeug, mit dem man, seiner Kreativität nur wenig Grenzen gesetzt, alle möglichen statischen oder mechanischen Konzepte erfinden konnte. Das tat ich dann ohne Unterlass. Ich vergaß dabei vollständig das zurückliegende Elend. Am liebsten baute und spielte ich still und allein bei verschlossener Tür. Gelegentlich schaute meine Mutter herein und ich bekam dann auch irgendwann

das Lob, wie schön ich denn spielen könne. Ich weiß nicht, ob medizinische Fachleute diese Therapie verschrieben hätten, aber ich war froh, dass es diese gab. Doch etwas war seltsam: Manchmal ließ meine Mutter die Tür offen, wenn sie hereingeschaut hatte – vielleicht fand sie es gruselig, wie sie so über Stunden nichts von mir hörte. Ich ließ die Tür dann erst offen, denn sie wollte es ja wohl so, aber ich kam mir dann recht bald vor, als würde ich ihr mit meinem Spiel eine Aufführung geben oder geben sollen. Ich glaube, ich machte die Tür dann meistens wieder zu. Ich wollte nicht auf einer Bühne spielen.

Noch heute kenne ich dieses Gefühl. Es zeigt sich in einem Bewusstsein des observiert-werdens, was schon sehr belastend sein kann. Niemals allein, nicht mal beim ..., dass ist purer Stress. Einer würde sagen Angst ist Stress, aber Angst und observiert-werden, das hat es dann wirklich in sich. In einem Fachbuch über Bipolarität, zu der z.B. auch Manisch-Depressiv-Sein gehört, habe ich mal gelesen, dass das Alter des Ausbrechens der Symptome dieser Krankheiten ein Maß für ihre Stärke ist. Je eher, desto schlimmer. Demnach wäre ich, falls ich meine Symptome richtig gedeutet habe, komplett im Eimer. Die Beschreibung meiner Psychose und das, was meinen Eltern über meine Genesung gesagt worden war, unterstützen diese Eigendiagnose. Und so freue ich mich auch, trotzdem immer noch dabei zu sein.

Ich wollte und ich sollte meiner Mutter fern bleiben. Sollen deswegen: Es ist ja nun nicht so, das ich auf einen Schlag in

Schweigen verfallen wäre, und nicht mehr mit meiner Familie geredet hätte. Es gab schon immer mal wieder den Versuch, mich von meiner Mutter trösten zu lassen, wenn mal wieder etwas passiert war. Aber mein Vater hatte dann die glorreiche Idee, mir wiederholt zu sagen, ich möge meine Mutter schonen. Sie hatte auch definitiv ständig mit meiner pubertierenden Schwester zu tun, was sie sehr anstrengte, aber meinem Verhalten, wie es meiner Mutter aufgefallen war, dass ich mich sehr zurückziehe, auch noch Vorschub zu leisten, dass zeugt wirklich nicht gerade von Aufmerksamkeit für mich. Er war zu der Zeit auch beruflich sehr gestresst, flüsterte, wenn er zu hause war, obwohl niemand nirgends schlief. Mein Verhalten aber wurde verstärkt, und es kam der Punkt, an dem ich mir in so jungen Jahren die Haltung meines Vaters zu eigen machte, und mir selbst sagte, ich schone meine Mutter, sie hat genug mit meiner Schwester zu tun. Es war der erste von drei Leitsprüchen, einem Lebensmotto gleichkommen, die mein Leben bis vor Kurzem bestimmen sollte. Im Nachhinein halte ich sie alle für verkehrt, aber so was kommt eben von so was, wenn man niemanden hat, niemand darauf auch wirklich wert legt, und man mitten drinsteckt in seinem Leben und aufgrund fehlender Distanziertheit zu sich selbst keine Übersicht und keine Ahnung hat, wie normale Leute leben, denn gefühlsmäßig habe ich von meinen Eltern keine lebenswichtigen Kenntnisse erworben. Meine Partnerin und ich haben uns denn auch im Zusammenhang damit manchmal ein wenig über den Vergleich mit Kaspar Hauser amüsiert, den ich für mich angewandt habe.

Doch zurück zu den Baukästen: Sie vermittelten neben einem Gefühl für mechanische und statische Regeln auch die Annahme fester, bestehender Regeln dadurch, dass jede Art von Bausteinen nur in bestimmter Art und Weise mit anderen verbunden werden konnte. Noch heute ist es für mich selbstverständlich, dass alle Gegenstände bestimmten Eigenschaften zuzuordnen sind, und dass nur unter Berücksichtigung dieser spezifischen Merkmale aus Verschiedenem ein Ganzes werden kann. Auch Gedanken, Zusammenhänge, und natürlich auch die verschiedenen Charaktere der Menschen unterliegen dieser Wesenheit, und können nicht mit, im übertragenen Sinne, Bindfaden und Spucke zu einem tragfähigen Ganzen verknüpft werden. Doch manchmal sagt mir die Beobachtung, dass im wirklichen, zynischen Leben genau das versucht wird, indem so wirksame Verbindungsmittel wie *Not* und *Elend* die Flexibilität von Lebendigem zur Veränderung bestehender Charakteristiken erfolgreich genutzt wird. Im Prinzip hatte ich ja eine ähnliche Vergewaltigung meiner Persönlichkeit hinter mir. Wie auch immer, ich glaube, dass diese Baukästen mein Studium nicht unwesentlich vorbereitet haben. Ich hatte auch noch eine Modelleisenbahn, die hauptsächlich mein Vater entwarf und baute, und die auch nur Weihnachten aufgebaut wurde. Die war schon sehr toll.

Diese beiden Spielzeuge haben mich Erfahrungen sammeln lassen, die noch heute manchmal in mir lebendig sind. Ich habe die Sachen noch immer, und es kommt vor, dass ich in einer ähnlichen Stimmung bin wie damals, und dann

würde ich sie mir am liebsten nehmen, doch irgendwie merke ich dann, dass die Zeit weitergelaufen ist, und auch ich ein Anderer geworden bin. Manchmal, wenn ich mit Kindern zu tun habe, hole ich die Sachen hervor, und dann spielen wir damit. Doch leider hat sich noch kein Kind gefunden, dass wirklich auf die beiden geheimnisvollen Baukästen anspringt. Sie finden einfach keine Zusammenhänge, und die Bausteine geben den Kindern keinen Halt, was mit ihnen zu bauen ist. Das war früher zu meinen Bauzeiten auch nicht anders. Gemeinsames Spiel war wenn, dann nur mit Lego möglich. Die Geheimnisse von Statik und Mechanik waren nicht attraktiv und stießen auf Unverständnis. Mir aber, der ich damals meine kleine Spezialwelt suchte und brauchte, kamen sie gerade recht.

Dann kam wieder ein Sommer. Unser Nachbar, bis dahin mit seinem Vater im Nachbarhaus wohnend, hatte eine, für mich aus heutiger Sicht bzgl. der damaligen Zeiten recht unverständlich erscheinend, Frau aus der damaligen Tschechoslowakei kennen gelernt, und geheiratet. Diese hatte ihre Tochter mitgebracht. Die war so zwei Jahre jünger als ich, und es war unausweichlich, dass wir uns kennen lernten. Sie sprach natürlich kein Wort Deutsch, aber das ist mir erst jetzt wieder eingefallen. Ich glaube, ich musste manches öfter sagen oder mit Bewegungen beschreiben, was mir aber nicht ungewöhnlich vorkam. So spielten und spielten wir, meistens in der Sandkiste. So nahm meine selbstgewählte Einsamkeit ein Ende. Es kam richtig Leben in die Bude.

Während dieser Zeit entwickelte ich mich zum Klassenclown. Selbst meine Lehrerin war begeistert .... Auch das Clown-Sein ist ein psychisch zu deutendes Symptom. Der Protagonist möchte Aufmerksamkeit und positive Annahme.
Die Cousine meiner Freundin kam auch noch zu Besuch – die war so zwei Jahre älter als ich. Als wir Höhlen aus Decken bauten, lockte mich jene dort hinein, und gab mir meinen ersten Kuss. Der sagte mir überhaupt nichts. Es war ja auch wirklich noch etwas zu früh dafür, aber später habe ich dann doch schon mal zurückgedacht. Mit meiner kleinen Freundin wurde es richtig nett. Wir liefen zusammen Rummelpott und alles das, was normale Kinder so tun.
Es ist sehr schade, dass ich diese Freundschaft nicht viel länger fortgeführt habe, als sie war, aber ich hatte immer noch Angst, auf die Straße zu gehen bzw. wusste das eigentlich gar nicht. Ich habe erst vor 2, 3 Jahren entdeckt, dass sich das, was mich immer so fertig macht, Angst ist. Ich hatte vergessen, was das ist. Und so fehlte mir immer noch der Schutz vor den Jungs. Meine Eltern hatten sich diesbezüglich als Nieten herausgestellt. Auf den einsamen Gängen durch unsere und die benachbarten Straßen suchte ich Freunde, und versuchte die eine oder andere selbst ausgedachte Strategie, welche zu finden, aber es war einfach nur noch schrecklich. Meine kleine Freundin konnte mich da nicht schützen, und so stand unsere Freundschaft immer unter dem Stern der Flucht vor dem was wirklich für mich anlag, nämlich dem Konflikt mit meinen Alters- und Geschlechtsgenossen zu begegnen. Um es

vorwegzunehmen: Ich habe es bis heute trotz vieler Versuche, die alle schwere Angänge für mich waren, nicht geschafft, das zu klären. Damals hätte ich es irgendwie schaffen sollen. Heute ist mir die Welt meiner Alters- und Geschlechtsgenossen so fern, als sollte ich auf einmal am Nordpol leben. Den würde ich wahrscheinlich auch vorziehen, sollte man mich vor die Wahl stellen.
Es erschien mir dann auch als ein großes Glück, als ein Neuer in der Klasse neben mich gesetzt wurde. Alle Neuen kamen erst mal neben mich. Bestimmt aus pädagogischen Gründen, denn blind war unsere Lehrerin nicht. Zu diesem aber bekam ich dann endlich wirklich Kontakt, den ich ja schon ~ 2 Jahre nicht mehr hatte. Ums kurz zu machen: Der nahm mir dann 7, 8 Jahre später die Freundin weg. Ich bin darauf bereits eingegangen. Die großartigen Jahre der Freundschaft wurden damit in Frage gestellt. Die so wieder mühsam geheilte Wunde wieder aufgerissen, und ich damit wieder an dem Punkt, an dem ich mit 7 stand. Ich habe mich natürlich 15, 20, Jahre und eigentlich bis heute dagegen gewehrt, dieses Gefühl anzuerkennen, aber das konnte nichts daran ändern, dass es so war. Das auf sandigem Grund stehenden Gebäude meiner männlichen Identität hatte Risse bekommen, die sie zu einer Baustelle machten, auf der, wie mir schien, für jeden lesbar stand: Betreten verboten. Und alle Versuche am Leben teil zu haben, belasteten diese Ruine mehr, als sie tragen konnte. Darauf konnte nichts mehr errichtet werden.
Heute habe ich den Mut dazu, dieses Gebäude abzureißen, und wer weiß, vielleicht die Bruchstücke wiederzuverwenden, aber nur unter Benutzung neuen

Mörtels, und der muss sich halt in Form herzlicher, neuer Kontakte finden. Was für Baustoffe man da so als Mann zu nehmen hat, ist mir egal. Ich stütze mich nur auf Weniges, aber das ist alles meins.
Ich wäre niemals in der Lage, kleinen Mädchen irgendetwas Böses anzutun, nicht nur, aber auch vor dem Hintergrund meiner damaligen kleinen Freundin, die mir bestimmt treu geblieben wäre (sie fragte öfter nach mir, während ich gerade meine jugendlich männlichen Eskapaden mit meinen neuen Freunden hatte), und sie hätte mir auch nicht das zugefügt, was mein toller neuer Freund gemacht hat.
Das, was seine Freundschaft geheilt hat, hat sie an anderer Stelle wieder aufgerissen. Auch dieser Vertrauensbruch ist natürlich in den Augen von Ärzten und Psychologen kein ausreichender Grund für eine derartige Krankheit, wie ich sie dann an den Tag legte. Doch der Vertrauensbruch steht nicht alleine da. Er ist, so wie ich es hier mache, im Zusammenhang mit Vorhergegangenem zu sehen. Im Film „Der Herr der Ringe“ wird Schizophrenie dank eines Vertrauensbruches anhand des kleinen nackten Ex-Hobbit dargestellt. Das ist zwar wirklich keine gute Quelle, aber es hat mich doch gefreut, wie hübsch es dargestellt worden ist. Ich habe nun zwar keinen Mann im Ohr, der mir irgendwas zuflüstert, und ich fühle mich auch nicht wirklich gespalten. Aber Schizo-Krankheiten sind eben Denkstörungen, und zu denen gehört es, dass man sich Dinge einbildet, die so nicht sind, wie zum Beispiel, sich von der Mutter beobachtet oder observiert zu fühlen, wenn man nicht gerade in der Pubertät ist, und eigenständig werden will.

Vielleicht wäre meine Entwicklung *ohne* meine Jungsfreundschaften in der Pubertät nicht unbedingt lehrbuchgemäß verlaufen, aber das ist sie ja auch so nicht unbedingt durchgehend vollständig. Auch weniger ausgeprägt männlich, worauf wir viel wert legten, lebt es sich bestimmt nicht schlecht. Dann hätte ich mir den ganzen Umweg sparen können, und mein Weltbild nicht noch mischen und vergiften lassen von den Erfahrungen in der sogenannten Männerwelt. Ich kann darauf verzichten.
Ich habe mich dann wohl unbewusst wieder stärker an meinem Vater orientiert, aber Übriggebliebene des ehemaligen Freundeskreises rieten mir, das zu lassen, mein Vater sei doch ein Erbsenzähler, ein Pedant. Letzten Endes war es aber sowieso kein Weg, ein Vorbild zu kopieren, wie ich es auch bei dem erwähnten Freund tat, aber es brauchte viele Jahre, bis ich überhaupt den Mut hatte, eine andere Alternative zu sehen.

Diese und andere Erfahrungen, die ich nach meinem Leben als baukastenspielendes Kind machte, zeigten mir unmissverständlich, wie falsch die Annahme ist, die Welt sei logisch, gerecht und ordentlich. So etwas zu glauben, ist naiv, was die meisten auch so sehen. Und dennoch neigen sehr viele Menschen dazu, von anderen Menschen und der Welt genau das zu erwarten oder, wenn das nicht geht, sie dazu zu zwingen. Das Wort Umstrukturierung, Organisation, Recht und Ordnung, Kompetenz und Zuständigkeit, Aufgabengebiet, Tätigkeitsmerkmale, Analyse, Planung u.v.m., deuten einen Bereich an, der in

immer noch zunehmendem Maße dem Menschen die rationale Steuerung von sich, einem irrationalen Wesen, aufnötigt. Es ist Arbeit gemeint.
Keiner würde anzweifeln, dass dem auch genau so sein muss. Allen Teilnehmenden und auch den meisten nicht teilnehmenden ist klar, dass die zur Arbeit geschaffene Ordnung notwendig ist. In den meisten Fällen ist leicht nachvollziehbar, worin die Gründe liegen, dass das eine so und das andere so gemacht werden muss, und nicht nur dass, es kann sogar Spaß machen.
Im letzten Jahrhundert erschienen Ordnung und Regeln noch größtenteils sachlich begründet. Der arbeitenden Bevölkerung war selbstverständlich, dass der Steuerung ihrer Handlungen größtenteils die Notwendigkeiten z.B. eines Produktionsprozesses zugrunde lagen. Sinkende Wachstumsraten in der Wirtschaft, aber auch die Beteiligung des normalsterblichen Menschen an Börsengeschäften bringt in der Gegenwart mehr und mehr ein neues Element in die Arbeitswelt: die Psychologie. Nicht, dass es die nicht schon immer gegeben hätte, und mächtige Männer wussten immer um sie, sonst hätten sie sich nicht behaupten können. Jetzt aber wird dieser in meinen Augen eher der Philosophie zuzurechnende Aspekt in immer schädlicherer Weise angewendet. Wieso eigentlich schädlich? Wer sagt das?
Als Arbeitender war man es zu der Zeit, zu der ich geboren worden bin, der Zeit des Wirtschaftswunders, üblich, dass man sich in der Arbeit weitgehend ungestört mit der Erledigung seiner Aufgaben beschäftigte. Psychologische Aspekte waren weit zurückgedrängt. In der Freizeit

hingegen war es genau umgekehrt. Man tat nichts, was man nicht wollte, gab also psychologischen Aspekten des Lebens den Vorrang. Notwendigkeiten des Alltags lagen an zweiter Stelle, quasi nebenher.
Heute muss der Mensch schon in untergeordneten Positionen taktieren, mobben und Kontakte ob ihrer Schädlichkeit oder Unschädlichkeit, Vorteilhaftigkeit oder Unvorteilhaftigkeit für die eigene, zu verteidigende, Position hin im Auge haben und sich entsprechend verhalten, da sonst sein Job in Gefahr ist, oder aber auch schlicht und ergreifend der Arbeitnehmer sonst dem Chef als zu wenig bissig erscheint und damit für verantwortungsvolle Positionen ungeeignet ist.
Unsere Arbeitswelt ist mittlerweile gezeichnet von der Kenntnis von psychologischen Zusammenhängen. Während früher jeder vergleichsweise gemütlich sein Tagewerk erbrachte, findet man sich heute in einer Schlangengrube aus Lianen und Fallstricken wieder. Wenn ich heute mal einen Beitrag zur Arbeitswelt zu DDR-Zeiten finde, dann schaue ich mir den an, und denke: Ja, genau so möchte ich arbeiten.
Ich will damit nicht sagen, dass ich Kommunist bin, sondern nur so viel, als das Arbeit damals für den einfachen Menschen noch begreifbar war. Etwas, wovon man heute nur träumen kann. Und so ist es auch nicht verwunderlich, dass immer mehr Menschen in Extreme der Lebensphilosophie geraten, z.B. Innerlich Aussteigen, abschalten und Betonkopf sein. Sich mit vollem Schwung und Inbrunst in das soziale Netz wie in eine Hängematte schmeißen, gewissenlos und skrupellos handeln, in an

Brutalität grenzenden Egoismus leben, sich geistig und gesellschaftlich isolieren, eine Traumwelt aufbauen, Geschäfte mit den Nöten der Menschen machen, soziale Maßnahmen der Regierung zu einer persönlichen Geldquelle verdrehen, Bedürftige jeder Couleur beruppsen u.v.a.m..
All diese Verhaltensweisen, die von Mensch zu Mensch verschieden gemischt sind, stellen in ihrer Gesamtheit das Erscheinungsbild des Staates dar. Und alle diese aus der Perspektive des Einzelnen für die Gesamtheit des Staates unwesentlich erscheinenden Nach-mir-die-Sintflut-Entscheidungen fallen durch die Masse, mit der sie auftreten, auf den Staat zurück.
Oft steht einfach nur Not hinter der Schaffung eines Lebensmottos, dass zur besagten Kategorie passt, doch in zunehmendem Maße hat diese Not eben Schule gemacht, und einzelne haben angefangen, sich zu überlegen, dass das, was in der Not zu überleben hilft, ja unter normalen Bedingungen erst recht Erfolg bringen muss, und so entsteht jetzt eine Welt, in der mit fruchtbaren Äckern wie mit Wüstenböden verfahren wird. In der Landwirtschaft hieße das dann Überdüngung und Verschwendung von Trinkwasserreserven; eine Übersäuerung der Menschheit, eine Vergiftung.
Es gibt kaum einen Menschen, der sich nicht über solche Zustände beklagt, wenn er in ihnen leben muss, und doch sind es oftmals genau diese, die dann die neuen, auch psychologischen Grundsätze gewissenhaft zu ihrem Vorteil anwenden, als seinen sie nur neue, dem Produktionsprozess dienliche Arbeitsregeln. Das ist üblich, und ich frage mich,

ob der Begriff *Naivität* in der Welt überhaupt eine Berechtigung zur Existenz hat, wenn es so normal ist, sich wie beschrieben zu verhalten und zu leben. Abgesehen davon habe ich mit meiner persönlichen Naivität keine Problem. Ich bin es sogar ganz gerne, denn es ist gemütlich, heilsam und nachvollziehbar.
Eine andere Perspektive zeichnet das folgende Bild: Der Mensch ist nicht das rationale Wesen, wie es die Arbeitwelt von ihm seit der Industrialisierung verlangt hat. Die Mechanisierung, Arbeitsteilung und immer weniger für den Menschen als viel mehr für die Maschinen gemachte Umgebung haben zwar auf ihn abgefärbt, können ihn aber doch nicht wesentlich in seinem genetischen Aufbau verändern. Vielleicht kann man die Evolutionstheorie zu Rate ziehen und von natürlicher Auslese sprechen, aber demgegenüber steht das Gewissen der Menschheit, dass von Menschenrechten und den sich damit verbunden fühlenden Institutionen repräsentiert wird. Meinetwegen habe ich dann eben Gene, mit denen ich vor hundert Jahren ganz gut leben hätte können, aber jetzt nicht mehr. Um sich noch ein wenig darin zu suhlen, stellt sich dann ja auch gleich die Frage, wohin mit all den Ausrangierten? Wer soll sie ernähren?
Aber das sind nicht die wesentlichen Gedanken, die ich ansprechen möchte. Man soll zwar unvoreingenommen und wertfrei sein, aber stellen wir uns doch mal eine Welt vor, wie sie sich da dank Darwin entwickeln könnte. Eine Menschheit, die versucht, sich wie wilde Tiere auf der Wissensgrundlage ihrer eigenen Verhaltens- und Reaktionsweisen einer über den anderen zu stellen. wie ein

Planet, der seine gesamte Materie in menschliches Leben verwandelt hat, von dem man sich ernährt (Kannibalismus), der nur an der Oberfläche erträgliche Positionen mit sich bringt (Schere im Kopf), der aufgrund der ständigen Rangeleien keine anhaltenden Beziehungen mit sich bringt (Singleleben), der schon kurz unter der Oberfläche dazu zwingt, von Abfall und Gift zu leben, und in dem die dauernde Gefahr des Erstickens droht (Angst) u.s.w., doch ich will das Modell nicht überstrapazieren.
Während ganz früher der Mensch noch eine Einheit war, hat er sich mit der Industrialisierung in rational und irrational gespalten. Die Kommunikations- und Informationsgesellschaft der heutigen Zeit lehrt ihn nun, sich vom Menschen zu ernähren, sprich, andere die Arbeit machen zu lassen, was früher ein Privileg von Kaisern, Königen und vielleicht dem Hofstaat war.
Sicherlich, auch heute geht es manchem Normalsterblichen so, dass er meint, wie im Mittelalter würde einem nach Belieben in die Tasche gegriffen, doch in der Tat ist es ja nicht so, dass sich der Staatsapparat sich auch nur annähernd so bereichert, wie es in der Wirtschaft möglich ist und auch z.T. gemacht wird. Die moderne Demokratie verteilt, wenn auch unter Einfluss verschiedenster Lobbyisten, zu einem wesentlichen Anteil gezahlte Steuern zur Verwirklichung gesellschaftlich vom Volk als erforderlich erachteter Maßnahmen. Wenn auch die unweigerliche Verknüpfung mit Lobbyisten manchmal recht unverständlich erscheinende Verwässerungen in Entscheidungen bringt, so kann man dennoch nicht sagen, die Regierung würde Konzepte komplett rational

erschaffen. Die menschliche Mischung aus Rationalem und Irrationalem wird schon berücksichtigt, natürlich auch im Hinblick auf die Akzeptanz des Bürgers, der ja schließlich auch nachvollziehen will, was mit dem in Form von seinen Steuern zur Verfügung gestellten Geld geschieht.
Ich denke schon, dass die in Regierungskreisen gefochtenen Machtkämpfe nicht gerade billig sind, aber die Grundlage menschlichen Handelns ist nun einmal der Mensch, und so müssen auch Politiker innerhalb des Kreises der Menschen, mit denen sie zusammenarbeiten, akzeptieren, wie diese denken und handeln. Mit anderen Worten: Ein Politiker kann sehr gute Ideen, Prinzipien und menschliche Werte haben, so muss er dennoch unter den Bedingungen zur Macht gelangen, um sie zu verwirklichen, die sich durch das gemeinsame Arbeitsleben, angefangen bei Traditionen bis hin zu freien Bekenntnissen, der mittel- und unmittelbaren Menschen gebildet haben.
Ich bin kein Mensch, der dem Staatsapparat eine Ode singen möchte, aber im Vergleich dazu, wie sich mir die Fortentwicklung der freien Wirtschaft zeigt, sind mir staatliche Institutionen doch um vieles sympathischer, vielleicht wegen der erkennbaren Ordnung, die um vieles rationaler ist, als die Ordnung, der die freie Wirtschaft unterliegt. Ordnung ist für mich per definition ein rationaler Begriff. Untersuche ich aber die Eindrücke aus der freien Wirtschaft, z.B. die Werbung, so handelt es sich hier um Regeln die ihre Wurzeln in der Psychologie haben. Wenn Psychologie auch, wie der Name schon sagt, logisch ist, so ist es doch die Logik des Irrationalen, und die gesuchte Ordnung ist damit die Ordnung des Irrationalen.

Ist es aber irrational, kann es nicht ordentlich im hergebrachten Sinne sein.
Nicht, dass ich nicht oft versucht hätte und auch, mit Verlaub gesagt, positiven Ergebnissen, psychologisch-taktische Verhaltensweisen zu entwickeln, so haben sich bei mir in der Folge davon immer ungute Gefühle und auch Krankheitssymptome eingestellt. Vielleicht haben ja gesunde Menschen wirklich keine Probleme mit so was, aber ich denke mir: Was für Kinder gut ist, kann Erwachsenen nicht schaden bzw.: Was mir schadet, kann auch Gesunden nicht gut tun.
Eine Zeitlang wurde in den Medien öfter mal ein Thema aufgegriffen, dass mich schon etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hat: Das Lügen. Es wurde propagiert, die Welt könne ohne Lügen nicht funktionieren. Abgesehen davon, ob dem nun so ist, oder nicht, so frage ich mich doch dann sofort, wie ich Kindern, die lesen können, noch glaubwürdig vermitteln soll, dass sie nicht lügen sollen, insbesondere mich nicht anlügen sollen? Wie soll denn bitte ein Kind die gesamte komplizierte Herleitung des Lügenkonzeptes verstehen? Und würden nicht Kinder sich eine derartige Verziehung nicht auslegen, wie sie es denn gerne hätten? Selbst wenn ich ihnen sage, dass Maß der Lüge ist abhängig vom Vertrauen zum Belogenen, würden sie nicht gerne auch mal meinen, sie hätten gar kein Vertrauen zur Erziehungsperson, vielleicht in der Pubertät? Abgesehen davon, dass das Lügenkonzept natürlich faktisch und praktisch richtig ist, so ist es doch auch und vor allem eine Kapitulation des Individuums vor der Gesellschaft. Die Tatsache, dass in der Öffentlichkeit

andere Verhaltenskodizes gelten als unter Vertrauten, schafft nicht nur eine gespaltene Welt, sondern auch gespaltene Persönlichkeiten. Der Umstand, Menschen schaffen sich Kulturen, künstliche Welten mit beliebig erscheinenden aber doch auf traditioneller Grundlage fortentwickelten Lebensregeln, ist kohärent zu einer automatisierten Produktionsanlage, für Autos beispielsweise, in Playmobil gedacht. Abgesehen davon, das „Oben" oben und „Unten" unten ist, ist da nichts mehr an seinem natürlich angestammten Platz geblieben. Ich will das nicht verteufeln, das macht schon Spaß, aber wenn der Punkt erreicht ist, dass es Menschen weh tut, betrachte ich das nicht mehr als ein Kinderspiel. Sicher, es soll ja auch gar keins sein, aber in meinen Augen liegt doch eine gewisse Beziehung dazu vor. Es mag ja eine krankheitsbedingte Eigenheit sein, dass ich mich der Kindheit noch so verbunden fühle, aber mag die Welt auch noch so kompliziert geworden sein, die emotionalen Grundlagen, Motivationen und Bedürfnisse des Handelns und Schaffens erscheinen mir tendenziell ziemlich kindlich. Selbst die meisten alten Menschen, die mir begegnen, erlebe ich in kindlichem Gemüt. Dabei kann jeder seinen Charakter haben, und wenn ich den genannten Raucher heranziehe, würde ich auch trotz kindlichen Gemüts einen Bogen um ihn machen. Es ist nun wirklich nicht so, dass ich mir diese Wahrnehmung ausdenke, um über anderen zu stehen – ganz im Gegenteil, ich halte das kindliche Gemüt für die wichtigste Grundlage, Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

Aber das kindliche Gemüt ist im Treffen seiner Entscheidungen natürlich recht unbedarft, und wenn ein Mensch ein gewisses Alter erreicht hat, zeigen elterliche Beziehungen auch kaum noch korrigierende Wirkungen. Der Mensch, befreit von seinem Erziehungsgewaltigen ist also allein. Ein Atheist demnach, kein Gott steht über ihm und gibt ihm Halt, ein u.U. verheirateter Single also. Sprüche wie, *der Mensch ist allein, vertraue niemandem, sei egoistisch, denke an dich, verabschiede dich von allem, was dir nicht gut tut, kämpfe dich nach oben*, liefern nicht Wenigen eine Anleitung zu leben, wobei es natürlich immer Einzelne gibt, die emotional so sehr im Einklang sind, dass sie zwar genauso handeln, wie es die Sprüche vorgeben, aber dies tun, ohne daran zu denken oder sie gar zu kennen. Genau das ist die psychologische Definition eines Alpha-Tieres, was die innere Freiheit verspricht, die Fachleute zur Notwendigkeit für das Leben in unserer modernen Welt vorausgesetzt haben.

Es ist nicht möglich, eine objektive, abschließende Bemerkung zur gesellschaftlichen Entwicklung zu machen. Was ich subjektiv meine, wird schon ´rübergekommen sein. Es ist, als solle man das Wetter beurteilen: Der Bauer freut sich über Sonne wie über Regen, es muss nur der richtige Zeitpunkt sein. Genau so gut, wie Normalsterbliche ihr Geld in Aktien anlegen, könnten sie Wetten abschließen darüber, ob in zwei Wochen ein Hoch- oder ein Tiefdruckgebiet kommt. Die Fortentwicklung der Menschheit entzieht sich für den Menschen der Beurteilung, da er mitten unter ihr ist, ein Teil davon unter Milliarden und mit dem entsprechenden Einfluss. Selbst die

Macht des amerikanischen Präsidenten und seiner Geschäfte ist in ihren Gestaltungsmöglichkeiten viel geringer als man meinen könnte. Auch er ist hauptsächlich damit beschäftigt, die Interessen seines Landes zu schützen. Die Legende von den *Illuminaten* bezeichne ich hier aus dem Bauch heraus als Mythos, an den glauben mag, wer will. Doch das damit verbundene Bewusstsein führt eher in eine Richtung, die verantwortlichem Leben und Handeln zuwider läuft. Die Kapitulation der eigenen Werte vor der objektiven Größe des tatsächlichen Einflusses auf die Gestaltung des Lebensraumes leistet den negativen Auswüchsen der modernen Gesellschaft eher Vorschub, und die damit vorhandene faktische Akzeptanz von Lebensumständen, die man eigentlich hasst, kann neben der damit einhergehenden professionellen Deformation an vermeintlich Positivem noch am ehesten zu materiellem Wohlstand führen. Doch *der Mensch lebt nicht vom Brot allein*, und so ist es wichtig, dass er nicht seine mentalen Wünsche vergisst oder ignoriert, sondern für sie kämpft, auch wenn der Lebensraum immer weniger Chancen zu ihrer Befriedigung bietet. Es kann nicht sein, dass der Einzelne mangels einer durch die Gesellschaft selbstgeschaffenen Unterversorgung diese Bedürfnisse zum Sterben freigibt. Tanzveranstaltungen, wie sie zu Zeiten meiner Eltern üblich waren, die im Sonnenschein stattfanden und von Klängen begleitet waren, die man noch als solche bezeichnen kann, und die Menschen auch noch als solche zu erkennen waren, gibt es heute nur noch für die, die das auch schon damals hatten. Die heute Üblichen, zu diesem Zweck geschaffenen Etablissement, in denen auch ich

meine Jugend verbrachte, geben in ihrer ganzen Aufmachung die Zeichen der Zeit wieder. Oder ist es anders herum? Das ist die Ode, die ich singen möchte.

Es liegt in meiner Entwicklung begründet, dass ich immer eher den Mund gehalten habe. Während meiner Adoleszenz habe ich mich aber 2, 3 Mal geäußert. So habe ich mal an einem Abend in der Fachschaft richtig vom Leder gezogen. Man war auch begeistert, aber ich selbst habe mich doch wieder zurückgezogen, weil ich meine Denkweise als zu revolutionär eingestuft habe oder anders ausgedrückt: Ich wollte nicht, dass die Fachschaft aus dem Ruder läuft. Ich dachte mir, alles hat eine natürliche Geschwindigkeit, und die gibt eben vor, was man anpacken darf, und, was man lieber lässt.
In Wahrheit aber zeigt sich mir aus heutiger Sicht ein ganz anderer Grund. Und zwar war ich während meiner Lehre in einem staatlichen Industriebetrieb als Vertreter der Auszubildenden im Personalrat. Eines Tages, während einer Sitzung, die ich immer sterbenslangweilig fand und mit dem Schlafbedürfnis kämpfte, war ich vom Betriebsvorstand gebeten worden, doch einmal eine Rückmeldung der Ausbildungssituation zu geben. Ich weiß ja nicht, ob mich dass aufwecken sollte, oder ob das andere, meinem heutige paranoiden Gehirn naheliegende, Gründe hatte. Dennoch, naiv wie ich bin, in vollem Vertrauen der Obrigkeit gegenüber, ganz deutsch also, schrieb ich mir fleißig alles von der Seele, was sich so angehäuft hatte. In ähnlich verständnisvollem Bewusstsein wie heute, und mit dem Vertrauen, es möge sich etwas zum Besseren wenden.

Ich vergaß nicht, die Sorgen und Nöte der Lehrgesellen mit einzubauen, und begründete das ganze dann mit dem allgemeinen Arbeitsmangel. Zusammen mit meinem Vertreter besprach ich das alles, legte es meinem Lehrmeister vor, der auch meinte, das müsse ja wohl auch einfach mal gesagt werden. In seinem Blick stand auch ein ...*,wenn Du Dich dafür hergeben willst*..., aber dass habe ich damals nicht begriffen. Aus hier unwichtig wiederzugebenden Gründen hatte ich das zweite Lehrjahr über schon die Erfahrung gemacht, dass ich bei den Lehrgesellen weniger beliebt war, vielleicht deswegen, weil ich mit ihnen weder eine Vater-Sohn Beziehung noch eine kumpelhafte, freundschaftliche eingegangen bin, und so kein lockeres und entspanntes Verhältnis entstand. Zu meiner Verteidigung muss ich erwähnen, dass ich schon das zweite Jahr mit dem Trauma des Verlassen- und Betrogenseins von meiner Freundin und dem Freund herumlief. Ich hatte also eine echten Knacks. Meistens dachte ich nicht daran – Wunder der Verdrängung – aber es schien sich doch trotzdem auf mein Wesen ausgewirkt zu haben.

Wie auch immer, meine Stellung unter den Arbeitenden und Auszubildenden war also trotz des Umstandes, zu ihrem Vertreter gewählt worden zu sein, eher dubios. Meine Wahrnehmung und die vielen Gedanken, die mir das machte, standen also unter dem Einfluss des Außenseitertums, in dass ich ja, wie gesagt, unbewusst zwar, wieder zurückgefallen war, oder doch zumindest auf dem Wege dazu.

Wenn ich heute daran denke, welch unglaubliche Verkettung von persönlichen Umständen zu dem nun Folgenden geführt hat, so möchte ich am liebsten für immer unter der Bettdecke verschwinden, so peinlich ist mir das.

Jener unsägliche Brief wanderte nun also auf direktem Wege vom Lehrmeister zum Chef. Den Personalrat habe ich übergangen, unwissend, was der mir aber heimzahlen sollte. Der Personalrat war ein Mensch für sich. In einer späteren stillen Stunde erzählte er mir einmal, vor zwanzig Jahren hätte er mal eine Zeit im Betrieb gehabt, da hätten sie ihn fast geschafft. Mit „sie“ meinte er die Kollegen, nehme ich an. Er wäre aber hart geblieben, und hat es irgendwie überwunden. Doch so ganz leicht war ihm wohl bis zu dem Zeitpunkt seines Erzählens nicht, und ich interpretiere mal frei, dass er einfach wahnsinnig froh war, den Betrieb nicht mehr aufsuchen zu müssen, als er in Rente ging. Er starb am dritten Tag seines verdienten Lebensabends.

Zum einen kann man dazu sagen, vielleicht hätte er nicht zwanzig Jahre kämpfen sollen. Zum anderen wollte er vielleicht mir genau diesen Rat geben, doch da sind wir noch nicht.

Der Chef war es dann, der den Brief weitergab an den Personalrat, der mich dann zu sich zitierte, mir die Leviten las, und mir seinen Entschluss mitteilte, jenen neunseitigen Brief in den öffentlichen Aushang zu hängen. Ich sagte, ja, und?, denn ich war immer noch reinen Herzens, Prinz Eisenherz sozusagen, oder Ivanhoe, Löwenherz. Diese Nummer eben. Trotz dieser guten Maske, die auf meinem

Gesicht gewachsen war, glaube ich heute, habe ich bestimmt auch ein Stück Rache genommen. Zum einen, o.k., weil enttäuscht, keinen Anschluss zu finden, zum anderen, nicht o.k., weil ein ganzer Betrieb unter meiner persönlichen Trauer, Enttäuschung und Wut wegen der verflossenen Liebe und des enttäuschten Vertrauens stellvertretend zur Rache herangezogen war. Doch das ist reine Mutmaßung. Ich hatte damals bewusst nicht einen einzigen Gedanken der Rache, sondern nur den Wunsch, etwas zum Besseren zu wenden.
Ich glaube eine ganze Woche lang fehlte immer eine Anzahl Leute bei der Arbeit. Entweder sie lasen den Brief, oder aber sie saßen beim Personalrat, der sich den Kopf zerquetschte, wie man aus dem Mist noch etwas Brauchbares machen könnte. Schlimm war auch, dass er mir sagte, er glaube nicht, dass ich den Brief geschrieben habe, aber das kann auch einen anderen Grund haben, was ich aber nicht ahnte:
Seit Jahren war von Privatisierung die Rede, es gab Einstellungsstopp, das buchstäbliche Aussterben des Betriebs. Ich muss die Informationen wohl verschlafen haben. Ich bin hier immer so ehrlich, doch bin ich der Ansicht, dass so etwas nicht nur mir passiert. Andere machen es vielleicht sogar bewusst, oder verstecken sich hinter den Regeln der Zeit, so wie es z. Zt. modern ist, mit Massenentlassungen den Börsenkurs zu heben. Doch dass ich schon in so jungen Jahren und ohne einen persönlichen Vorteil Urheber solcher schweinischen Machenschaften werden sollte, das kann ich bis heute nicht glauben. Im Zusammenwirken mit all dem anderen Mist meines Lebens

versaute es mir dann indirekt auch meine gesamte berufliche Zukunft. Vor Kurzem noch, als ich meine Partnerin nach dem Schwangerschaftsabbruch aus dem Krankenhaus abholte, stand ich im Fahrstuhl einer jämmerlichen Gestalt gegenüber. Mager, stumpfer Blick, gebückte Haltung, von Stille umgeben. Es ist zwar schon zwanzig Jahre her, aber ich erkannte ihn sofort. Es war ein ehemaliger Lehrgeselle, den ich damals wirklich stark fand. Er war für mich schon damals ein Fossil vergangener Zeiten, wenn er vom zweiten Weltkrieg erzählte, als wäre es gestern gewesen. Er strahlte eine Atmosphäre aus, wie in dem Film „Steiner – Das eiserne Kreuz", und ich war immer fasziniert von ihm. Seine Kameradschaft und Menschlichkeit waren Teil von ihm, und nie wäre man auf die Idee gekommen, er meinte es nicht ehrlich. Der stand vor mir. Ich wollte ihn gerne grüßen, aber auch andere Begegnungen hatten mich meine tiefe Schuld begreifen lassen, die eigentlich überhaupt keine Äußerung mehr verträgt. Aber unser Blick traf sich. Da ich mich nicht traute, etwas zu sagen, versuchte ich einfach zu lächeln. Seien Augen weiteten sich bis der Eindruck der Angst entstand. Er sah schnell wieder zu Boden, und erstarrte.
Nun bin ich blond, und was weiß ich, in welchem Zustand er war. Aber unter der persönlichen Kenntnis, dass man alles merkt, egal, wie es einem geht, war ich für ihn wohl so etwas wie der Teufel. Eigentlich fühlte es sich eher an, als sähe er in mir einen SS- Totschläger – er strahlte ja immer aus, als läge er noch im Schützengraben. Jedenfalls nahm ich die Identität mit, ein Monster zu sein, dass sich lieber aus allem raushält, was das Menschenleben so angeht. Mir

tat das alles so wahnsinnig Leid. Ich weiß nicht, ob sich irgendjemand vorstellen kann, wie es ist, für den leibhaftigen Tod gehalten zu werden. Vielleicht schlug er sich gerade mit der Entscheidung für eine Magenresektion herum (Magengeschwüre gehörten damals im Betrieb zum guten Ton), und hatte Angst, nicht mehr aufzuwachen. Vielleicht hatte er auch Magenkrebs, und in ihm war Todesangst. Das ich ihm dann wie ein Vorbote erschien, und nicht, wie es ihm mit anderen ehemaligen Azubis gegangen wäre, eher eine kräftigende, dem Leben verbindende Begegnung sein konnte, schien meinen Platz in der Vorhölle des Wahnsinns zu rechtfertigen, zu sichern, und eine Ausbaufähigkeit zu signalisieren. Er hatte damals bestimmt in den Vorruhestand gehen müssen, und ist damit nicht fertig geworden. Er war in der Arbeit immer guter Laune gewesen, und es muss ihm dann unendlich viel gefehlt haben.

V.

Zuerst einmal aber erlebte ich dann so ziemlich das gleiche, wie schon mit sieben. Teilweise musste ich bis nach dem Frühstück warten, bis sich überhaupt ein Lehrgeselle meiner erbarmte. Abgesehen davon hatte ich natürlich jeden Tag einen anderen, während meine Kollegen über Monate und länger bei dem gleichen blieben. Ich wurde selbstverständlich auch viel weggeschickt, und es wurde mir auch signalisiert, dass ich ruhig wegbleiben könnte. Alles nonverbal, ganz klar. Ich fing an, mich zu verdrücken, und

tat das dann irgendwann schon geradezu ritualisiert. Meine Kenntnisse, Zusammenarbeit betreffend, blieben komplett auf der Strecke. Ein, von anderen als witzig bezeichneter jüngerer Lehrgeselle fand es dann wohl spaßig sich meiner über mehrere Tage hinweg annehmen zu dürfen, und ich muss sagen, der hatte es dann auch wirklich drauf. Aber dass ich das nun witzig gefunden habe, kann ich nicht gerade behaupten.
Es tauchte dann der Gedanke auf, alles hinzuschmeißen. Während dieses unaufhörlichen Mobbings entdeckte ich dann auch wieder die Erinnerung an die über zwei Jahre zurückliegende Liebe, wie sie mir erschien. Ich begann exzessive Gedankenflucht zu betreiben, sprich, ich fixierte meine Gedanken voll und ganz auf die Vergangenheit. Falls ich daraus mal wieder erwachte, fiel ich mit dem Wahrnehmen der persönlichen fürchterlichen Wirklichkeit gleich wieder dahin zurück. Doch machte dieser, wenn auch komplett kontraproduktive Trick, mir das Leben doch so weit leicht, dass ich meinen genetisch verwurzelten Ehrgeiz hervorholte, und mir sagte, dass ich das noch ausstehende halbe oder Dreivierteljahr schon noch schaffe. Und obwohl bestimmt die Möglichkeit bestanden hätte, sich auch mal Krankschreiben zu lassen, Anlass dazu hätte es genug gegeben, hielt ich es durch, ohne eine Tag zu fehlen, ähnlich wie der Personalrat also. Mein Stolz verbot es mir, und die Wut über all die Ungerechtigkeit, wie es mir erschien, trieb mich an. Ich durfte meine Ausbildungszeit zwar um ein halbes Jahr verkürzen, aber auch der so verbleibende Zeitraum fraß mir ein Loch in mein Selbstwertgefühl. Hätte ich nicht die Disposition aus der

Kindheit mitgebracht, wäre es schon schlimm genug gewesen, doch jede Zelle meines Körpers kannte das Gefühl. nicht gemocht zu werden, und konnte sich gut daran erinnern. Ohne eine gewissen Arroganz und Überheblichkeit hätte ich das alles wohl schlechter überstanden, so aber habe ich dem Teufel noch immer was zum Knabbern übriggelassen, und ich konnte noch weitere Grässlichkeiten erleben. Und da ich ja nun allmählich alt genug dafür war, konnten sie auch eine perfidere Dimension gewinnen, immer meine langsam dahinschmelzende geistige Gesundheit entsprechend nutzend. Meine Dynamik, mein Mut und meine Intelligenz hat sich im Laufe der Zeit fast immer nur gegen mich gerichtet, meine Motive missinterpretiert, meine Naivität ausgenutzt, mein Helfersyndrom egoistisch ausgeschlachtet. Es erscheinen mir nicht Menschen als die Schuldigen. Es ist irgendetwas anderes. Vielleicht stehe ich unter einem schlechten Stern. Ich habe auch mal allen Ernstes gedacht, ich sei verflucht, und ich habe mir schon gewünscht, ich würde mir Schuldige suchen, doch ich kann nicht anders, als die Beweggründe anderer und auch meiner selbst zu analysieren oder einfach zu sehen, und so hoffe ich jetzt inständig, das Leben möge mir wenigstens die selbstauferlegte Einsamkeit gönnen, damit ich mich in ihr einrichten kann. Doch genug des Selbstmitleids.

Ein Wort noch: Besagter Betrieb wurde nach mir innerhalb von ~8 Jahren auf ein Drittel seiner Belegschaft reduziert. Jahre später, ich versuchte mich gerade im Transportgeschäft, erfolglos, streifte ich mal im

Straßenverkehr ein Auto. Zufällig saß darin ein höheres Tier der übergeordneten Verwaltung meines ehemaligen Ausbildungsbetriebes. Die Schadensabwicklung lief problemlos, und ich sollte ihn mal auf seiner Arbeitsstelle besuchen. In dem darauffolgenden Gespräch wurde mir seine Offenheit klar, mich als Ingenieur in Arbeit zu bringen. Noch nach den Jahren war dem Mann, den ich noch nie gesehen hatte, mein Name bekannt vorgekommen bzw. er hat mich erkannt. Abgesehen davon, dass ich zum Zeitpunkt des Gespräches schon viel zu abgewrackt war, um einen Posten bekleiden zu können, gab es mir doch Kunde davon, inwieweit meine damals wirklich einfühlsamen Worte zum Zwecke der Umsetzung der geplanten Einsparmaßnahmen genutzt worden sind. Meine Freude über die Aufmerksamkeit des Gesprächs war dann auch zweigeteilt, aber es lag für mich doch der Schluss nahe, dass die eher unbewussten und zufälligen Folgen meiner Handlung anderen eine vorsätzliche Strategie sein können, Karriere zu machen, und genau das hat man mir, glaube ich, auch wirklich unterstellt.

Jetzt möchte ich noch einmal dem allumfassend pulsierenden Potentialunterschied aufgreifen, dem ich noch das Adjektiv „lebendig“ voranstellen möchte, wohlwissend, dass er am Stück genau so wenig erträglich ist, wie die Geschichten aus meinem Leben. Ich nenne ihn mal LAPP, möchte damit aber nicht glauben machen, ihm eine wissenschaftliche Bedeutung zuzuschreiben; es dient einfach nur der Erleichterung.

Die Suche nach Gott war in früheren Zeiten ungefähr von der gleichen Priorität für die Menschen, wie heute die Suche nach der Weltformel, die allem und jedem eine wissenschaftliche Basis geben soll, vorerst jedoch nur dem naturwissenschaftlichen Universum. In der Religion vermutet man oder glaubt daran, dass es einen allseitigen Führer für die Welt und ihre Geschicke oder das Schicksal gibt. Für Teile dieses faszinierenden Gedankens habe ich bereits versucht, mir ein Modell zu bauen (s.o.). Doch in unserer Vorstellung drängt sich immer wie eine Selbstverständlichkeit die Voraussetzung auf, man habe es mit einer ansprechbaren Persönlichkeit zu tun, der wir nicht unähnlich sind (Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen). Doch was soll das für ein Ebenbild sein? Abgesehen davon, dass sein Sohn, Jesus, ein Mensch war, scheint es kaum annehmbar, sich vorzustellen, auch er, Gott selbst, habe die körperliche Gestalt eines Menschen (Wir sollen uns kein Bild von ihm machen). Wo liegt also die Ähnlichkeit, wenn nicht im Geist, doch der muss zumindest in seiner Leistungsfähigkeit bei all den Führungs- und Schaffensaufgaben weit überlegen sein. Bleibt also von der Dreigestalt der menschlichen Existenz nur die Seele. Doch wie manifestiert sich eine Seele, was ist ihre Gestalt? Ohne groß nachzuschlagen möchte ich vorschlagen, das Bewusstsein die Gestalt der Seele zu nennen. So wie auch dem unaufmerksamen Leser langsam dämmert, wie es in meiner Seele aussehen mag. Die Wiedergabe der Gedanken malt ein Bild vom seelischen Zustand, und nicht nur das, auch von ihrer Gestalt.

Mit dem Wissen, Gott ist in allem und jedem, ergibt sich dann auch eine unfassbare seelische Gestalt, ein Bewusstsein, dass wir zwar mit unserem Geist an kleinen einzelnen Stellen erfassen könne, aber nie in seiner Gesamtheit, und doch ist gerade der Umstand, dass jeder einzelne sich einen kleinen Teil unseres erreichbaren Universums, der Erde, und vielleicht unser Sonnensystem vorstellen kann, ein Indiz dafür, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat – ist doch mit dem Menschen die ganze Menschheit gemeint. Wir haben als gesamte Menschheit eine erstaunliche Schaffenskraft, können unsere Schöpfungen beherrschen, und verfügen über ein Bewusstsein, dass unseren von Gott geschaffenen Spielplatz, unser Universum, für uns transparent macht.
Doch vielleicht gerade deshalb ist die Frage nach Gottes Existenz und Beschaffenheit fesselnd. Seit der Mensch aus dem Paradies verstoßen wurde, sucht er ihn. Mir als Psychotiker erscheinen manchmal einige Worte in der Bibel wie Wahnideen Einzelner in ihrer Not und Verlassenheit. Dem logisch denkenden Menschen drängt sich so eine Deutung zumindest auf. Dennoch beweist allein der symptomhafte Charakter nicht, dass es tatsächlich keine Visionen waren. Nostradamus würde uns heute ja auch völlig irre erscheinen, wenn er unter uns wäre, und doch ist ein Wahrheitscharakter in seinen Niederschriften. Sicherheitshalber erwähne ich mal, dass ich keine solchen Visionen habe. Ich hoffe zumindest, dass ich trotz meiner Krankheit die Gedanken logisch und nachvollziehbar entwickle. Ich schreibe hier auch nicht mit dem Anspruch auf Wahrheit, wie ein Erich von Däniken von sich immer

glaubhaft machen will, sondern nur aus dem Spaß an der Freud und unter dem therapeutischen Zweck der Ablenkung, die meine von Wahnideen wunden Nervenenden zur Ruhe kommen lässt.

Dem Bewusstsein Gottes kann der Einzelne nicht nahe kommen. Der Umstand allein, jeder von uns bildet einen Teil seiner Facetten ab, würde selbst dann keinen Erfolg versprechen, wenn wir telepathisch miteinander vernetzt wären. Das einzelne Wesen kann, wie im Schwarm, die Komplexität der Gesamtheit nicht erfassen, und so ist dann die Menschheit in der Gesamtheit ihres Bewusstseins meinetwegen Gott, aber es ist ein eigenständiges Bewusstsein, dass unentdeckt neben, über oder in unserer Bewusstheit ein Eigenleben führt. Ein Wesen, dass sich zwar aus uns manifestiert, aber ohne unsere Gesamtheit nicht da wäre (1 + 1 = 3; 3 – 1 = 1).
Mal abgesehen davon, dass Gott auch in allen Pflanzen, Tieren, der unbelebten Natur und auch dem leeren Raum ist, vielleicht vergleichbar mit unserem Geist in unseren technischen Schöpfungen, wobei ich die Tiere wegen ihrer, so viele Charakterfacetten des Menschen wiedergebenden Natur mal in Klammern setzen will, ist Gott also das der Menschheit übergeordnete Bewusstsein. Allein die Formulierung leuchtet ein.
Doch es zu erfassen, bedarf der Mensch eines Bildes, dass es in seiner Gesamtheit wiederspiegelt, das Gesicht. Die unglaubliche Geschwindigkeit bei der Deutung von Gesichtern, die meistens auch noch richtig ist, gibt dem Menschen eine nicht zu vernachlässigende Sicherheit im

Umgang mit ihnen. Hinzu kommt die Sprache, die zusätzlich noch in Tonlage und Betonung sehr informative Details bringt. Auch Körperhaltung und Gestalt, Kleidung u.s.w. - ich erwähnte es bereits. Doch ist es eben nicht nur die sagenumwobene, mystische Seele, die sich mitteilt, sondern es ist ganz konkret das Bewusstsein, das sich äußert. Sieht man die Menschheit also als Ganzes, und spricht jeder eine Facette an, begründet sich einem auch der Satz, jeder sei von Gott genau so gewollt, wie er ist. Aus Gottes Perspektive steht demnach die Traurigkeit auf gleicher Höhe mit der Fröhlichkeit etc.. Das setzt auch ihre unabdingbare Abhängigkeit voneinander voraus: Ohne Licht kein Schatten, ohne Tag keine Nacht, ohne Armut kein Wohlstand, ohne Behinderung keine Gesundheit, wobei hier mehr die subjektive Freude an der Gesundheit gemeint ist.

Damit ergibt sich notwendigerweise, dass die Bewusstheit Gottes mehr im Abstrakten, Geistigen, zu suchen ist. Wenn er uns schon nicht so etwas Schönes und Einfaches vorlegt, wie ein Gesicht o.ä., so teilt er uns doch über den Umstand, uns mit Geist ausgestattet zu haben, mit, dass dieser auch einen Nutzen für die Seele haben muss, wie alle anderen Sinne auch.

Die Interpretation von Geist und Sprache, sie seien Überlebenswerkzeuge, die sich in der Steinzeit gebildet haben o.s.ä., ist damit zwar nicht falsch, aber ohne auch religiöse Aspekte in der Schöpfung Gottes zu suchen, werden solche Betrachtungen schnell langweilig, da sie einem so gar nichts emotional Nährendes vermitteln.

Ist doch allein der Umstand, dass Menschen sich nach emotional Nährendem sehen, Anlass genug dafür, das auch als von Bedeutung für seinen Aufbau zu sehen, und nicht nur als ein Relikt aus Säuglingszeiten. Um dies mit der Determiniertheit der Wissenschaft eindeutig zu klären, müsste man ein Baby mal ohne menschlichen Kontakt groß werden lassen. Abgesehen vom Fall des besagten Kaspar Hausers schnürt sich schon bei dem Gedanken das Herz aller Mütter zusammen. Ich akzeptiere das im Weiteren als Beweis für die Sinnhaftigkeit aller im Menschen und der Schöpfung vorkommenden Aspekte, seien sie auch deterministischer oder religiöser Natur, und ich scheue mich auch nicht, gleich ein haarsträubendes Beispiel für diese Form von Wahrnehmung und ihrer Denkweise zu geben, indem ich sage, wenn uns die Erde als Kugel erscheint, dann wird auch alles in sich rund bzw. vollkommen und kohärent sein.

Auf religiöser Ebene bin ich festen Glaubens, dass Gott uns und die Welt so geschaffen hat, dass es Botschaften enthält, die auf die geistige Beschaffenheit des Menschen zugeschnitten sind. Desgleichen gilt auch für alle anderen Schöpfungen unserer Welt, was dann auch zugleich mitteilt, dass alles auf der Welt Mittelpunkt ist, und alles umgibt. Solche Auffassungen findet man auch in der Naturwissenschaft anhand vom z.B. dem begrenzten aber unendlichen Raum Einsteins.

Unter diesem Gedankengut lässt sich vielleicht zumindest in Bildern Gottes Bewusstsein näherkommen. Z.B. wäre ein Schluss, Gott ist nur Bewusstsein, körperlos, reine Information, ähnlich dem grundlegenden Gedanken der

Homöopathie, der besagt, je größer die Verdünnung eines Wirkstoffes in Wasser bis hin zur reinen Information, desto stärker seine Wirkung.
Bedenkt man jetzt, dass Wasser überall ist, dass es fließt, und zur Lösung fähig ist, kann man sich vorstellen, welche gewaltige Wirkungskraft in normalem Trinkwasser ist. Seit Jahrmillionen ist es mit allen erdenklichen Stoffen in Kontakt gewesen, wiederholt seinen Kreislauf in der Erde alle zweitausend Jahre. Könnte es demzufolge nicht sogar möglich sein, dass unsere Befindlichkeit voll und ganz vom Wasser abhängt, aus dem zu 75% unser Körper besteht?
Doch darauf will ich nicht hinaus. Auf den LAPP zurückgreifend kann man eine Vermutung generieren, dass sich nicht nur aus der Menschheit das Bewusstsein Gottes manifestiert, sondern aus all der schwingenden, lebendig gemachten Information. Als Beispiel hole ich dazu das Wasser heran, von dem wir es zwar nie erfahren werden, aber auf der Grundlage der erklärten Denkweise und der Übergeordnetheit eines Wesens als Folge einer Gesamtheit von Einzelwesen könnte ihm ebenso ein Bewusstsein übergeordnet sein, gebildet aus all den Einzelinformationen, die es in sich trägt.
Solche Überlegungen entmystifizieren den Begriff vom Wasser, wie es in der Religion gesehen wird, ohne seine Eigenschaften in Zweifel ziehen zu müssen. Auch Wasser ist, um am Modell zu bleiben, ein Ergebnis von LAPP und Information, und demzufolge nicht nur mit sich selbst verwand, sondern auch mit allem anderen, so wie der Mensch nicht Mensch wäre ohne das Wasser.

Und dennoch reicht es selbst beim Zusammentragen aller Fakten nicht aus, dem Leben übergeordneten Bewusstsein auf die Spur zu kommen. Selbst wenn ein Mensch ein Backup seines Informationsgehalts seines Gehirns inklusive dem des Bauches auf eine Festplatte spielt, wird es auf dem Computer keine Kopie der Empfindungen erzeugen. Wie IT-Experten berechnet zu haben glauben, ab welcher Informationsmenge oder –dichte sich Intelligenz in Form von künstlicher Intelligenz KI oder sogar Bewusstsein formt, so wird es doch ein anderes sein, als der Urheber empfand, weil, so meine ich, auch der Aufbewahrungsort, die Umgebung eine große Rolle spielt. Wäre es anders, gäbe es gar keinen Aufbewahrungsort, so wie es dem übergeordneten Bewusstsein mglw. ursprünglich ging, so wäre es demzufolge in Silizium generierbar.
Doch, und damit komme ich zum Punkt, der lebendige Charakter eines solchen Bewusstseins – verändert es sich doch wie erwähnt mit dem Leben seiner Gefäße, seiner Grundlage – wäre erloschen, da sein Wesen des freien Kontaktes zu jedem einzelnen Individuums seiner Gesamtheit beraubt wäre, keinen Aufbewahrungsort mehr hätte.
Doch irgendwie erscheint die immanente Deutung, wir seien die Urheber eines übergeordneten Bewusstseins, genannt Gott, falsch. Wäre es so, hätten wir es Moses zu verdanken, dass Gott in seine Schöpfung regulierend in Form von den zehn Geboten eingegriffen hätte. Doch wer ist Moses, als dass Gott sich seinem Wunsch beugt? Die Gebote stellen sich damit als Teil einer vorgezeichneten Entwicklung dar, die sich dem Menschen manifestiert, als

nähme er Einfluss darauf. Tatsächlich könnte es sein, dass wir nur im vorgezeichneten Rhythmus schwingen.
Es wäre also das übergeordnete Bewusstsein, dass sich verändert, und das drückt sich in der dynamischen Veränderlichkeit des Weltgeschehens wie an einem Abbild aus, dessen Kausalitäten sich mit Hilfe unserer Erkenntnisse dem Menschen darstellen, als gäbe es keinen Gott.
Der eine verändert mehr, der andere weniger. Ein Veränderungen unterliegendes, übergeordnetes Bewusstsein kann man aber nur lebendig nennen. Und in der Folge davon kommt das L in den LAPP.

*

Man stelle sich also vor, dass Universum, das Leben auf der Erde und die Menschen darauf sind nichts weiter als materiebehaftete Abbildungen eines lebendigen Geistes bzw. eines übergeordneten Bewusstseins. So, als wären nicht Schwung und Sog in einem Strudel Ursachen für seine Gestalt, sondern der freie Wille jedes einzelnen Atoms oder Moleküls in ihm. So etwas ist schlecht vorstellbar, doch was wissen wir von den Fähigkeiten eines so mächtigen Wesens, Lebewesens – lebendigem, aus materieloser Information bestehendem Bewusstsein. Können nicht auch wir, elektronischen Steuerungen verdankend, Modulen und Bauteilen Eigenschaften zuordnen, die sie in bestimmter Weise, eigenen, von uns erwünschten Gesetzen gehorchend, Zusammenhänge schaffen, die uns dienen und unseren Willen abbilden?

Doch Schluss mit dem Gedankengebäude und zur Auflockerung: Es gibt einen Spruch unter Chemikern, der da heißt, *es blubbert eh nur*. Das soll soviel bedeuten wie: Alles auf der Welt ist chemische Substanz, und alles reagiert miteinander, und dies in bekannter, naturwissenschaftlich erwiesener Weise. Wenn dem so ist, und alles berührt ja einander, auch im Gehirn, könnte mit einem Riesencomputer im Prinzip berechnet werden, wie die Zukunft aussieht. Alles ist sei eben nur eine Folge chemischer Reaktionen.

*

Doch wie bei allen Paranoikern muss man in den logisch faszinierenden Geschichten den Haken suchen. Der wäre hier die Verquickung religiöser Weltanschauungen mit der deterministisch begreifbaren Realität. Auf Glauben basierende Schlussfolgerungen sind schlicht nicht akzeptabel. Die wenigen naturwissenschaftlichen Indizien, die ich nannte, führen eine Randexistenz, und es gibt schlichtweg keine Fragestellung, die versucht, Gott in unsere Mitte zu bringen. Somit bleibt nur der Unterhaltungswert. Ich will nun kein SCH vor den LAPP setzen, aber die Analyse der Theorie würde nicht die direkte, mühsame, Beweiserbringung rechtfertigen.

*

Manchmal aber ist es nicht so einfach die Fliege oder das Haar in der Suppe, den Wurm in einer Sache zu finden,

oder aber man kann nicht vom Glauben, Einbildungen oder Vorstellungen bzw. einem Zusammenhangsdenken lassen. Ich meine den Verfolgungswahn.
Ähnlich dem vorangegangenen Gedankenmodell drängen sich mir im Wahn Gedanken auf, und sie sind nicht weniger kompliziert. In etwa so, wie im Film „23" dargestellt. Da waren nun Drogen im Spiel. Aber der Zustand paranoid Wahnsinniger ist auch problemlos dem unter der Wirkung von Speed kombiniert mit LSD vergleichbar.
Die vielen Jahre der Krankheit, die im Grunde mein ganzes bewusst erfasstes Leben umfassen, und vielleicht auch schon davor, haben in mir Ideenflucht und Beziehungsgedanken zur Lebensstrategie reifen lassen. Das ist zwar sehr unangenehm, aber scheinbar stabil. Im Grunde ist es ein faszinierender Kompensationsmechanismus für alle anfallenden Unsicherheiten. Macht der Fähigkeit, allem und jedem einen Ursprung, einen Grund zuordnen zu können, lebe ich in der Illusion, immer den Überblick zu haben. Allerdings ist die Nahrung solchen Verhaltens der Stress, den die Angst auslöst, die mir ein ständiger Begleiter ist, mit Ausnahme bei konzentrierter Tätigkeit. Ärzte empfehlen in solchen Fällen leichte körperliche Tätigkeit an frischer Luft, ich sage mal Gärtnern in der Toskana, doch auch da gibt es Flugzeuge ....
Doch vielleicht wäre es trotz innerem Wiederwillen, gleich dem des Teufels vor dem Weihwasser, hilfreich, diesen prinzipiellen Betrachtungen ein praktisches Beispiel zu

geben, doch zuvor möchte ich mich noch ein bisschen erklären:
So hat doch der Akt, sich ständig eine Illusion des Überblicks zu schaffen noch eine weitere Funktion, die der Kontrolle. Mit Hilfe der Einbildung, die Gesetze der eigenen Wirklichkeit zu kennen, versuche ich meine Welt unter Kontrolle zu behalten. Doch warum das? Einem Kontrollbedürfnis liegt immer Angst zu Grunde. Angst, die es einem nahe legt, die Geschicke der eigenen Welt im Griff zu haben. Sprich, nicht darauf angewiesen zu sein, seinen Mitmenschen, Kollegen, Mitarbeiterstab, zu vertrauen. Somit ist das Misstrauen der Kern des Symptoms.
Vielleicht wurde man als Kind mal vergessen abgeholt zu werden, oder hat festgestellt, niemand ist bei einem, wenn man nicht ohne sein kann, oder wurde als Säugling im Auto in der Sonne zurückgelassen wie ein momentan überflüssiges Haustier. Das Erlebnis der eigenen Hilflosigkeit in traumatisierender Intensität schafft auf diese Weise eine Schaltung, ein Programm, eine Prägung im Kopf, die nicht der eigenen Entwicklungsstufe entspricht. Die nämlich des Alleingelassenseins, des schutzlos Ausgeliefertseins in einer Welt, die man (noch) nicht kennt und einschätzen kann.
Ich denke dass es dieses Gefühl ist, das einem ADS zugrunde liegt. Der Eindruck, des überflüssig und nicht gewollt seins. Völlig nebensächlich ist in diesem Sinne auch die wahre Intention der Verlassenden. Im Kind hat sich in der Zeit der Angst und des Verlassenseins eine eigene Perspektive geformt. Aufmerksame Eltern können so etwas

wieder korrigieren, aber eine Korrektur ist notwendig, und dem geht die Registrierung des Leidens des Kindes voraus.
Insofern ist schon von mangelnder Aufmerksamkeit zu sprechen, und der Umstand, dass so etwas überhaupt passiert, zeugt nicht von hohem Verantwortungsbewusstsein gegenüber dem Kind. Der Ausdruck Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom erscheint also, wenn auch hier verdreht, voll gerechtfertigt.
Doch was ist das nun, was sich im Kind abspielt? Die Umstände erzeugen im Kind Angst. Angst ist Stress, und befähigt zu hoher Leistung. Abgesehen von mit dieser Energie gebildeter geistiger Leistung, wie z.B. Verkehrt-herum-sehen der Welt, verfestigt sich das Angstgefühl im Kind. Wird dieser Mechanismus früh genug in Gang gebracht, baut das Kind diese Angst in Form hoher Aktivität in seine Persönlichkeit ein. Der Angst-Stress liefert ihm die Energie dazu, und es gehört dann zu den Kindern, die erstens keine Angst kennen, und zweitens als hyperaktiv gelten. So eine Seelenverkrüppelung muss aber früh in Gang gebracht werden. Wird man als weiterentwickelter Mensch auf diese Art und Weise verletzt, führt die Angst eher in die Depression.
Damit hätte man die Hyperaktivität. Nicht von Hyperaktivität zu kompensieren aber ist die Empfindlichkeit der Kinder, deren Verletzung sie immer vom Selbstwertgefühl einen Level tiefer hält als normal entwickelte Kinder. Diese Dünnhäutigkeit ist es, die sämtlichen psychischen Krankheiten dann eine so große Fläche bieten.

Von ihren Genen her also ganz normale Menschen können mittels psychischer Deformation in die Kategorie der bipolar Kranken fallen, deren gemeinsames Merkmal die erhöhte Empfindlichkeit ist, wie auch ich sie habe, sogar mit ärztlicher Bestätigung. Es ist ja auch definitiv richtig, dass sich diese Kinder verletzbarer, ungeschützter fühlen, denn sie haben ja genau das buchstäblich erlebt, und das Urvertrauen *Meine Eltern achten auf mich!, passen auf, dass mir nichts passiert* ist ja stark erschüttert worden in der traumatischen Erfahrung. Auch diese Empfindlichkeit, sollte sie zum Tragen kommen, und es ist kaum anzunehmen, das sie es nicht kommt, vermittelt wieder verletzende Erlebnisse, die ihrerseits wiederum in Angst und Stress verwandelt werden.

In der Regel bleibt es dann auch nicht bei der Hyperaktivität, sondern es kommen noch neurotische Symptome hinzu, wie z.B. Aufdringlichkeit Aggressivität. Alles Ausdrücke der inneren Verzweiflung über den ständig bohrenden Schmerz des Wieder-aufgenommen-werden-wollens in die Gemeinschaft. Zwar liegt definitiv nichts vor, was den Schluss zuließe, derjenige gehöre nicht dazu, aber es kommt ihm halt so vor, als seien alle mit Bändern verbunden und bilden einen Kreis, nur er nicht, er sieht sich gedanklich in der Mitte stehen, aber ohne Verbindung zu den miteinander Verbundenen..

Und so gehört auch zu den wesentlichen Zeichen für paranoide Gedanken das gemeinsame Merkmal des im-Mittelpunkt-stehen des Paranoikers. Symbolisiert doch die Mittelpunktposition per Definition die absolute Aufmerksamkeit. Es ist also eine eingebildete Befriedigung

des Aufmerksamkeitsdefizits, die sich in ihrer Pervertiertheit meistens gegen ihren Urheber wendet, da er ja immer noch nicht in der Lage ist, Vertrauen zu entwickeln. Und die Ängste des Paranoikers drehen sich ja zumeist um Menschen, da in seiner Welt nur von ihnen Heilung kommen kann. Die Ängste haben menschliches Fehlverhalten zur Ursache, ergo kann der Mensch sie auch wieder nehmen.
So ergibt es sich von ganz allein, welchen Stellenwert Menschen für einen Paranoiker haben. Er ist höher als der gesunder Menschen, was in krassem Gegensatz zu der sicherheitshalber gewählten Kontaktarmut steht. Damit ergibt sich ein Spannungsfeld, dass kein besonders schönes Leben mehr ermöglicht.
So sind dann auch alle, unter mangelnder Aufmerksamkeit leidende Menschen stark davon bedroht, in irgendwelche Abhängigkeiten zu fallen. Alles, was ihnen ihr, man muss es mal so sagen, schweres Leben erleichtert, also Drogen, Medikamente, Arbeit und vor allem eben liebende Menschen, will an sich gebunden, behalten und besessen werden, und darauf wird sich konzentriert. Die Macht des Mittels, z.B. eines Menschen, sorgt wiederum für Stress, womit dann ein Teufelskreis in Rotation gerät.
Bis auf die sieben oder acht Jahre meiner Jugend, die ich mich in einer ganz normalen Clique befand, deren Mittelpunkt für mich mein Retter aus der Grundschulzeit war, drehte sich mein ganzes Leben darum, Mittel und Möglichkeiten zu suchen, meine Defizite zu beruhigen. Die Tat des besagten Freundes, der mir wie ein Blutsbruder erschien, war für mich dann eben auch der schwerste

Schlag, den ich erfahren konnte. Die Abhängigkeit von ihm, die die Jahre über bestand, war mir bis dahin nicht bewusst gewesen – Gnade des Schicksals! Doch trotz verzweifelten Kampfes mit mir, musste ich dieses Faktum dann doch real anerkennen. Damit war die Ebenbürtigkeit, in der ich mich gesehen hatte, zur Illusion degeneriert, und ich stand, verletzt wie in der Kinderzeit, wieder unterhalb der mich umgebenden Welt. Das Gefühl der Ebenbürtigkeit, des *auf einer Höhe seins*, auf gleicher Ebene befindlich, ist für das Leben eines Menschen mindestens ebenso wichtig, wie die Notwendigkeit, Eltern zu haben bzw. erwachsene Leitfiguren. Ein Umstand also, den es auch gibt, wenn man nichts von ihm weiß, aber der sich gegen einen wendet, wenn man die Abhängigkeit davon zu spüren bekommt, weil man das Defizit spürt.

Dieses Wissen gehört nicht in das Bewusstsein von Menschen, die noch von ihm abhängig sind. Das Wissen um die vielen Abhängigkeiten der Menschen untereinander ist schädlich für die Persönlichkeitsentwicklung, besonders dann, wenn er es in Ermangelung vom Notwendigen erfährt.

Doch in der Jugend ist das Bewusstsein noch gnädig. Was einem nicht gefällt, oder was man nicht versteht, einen stört, wird schlicht vergessen, und so wie ein Affe unter hundert neunundneunzig kennt, nur einen nicht, nämlich sich selbst, lief ich weiter meinen mehr oder minder geraden Weg. Das unruhige Verhalten der Kinderzeit kehrte zurück, und es kam schon vor, dass ich auf dem Gelände des unter Arbeitmangel leidenden Betriebes in Laufschritt verfiel. Die Interpretation der Lehrgesellen und

auch einiger Azubis darüber, war natürlich völlig an der Wirklichkeit vorbei. Ich galt als potentieller Karrieretyp. Meine innere Motivation war gar keine. Es passierte unbewusst. Was mit Hyperaktivität im Kindesalter begonnen hatte, ich lief mit drei oder vier wie der Wirbelwind wie gesagt überall gegen, programmierte mich nun mit Hilfe der Sichtweise Außenstehender um in Ehrgeiz. Nicht, dass ich nie ehrgeizig gewesen wäre, z.B. im Sport oder im Wettstreit mit meinem verflossenen Freund, aber die Exponiertheit meiner Existenz im Arbeitsalltag legte es mir doch nahe, und auch dank der Ermangelung echter menschlicher Kontakte, später den Leistungsweg einzuschlagen. Daran nimmt auch niemand Anstoß, im Gegenteil, ich hörte nicht selten andere untereinander urteilen: So wie der (ich) musst Du es machen. Doch erst mal war ich ja noch Azubi, und meine Exponiertheit machte mir große Schwierigkeiten. Wegen besagter Auffälligkeiten, und auch wegen meiner unverarbeiteten Enttäuschungen, kam ich nicht wirklich an andere heran und ließ auch niemanden wirklich an mich heran. Ich war einfach nicht mehr offen. Doch das wusste ich natürlich nicht. Ich grübelte und grübelte, beobachtete meine Mitmenschen in der Hoffnung, herauszufinden, wie das alles geht, und wie ich mich anpassen müsste. Also das gleiche wie schon mit sieben nur in der Welt der Jugendlichen. Was brachte es mir, dass man mich meiner Kopfleistungen wegen achtete? Was mir fehlte, war das Herz, die Wärme und Nähe der Jahre in der Clique. Die war ja jetzt weg. Aus Wut und Enttäuschung hatte ich zu allen den Kontakt abgebrochen.

Ich fühlte mich ausgestoßen, auffällig, und es war mir peinlich, ich zu sein. Dann kam auch noch das Elend mit dem Brief an den Chef dazu, und ich musste mir besagte Verunglimpfungen meiner Person gefallen lassen, unfähig, mir Hilfe zu holen, da ich mich schuldig fühlte, und damit auch keinen Schutz mehr um mich hatte.
Neben der Zeit, die ich voll auf Leistung setzte, in der Fachoberschule und im Studium, wuchs das Unbehagen, unter meinem Namen und mit meinem Gesicht durchs Leben gehen zu müssen, immer mehr an. Die Kompensationsmechanismen, die ich mir für mein Leben ausgedacht hatte, wandten sich in zunehmendem Maße gegen mich. Meine Hyperaktivität, der Ehrgeiz und mein Leistungswille, ob er sich nun auf körperliche oder geistige Arbeit bezog, ließ andere ein Bild von mir wahrnehmen, dass mit meiner verletzten Seele nichts mehr gemein hatte, und ich kann niemandem bösen Willen unterstellen, denn mein Habitus ließ eben solche Schlüsse zu: ein Arschloch. Vielleicht ein bisschen so wie Stromberg, wer die Fernsehserie kennt. Bloß nicht so lustig. Was soll man da noch machen? Und so waren dann auch die Erlebnisse, die sich dann ergaben, einem Stromberg entsprechend. Mal abgesehen von grundsätzlichen Eigenschaften von mir stimmte ja die ganze Ausstrahlung nicht mehr, und so konnte ich auch nicht mehr auf Menschen treffen, die mit mir auf einer Wellenlänge lagen. Geschweige denn, dass mir in all der Kompensationswut überhaupt noch selber klar gewesen wäre, welche Wellenlänge ich denn selber überhaupt hatte.

Nur ein sehr, sehr großer Zufall ermöglichte es mir noch mal vor ein paar Jahren, ich selbst zu sein. Meine Schwester fand einen neuen Lebensgefährten, der mich in seinem Betrieb unterbringen konnte. Kleiner Betrieb, wirtschaftlich desolat und mit Altlasten gespickt. Aber mit guten Verbindungen und offen für jede Idee, die Erfolg zum Ziel hatte. Wesentlich für mich aber war der Chef, der Freund meiner Schwester. Es drängte sich mir schon auf, nur wegen meiner Schwester in so eine für mich exorbitant geniale Lage gekommen zu sein, aber mein Chef meinte immer, ich wäre als eigenständiger Mensch zu ihm gekommen, und meine Schwester wäre eben nur die Kontaktgelegenheit gewesen. Er war ein alter Mann, ein Haudegen mit tadellosem Benehmen, verschlagen, egoistisch, ausgebufft und abgeklärt. Er war machthungrig, sexbesessen und glaubte an die Allmacht des Geldes. Bezog seine Informiertheit vom Weltgeschehen aus der Bildzeitung, fuhr nachts auf der Autobahn über dem Mittelstreifen mit 210 und konnte mitten in einem Streit einschlafen. Es machte ihm nichts aus, mich ohne Vorliegen eines Beschäftigungsverhältnisses als seinen Teilhaber, Nachfolger und zukünftigen Geschäftsführer auszugeben, und seine beruflichen Nehmerqualitäten waren beispiellos. Mit seinem vierfachen Bypass rauchte er wie ein Schlot. Sein Äußeres entsprach ungefähr dem von Don Quichotte und er hielt sich nicht im mindesten für krank. Verschriebene Herztabletten wurden abgelehnt und statt dessen erwogen, das Windsurfen zu erlernen. Ein herrlicher Mensch zum dran Reiben. Ich brauchte mir wirklich keine Sorgen machen, ich könne ihn in irgendeiner Weise

psychisch oder moralisch treffen oder verletzen mit dem was ich sagte, und so blieb kein Gedanke unausgesprochen. Das ich nicht daran dachte, er könne mich herauswerfen, macht mir heute noch im Nachhinein klar, wie sicher ich mich fühlte, und wie gut der Kontakt gewesen sein muß. Als ich zu ihm kam, kam ich mir vor wie ein Fall für die psychiatrische Klinik, so voller Komplexe und verdrehten Gedanken. Nicht, dass das alles auf einmal weggewesen wäre, aber dank einer unbändigen Willenskraft beherrschte ich meine Symptome, so dass ich der normalen Arbeitsbelastung eines Ingenieurs standhielt. Mit der Zeit wurde ich immer selbständiger, und hätte er nicht mit meiner Schwester alles Geld, dessen er habhaft werden konnte und alle Zeit, die er freimachen konnte, auf sie verwendet, bin ich mir sicher, dass ich jetzt ein normales Berufsleben führen würde. Doch es kam eben so, dass die Schulden ihn in die Knie zwangen. Ich wäre auch dageblieben, ohne Geld zu nehmen, auf Pump sozusagen, doch das Projekt, dem ich all meine Kraft gewidmet hatte, war auf den Weg gebracht, und ein Neues fand sich nicht. Ohne Arbeit und Geld bei ihm die ganze Woche herumzuhängen passte mir nicht, und ich besuchte ihn nur noch wöchentlich. Die noch aus dem Projekt anfallenden Arbeiten nahmen vielleicht drei Stunden in der Woche ein, und die konnte er leicht selbst aufbringen. Wie gesagt, es lief aus, wenngleich ich noch aktiv versuchte neue Arbeitsfelder auszuspähen. Zumindest konnte er sein Haus behalten, welches dann auch ein wesentliches Bleibeargument für seine neue, junge Freundin ist. Mein Anteil am wirtschaftlichen Überleben seiner Existenz

würdigt er nur sehr verhalten, was, so wie ich ihn kenne, mir eine Bedeutung signalisiert. Ich bin sehr traurig darüber, nicht weiter für ihn zu arbeiten. Was gab es da alles zu gestalten, und wie konnte ich wirklich mal mich selbst einbringen.
Einen Schreck aber verursachte die technische Zeichnerin bei mir. Und zwar störte ich in einer ungünstigen Situation, ihre Kündigung stand bevor, und sie besprach gerade die unbezahlte gebliebene Altersvorsorge. Sie rastete dann für ihre Verhältnisse geradezu aus, und meinte, sie hätte es sich ja eigentlich verkneifen wollen, aber seit ich da sei, wäre das Arbeitsklima ruiniert. Das war genau auf den Nagel meiner übelsten Ängste getroffen. Nicht selten habe ich mich in meinem Leben nur deswegen aus allem herausgehalten, weil ich niemanden mit meiner Gesellschaft belästigen wollte, natürlich unbestätigt. Und nun das. Ich hatte wirklich mit Unsicherheiten zu kämpfen gehabt, aber mich doch bemüht, nett oder doch wenigstens freundlich zu sein, aber scheinbar bin ich einfach eine unangenehme Gesellschaft. Ob es nun meine Ängste sind, die ich mit mir herumtrage und ausstrahle, oder eine Distanz, die ich trotz allen Bemühens nicht aufheben kann. Vielleicht war sie auch einfach wütend, dass ich mich für die Kündigung ihres Lieblings, des Mechanikers, ausgesprochen hatte. Ich hatte mit ihm keine persönlichen Differenzen, aber in Anbetracht der angespannten finanziellen Situation schien es mir doch nicht nötig, ihn zu behalten. Er war auch schon vor meinem Eintreten Thema gewesen. Er hatte wirklich nichts zu tun. saß während seiner Arbeitszeiten am Computer und unterhielt ein kleines Ebay-Geschäft,

verschwand über Mittag für zwei, drei Stunden im Fitnessstudio, erkundigte sich ständig nach einer Gehaltserhöhung und pflegt sein Auto in der Werkstatt. Er war selber nicht zufrieden mit seiner Unausgelastetheit, aber vor dem desolaten Arbeitsmarkt und dem Umstand, dass er schließlich trotz allem seinen Lohn erhielt, machte es ihm schwer, andere Arbeitsangebote anzunehmen, wenn sie z.B. dreißig Kilometer Anfahrtsweg bargen. Ihm schien es so, als würde er nie wieder jemanden finden, der dumm genug wäre, ihn selbst einzustellen. Und eben diese Haltung war nicht nur für die Firma schädlich, sondern auch für ihn selbst, schließlich war er erst 24. Dass er nun ausgerechnet in dem selben Betrieb gelernt hatte, wie ich damals, war ein Zufall sondergleichen. Und dass ich Jahre später noch dem Bild, dass man damals von mir gewonnen hatte, Nahrung gab, beschäftigte mich sehr. Hatten wir doch herausgefunden, dass wir noch gemeinsame Bekannte in dem staatlichen Betrieb hatten.

Für mich und mein Wesen schien die Lage also aussichtslos. Was ich für einen Krüppel halte, ist anderen ein durchaus fest einzuordnender Mensch. Wäre ich in der Lage diesen zu leben, ich würde es tun. Ich würde versuchen zu vergessen, welche Umstände dazu geführt haben. Ich würde keinen Gedanken mehr verschwenden an Aufmerksamkeitsdefizite, paranoide Wahnvorstellungen, psychotische oder manische Schübe, depressive Episoden, Einsamkeit, Observation oder Angst, Verletzungen und Kompensationen, wie ich es damals gemacht habe. Verschwörungstheorien, Sprechprobleme, Impotenz,

Migräne, Minderwertigkeitskomplexe und Kopfgesteuertheit. Religion gäb's zu Weihnachten. Empfindlichkeit würde mit Ignoranz zugekleistert.
Ich wäre wie mein Vater. Eine Identität, hinter der ich mich sicherheitshalber verstecke, seit der Sache mit dem Freund. Und ich glaube sogar, dass das ein Weg ist. Denn nur, wenn mich das Leben genau da abholt, wo ich stehe, kann es wieder ins Laufen kommen. Wer sagt denn, dass ich so ein Ekelpaket bliebe? Kann es nicht auch sein, dass sogar Anerkennung gezollt würde? Und kann es nicht auch sein, dass ich mich damit selbst ein bisschen annehme, und all die Seiten, die ich aus Angst verstecke, wieder zum Vorschein kommen Macht des Mutes, der aus gestiegenem Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein erwächst. Wer weiß ...

Doch es drängt sich die Frage auf, ob das wirklich eine so gute Idee ist. Man bedenke, welche Gefahren es birgt, wenn ein losgelassener Irrer, ob man ihm das nun ansieht oder nicht, sich am Weltgeschehen in so energischer Weise beteiligt. Ich, für meinen Teil, weiß um die Schwierigkeiten geistiger Natur, mit denen ich während meines Einsatzes bei Duffy zu kämpfen hatte. Ich, der ich reich an Erfahrung mit meinen psychischen Warnsignalen bin, konnte beurteilen, wie ich zum Ende des Projektes hin nahe am Abgrund stand. So enthusiastisch mein Wille zum Erfolg, meiner Erwerbsfähigkeit, auch war, so gestand ich mir später, zur Ruhe gekommen, doch ein, dass ich zumindest urlaubsreif war. Das kommt natürlich bei jedem mal vor, besonders im Hinblick auf den Senkrechtstart, den

ich gemacht hatte, aber dennoch: Noch einmal mache ich das nicht.
Mein Ex-Chef konnte es zwar nicht richtig nachvollziehen, imaginär immer noch auf großem Fuß lebend, aber ich wollte nur noch einen kleinen Job mit regelmäßigen, sicheren Bezügen und im nichttechnischen Bereich, vorzugsweise eine Arbeit mit vom Gleis gekommenen Jugendlichen, so wie ich es schon einmal drei, vier Jahre lang gemacht hatte.

Zurück zum Beispiel paranoider Wahnvorstellungen, abgemildert auch Beziehungsgedanken genannt, wenn man seine Umwelt noch wahrnimmt und beurteilen kann, ob es Mist ist, den man denkt, oder nicht.
Meine sämtlichen Symptome treten eigentlich immer dann auf, wenn ich in irgendeiner Beziehung zu fremden Menschen stehe, also z.B. beim Arbeiten oder beim Kennenlernen oder Verlieben, doch auch Nachbarschaftliche Verhältnisse oder überhaupt beim Eintreten in eine Gruppe oder auch dem Kennenlernen von Einzelpersonen, die im Leben auftreten, wie z.B. ein Versicherungsvertreter. Grundsätzlich also ist bei einer Kontaktaufnahme, welcher Art auch immer, ein gewisses Misstrauen im Tonus. Es ist für mich schon etwas Besonderes, wenn ich nach dem ersten Kontakt sagen kann, da war nichts, gar nichts nebenher. Ich nenne das immer die Parallelwelt, denn andere dürfen weder etwas davon erfahren, noch würden sie es verstehen. Lange Zeit über habe ich es mir zu einer Grundhaltung gemacht, diese Parallelwelt zu tolerieren, doch das ist sehr anstrengend,

schließlich muss ich immer einen Filter vor meine Wahrnehmung schalten, der die Eindrücke in o.k. und nicht o.k. sortiert und ablegt. Mal abgesehen davon, dass das sogar funktioniert, wenn ich unterhalb meiner Belastungsgrenze bleibe, ist die bessere Methode, die des Zulassens, Annehmens und Akzeptieren der Parallelwelt-Gedanken, aber das kann ich eigentlich nur im Alleinsein. Aber das bin ich ja jetzt. Außenstehende könnten leicht auf den Gedanken kommen, ein Zulassen der Symptome führt unweigerlich in den Wahnsinn. Die Logik gebietet es, so zu denken. Aber dem ist nicht so. Jeder intellektuelle Umgang, jedes rationale Konzept frisst Energie, und dieser Energiebedarf erzeugt Stress, der wiederum Energie freisetzt. Der Ursprung der Parallelwelt aber ist der Stress, und so fördert der konzeptionelle Umgang mit der Krankheit die Krankheit selber. Ich habe viele Jahre gebraucht, das zu verstehen.

Vor diesem Verständnis fördert der spielerische Umgang mit den Symptomen sogar die Kontaktfähigkeit, da dank des abgemilderten Stresses endlich mal wieder Energie übrig ist, die eigene Seele zu nähren. Eigene Gefühle können wieder wahrgenommen werden, da man nicht wie ein Guerilla-Kämpfer ängstlich über seine Umgebung wachen muß, und damit haben auch andere Menschen wieder eine Chance, Kontakt aufzunehmen. Das versucht jeder Mensch automatisch und unbewusst, aber die Voraussetzung dafür ist eben, der andere zeigt etwas von sich, sein Wesen, seine Gefühle.

Zuerst einmal aber machte ich mich natürlich von der praktisch, rationalen Seite daran, mich meinen Problemen

zu stellen. Ich tat das auch bis zum Exzess. Ich erinnere mich, das Verhalten der Menschen studiert zu haben. Angefangen beim bloßen Beobachten, was wohl jeder kennt, über das reflektierte Beobachten, dass Verhaltensweisen erkenntlich macht, bis hin zu einer Vorstellung, menschliches Verhalten würde, und alles andere wohl auch, geradezu einem Algorithmus folgen, den sie nicht selbst bestimmen (s.a. LAPP). Dies nicht als Idee stehen zu lassen, sondern tatsächlich herausfinden zu wollen, brachte mich dann auch dem Wahnsinn nahe, und ich ließ es dann auch sein. Aber in meiner Abstrahiertheit wähnte ich mich manchmal dem Ziel nahe, ihn zu erkennen.

Diese Geschichte aber verrät eines: Wie weit muss ich mich von allem entfernt gefühlt haben, von meiner Andersartigkeit überzeugt gewesen sein, dem Urvertrauen entbehrt haben, dass ich nicht auf die Idee gekommen bin, die in der Freizeit Beobachteten strengten sich wirklich nicht besonders an, sondern waren einfach sie selbst. Warum kam ich nicht auf die Idee, selber alle Anstrengung fallen zu lassen, und einfach ich selbst zu sein? Warum meinte ich, mein Verhalten wie in einer Computersimulation rational steuern zu müssen, um mich zu adaptieren? Wie kann man überhaupt so borniert sein, sich so etwas zuzutrauen (schließlich muss die Simulation in Echtzeit laufen, und Wahrnehmungen entsprechend schnell verarbeitet werden)?

Irgendwann einmal hatte ich einen weisen Gedanken. Aus der Technik wusste ich, Fahrzeuge werden immer so konstruiert, dass sie ihre wesentlich Aufgabe ohne den

menschlichen Eingriff bewältigen. D.h. Ein Flugzeug fliegt geradeaus, ohne Höhe zu verlieren, ohne dass der Steuerhebel berührt werden muss. Ein Auto fährt geradeaus, ohne dass das Lenkrad berührt wird. Beim Schiff desgleichen. Beim Raumschiff übernimmt ein Computer die Kontrolle über die wesentlichen Eigenschaften der Flugbahn (nicht mit dem Autopilot verwechseln).
Das brachte mich natürlich auf den Gedanken, auch der Mensch habe diese Eigenschaft. Ohne willentliche Korrekturen kann das Leben gelebt werden. Was dem Raumschiff der Computer, sei dem Menschen von mir aus sein Unterbewusstsein. So könne man durchs Leben kommen. Tiere kommen auch ohne die willentliche Korrektur aus. Auch Pflanzen laufen nicht aus der Wüste in fruchtbarere Gefilde. Sie sterben dann eben.
Menschen sind zwar in der Lage, ihr Leben unter ihre eigene willentliche Korrektur zu stellen, doch es ist sehr anstrengend. Erfährt man durch so ein Verhalten Belohnungen, freut man sich und baut das System aus. In der Regel aber ist es so, dass die willentliche Korrektur ein Not-System ist, mit dem schwere Zeiten überbrückt werden können. Z.B. kann das auch ein Eheleben sein. Mancher wird wissen, was ich meine, und nicht selten stirbt derjenige Lebenspartner eines verfrühten Todes, der mehr gelitten hat. Nicht selten, so die inoffizielle Meinung, sind die Krankheitssymptome dieser Menschen Krebs- oder Herzprobleme.
Die willentliche Verhaltenskorrektur ist eben eine Belastung, wie für das Fahrzeug die andauernde

Kurvenfahrt. Die Dimensionierung der Bauteile erfolgt zumeist auf der Belastung während des Manövers. Einem Kampfflugzeug liegt dabei die zehnfache Gewichtskraft auftriebsloser Komponenten zugrunde. Die Radlager eines Autos müssen einer Querkraft standhalten, die schwellenden Belastungen bis hin zum Fahrzeuggewicht entsprechen. Bei der Geradeausfahrt ist die Querbelastung nahe null.

Die willentliche Korrektur, ich sage mal, der Einfachheit halber, das Manöver, stellt also den Menschen unter eine psychische Belastung, für die er aufgrund seiner tierischen Herkunft gar nicht ausgelegt ist. Tiere (außer Raubtiere) fahren ja keine geistig-seelischen Manöver. Dafür hat er im Gegenzug die Belastung, für die er ausgelegt ist, auf nahe Null herabgesetzt – ich meine die körperliche. Der Körper des Menschen ist ohne Schwächung durch andauerndes psychisches Manövrieren derart zäh, dass man es nicht für möglich hält. Ähnlich dem von Tieren eben. Man denke an wiedererwachte Komapatienten und die ursächlichen Unfallfolgen, sprich Verletzungen

Ich möchte mir an dieser Stelle direkt mal ein bisschen Gesellschaftskritik herausnehmen, und die Kosten des Gesundheitssystems auch als Folge der Verbreitung des psychischen Manövers vieler Einzelner zurückführen. Wie erwähnt betrachte ich viele körperliche Krankheiten als Folge psychischen Manövrierens in einem nicht tolerierbaren Maße.

Der Zusammenhang zum psychisch Kranken besteht darin, dass er im Gegensatz zum körperlich Kranken seine Seele zum Ausdruck seines Leidens verwendet. Der aus

psychischen Gründen körperlich Erkrankte, psychosomatisch genannt, wählt seinen Körper zum Ausdruck seines Leidens, denn irgendwo muss es ja schließlich hin. Bei ihm ist die Seele stärker als der Körper. Sein Körper kann damit sein Seelenheil schützen.
Die Seele des psychisch Kranken aber ist geschwächt. So greift die Belastung direkt die Seele an. Es ist mir sehr wichtig, diesen Zusammenhang zu nennen, zeigt er doch die Verwandtschaft psychischer und körperlicher Leiden.
Das körperliche Leiden aber, ohne es in seiner Schwere herabsetzen zu wollen, hat dennoch Vorteile. Aus der Perspektive, das alles Leiden psychischen Ursprungs einem Hilferuf ähnelt, ist die Kommunikation mittels körperlicher Beschwerden einfach praktischer. Kommunikation bedeutet am Leiden gesprochen, anderen zu verstehen geben, dass man Aufmerksamkeit, Liebe und ähnliches braucht. Eine körperlich Krankheit wegzuleugnen geht einfach nicht. Jeder sieht es, und jeder kann sich das damit verbunden Leiden auch als Leiden vorstellen, egal wie er es sich vorstellt. Dennoch gehen viele Menschen auch körperlich Leidende aus dem Weg, und zwar insbesondere dann, wenn es sich um ein irreversibles Leiden handelt, wie z.B. die Querschnittslähmung, obwohl das ja alles besser wird.
Die psychische Erkrankung aber tut sich zumeist in der Art kund, dass andere Angst und Abscheu bekommen. Die Interpretation des Leidens gelingt nicht mehr auf direktem Wege. Es muss abstrahiert werden, und zu dieser Abstraktion sind die meisten nicht fähig. Abgesehen davon erfordert abstrahierende Beobachtung auch eine gewisse

Distanziertheit, und eben diese Distanziertheit, ist es ja, die den Kranken verletzt. Es ist ja nun nicht so, dass seine Bedürfnisse komplett anspruchslos sind, oder auch man davon ausgehen kann, es bestünde eine im Großen und Ganzen realistische Krankheitseinsicht – nein.
Da dem psychisch Kranken die gesunde Ebene, die Seele, fehlt, kann er auch vom Grundsatz her das Verhalten Anderer nicht mehr unter einer verstehenden Perspektive sehen, wie der körperlich Kranke. Der körperlich Kranke weiß, er lebt in einem kranken Körper. Diese Abstraktion ist möglich. Worin aber bitte lebt der seelisch Kranke? In einem gesunden Geist? Der Geist ist Träger des Bewusstseins, dass seinerseits stark vom Seelenleben abhängt. Die gesunde Ebene, von der aus der Kranke sein Leiden abstrahiert bzw. distanziert sieht, muss er erst finden. Ich habe vielleicht das Glück, mich auf meine Rationalität stützen zu können. Doch wer bitte, wer hat denn Lust, einen Kontakt allein auf die rationale Ebene zu beschränken? Doch immerhin, es ist eine Ebene.

Ich kann auf dieser Ebene Gefühle erleben, wie ein Computermodem den PC mit dem Internet verbindet. Über die Sprache der rationalen Abstraktion lasse ich die Gefühle an mich heran. Das Modulieren der Gefühlsebene (ich nenne sie mal *analog*) in die rationale Ebene (sie sei mal digital) schafft die Möglichkeit, zu kontrollieren, was ich an mich heranlasse, und was nicht. Wenn ich dann ein dergestalt moduliertes Gefühl gut finde, wird es am Ausgang wieder demoduliert (analogisiert) und findet

Eintritt in mein Herz (was immer dieser Begriff hier jetzt zu suchen hat).
Die Zwischenstufe des Geistes ist mir ein unverzichtbarer Schutz. Ich bin damit Herr über meine Angst. Doch man kann sich leicht vorstellen, dass so eine künstliche Zwischenstufe erstens keine besondere Leistungsfähigkeit hat und zweitens ziemlich viel Energie verbraucht.

VI.

Im Zweier und vielleicht auch Dreiergespräch funktioniert das ganz stabil, abgesehen davon dass es eben ein dauerndes Manöver ist, und ich so beschaffen bin, dass ich eher psychische als körperliche Symptome aus einer Überlastung bekomme.
Ganz, ganz selten und nur mit sehr, sehr wenigen Menschen erlaube ich mir zumindest Stunden- oder Minutenweise meinen selbstgeschaffenen Mechanismus abzuschalten. Das sind die Stunden, von denen ich behaupte zu leben, so wie ein Fuchs oder ein Hase es sein Leben lang tut. Ich will nicht voraussetzen, dass das für Menschen heute noch normal ist, aber ich wünschte, es wäre so. Die ganzen Jahre meiner Jugend waren unter diesem Gesichtspunkt zumindest akzeptabel, und ich vermisse das sehr. Auch die Erinnerung an den heißen, trockenen, staubigen und von Blätterrauschen erfüllten Sommer, von dem ich erzählte, zähle ich zu dieser Kategorie – eher noch mehr als die Jugend es mir geben konnte.

Wenn ich die Zeiten zusammennehme, die ich so gelebt habe, abschätze, sind es vielleicht zehn Jahre. Schon in meiner Jugend, als meine erste Freundin zum ersten Mal weg war, empfand ich jeden Tag ohne sie wie eine Verschwendung meiner Lebenszeit. Es war mir, als habe ich meinen Körper verloren, und lebe nun als Geist in der Welt, die sich mir als so wunderbar und lebenswert gezeigt hatte. Es ist genau dieses Geist-Dasein, das ich nie akzeptieren wollte, und die ganzen Jahre, die ich mit aller Kraft, List, und auch Berechnung gekämpft habe, sollten mir nichts anderes wiederbringen, als das Gefühl, meinen Körper.

Es gab einen Gedanken, der besagte, man kann nicht älter sein, als die Jahre, die man in diesem Sinne in seinem Körper verbracht hat. Das stimmte auch gefühlsmäßig. Wie aber sollte ich dann bitte je erwachsen werden? Aber kann ich wirklich davon ausgehen, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen den Reichtum so vieler (sinnlicher) Jahre besaß? Was zeigte mir denn meine ganze Beobachtung? Es gibt Menschen, denen kann man ansehen, dass sie irgendwann in ihrem Leben seelisch gestorben sind. Insofern sind meine Erfahrungen, sozusagen nur unterbrochen tot zu sein, ja geradezu phänomenal! Ein Teilzeit-Toter – wo gibt es denn so was?

Ich glaube noch heute daran, jemandem zu begegnen, der mich wieder aufweckt, bei dem mein Modem-Mechanismus Ballast ist, aber ich bestehe nicht darauf. Ich weiß, dass das zu den Dingen gehört, die man nicht fordern kann oder kaufen, ja nicht einmal forcieren. Aber zumindest habe ich noch diesen Traum. Alles Kämpfen, jede Aggression, jede

Berechnung, diesen Menschen zu finden oder zu erreichen, steht im Gegensatz zu all dem, was ich mir wünsche. Wehret den Anfängen, die Philosophie des ersten Eindrucks und das Erscheinungsbild als seelische Visitenkarte machen es mir unmöglich, zielgerichtet zu suchen. Unter der Fuchtel meiner künstlichen Überwachungsebene zeige ich mich nicht, wie ich bin. Wie soll ich also erkannt, gefunden werden? Jede Suche hat einen Agitator, doch das Finden ist ein gegenseitiger Aspekt der Suche.
Und so, aller Mittel beraubt, warte ich wie das Samenkorn im Wüstenboden darauf, es möge regnen. Eine nicht gerade rühmliche Situation für einen Mann – zeigen doch die Regeln der Brunft in ihren Ursprüngen, der Jugend, dass die Partnersuche unter Zuhilfenahme aller Mittel geschieht. Ich schaue mich um, und sehe immer noch diese Regeln in allen Altersstufen. Auf was bitte soll ich da hoffen? Doch auch in der Wüste Gobi gibt es Leben. Ich weiß bloß nicht, ob Pflanzensamen aus der nördlichen Hemisphäre dort jemals erblühen.

Jetzt das Beispiel: Ich hatte einen Hänger. Nachdem ich mit Glück endlich der Klinik entkommen war, ebenso aus der anschließenden therapeutischen Wohngruppe aus eigener Kraft einen Ausweg gefunden hatte, meine Freundin mich hat gehen lassen mit der Bemerkung, *es ist so schön ruhig hier, seit du nicht mehr da bist*, fand ich mich wieder im dauernden Aufendhalt bei einer lieben Frau mit zwei Kindern, die mich aber als Mann nicht reizen konnte. Es vergingen schöne Zeiten eines gespielten Familienlebens, die ich nicht

missen möchte, und die immer noch die Basis unserer Freundschaft sind.
Nach der verflossenen Freundin regte sich auch wieder die Erinnerung an die jahrelange Impotenz während meiner Adoleszenz, die ich ja eigentlich dank des Klinikaufenthaltes vergessen geglaubt hatte, und das wollte ich auf keinen Fall wieder erleben. So dachte ich mir dann etwas aus, ein Manöver, wenn man so will.
Ich dachte mir einfach, ich würde mich auf die Suche machen, und dabei mal nicht so auf die Frau schauen, ob sie denn zu mir passen würde, sondern ob mir mein Gefühl sagte, das es mit ihr im Bett ginge.
Noch heute schaudere ich bei dem Gedanken, wohin mich das gebracht hat. Aber damals schien es mir ein gangbarer Weg zu sein. Ich möchte mich auch im Hinblick auf die Gedanken des vorigen Kapitels für die vermeintliche Schlappschwanz-Haltung rechtfertigen..
Langer Rede, kurzer Sinn, fand sich dann auch jemand. Es hielt dann sieben Monate, dann trat genau das auf, was ich zu vermeiden suchte. Kurzerhand machte ich mir den Abschied leicht, indem ich mir jemand anderes suchte. Die Dame war dann so schlecht gewählt, dass es nicht mehr als zwei Wochen dauerte. Diesmal war ich dann aber allein.
Weiter an meiner neuen Philosophie festhaltend wartete ich auf die nächste Gelegenheit. Nicht Liebe, dass muss festgehalten werden. Ich wollte nicht allein bleiben. Ich wollte sexuell funktionieren, und ich sah dies auch als die Therapie an, mir den in der Klinik verlorenen Stolz zurückzuholen. Ich wollte vergessen, jemals so fertig

gewesen zu sein, und wenn ich schon zugeben muss, krank gewesen zu sein, so will ich doch wieder gesund werden.
Das war die Ausgangssituation für die wohl kämpferischste Zeit in meinem Leben, die auch von entsprechend vielen Phasen akuter psychischer Krankheit gesäumt war, die ich zum größten Teil ohne stationäre oder ambulante Behandlung ertragen musste. Zu der Zeit befand ich mich in Behandlung bei meinem Hausarzt, einem Allgemeinmediziner, der mich nicht so krank sah, wie ich war, und daher nur mit kleinen Dosen eines relativ leichten Antidepressivas versorgte. Damit konnten dann alle anderen Symptome auf kleiner Flamme leise vor sich hin köcheln. Doch ich war froh, meinen Medikamenten entnehmend so gesund eingeschätzt worden zu sein. Außerdem war der Arzt der Nachfolger des Arztes, dem ich schon während meiner Jugend, genauer in der Lehrzeit, meine sexuellen Beschwerden geklagt hatte, woraufhin er mir einen romantischen Abend mit einer oder zwei Flaschen Sekt verordnete. Das funktionierte auch tatsächlich, aber an mehr kann ich mich auch nicht erinnern. Auch war es nicht ganz leicht mit der Frau. Es war das bereits erwähnte Vergewaltigungsopfer.

Auf einer Party, die ich mit meiner Familienspielfreundin besuchte, passierte dann etwas sehr Ungewöhnliches. Es kam eine Frau in den Raum, mein Alter, gutaussehend und von offensichtlicher Intelligenz, aber auch mit einer gewissen Zurückhaltung. Sie kam rein, und ich wusste, das war mir so noch nie passiert: Die ist für mich. In diesen schlichten Worten, nicht anders. Kurz gesagt, wir kamen

zusammen. Ich scheute mich nicht, ein wenig mit dem Kopf nachzuhelfen, denn es war schon etwas anstrengend. Die genauen Worte von mir waren: Das kann ja anstrengend werden. Doch war es diese Frau, die genauestens meiner beschriebenen Intention entsprach. Sie hatte alles, um mir die heftigen Wünsche nach Gesundheit, Anerkennung und gesellschaftlicher Akzeptanz zu erfüllen. So wurde sie das Opfer meiner an ganz anderer Stelle erworbenen Erniedrigungen. Dieser Gedanke kam mir schon damals und das schlechte Gewissen darüber nistete sich nach und nach in allen Zellen meines Körpers ein – unmerklich. Das einzige Mittel, diesem schlechten Gewissen entgegenzutreten, war natürlich, es nicht zur Beziehung kommen zu lassen, und so war dann auch nach drei Wochen Schluss. Ein paar Tage vergingen, und es fehlte nur die tatsächliche Erklärung. Das sie nicht auf so eine Erklärung wartete, sie war es gewohnt, von anderen nie eine bekommen zu haben, wusste ich nicht.

Aber ich erzählte meinem Arzt davon. Der, ganz außer sich, riet mir, es doch unbedingt mit ihr weiter zu versuchen. Ich solle einen Brief schreiben, so was könne ich doch. Gegen meinen Willen, ich weiß es noch, tat ich es im Bewusstsein einer therapeutischen Maßnahme. Die Frau war ja nun auch wirklich reizvoll, nicht nur für mich, und so war das erbrachte Opfer denn auch nicht so ganz schrecklich.

Sie ihrerseits hatte zu der Zeit gerade ein kleines Techtelmechtel mit jemand anderem. Das war auch schon zu unserer gemeinsamen Zeit gelaufen. Der Brief aber brachte dann die Wende. Für mich bedeutet das, mich

darauf eingelassen zu haben, für die Zukunft mit Haut und Haar den Bestand der Beziehung zu verteidigen. Klarstellen möchte ich aber auf jeden Fall, dass es auch schön war. Vielleicht gerade wegen des intensiven Einsatzes für die Beziehung, der einen dann jeden Erfolg doppelt auskosten lässt.

Doch bevor es weitergeht etwas Abschließendes zum LAPP: Die Vorstellung, all unser Handeln würde abhängig von den Veränderungen eines allgegenwärtigen, immanenten Algorithmus bestimmt, mutet schon sehr merkwürdig an. Zudem ist das Weltgeschehen nicht immer christlich. Es muss also, wenn es schon keine Wechselbeziehung ist, zumindest eine Möglichkeit der freien Einflussnahme des Menschen auf diese, Existenz und Leben allem zugrundeliegenden, geben (vgl. Beispiel von der Ratte).
Doch lässt sich diese Einflussnahme nicht unter einer Verallgemeinerung unchristlichen Denkens zusammenfassen, wissen wir doch, dass das Gleichgewicht und die Harmonie in der Natur sich nur aufgrund einer oberflächlichen Betrachtung erschließt. Die Philosophie des *Friss, Vogel, oder stirb*, oder auch *große Fische fressen kleine Fische*, das Recht des Stärkeren, das Gesetz der natürlichen Auslese, das Raubtier/ Beute-Prinzip oder schlicht der Täter/ Opfer-Zusammenhang sind Begriffe, die ihren Ursprung in der Naturbeobachtung haben.
Trotzdem redet der Mensch von einem System des Gleichgewichts. Die Vorgänge in der Natur sind anhand natürlicher Bedürfnisse zu kausalisieren, so, wie die

Indianer sich von der Natur nur nahmen, was sie zum Leben brauchten. Handelt der moderne Mensch so, spricht man schon fast von Faulheit. Die Vorstellung zeitgemäßer Volkswirtschaftler, die Menge der Arbeit, die es in einer Gesellschaft gibt, sei unbegrenzt, stellt diese Sichtweise in beeindruckender Klarheit dar. Hat also der Mensch alles, was er braucht, so werden, falls nicht natürlich vorhanden, Bedürfnisse und damit Märkte geschaffen und erschlossen. Seit dem Grundgedanken der Produktionsautomatisierung und dem auch damit im Zusammenhang stehenden technischen Fortschritts, kann es also rein theoretisch eine Gesellschaft von Millionären geben.

Des weiteren wird menschliches Verhalten in zunehmendem Maße von seiner Fähigkeit zum psychischen Manövrieren bestimmt. Schon immer korrespondierte es mit der gesellschaftlichen Stellung. Menschen machten sich zu besseren Menschen oder grenzen sich von Schlechteren durch besonderes Verhalten oder besondere Wortwahl von anderen, natürlicher lebenden Menschen, ab. Man nehme z.B. den mittelalterlichen Klerus, der es dem gewöhnlichen Menschen nicht ermöglichen wollte, den Originaltext der Bibel zu lesen, indem sie nur in lateinischer Sprache zu haben war. Zum einen schützt das gegen unerwünschte Diskussionen, zum anderen ist es Macht.

Die aber wohl subtilste Art des Manövrieren ist die nahestehendster Menschen untereinander. Aus Angst vor Einsamkeit, Unterdrückung, wirtschaftlicher Not oder Verletzung zieht der Mensch alle Register des psychologischen Kampfes. Verleugnung von Gefühlen, Simulieren derselben, Blind und Taub stellen,

Vorspiegelung falscher Tatsachen, lügen, Selbstverleugnung etc.. Gegen eine unbewusste Anwendung dieser Mittel sei nichts gesagt, doch mit Hilfe der modernen Psychologie werden immer spitzfindigere Verhaltensmuster oder auch ganze Verhaltensprototypen entworfen, deren Wirkung untersucht. Diese kommen entsprechend zur Anwendung im Arbeitsalltag und zur Durchsetzung wirtschaftlicher Ziele. Das sind quasi Kriegslisten des Kommerzes , die mit der Übersättigung der Gesellschaft und dem damit verbundenen unendlichen Erschließen neuer Märkte notwendig geworden sind.
Eine derartige Freiheit beim Gestalten der Verhaltensnormen und –Muster gibt es in der Natur nicht. Wenn Ratten zu viele an der Zahl für ihren Lebensraum geworden sind, fressen sie sich gegenseitig auf. Das passiert in dieser direkten Form beim Menschen nicht. Dennoch gibt es Zivilisationssymptome, die darauf schließen lassen, dass auch beim Menschen solche geistigen oder psychischen Anlage vorhanden sind, man bedenke die Anonymität und Rücksichtslosigkeit unserer Ellenbogengesellschaft, die den Einzelnen wie einen Kreuzritter des Egoismus erscheinen lässt.
Für den LAPP bedeutet das nun, dass er in der ohne eigenen Geist ausgestatteten Welt, sprich der Natur wirklich absoluter Herrscher sein kann. Im Menschen aber, zumindest seit Adam und Eva sich vom Baum der Erkenntnis nährten, wirkt die Freiheit des Bewusstseins, mithilfe seines gottähnlichen, ja vielleicht sogar gegenseitig wechselwirkenden Geistes, Schöpfer der eigenen Lebensumstände zu sein. Würde man annehmen, die

Erkenntnis sei begrenzt, gäbe es die Hoffnung, irgendwann würde die ganze Klugheit der Natur erkannt sein. Der Umstand aber, dass der Apfelbaum jedes Jahr neue Früchte trägt, macht deutlich, dass es kein Ende der Erkenntnissuche gibt. Damit ergibt sich für den Menschen der Verfall des einstigen Wertes der Wissenschaft, nämlich der Suche nach Wahrheit. Es gibt sie, zumindest für das Bewusstsein des Menschen nicht. Von dieser wesentlichen Erkenntnis entsetzt, gibt es für die Fortführung des wissenschaftlichen Fortschritts nur eine Motivation: Nicht die Wahrheit ist das Zentrum fortschrittlichen Denkens, sondern der Mensch mit seinen z.T. niederen Beweggründen.

Die Entfernung menschlichen Handelns vom (göttlichen) LAPP nimmt somit zu – vielleicht auch die Beeinflussung von ihm. Die vollständige Nutzung aller von Gott mitgegebenen geistigen Freiheiten ist zu einer nahezu vollständig unreflektierten Maxime menschlichen Bewusstsein geworden, dass dann trotz ihres offensichtlichen Wiederspruchs zur Natur, wie es schon die Labyrinthratte tat, auf den LAPP rückwirkt, und trotz der offensichtlichen Disharmonie integriert wird. Die Gestaltung der Welt liegt somit auch in der Verantwortung des Menschen. Seine eigene Ignoranz gegenüber so natürlichen Eigenschaften wie Schamhaftigkeit und auch archaische moralisch-ethische Werte und deren Prostitution für egoistische, auf zwischenmenschliche und kulturelle Wurzeln begründbare Wünsche, zerstören die ursprüngliche, natürliche Bindung an Strömungen, wie der sog. LAPP sie vorgibt.

Der Mensch hat sogar eine Instanz mitbekommen, um sich zu orientieren, um zu fühlen, wann er sich von den Strömungen des LAPP's entfernt: Das Gewissen. Doch in der modernen Welt weiß schon jedes Kind, dass die Beachtung von Impulsen, die das Gewissen gibt, in die Erfolglosigkeit führt. Reichtum wird so im Volksmund auch schon gleichgesetzt mit Gewissen- bzw. Skrupellosigkeit. In diesem Sinne also mit der Ignoranz des LAPP.
Um am Modell zu bleiben, wirkt der Einfluss des Menschen auf den LAPP schon zurück auf die Natur. Das Aussterben von Arten, der Treibhauseffekt und all das lässt sich populärer sicherlich wissenschaftlich begründen, dennoch hat sich mein diffuses Gefühl in ein Modell entwickelt, dass exakt definiert, was ich empfinde. Der Umstand, dass auch ich der Fähigkeit zum psychischen Manövrieren mächtig bin, erzeugt am Modell gesprochen jedoch die Wahrscheinlichkeit oder zumindest die Möglichkeit, dass ich vollkommen falsch liege, und trotzdem vermittelt mir die Vorstellung vom LAPP eine Faszination, der ich mich schlecht entziehen kann:

Erschließt sie doch jedem Einzelnen die Möglichkeit, die Welt besser zu machen – allein dadurch, *wahrhaftig* zu sein.

2. Buch: Leben

Es ist ein heißer Sommertag. Die Sonne steht senkrecht am Himmel und brennt erbarmungslos auf die Menschen am Deich nieder. Die meisten dösen mit dem Kopf in irgendeinem Schatten. Es ist Ebbe.
Eine Familie auf Fahrrädern erreicht diesen von der Tourismusinformation als besonders schönen Flecken Natur ausgewiesenen Ort. Sie steigen vom Fahrrad ab und fangen sofort an zu reden, mehr einem Schnattern gleich, und zu lachen. Es sind acht Personen, unter ihnen auch ein junges Paar.
Während noch ein Platz gesucht wird, was immer etwas dauern kann, sondern sich die beiden etwas ab, steigen aus den Kleidern, bis sie im Badezeug dastehen. Sie reden nur wenig, und leise, sehen sich dabei an, wie man sich ansieht, wenn man sich gerne anschaut, und sie berühren sich leicht und häufig. Ein leiser Wind, eine Böe, kommt auf, ihre Haare bewegen sich im Wind, und er nimmt sie an die Hand.
Im Watt stehen große Pfützen, nicht nur warm wie in der Badewanne, nein, fast schon heiß zu nennen. Sie gehen weit hinaus, das Ufer flimmert von der Hitze, und ihre eigene Gestalt erscheint den Zurückgebliebenen wie ein über einer Wasserfläche schwebendes Herz, gleich einer Fata Morgana.
Sie toben und spritzen sich mit Wasser voll, spielen kreischend vor Freude Fangen und stehen dann ganz still voreinander. Sie hören das Kinderlachen vom Ufer, spüren die sengende Sonne. Er legt ihr den nassen Arm auf die Schulter, und sie nimmt sein Gesicht in die Hände.

Der Wind hat sich gelegt. Vom Meer ist bis auf ein leises Plätschern nichts zu hören. Die Wattwürmer verursachen ihr spezielles Geräusch. Es riecht nach Meer, genau wie die beiden. Die Haare sind nass und dreckig. Die Sonne ist so hell, dass es sich anfühlt, als wären die beiden in einer Kugel aus Licht.
Vom Ufer her ruft es Essen! Die beiden lächeln sich noch einmal an, und gehen dann langsam und Hand in Hand, den Matsch des Watts zwischen den Zehen hindurch quetschend, unter dem freudigen Gekreisch der Lach- und Silbermöwen zurück zu ihrer gemeinsamen Familie, die sie erwartet.

So oder so ähnlich war meine Motivation, dem Wunsch meiner Freundin Carmen zu folgen. Es hatte irgendeinen Anlass gegeben, ihre Familie zu besuchen. Für mich war es das erste Mal, dass ich ihre Mutter Katharina sah. Der Vater war ein Jahr zuvor verstorben.
Es war ein denkwürdiger Moment. Nach der Art der Grande Dame war sie zeitlebens ihres Mannes unter anderem sozial engagiert. Wenn sie sich vielleicht auch nicht zur geistigen Elite zählte, so doch auf jeden Fall zur gesellschaftlichen.

Forts. auf S.421

Wach

Du träumst nicht,
bist immer wach.
Siehst Dein Dasein
nur bei Licht.

Deine Phantasie,
im Banne eines Sinns,
trägt Dich nicht auf Schwingen
zu schöneren Ufern hin.

Bist nicht allein im bösen Traum,
wachst nicht auf aus Dunkelheit
in Freude und Erleichterung -
wundersames Geschenk.

Und strengst Du Dich auch noch so an,
kein Denken mit System
zeigt Dir auf solch' sanfte Weise
wie Deine Wege geh'n.

Forts. v. S.419 (Leben)

Was sich mir damals wie ein diffuses, aber doch unangenehmes Gefühl darstellte, brauchte lange, bis es sich mir differenziert offenbarte. Es war ganz einfach, und doch kam ich nicht darauf. Ich war damals noch ganz in die

Illusion verstrickt, ich könne eine Extra-Schublade für psychisch Kranke aufmachen, nämlich die, die für psych. Kranke da wäre, die trotz dessen gesellschaftlich und geistig zählten. Doch das war natürlich Humbug.
Ich repräsentierte die wesentlichen Dinge im Leben von Katharina, nur leider vom falschen Ende her. Ihren ausgeprägten Wunsch nach gesellschaftlicher Beachtung und Stellung gab ich mit der totalen Bedeutungslosigkeit zurück, ebenso das Geistige, lehnt man es an meine Krankheit an. Ihrem sozialen Engagement begegnete ich als Quasi-Pflegefall.
Ich war ihr dementsprechend nicht unbekannt. Ich passte schon in bekannte Kategorien, mit denen sie gut umgehen konnte, aber doch nicht als Familienmitglied!
Da ihre Tochter, Carmen, nicht mehr fünfzehn war, musste sie sich wohl oder übel mit mir befassen.
Ich fühlte, wie gesagt, von Anfang an, dass da irgendwas für sie nicht stimmte, aber gemäß der Grande Dame war sie natürlich auch hervorragend im Manövrieren, so dass es mir kaum möglich war, direkte Indizien ihrer Abneigung aufzuspüren. Man bedenke auch die Zweischneidigkeit dieses Schwertes: Einerseits sozial engagiert, andererseits auf Distanz davon bleiben.
Diese Haltung hat sich auch nie geändert. Es gab zwar mal ein paar Begegnungen, in denen sie meine Kompetenz in Sachen gequälte Seele genutzt hat, aber das ist ja auch kein dauerhafter Grund, jemanden als Familienmitglied anzunehmen.
Anstatt nun aber Carmen gleich zu sagen, nur so aus dem Bauch heraus, mich bei ihrer Familie nie wieder blicken lassen zu wollen, nahm ich mir diese unguten Vorboten zur Herausforderung, bestimmt auch nach Zänkereien über

dieses Thema. Mit an Selbstüberschätzung grenzender Arroganz blieb ich also wacker.
Wenig später fand Katharina einen Lebensgefährten, Heinrich, der ihr auch im Geiste nah war. Genau auf die Weise, wie sie Grand Dame war, war er im Geiste überlegen und sicheren gesellschaftlichen Auftretens, wenn auch mit Schnitzern in der Vergangenheit.
Wie man sich leicht vorstellen kann, hatte ich so einer Konfiguration nichts entgegenzusetzen. Dennoch versuchte ich es so gut ich konnte, was aber wirkungslos blieb.
Immer wieder wurde mir aus der Ecke durch die Blume gesagt, was man von mir hält. Ob es nun die Putzfrau sei, die gut zu mir passen würde – ich hatte nichts gegen Putzfrauen, bin sogar mit einer befreundet, aber man kann sich ja denken, wofür das bei den beiden stand – oder das Abtun der Bitte nach dem Segen zur Hochzeit mit einem Ach, das ist doch altmodisch!, der Schrecken, als meine Freundin ihre Schwangerschaft mitteilte, das Hab ich's doch gewusst!, als sie die Notwendigkeit des Schwangerschaftsabbruchs mitteilte, oder auch die Ignoranz gegenüber meinen per E-Mail gesendeten Betrachtungen zur Politik, abgeschmettert mit einem Du hast ja nicht geschrieben, das du eine Antwort willst. Das Gemieden werden von anderen Verwandten. Die empfindliche negative Überbewertung von Schnitzern, die jedem passieren können, als suche man geradezu einen Grund zur Bestätigung des schlechten Denkens von mir, um kein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Die versteckten Hinweise, ich wäre nur wegen des materiellen Vorteils mit Carmen zusammen.
Ich hatte nie wirklich dauerhaft Arbeit, o.k.. Ich kämpfte mit einer Krankheit, die es gesellschaftlich in sich hat. Ich

fühlte mich oft so unwohl, dass ich keine Liebe mehr empfinden konnte. Ich empfand den Wunsch der Familie, mich loszusein oft als so groß, einem Krampf gleich, dass ich mir ausmalte, die Eltern würden dazu schon übersinnliche Kräfte mobilisieren. Dazu kam noch der große Bekanntenkreis der beiden, besonders Heinrichs, und der damit verbundenen Macht. Ich hatte Angst, es würden ähnlich schräge Dinge laufen oder ins Laufen gebracht werden, wie damals zu Lehrzeiten, bloß auf einem höheren Niveau. Diesen Befürchtungen gab auch noch der Umstand Nahrung, dass Heinrich offensichtlich vernarrt in Carmen war. Damit kam dann zusätzlich auch noch die Eifersucht Katharinas ins Spiel, wobei die mir eher zugute kam, schluckte sie doch ein paar Kräfte Heinrichs. Nach ein paar Jahren dann nahm die Beziehung Katharinas und Heinrichs dann auch katastrophale Züge an, die ihrerseits dann wieder die Verliebtheit Heinrichs gegenüber meiner Freundin weiter anfachte.
Ich stellte mir vor, in welchem Wahnsinn die beiden lebten, und dass ich schon oft als Sündenbock missbraucht worden bin. Wäre ich nicht da, so dachte ich mir, wäre die Familie in Augen der beiden gesäubert. Ich hatte ja in der Tat einen manischen Schub gehabt, der es dermaßen in sich hatte, dass er den Ruf eines Menschen unter normalen Umständen, das heißt, wenn man nicht an Wunder glaubt, komplett und nachhaltig ruiniert. Mit diesem Ruf hatte ich den dieser (gesellschaftlich orientierten) Familie wirklich besudelt. Eigentlich war ich damals auch raus aus der Situation, Beziehung beendet, Scheidung, aber meine Freundin hatte sich nach mir gesehnt, ich hatte Angst, perspektivlos wie ich war und das nicht ertragen könnend, und so nahmen wir den dritten Anlauf. Und wirklich war unser neuerliches Treffen dann auch von einer Zärtlichkeit,

wie ich sie mir jahrelang erträumt hatte, aber das hielt nicht lange an.
Was ich nicht bedacht hatte, war die Familie. Ich habe auch erst vor kurzem dann auch erst wirklich begriffen, dass man seinen Partner nicht einfach so bekommt. Es ist immer sein Umfeld da, seine Familie u.s.w., blabla. So spießig das auch erscheinen mag, ich sehe schon den selbstgeknüpften Gobelin überm Sofa, doch es ist wahr, unumstößlich. Wäre ich Moslem, hätte sich mir nie eine andere Sichtweise erschlossen. Die Freiheit des verliebten Paares ist eine Illusion. Die Meinung der zum Partner gehörenden Menschen ist wichtig. Ich sage das nur für den, der noch irgendetwas anderes glaubt.
Unter diesem verhaltenen Familienmobbing, dass mir aber gerade des Umstands des Verhaltenseins wegen Angst machte – zeigt es sich nicht quasi wie die Spitze eines Eisbergs – fiel mir dann auch wieder eine nicht besonders pädagogische Bemerkung meines Betreuers in der therapeutischen WG ein: Ich sei ein Austreiber. Was das sei? Nun, das ist jemand, in dessen Gegenwart andere Menschen alles das von sich spüren, was sie an sich nicht mögen, und das lassen die dann raus. Zielscheibe der Ekligkeiten ist dann der Austreiber. Ich weiß wirklich nicht, wo das für mich ein positives Wissen über mich darstellen hatte sollen. Allein, dass der Betreuer in meiner Nähe ein Gefühl hatte, dass ihn an genau das erinnerte, eine Kategorie, eigens für so ätzende Typen wie mich geschaffen, was sollte mir das bringen? Ich werde es jedenfalls nie vergessen. Meine vielen Entscheidungen zu gehen, alle möglichen Gesellschaften zu verlassen, diese nicht mit meiner Gegenwart zu belästigen, sind demnach nicht krank gewesen und damit therapierbar, nein, sie entsprachen demnach genau dem Wunsch der (sozusagen

belästigten) Personen. Wenn dieser Zusammenhang wahr sein sollte, ich habe es noch nicht recherchiert, ist das auch Wasser auf meine Symptommühlen. Hätte ich echt diese Bedeutung, wären die vielen ängstlichen Beziehungsideen und paranoiden Gedanken sogar berechtigt. Denn, auch wenn du keine Paranoia hast, können sie trotzdem hinter dir her sein. Doch ich wollte noch nicht aufgeben.
Dennoch wurde ich langsam richtig mürbe. Ich nehme an auch zur Freude Heinrichs, der für mich mehr und mehr Mittelpunkt paranoider Wahnvorstellungen wurde. Auch mein Vater hatte sich mir mal insoweit offenbart, als dass er mir wirklich mitteilte, wie ätzend er ihn fand. Ich glaube, das war die erste persönliche Bemerkung meines Vater, die ich je gehört habe. Ach, hätten wir doch früher öfter mit anderen Leuten zu tun gehabt! Doch unsere Familie blieb meistens für sich. Mein Vater meinte, Heinrich sei ein Mensch, der zwar ununterbrochen reden könnte, aber nie etwas von sich verrät. Damit hatte er auch recht. Hinzu kam aber noch, dass Heinrich ein unglaublicher Taktiker war. Seine Worte hatten immer einen geheimen, nur ihm sich erschließenden Sinn im Sinn. Sollten die Worte nicht einfach nur ein raumfüllendes Geräusch abgegeben, so versuchte er, Menschen Persönliches zu entlocken oder ihr Verhalten, ihre Einstellung zu verändern. Alle wussten das, und alle mochten ihn dafür nicht. Seine Redekunst hatte er unter Menschen gelernt, die sein Verhalten nicht durchschauen konnten, oder aber selbst auf dieser rhetorischen Ebene verkehrten. Abgesehen von Katharina, die ihn zu erziehen versuchte wie ein ungezogenes Kind, konnte ihm niemand etwas entgegensetzen, außer mit Ignoranz.
Dennoch, mit der Energie der mit allen Wassern gewaschenen alten Männer, die erstens nichts mehr zu

verlieren haben, und zweitens die verbleibenden Jahre noch etwas erleben wollen, folgte er hartnäckig und über Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, seinen Intentionen, je nachdem wie sich die Gelegenheit ergab.
Jede Begegnung mit ihm zog für mich ein persönliches Problem nach sich, auch wenn ich mit der Zeit im Umgang damit routinierter wurde – hielt doch Carmen stets zu mir.

Forts. auf S.429

Ich liebe Dich

Du bist mein erster Gedanke,
jeden Tag – und mein letzter.

Ich will Dich,
wie der Abend die Nacht

Ich brauche Dich,
wie der Tag den Morgen

Ich bin Deine Liebe
und möchte Deine Zuflucht sein;
sogar im bösen Traum.

Die Liebe ist wie das Licht.
Es wärmt und brennt,

wirft einen kühlen Schatten,
geht man hinein,

und keiner wird verbrennen
steht jeder mal im Licht.

Sollten wir uns einmal verlieren,
und Tränen fließen,
wird davon die Wüste blühen,
zu Ehren unserer Zeit

Forts. v. S.427 (Leben)

Doch auch dieser Umstand hat Tücken. Ist es doch nicht gerade rühmlich für einen Mann, so hinter der Partnerin Schutz zu suchen, oder suchen zu müssen. Jeder eigene Gedanke, auch dieser, kam mir vor, wie von Heinrich erdacht, geplant und umgesetzt. Mit meinen Handicaps hätte ich für ihn eigentlich ein leichtes Spiel sein sollen, aber die stoischen Verhaltensweisen meines Vaters, waren auch ein Teil von mir, und so dauerte dieses Spiel mit

Teilsiegen, die sich mir in Form eines Kräftenachlassens Heinrichs darstellten, viele Jahre.
Ich war nun nicht der einzige in der Familie, der sich von Heinrich angegriffen fühlte, aber der Schwächste, und wenn andere Paare sich gemeinsam nach irgendwelchen misslichen Erlebnissen mit Heinrich zurückzogen, so taten ausgerechnet wir, Carmen und ich, dies nicht. Ich, der dringend Distanz gebraucht hätte, konnte es nicht. Carmen hatte Heinrich zum neuen Ersatzvater erwählt – kein Wunder bei der Behandlung, die sie von ihm erfuhr – schließlich war er ja vernarrt in sie, vielleicht auch verliebt, bestimmt sogar. Das ich mich dann von ihrem regen Kontakt mit ihren Eltern ausschloss, brachte nicht viel. Der Schutz unserer Behausung stand schließlich nur unter dem Willen der Hausherrin, meiner Carmen, die sich nichts verbieten ließ.
So ergab es sich, dass der Reiz, den Heinrich auf meine Nerven ausübte zu einer Gewohnheit wurde, und von der Gewohnheit zu einem Teil von mir wurde, bis ich den Urheber nicht mehr in dieser Eigenschaft wahrnahm, sondern begann, dem Wunsch nach Gnade entsprechend, einen Umgang zu pflegen. Die Tatsache, dass ich alles und jedes in meinem Leben anfing auf ihn zu beziehen, mit ihm in Verbindung zu bringen, war ähnlich selbstverständlich, wie das es bei Regen im Haus nass wird, wenn das Dach fehlt.
Der dauernde Reiz Heinrichs sorgte auch dafür, dass ich viel zu gestresst war, um Carmen lieben zu können, oder die Liebe zu spüren. Gleichzeitig mangelte es mir an Liebe sehr. Schaute ich mir aber einmal die Kontaktanzeigen an, und fand etwas, dachte ich, Heinrich hätte sie mir als Köder inseriert, auf dass mein untreues Verhalten in Form meines Antwortschreibens bewiesen wäre. Ähnliches galt

auch für Stellenanzeigen, nach dem Motto: Wenn man ihn schon nicht loswerden kann, soll er sich wenigstens bemühen, ansatzweise eine gute Figur zu machen.
Hinzu kam noch der erstaunliche Zustand, vielleicht auch ähnlich der Zuneigung des Entführten zum Kidnapper, dass ich glaubte, eigentlich habe Heinrich gar nichts gegen mich. Er sieht nur, dass Carmen und ich nicht unbedingt ein Zauberleben führen, und könnte sich vorstellen, dass es andere Möglichkeiten gibt, die eher seinem Verständnis von Ordnung in der Welt entsprächen. Auf der anderen Seite gab es aber die Intentionen Katharinas, auf geistig-gesellschaftlichen und sozialen Vorstellungen gründend, und natürlich auch die Sorge um den Ruf und das Was-sollen-denn-die Leute-denken?, so dass Heinrich, ganz schützender Mann, auch das in sein Kalkül mit einbezogen haben könnte.
Genau da lag seine einzige charakterliche Schwäche: Er war im Zusammenleben mit einer Frau, auch seine Vergangenheit bestätigte das, nicht in der Lage, sich gegenüber ihrem Willen abzugrenzen, wobei ich natürlich nichts von der Heftigkeit weiß, mit der Katharina ihre Wünsche vertreten haben könnte – allerdings ist mir ihre Tochter gut bekannt.... Doch ich weiß, es wäre ihm eine persönliche Freude gewesen, hätte er ihr Leben nach ihren Wünschen ordnen können. Das muß man ja auch verstehen.
Auf diesem gedanklichen Gebäude, dass sich auf Wahrnehmungen begründet, welche eher Vermutungen als Tatsachen entsprechen, blieb ich nicht nur im Ungewissen sondern auch wehrlos, da, und da waren Carmen und ich uns einig, man mit den beiden nicht reden könne. Der Wunsch zur Bewusstseinsveränderung konnte eher an uns erfüllt werden, als an den beiden abgebrühten Alten. Die

Achtung, der Respekt, den man vor jemandem haben muss, der in einem etwas verändern will, wurde weder mir noch Carmen von den beiden entgegengebracht. Das Angenommensein bezog sich auf Carmen. Für mich blieben nur soziale und Gewissensgründe übrig, sprich, Almosen.
Die Gemeinheiten Katharinas und Heinrichs, waren sie nun echt oder eingebildet, führten nach und nach dazu, dass ich mich mit ihren Augen oder dem, was ich dafür hielt, sah. Ich war das ideale Opfer für subtile Intrigen, vermutete in jeder Äußerung, der ich Zeuge oder Mitwisser wurde, gegen mich gerichtete Aktionen. Meine Empfindlichkeit bewirkte, dass ich mir die zu meinem Schreckensbild fehlenden Puzzleteilchen selber machte. Meiner Phantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Ich hatte ja auch oft viel Zeit. Hatte ich Arbeit, so konnte ich mich Ablenken, und der Druck ließ nach. Doch schwächte mich die (meinetwegen eingebildete) Druckvorstufe H's & K's auch wiederum so, dass für die in meiner Situation notwendigen Kräfte zur Arbeit fehlten, und so kam ich nie in den Genuss des Gefühls der Kontinuität, auch nicht, wenn die Arbeitsstelle mal ein ganzes Jahr lang hielt.
Mehr und mehr wurde mir bewusst, dass ich überhaupt keine Chance hatte. Indem ich mich mit ihren Augen sah und bewertete, nahm mein Selbstwertgefühl mehr und mehr ab. Jeden Tag erlebte ich in x Situationen die Geringschätzigkeit ihrer Meinung von mir, bis ich mir dann einbildete, tatsächlich observiert zu werden. Die Mächte, die dies taten, wechselten, aber ihre Intention, die Wertlosigkeit von mir zu bestätigen und zu beweisen, blieb gleich.
Unter dem Einfluss der gescheiterten Schwangerschaft bekam ich es dann noch mit Schuldgefühlen gegenüber

Carmen zu tun, die ihrerseits selber an dem für sie gewaltigen Leid zu zerbrechen drohte. Zehn Jahre, 120 enttäuschende Zyklen, die Nichtbeachtung dessen von Katharina, die ja, wie wir jetzt wussten, eher immer gebangt hat vor der Möglichkeit eines Kindes aus unserer Verbindung – all das ließ uns untergehen und auf den Grund unserer gemeinsamen Träume fallen. Carmen hatte nichts mehr für meine Nöte übrig, mir fehlten die Argumente für ihre, und so ergab es sich, dass ich meinen Frieden, meine Entspannung, nur noch in aufrichtigen und planvollen Selbstmordgedanken fand.
Carmen war in einem dunklen Nebel, und da ich nicht mehr in der Position war, ihr helfen zu können, empfahl ich ihr, ja drängte sie, sich psychologisch behandeln zu lassen. Ich selbst sah mich einfach nicht mehr als gut genug, noch Aufbauendes, was mir sonst immer einfällt, von mir zu geben. Ich konnte sie nicht versorgen und ihr keine Kinder machen, mochte nicht unter Menschen sein, und damit nicht ansatzweise ihr Bedürfnis nach Gesellschaft, wenn man nicht gleich von gesellschaftlicher Beachtung, Bedeutung und Ansehen sprechen will, befriedigen. Nein, ich war auch noch krank und damit auch für den häuslichen Gebrauch dabei, auszufallen.
Unter diesen Umständen auch noch damit belastet, Carmen nicht mehr die Wärme und Nähe entgegenzubringen, derer sie jetzt so dringend bedurfte, auch wenn ich mir immer noch Mühe gab, ließen meine menschliche Größe ins Nichts schwinden. Meine Not gewann eine Dimension, die vom regelmäßigen Angesschrien-werden durch meine Partnerin, die ja nur noch mit Mühe ihren Arbeitsalltag durchziehen konnte und dementsprechend gestresst war, größer und größer wurde. Aus meiner Not heraus suchte ich immer wieder das Gespräch mit ihr. Ihre Gestresstheit

und ihre Frustration darüber, keine und nicht die geringsten Tipps für mich zu wissen endeten dann auch immer mit ihrem Schrei nach Trennung.
Irgendwann war es dann soweit, dass ich tätig wurde, mir eine andere Bleibe zu suchen. Ihre Schreie nach Trennung aber waren nur Ausdruck ihrer Wut und Verzweiflung gegenüber unserer Situation gewesen. Doch dies unter den Umständen noch ständig zu abstrahieren, dazu fehlte mir irgendwann die Kraft.
Ich war ein Wrack geworden. Ich versuchte, mich nur noch so zu bewegen, wie es mein Geist erlaubte, ohne den kompletten Realitätsverlust zu erleiden, wie ich es vor 16 Jahren erlebt hatte. Ich bewahrte mein Äußeres mühsam, redete nicht mehr und ging nicht raus. Ich saß viele Stunden mal an dem einen, mal an dem anderen Fleck, ständig bemüht, wenigstens das auszuhalten. Carmen fing an, mir aus dem Weg zu gehen. Sie konnte den Anblick nicht ertragen.

Forts. auf S.436

Tapferkeit

Tief in der Seel´ gefangen
liegt Schmerz, liegt Einsamkeit
Es ist dies tiefe Bangen,
verborg´ne Traurigkeit

Einstiges Verlassensein,
verlorner Kampf um Liebe
Heut, ja heute, Runzeln im Gesicht
Red´ ich vom Glück, als gäb´s das nicht

Vor Jahren, ja, da traf ich dich,
du schillernd Bild der Sehnsucht
Du schienst wie Gottes Zeigefinger
„Schau, ich bin die Liebe!“

Wo war sie da, die Tapferkeit,
zu streiten für mein Leben
Wo war sie da, die Kraft,
die ich so gern beschwor?

Heut wart´ ich nur, und warte,
auf diesen Zeigefinger,
und wenn es nur der Daumen wär´
- rennen würd´ ich, rennen!

Einmal noch, ja, einmal noch,
diese Sonne sehen;
und wär´ sie auch am untergeh´n,
zur Liebe würd´ ich´s nehmen.

Forts. v. S.434 (Leben)

Wie sich jeder denken kann, wünscht sich ein Mensch in so einer Situation, geliebt zu werden. Wie sich aber auch jeder denken kann, sind die Chancen, so jemanden zu finden, auch in keiner anderen denkbaren Situation ungünstiger, und so bleiben nur die Träume davon. Und so kann es nur an Wahnsinn grenzen, wenn man es trotzdem versucht.
Glücklicher weise verfüge ich ja über einen reichhaltigen Fundus schlechter Erfahrungen in dieser Hinsicht, so dass mir auch unter einem an Wahnsinn grenzenden Geisteszustand die Aussichtslosigkeit eines solchen Unterfangen klar vor Augen bleibt. Das Ausmaß des Wahnsinns zeigt sich dann auch darin, dass ich trotzdem aktiv wurde.
Die Wohnung, die mir angeboten wurde, lehnte ich ab, denn der Umstand, etwas Sinniges getan zu haben, nämlich eine Wohnung zu suchen, hat mich dann doch auf sehr niedrigen Niveau besser fühlen lassen, so dass der Wohnsitzwechsel sich nicht mehr ganz so dringend anfühlte. Man muss ja auch bedenken, was es bedeutet, in dem Zustand, in dem ich war, umzuziehen. Hilfen waren von keiner Seite zu erwarten.

Doch da es offenbar nicht vorgesehen war, dass Carmen und ich in eheähnlicher Gemeinschaft friedlich miteinander leben sollten, bedurfte es noch eines weiteren Nachbrenners, um mich entschlossen genug zu machen.

Mein Wusch, endlich, endlich irgendwo bei irgendwem, der mich wirklich angenommen hätte, meinen Kopf in den Schoß zu legen und in sehnsüchtiger Verschlingung Geborgenheit zu finden, nahm kein Ende. Eines Tages fand ich im routinemäßigen Durchblättern des regelmäßig erscheinenden, kostenlosen Anzeigenblattes, wenn auch von der Untersuchung nach subtilen gegen mich gerichteten Intrigen überschattet, ein Bild meines langjährigen Schwarms Jaña. Jaña vertraute ich. Ich kannte sie zwar kaum, aber es war eben so ähnlich, wie als ich Carmen das erste Mal sah, nur dass Jaña mir immer ein Lächeln aufs Gesicht zauberte. Ich konnte noch so niedergeschlagen und ohne Hoffnung sein, sah ich Jaña, schaute sie mich an, war die Welt auf einmal o.k.. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Ihr Blick, es ist ja nun auch egal, ob der echt war oder nicht, gab mir das Gefühl, ich könne alle Anstrengung von mir abfallen lassen, sie würde mich mögen. Ich habe oft gedacht, hätte ich nicht mein Elend mit der Krankheit und dem ganze drum herum bekommen, wir wären uns über den Weg gelaufen und wie füreinander geschaffen gewesen. Aber ich war und bin ja nun mal krank. Und einige Jahre lang habe ich mich bemüht, genau diesen Sachverhalt zu akzeptieren wie ein „Das wäre ihr Preis gewesen!“.
Der Blick Jañas versprach mir, entschuldige die Deutlichkeit des Ausdrucks, ´an ihrem Busen ruhen´ zu können. Mir war auch bewusst, dass das , was ich mir wünschte, einer Frau im gebärfähigen Alter nicht gerade

attraktiv erscheinen muss, aber ich musste mich ja vor niemandem rechtfertigen.
In meiner Traumwelt würde Jaña mir niemals Opfer eines überlebenstaktischen Kalküls werden, so wie ich es vor 12 Jahren begonnen habe. Ich wollte mit Jaña niemals manövrieren. Ich könnte es auch gar nicht. Ob sie nun die Frau war, für die ich sie hielt, sei dahingestellt, doch lassen meine Gedanken doch vermuten, so sehr ich sie idealisierte, dass ich sie wie eine Madonna verehrte. Und hätte ich nicht meine Prinzipien, so brächte ich doch an Einstellung alles mit, was auch Vorraussetzung für alle Formen unangenehmer männlicher Belästigung ist. Das wusste ich auch schon damals.
Ich war in großer Not, als ich mir versuchte etwas auszudenken, mit ihr Kontakt aufzunehmen, eingedenk all der üblen Voraussetzungen, die ich hatte. Ich war mir auch sicher, oder setzte es zumindest voraus, dass sie ein paar Details von mir wusste. Ich kannte Menschen, die mit ihr in Kontakt sein konnten, die vieles, auch Unangenehmes, von mir wussten. Doch heimlich schloss ich das Gefühl, auch zu ihr sei ein Funke von mir übergesprungen, in meine Gedanken ein. Es gab reale Gründe, dass dem so hätte sein können, obgleich auch eine andere Interpretation nahe lag, nämlich die, dass ich ihr etwas leid tat. Ich ahnte, dass ihr ihr gesellschaftlicher Ruf sehr wichtig ist, sah ihre Anlagen zur Diva, auch wenn sie sich da noch nicht so ganz sicher war. Ich stellte mir ihr Elternhaus vor, nicht unter dem Blickwinkel einer Kriegslist sondern vielmehr, um zu ergründen, wie es in ihr aussehen mag, denn dass sie eine Verhaltensauffälligkeit hatte, das wusste ich. Und ich, stark unter dem Helfersyndrom leidend, träumte davon, sie den Klauen ihres Leides zu entreißen, und damit zumindest für sie Ruhepol und Heimat zu werden.

Damit war eigentlich klar, dass ich auf dem besten Weg war, meinen sonstigen, mich immer noch täglich piesackenden Leiden ein weiteres hinzuzufügen: Den Liebeswahn.
Da ich nichts anderes mehr hatte, da außerhalb dieses Traumes nur Grauen war, wollte ich wenigstens eine Entscheidung – damit ich nicht mehr unter der dauernden Qual der einseitigen, unglücklichen und unbefriedigten Liebe leiden musste, und dazu musste ich sie irgendwie fragen, und setzte daraufhin eine mehr oder minder so verschlüsselte Anzeige in besagtes Blatt, dass sie sich angesprochen hätte fühlen können. Mit dieser Aktion begann dann das langsame Verschwinden der ganzen, so romantischen Gefühlswelt, die ich mit ihr in Verbindung gebracht hatte, was ja auch ein Weg ist, mich von den Qualen eines drohenden Liebeswahns zu befreien, wenn schon nichts dabei herauskommen sollte.
Ich bekam natürlich keine Post, aber dank Heinrichs durchforstete ich die Zeitung geschulten Auges und fand dank meines Wunsches auch eine passende Antwort von ihr. Selbst mit dem Wissen um die wahrscheinlichere Variante, es handele sich um eine Einbildung, gaben die gedruckten Worte meiner Sehnsucht Nahrung.
Ich hatte noch eine Adresse, die ich gefunden hatte, und die vielleicht sogar zu ihr passte. So schrieb ich mit zittriger Hand einen kleinen Brief an sie. Es waren viele Ängste, die ich dabei hatte: Ich wünschte mir so sehr Vergebung, unter einem Kalkül die Beziehung mit Carmen eingegangen zu sein. Ich hatte Angst, deswegen nicht mehr vertrauenswürdig zu sein, hatte Angst mit Hilfe des Umstandes, krank zu sein, ihr Angst zu machen, wenn ich sie in ihrem Zuhause anspräche, ihrer Burg. Ich wünschte mir so sehr, mich ihr zu zeigen, mit meinen Gedanken und

Interessen, wollte Stunden mit ihr in Harmonie verbringen, und ich hatte Angst, sie würde darüber reden, wenn sie die Nachricht von mir erhält. Ich stellte mir die Begeisterung ihrer Eltern vor, wenn sie von mir erführen, und ich hatte niemanden, mit dem ich über all das sprechen konnte.
Jeder normale Mensch hätte unter diesen Umständen die Aktion abgebrochen, aber ich hatte ja Zeit, die ich damit verbrachte, unter allen erdenklichen Qualen zu leiden, und so war es mir trotz tagelangen Wartens nicht möglich, von dem Wunsch, Jaña kennen zu lernen, abzurücken. Gedanken, ich könne für gewalttätig und unberechenbar gehalten werden, quälten mich, und immer war es sie, die mich mit der Erinnerung an ihren Blick, ihr Lächeln, rettete. So biss sich die Katze in den Schwanz. Die Wirklichkeit, in die ich meine Sehnsucht bringen wollte, brachte Tücken mit sich, die sie, Auslöser der Tücken, wieder beruhigte. Ein Rad ohne Ende.
Doch noch war ich nicht soweit, dieses Rad zu durchbrechen, und der besagte, mit zittriger Hand in Schönschrift geschriebene Brief, musste der schönen Briefmarke wegen zur Post. Da ich diese aber mehrfach aus fehlgeschlagenen Versuchen wieder ausgeschnitten habe, überklebte sie der Postbeamte einfach.

Mein Verstand begann zu wanken: Die Antwort fand sich problemlos an der vereinbarten Stelle in der Zeitung. Doch immer nur dem Ruf des Verstandes folgen, und den Wahnwitz des eigenen Sucherfolgs nicht zu beherzigen, macht auch keinen Spaß. Ich sagte mir, „Aller guten Dinge sind drei, dann lass ich dich in Ruh“. Gesagt, getan, auf die imaginäre Antwort geantwortet, und Schluss. Der Charakter der Anzeigenrubrik, die mir die Antworten gab, wandelte sich. Es stand nur noch Unsinn darin. Ich habe

nichts mehr von ihr gesehen und gehört, dafür fing ich mir etwas Neues ein: Ich stellte mir vor, meine Aktionen hätten die Runde in der Stadt gemacht. Immer wenn ich mich jetzt mal dort sehen lassen musste, fühlte ich mich schrecklich beobachtet und verfolgt, lächerlich gemacht. Ich war weit über meine Grenzen hinaus gegangen, und genau das war der Grund. Ich habe aus dieser Aktion, die mich manchmal, seltener werdend, immer noch verfolgt, gelernt, was ich handeln kann, und was nicht, und ich bin das Reale an der Versuchung losgeworden, die Jaña für mich darstellte. Jetzt gehört sie zu den vielen Dingen in meinem Leben, die ich aus Angst vor meinen Symptomen vergessen möchte und vergesse.
Doch im Stillen darf ich mir Jañas Anblick zur Beruhigung bewahren. Ich darf ihn nur nicht mit der Wirklichkeit in Verbindung bringen, darf mir aber vorstellen, sie würde eines Tages vor meiner Haustür stehen und mich sehen wollen.

Ich will nicht auf die vielen Verstrickungen eingehen, die meine Paranoia, oder wie mein Arzt sagt, Beziehungsgedanken, mir sonst noch so tagtäglich spätestens von da an servierte. Es gibt noch andere Fälle persönlichen Scheiterns in meiner Vergangenheit, die sich, für mich zwar nachvollziehbar, aber dennoch sehr stark stressend in Beziehungsgedanken niederschlagen. Leider kann ich mich an diese Dinge immer noch sehr gut erinnern.
Es gibt jedenfalls einen Punkt, da wird es für mich gefährlich, und der liegt dann vor, wenn ich eine zeitlang, vielleicht 15 Minuten, in einer Gedankenwelt aus Beziehungsgedanken lebe, die zwar schrecklich ist, aber sich mir als vollkommen real darstellt. Wenn es so lange

dauert, bis ich kapiere, dass ich nur noch Mist zusammendenke, ja vielleicht schon die eine oder andere reale Tätigkeit unter ihrem Einfluss gemacht habe, dann ist der Punkt gekommen, an dem ich etwas ändern muss, und der war gekommen.
Der besagte Nachbrenner, genau genommen war es ja nichts Gefährliches, hatte seinen Zweck erfüllt. Es dauerte noch 10 Tage, und ich wohnte ganz woanders. Die vielen unmissverständlichen, sich logisch aneinanderreihenden kleinen Aktionen des Wohnsitzwechsels wirkten auf mich wie Balsam auf der Seele. Es gab etwas Reales zu tun, das bis auf Carmen alle in meiner Vorstellungswelt begrüßen mussten, und es war etwas, dass auch mir damit eine Chance gab, von den gedanklichen Verstrickungen loszukommen. Carmen meinte zwar, sie hätte es immer gewusst, irgendwann würde die Krankheit siegen, aber mir war das, ehrlich gesagt, egal. Ich bin nicht mehr willens und imstande, ein Leben ohne Rücksichtnahme auf meine Krankheit zu führen. Der 15jährige Kampf, nicht einzusehen, dass meine Krankheit etwas Entgültiges an sich hat, ist damit zuende. Heute lebe ich mit meiner Krankheit, nicht gegen sie.
Wenn man möchte, kann man die Symptome meiner Krankheit zusammen mit meinem Lebensgefühl auch zu etwas Realerem zusammensetzen. Es muss nicht so sein, dass mich die Krankheit aus dem wirklich mühsam geschaffenen, bürgerlichen Leben gedrängt hat. Es kann genauso gut sein, dass mir dieses bürgerliche Leben sowieso nicht zugesagt hat. Andere, gesunde Menschen, merken das deutlich in einem Gefühl. Mir erschließt sich dieses Gefühl in meinen Beziehungsideen. Dass mir die Familie nicht gefiel, kann doch genauso gut Auslöser meiner Missgefühle gewesen sein, wie der Umstand, dass

sie mich nicht in ihr Herz schlossen. Tatsache ist für mich jetzt, nicht nur befreit zu sein von den Beziehungsgedanken bzgl. der Beziehung zu Carmen und dem ganzen drum herum. Tatsache ist auch, dass ich froh bin, nichts mehr mit den Leuten zu tun zu haben, also das gleiche Gefühl, wie ich es hatte, als ich die Mutter Carmens zum ersten Mal sah. Was mir damals als diffuses Gefühl erschien, wäre jemandem Gesunden vielleicht sofort glasklar aufgefallen, und er hätte mit Sicherheit nicht so lange gebraucht, sich zu lösen. Ich musste über 10 Jahre aufmerksam meine Symptome studieren, sie deuten, mich in ihnen verstricken, bis sich kein Ausgang mehr fand, und durfte dann mit Glück doch noch das Ziel erreichen.
Es tut mir leid, es ist mir geradezu peinlich, dass ich wie ein Kind, dass unter Empfindungsstörungen leidet, eben etwas stärkere Erlebnisse brauche, um etwas zu merken, doch immerhin suche ich sie mir, und finde damit letztlich doch einen Zugang zu mir. Ich glaube, genau dieser Umstand macht es mir möglich, trotz meiner Krankheit noch relativ gut zu leben.

Ganz klar, ich war in die Verteidigungshaltung gedrückt worden, und die aus der Defensive entstandenen Gedanken drückten das auch aus. Doch diese Haltung ist nur oberflächlich. Jeder Mensch bleibt immer ein ganzer Mensch mit all seinen Seiten. Das fiel mir auf, als ich eine veränderte Geisteshaltung an mir bemerkte.
Über die Jahre des Schwärmens für Jaña (und auch andere) hatte ich mir mühsam eine Definition des Begriffs Schönheit angeeignet, auf die ich auch stolz war. Die Intensität meiner Bemühungen bildete ungefähr die Bedeutung des Begriffs für mich persönlich ab. Die Wirkung, die Schönheit auf mich hat, und ich rede hier

schon von der weiblichen, ist schon gewaltig, und war mir auch unangenehm, weil ich so vieler Damen nicht habhaft werden konnte.
Zusammengefasst bedeutet die Definition so viel, als dass Schönheit einer Einladung gleichkommt, Interesse oder Neugier weckt, und, wo ich schon einmal dabei war, die Welt im Innersten zusammenhält. Denn gäbe es nicht das z.B. Interesse der Biene an der Blume u. dgl., wäre unsere Welt ein toter Ort.
Ich hatte das seitenlang akribisch erörtert, ähnlich der Art, wie Computerprogrammierer Lara Croft ins Leben gerufen haben. Ich fragte Carmen, ob sie das mal lesen wolle. Sie meinte, ob ich es nicht vorlesen könne, was ich dann tat. Nach anderthalb Seiten bat sie mich dann, aufzuhören, sie verstünde kein Wort. Mir war auch schon aufgefallen, dass ich meine eigenen Worte, flüssig heruntergelesen, nicht verstand.
Angefangen hat das Ganze einmal mit einem endlosen, schwülstigen Gedicht, dass auch nur zur Hälfte zumindest verbal den Eingang zum Gehör fand. Doch den Kerngedanken, oder auch nur eine Erkenntnis, die auf dem Wege gelegen hätte, konnte ich weder ausdrücken, noch finden. Aber das Gefühl, dass da irgendetwas sei, blieb. Ich werde es also ein drittes Mal versuchen.

Ich nehme vorweg, dass Schönheit definiert werden kann als die Harmonie der Einheit aller Bestandteile einer Gesamtheit.
Zuerst aber fange ich bei dem Punkt an, der mir schwer zu denken gab. Auf einmal fiel mir auf (mein Satz „Pech im Spiel. Kein Geld für die Liebe“ hatte mich empört), dass ich unbewusst das schöne Bild von Schönheit, dass ich mir gemacht hatte, zerstört habe. Grund dafür konnten nur die

an Endgültigkeit grenzenden Frustrationen meiner fallengelassenen Beziehung sowie der Schwärmereien sein. Dies schon eingedenk eines Zusammenhanges, dass die Wesenhaftigkeit eines Menschen sich zwar an der Oberfläche verändern kann, aber nur auf Kosten der inneren Beschaffenheit.
Ich fand mich wieder in dem Glauben, Schönheit sei nichts weiter als ein Lockmittel im Fortpflanzungskrieg. Ich hatte das Wesen gebärfähiger Frauen dahingehend seziert, dass sie auch charakterlich eine Einheit bilden mit ihrer Aufgabe, Kinder in die Welt zu setzen. Das Tückischste aber war der Umstand, dass sie das nicht bewusst steuern. Sie sind Sklaven ihrer Hormone, die ihnen diktieren, alle möglichen Schlichen, oder auch Haltungen einzunehmen, nur mit dem Ziel, ihren Kindern die ideale genetische Grundlage zu liefern, und sie mit Hilfe gleichartiger Herkunft hochzupäppeln, sprich, versorgen zu lassen. Die Schönheit der Frau, wie sie den Mann betören kann, ist also nichts weiter als der Brunftzustand, eine Maske eines dem Manne unbekannten und undurchschaubaren Aliens.
Dergleichen könnte man auch für den Mann schreiben, der wie gesagt mit 13, 14, 15 beginnt, sich ungemein stark zu zeigen, aber dann später schweigend oder grunzend mit dem Bier und der Zigarette in der Hand Fußball guckt, und sich dabei wehmütig seiner sportlichen Jugend erinnert.
Doch ich möchte bei der Frau bleiben, die heutzutage von der Werbung und der Wirtschaft so dermaßen nach dem Motto „Sex sells“ in den Vordergrund geschoben wird (wir alle wissen spätestens seit den Merz-Sezial Dragees, dass wahre Schönheit von innen kommt...), dass die wenigen dort vorkommenden Männer immer noch so fremdartig erscheinen, wie es einst Alice Schwarzer zu Beginn der Emanzipationswelle war. Eine lustige kleine Blume, sonst

nichts. Und was ist daraus geworden! Ich sage dies im Hinblick auf eine vorstellbare Zukunft der Rolle des Mannes, wie sie schon heute dem Fernsehzuschauer sich an z.B. Tatort-Kommissarinnen manifestiert. Das weibliche Wesen ist weit integerer als das männliche, und somit in einer nicht nur überbevölkerten sondern zudem auch noch elektronisch vernetzten Welt dem männlichen überlegen. Doch ich schweife ab.
Die Empfindung, dass sich hinter der schönen „Fassade" einer Frau, ein unter gezieltem Kalkül arbeitender Instinkt sein Unwesen treibt, dessen Opfer der Mann ist, ist eine zum einen faszinierende, bestimmt sogar wissenschaftlich belegbare, aber abgrundtief hässliche Interpretation der madonnenhaft verehrten Schönheit unseres Kulturkreises, dass sie nur stehen lassen kann, wem wissenschaftliche Erkenntnis ein Paralleluniversum darstellt, das mit dem Leben nichts zu tun hat und damit ohne Einfluss auf das wirkliche Leben bleibt. Genau so wenig, wie wiss. Gedanken zu Herkunft und Definition von Sprache einen spürbaren Einfluss auf ihre Faszination ausübt, sind sie auch noch hässlich. Ein Gedanke, Sprache habe sich als Werkzeug entwickelt, Männer müssten auf der Jagd eine diffizile Kommunikation betrieben haben können, um erfolgreich zu sein, deutet nie im Leben darauf hin, zu welch gewaltiger Einflussnahme die moderne Sprache auf Bewusstsein und Befinden eines Menschen, ja Menschenmassen haben kann. Der Ausdruck der Gedanken Jean-Paul Sartre´s hat eine geradezu hysterische Wende in der bewussten Wahrnehmung menschlichen Zusammenlebens bewirkt. Goethes Werke, Heines Dichtungen, drücken menschliche Befindlichkeiten mit einer Kraft und Deutlichkeit aus, dass man nicht den Begriff des rationalen Werkzeugs im Zusammenhang mit

Sprache verwenden kann. Ebenso ist es naiv, zu glauben, hinter Schönheit verstecke sich nichts weiter als ein Werkzeug zur Brunft. Die Bestrebungen der Wissenschaft, alles und jedes in einer logisch kausalierten Kohärenz mit Nahrung und Fortpflanzung zu setzen, könnte man dann ebenso für einen unserem Kulturkreis entsprechend symptomhaften Ausdruck halten. Mit einem Rundumschlag alles außerhalb dieses Geistes liegende unter dem Begriff Kunst zusammenzufassen, ist eine derartig grobe Vereinfachung, die nur die Unfähigkeit, Lustlosigkeit oder auch Mutlosigkeit bescheinigt, sich Dingen zu nähern, die sich am Rande oder auch mitten in der Irrationalität befinden. Sprache, und so auch die ihr vorausgehende Gedanken, hat sehr wohl die Fähigkeit, dergleichen zu erfassen, nur erlaubt die Sprache der Wissenschaft nicht den Beweis solcher Auffassungen. Ein subjektives Gefühl, mögen es auch noch so viele Menschen teilen, bleibt doch logisch nicht vergleichbar, da man keine Daten erheben kann. Allein das Gefühl der Übereinstimmung von Gefühlen ist der Wissenschaft nicht genug. Sie fixiert sich, unfähig für das Problem des Vergleichs von Subjektivität eine Lösung zu finden, in ihrer Auffassung vom Menschen als ein rein geistig-rationales Wesen, und verschließt sich damit mittels der Macht ihrer Erfolge aus Jahrhunderten vor einem Kosmos des Wissens, der (meine Meinung) dem Kosmos unserer deterministischen Wissenschaft genau so weit überlegen ist, wie die Intuition einer rationalen Erörterung.
Könnte man meinen, eine wiss. Erkenntnis, die besagt, ein Indikator für die Schönheit eines Gesichts sei der Grad seiner Symmetrie, weise schon auf eine intensivere Beschäftigung mit dem Begriff hin, so ist es doch einfach

nur der Versuch, dem vglw. „BIOS“ des menschlichen bzw. geistig-rationalen Geistes auf die Spur zu kommen

Es gibt ein erschreckendes Beispiel wissenschaftlich determinierter Weltanschauung, das deutlich macht, wie stark auch wissenschaftliche Erkenntnis das Verhalten der Menschen prägt, und in welcher Qualität. So erstaunlich, dass ich fast den Wunsch habe, es mit dem LAPP zu begründen.
Es mag lächerlich klingen. Eine Frau aus ganz einfachen Verhältnissen, deren vierte Tochter ich zu der Zeit in ihrer Freizeit hütete, sagte einmal ganz nebensächlich zu mir, sie würde ihre Kinder etwas härter erziehen. Die Welt sei so hart geworden, und sie möchte doch, dass die sich später durchsetzen könnten. Ich verbarg meinen Schrecken und sagte nicht viel dazu.
Was für Ungeheuerlichkeiten waren die Voraussetzungen, die so ein Denken geschaffen hatten? Sie schien zu glauben, ihre Kinder seien so etwas wie eine Knetmasse, aus der man mit etwas Hingabe eine Handgranate formen könne. Sie war von der praktischen Sorte, und wollte nicht auf den Umstand, den jede Mutter kennt, Rücksicht nehmen, nämlich dass ihr Kind später die Welt mitgestalten wird, und damit auf ihre Weise der „harten Welt“ Vorschub leistet. Sie sah nicht die anderen Kinder, die u.U. unter der Anti-Sozialität ihrer Kinder leiden würden, und mit in den Sog des sog. „hart-seins“ gezogen werden. Sie machte sich keine Gedanken darüber, was wohl aus der tatsächlich formbaren Gestalt ihres Kindes im Kind für Schmerzen und Unausgewogenheiten entstünden.
Will man es hochstilisieren, assoziiert sich ihr Verhalten mit einem historischen Menschenversuch im großen Stil: Der Hitlerjugend.

Welche weitere Assoziation drängt sich auf? Der Sozialdarwinismus. Eine Wortschöpfung, der der ursprüngliche Darwinismus zugrunde liegt, weil die Wandelbarkeit der Gesellschaft innerhalb eines Kulturkreises ähnliche Mechanismen zugrunde liegen, wie die Evolution der Arten. Die Evolution der Arten besagt, dass derjenige sich am besten fortpflanzt, der unter den bestehenden Umständen die besten körperlichen Überlebensmöglichkeiten hat. Der Sozialdarwinismus besagt, dass derjenige, dessen Psyche den Umständen am besten angepasst ist, am erfolgreichsten sein wird.
Was ist nun Erfolg in einer Gesellschaft? Erfolg ist das, was die meisten dafür halten. Mit diesem Zeitgeist stehen und fallen die Werte. Kann ich auch hier in meinem Kämmerlein sitzen und mir wundervolle Werte stricken, der Erfolg in der Gesellschaft orientiert sich am Zeitgeist. Weiter rational bleibend gibt es bestimmt auch eine unter einer Million, die so drauf ist, wie ich. Will ich aber meine Chancen auf die grundsätzliche Fortpflanzung erhöhen, sollte ich mich am Zeitgeist orientieren. Denn dann finden sich mehr Interessentinnen.
So wird das ja auch gerne in der Praxis gemacht. Für mich gesprochen aber möchte ich sagen, was soll ich mit einer Frau, die jemanden mag, den ich ihr simuliere? Ich selbst möchte doch gemocht werden. Was sollen wir denn mit einer Welt, in der sich die Menschen an Maßstäben messen, die aus dem Tierreich stammen? Ich denke der alte Darwin, hätte er noch Lust dazu gehabt, hätte den Menschen noch sagen können, wie sie seinen Darwinismus in ihrem menschlichen Leben anzusehen haben. Es ist doch wirklich und ganz bestimmt so, dass den Menschen neben Körper und Instinkt noch ein wesentlicher Aspekt auszeichnet, der

sich auch nicht mit noch so viel Mühe ignorieren lässt.: Der Geist.
Darwin wird es damals sehr mitgenommen haben, als er quasi als Ketzer verschrien wurde, weil seiner (missverstandenen) These gemäß der Affe unser Verwandter ist. Möglicherweise wurde er so niedergetrampelt, dass, auch wenn er dazu noch Stellung genommen hat oder hätte, so ihn doch niemand mehr hören hätte wollen. Seine Entdeckung entsprach nicht dem Zeitgeist. Doch später wurde er dann umso mehr herangezogen. Das grobe Wissen um die Darwinschen Zusammenhänge saß in den Köpfen fest, und fand erst langsam und dann immer schneller Eingang in das Selbstverständnis vom Menschen, bis wir in der heutigen Zeit angelangt sind, in der sich niemand mehr schämt ein Affe zu sein. Doch glaube ich nicht, dass Darwin das so gemeint hat.
Ich spreche hier, wie gesagt, nur für mich. Und unter dieser Maxime möchte ich mein Schreiben auch gelesen wissen. Es ist mehr ein gedankliches Selbstportrait, dass nicht den Anspruch hat, einen kausalen oder inhaltlichen Zusammenhang zu haben, auch wenn ich mir Mühe gebe. Ich wünsche es als Erfahrung konsumiert zu wissen, so wie man auch das eigene Leben nur stichpunktartig reflektiert, ohne den Anspruch zu haben, dabei Wahrheit zu finden, sondern schlicht um eigene Probleme in den Griff zu bekommen. Der Geist schaltet sich dann ein, wenn er gebraucht wird. Den *lebendigen Geist* gibt es nur in der Religion, und doch simuliert seine Wandelbarkeit, seine Flexibilität und Beeinflussbarkeit, etwas Lebendiges.
In einer Vorlesung an einer Universität erfuhr ich einmal von der päd. Definition des Menschen. Der Mensch sei Geist. Sofort bäumte sich in mir etwas dagegen auf. Der

Mensch sei nur Geist? Alles das, was ich bis dahin für menschlich hielt, saß vielmehr im Herzen. Wieder schrieb ich in akribischer Weise eine Begründung meiner Haltung, und vertrete bis jetzt die Ansicht, der Mensch ist Herz.
Ich sah den Geist quasi nur als Konverter emotional niedergelegter Motive. Jeder kennt aus einer Erörterung, dass es für alles ein Für und Wider gibt. Und meine Vorstellung ist, je nachdem, wohin mein Herz tendiert, gewichte ich die einzelnen Argumente, so dass es sehr schwierig wird, nur anhand des Geistes eine andere Haltung, einen anderen Geist aufzuzwingen.
So und nicht anders habe ich meine Welt wahrgenommen. Die Jahre, in denen ich mich wie der taubstumme Indianer aus „Einer flog übers Kuckucksnest" herumgetrieben habe, kannten nur dieses Ergebnis. Zur Überzeugung ist immer ein Argument notwendig, das persönliche Bedürfnisse des zu Überzeugenden anspricht. Dem Zeitgeist entsprechend ist das meist Geld.
Am Modell gesprochen ergibt sich folgende Perspektive: Der kleine Mandelkern (o.ä.) im Gehirn ist die Kontrolleinheit des Gehirns. Er entspricht in meinen Augen dem Sitz der Seele. Er stellt die Farben zu Verfügung, mit denen der Geist ein Bild malt. Im Geist ist Wissen über die gesellschaftliche Strömung und alles, was zur Gegenwart gehört, abgelegt. Das alles führt den Pinsel. Doch die Gewichtung der einzelnen Farben auf der Leinwand wird bestimmt vom Herz, der Seele, dem Mandelkern. Das so entstandene Bild entspricht der Persönlichkeit des Menschen, dem Menschen.
Doch wie man weiß, entstehen beim Betrachten von Bildern, bzw. dem Kontakt mit Menschen, Gefühle. Die durch geistige Formung des eigenen Abbildes entstandene Art des persönlichen Auftretens, was für jeden gilt, wirkt

also in und auf jeden Menschen zurück. Damit ergeben sich auch Ereignisse, Erfahrungen, an denen Menschen schwer zu tragen haben. Ich erinnere an den Zeitgeist des Sozialdarwinismus, der Welt und Menschen verändert.
Letzten Endes wirkt diese Bewusstseinsänderung auch zurück auf die Seele, den Mandelkern im Gehirn. Das Bild, die Farbzusammensetzung, ändert sich, und damit auch die Persönlichkeit und die Wirkung auf andere.
Damit ist es unumgänglich, das Verständnis vom Menschen dahingehend zu ändern, als dass es weder der Geist allein, noch das Herz ist. Wahrheit findet sich als Ergebnis der Betrachtungen nur wieder in der Ansicht, der Mensch ist die Gesamtheit aus Geist und Herz. Der vielbesungene Konflikt zwischen Kopf und Herz ist damit ein scheinbarer, dessen Ursprung im fehlenden Gott- oder Selbstvertrauen liegt. Eine durch Schwäche hervorgerufene Störung der inneren Ausgewogenheit tut sich auf diese Weise kund

Doch was hat das alles mit Schönheit zu tun? Abgesehen von der weiblichen Schönheit gibt es auch noch andere Schönheiten. Der Glanz von Fischhaut, die brausende zerklüftete Felsküste im Sonnenschein, der immer wieder gern genommene Sonnenuntergang, die Formationen eines Vogelschwarms, Blumen, Blumen, Blumen, künstlerische Traumwelten, das Rauschen der Bäume, die Anmut einer Raubkatze, die Unendlichkeit der Wüste, eine Segelyacht in vollem Einsatz, Designermöbel, Traumschlösser, ein Konzert von André Rieu u.dgl.m..
Alles das erscheint den Sinnen nicht als Schönheit, will man es nur Geistig-abstrahiert sehen. Doch ohne jede geistige Abstraktion kann sich das Herz auch nichts zusammenassoziieren, um der Schönheit habhaft zu

werden. Mit anderen Worten: Das vollständige Fallenlassen in rein seelische Befindlichkeit oder auch nur denkend vor dem Anblick stehen, wird nicht die Gänsehaut herbeizaubern, die sich ergibt, wenn man sich schlicht vergisst. Und so ist es dann das Staunen, das diese Selbstvergessenheit herbeiruft. Schönheit macht selbstvergessen. Das ist ihr Kennzeichen. Im Staunen, in der Selbstvergessenheit, lässt der Mensch jegliche (künstliche) Kontrolle fallen, und er ist für diesen Moment ein Ganzes. Für Sekunden werden alle Zwänge der Gesellschaft, der Familie, oder selbstauferlegte, vergessen, und die Verspannungen in Seele und Geist lösen sich. In diesem Staunen ist der Mensch ganz Mensch.
Wem es gelingt, z.B. nach einem schönen Urlaub, bleibt so lange wie möglich in diesem Zustand, gebannt von den Eindrücken. Man erhält quasi als Geschenk einen wesentlichen und vor allem wahren Eindruck vom Charakter der Welt, der eine Quelle des Wissens ist.
Doch das geht nur, wenn der Mensch eine harmonische Einheit mit sich als Gesamtwesen bildet. Unsere willentlichen Anstrengungen, sich der Gesellschaft zu adaptieren (oder sogar zu assimilieren) kastrieren die Auffassungsgabe des Geistes soweit, dass ihm das tiefliegende Wissen über seine wahre Identität innerhalb seines Lebensraumes abhanden kommt.
Die Bedeutung von Schönheit geht über sie selbst hinaus. Sie ist nicht nur Werbeplakat, das alles verspricht und nichts hält, sie dient nicht nur der Aufforderung, Erkenntnis zu sammeln, nein. Sie informiert über das weit über unsere Vorstellung hinausgehende Wunder der Schöpfung und, und besonders das, dass wir in ihr willkommen sind. Wir besäßen nicht die Gabe, sie zu erkennen, wenn sie nicht als unser Zuhause gedacht wäre.

Und wir könnten nicht Herr über sie sein, wenn wir nicht die Macht hätten, ihr ein Patriarch zu sein. Nur ein sehr böses Kind schlägt seine Eltern für ein Geschenk, dass es in seiner Entwicklung unterstützen soll.
Nur unsere Verspanntheit, unsere innere Disharmonie, macht uns hässlich. Oder platter: Ein Mensch der glücklich und zufrieden ist, ist auch irgendwie schön. Man ist gerne mit ihm zusammen.

Genau diese Verspanntheit war es auch, die die Mutter mit ihren Knetübungen in ihrem Kind, Larissa, hervorgerufen hatte. Larissa zeigte offensichtliche Vernachlässigungsmerkmale, war in der Schule so miserabel, dass man erwog, ihr einen Behindertenstatus zukommen zu lassen, und wenn das schon nicht ging, so sollte sie doch zumindest in die Kinderpsychiatrie. Aber in eine Integrationsklasse, in der Sonder- und normale Schüler zusammen lernen, das sollte es auf keinen Fall sein.
Ständig mit dem Problem der Kinderlosigkeit von Carmen konfrontiert, hatte ich die äußerst flüchtige Bekanntschaft des Kindes zu unserem und ihrem Nutzen verwenden wollen. Carmen und ich fragten dann gemeinsam bei der Mutter nach, ob wir sie Nachmittags (kostenlos) betreuen sollten. Die gab dann zurück, wir könnten sie für einen Cent geschenkt haben.
Larissa hatte erzählt, ihre Familie wolle in einen anderen Stadtteil ziehen, und sie würde das gar nicht begrüßen. Schließlich habe sie hier alle ihre Freunde, und da, wo es jetzt hingehen sollte, gäbe es niemanden. Es sollte also quasi in die Pampa gehen. Larissa freute sich dann auch erst mal sehr, so ihr vordringlichstes Problem gelöst zu wissen.

Sie konnte sehr schlecht reden. Neunjährig, wie sie war, nannte sie Erbsen kleine grüne Kügelchen. Sie wusste auch nichts von Essen. Ihre Kenntnisse, McDonalds betreffend, waren allerdings hervorragend. Sie sprach auch entsprechend wenig und zumeist einsilbig. Erstaunlicherweise aber fiel einem das nur auf, wenn man darauf achtete. Ihr Gesicht war dermaßen belebt, ihre Augen so aussagekräftig, und ihre körperliche Gewandtheit von einer Raffinesse, dass sie der verbalen Sprache im Alltag kaum bedurfte. Abgesehen davon, dass ich sie nie gezwungen hätte, Deutsch-Vokabeln zu pauken und grammatikalische Übungen als Mittel zur Behebung ihres Problems anzuwenden, fand ich es sehr angenehm und entspannend mit ihr stundenweise zusammen zu leben.
Gesagt, getan kümmerte ich mich also. Anhand vieler Fehlversuche erlernte ich ihren Speisezettel. Essen musste sie ja schließlich irgendwas. Sie war furchtbar mager, wies aber immer gern auf ihre Millimeter-Speckröllchen hin. Ich glaube aber ihre Schlankheit war ihr einziges schlagkräftiges Argument gegenüber ihren drei Schwestern, die alle in der Pubertät waren und entsprechende Sorgen mit ihrem Gewicht hatten.
Da war sie also gut. Ansonsten hatte sie das Nachsehen. Sie hatte im Zimmer der ältesten Schwester eine Schlafcouch. Das war ihr einziges Möbelstück. Sie schlief aber mit ihrer Schwester zusammen in deren Doppelbett. Sie hatte weder Spielzeug noch Kuscheltiere, und an Kleidung wurde gespart. Von ihr aus durften wir ihr aber auch nichts schenken. Es gab ein großes Trara, als wir ihr ein paar Inliner geschenkt haben, oder ein paar Winterstiefel. Das stand dann alles bei uns herum. Es dauerte lange, bis Larissa den Mumm besaß, die Sachen mit nach Hause zu nehmen.

Wenn sie von der Schule kam, was später zunehmend schwieriger wurde, da sie in einem Konflikt war betreffs ihres Zuhauses und dem sich langsam bildenden Zuhauses bei uns, jagten wir meistens erst mal um den Esstisch herum. Leider mussten wir immer aufpassen, leise zu sein, da Carmen nach der Arbeit Ruhe brauchte. Dann gab es irgendeines von den begehrten Einfachstgerichten. Anschließend machten wir ein bisschen Hausaufgaben. Ich achtete immer darauf, dass sie nicht mehr macht, als sie kann, ohne sich zu quälen. Bewirkt hat das dann, dass sie sich erst richtig quälte. Sie wollte mit allem fertig sein, bevor sie sich draußen mit ihren Freunden traf. Vielleicht war es auch eine Anordnung ihrer Mutter – sie sagte ja nichts.
Ich gewann sie so lieb, dass sie gerne den ganzen Nachmittag bei mir hätte geblieben sein können, und eher selten als manchmal hatte ich das Vergnügen. Sie brachte auch zunehmend Freunde (sie spielte nur mit Jungs) mit rein. Wir hatten ein Zimmer übrig, und das gehörte jetzt ihr. Alles, was irgendwie zum Spielen taugte, stapelte sich dort, angesammelt von ihr.
Mittlerweile hatte sie betreffs des Sprechens immens aufgeholt. So wurden auch verbale Erläuterungen in Bezug aufs Lernen möglich, und sie gewann so auch schulisch an Vorsprung. Wir standen in Kontakt zu ihrer Lehrerin, die zwar immer wieder behauptete, bei der Familie seien Hopfen und Malz verloren, aber sie konnte dennoch nicht eine gewisse Bewunderung bzgl. der Entwicklung des Kindes verhehlen. Darüber freute ich mich natürlich. Schließlich stand die Betreuung unter meiner, soweit es Larissa zuließ, Aufsicht und Handhabe.

Abends brachte ich sie dann auch meist nach hause. Dort hatte niemand Lust, oder was es auch immer für Gründe gab, sie abzuholen.
Ich fand Larissa sehr hübsch. Erst hatte ich sie zwar für einen Jungen gehalten, was mir energischen Widerspruch einbrachte, aber über den Blickkontakt entspann sie sich mir dann als ein pfiffiges, dynamisches und lebendiges, kleines Wesen, dessen Wildheit sich bei genauem Hinsehen auf faszinierende Art und Weise in den Augen abbildete.

Die Mutter meinte auch mehrmals, dass sie zuhause auch sehr kuschelig sein könnte, wovon ich aber nur wenig bis gar nichts tatsächlich erlebte.
Es schien, als wäre dieser Wesenszug nicht Teil unserer Abmachung, wodurch auch immer verursacht, aber schließlich war ich ja auch ein Fremder. Die Vertrautheit und Offenheit, die unseren Umgang kennzeichnete, aber ließ schon auf Zuneigung schließen, was mir auch immer wieder von Carmen bestätigt wurde, auch wenn ich es manchmal sehr anzweifelte.
Irgendwann wurde ich dann der Information habhaft, dass der Großvater Larissa in ihrer Vergangenheit nachgestellt habe, was soviel bedeutet, als dass er sexuell an ihr interessiert gewesen war. Seitdem wollte und durfte sie nicht mehr allein mit dem Großvater zusammensein. Aber dennoch eignete sich dieser Umstand von seiten ihrer Familie manchmal gut, um Druck auf das Kind auszuüben.
Irgendwann, sie war vielleicht fast elf, muss es dann wohl passiert sein, dass sie sich in mich verliebt hat. Meinerseits bedachte mich die Mutter manchmal mit der Bemerkung, ich habe mich wohl schwer verliebt. Ich war dann irritiert,

doch sie schien das nicht schlimm zu finden. Später dann versuchte mich die Mutter in meinem Verhalten gegenüber Larissa zu beeinflussen, indem sie meinte, ich wolle doch, dass Larissa mich möge, und dann wäre es vielleicht ganz gut, wenn ich auch entsprechend nett wäre. Ich meinte dann immer dazu, es käme weniger darauf an, dass Larissa mich liebe, sondern vielmehr darauf, dass ich genug für sie empfände, um mein Verhalten so zu gestalten, dass es ein Gewinn für Larissa darstelle und ich die damit verbundenen Schwierigkeiten mit ihr ertrage, ohne sie fallen zu lassen.
Das war für die Mutter natürlich unlogisch. Vielleicht hat sie mir auch nicht die ganze Wahrheit gesagt, und Larissa verarbeitete u.U. gerade das Kindheitstrauma mit dem Großvater.
Ich hatte sie wirklich sehr lieb. Ihr dies mitzuteilen, ging nur über die Augen. Das waren ja quasi ihre Kommunikationsorgane, und dementsprechend differenziert nahm sie auch alles dort angebrachte auf. Es entzückte sie maßlos, wenn ich ihr mein Gefühl so mitteilte. Doch auf der anderen Seite öffnete das auch ein Tor zu ihren Verletzungen. Vielleicht lagen da auch die Ursachen ihres schulischen Versagens und ihres Entwicklungsrückstandes. Dennoch war sie aber unter den Kindern auf der Straße sehr beliebt, wenn auch weniger bei den dazugehörigen Eltern.
Nachbarn von uns meinten mal, bevor Larissa zu Carmen und mir kam, hätten sie das Kind schon leiden sehen, aber was solle man da denn machen. Hätte ich doch genauso gedacht. Mir wäre manches erspart geblieben, aber ich Weltverbesserer, wollte es mal wieder besser wissen und musste im Rachen des Drachen Zahnarzt spielen.

Ich wünschte mir manchmal so sehr, ein bisschen mit ihr zu knuddeln oder auf dem Sofa zusammengekuschelt einen Zeichentrickfilm zu sehen. Ich hatte sowieso eine Vorliebe für Kinderfilme entwickelt. Sie verriet nicht, wie es ihr damit ging, aber ich weiß, dass sie auch schon mal ruhig etwas wartete, damit ich ihr hingebungsvoll die Inliner anzog. Gegenüber irgendwelchen Berührungen, die sich aus dem Toben ergaben, war auch nichts einzuwenden. Aber alles, was einer offenen Zuwendung entsprach war ihr peinlich. ´Peinlich´ wurde sowieso eine zeitlang ein geflügeltes Wort. Irgendwann dann war es für sie auch einfacher, mit Carmen zusammenzusein, so dass sie nur zu mir kam, wenn es darum ging, deren Konflikte zu glätten.
Carmen und ich sprachen eine zeitlang viel über unser Dreierverhältnis, dass doch schon dem einer Familie glich. Carmen wusste von allem, was Larissa mir bedeutete, und sie nannte meine Gefühle väterlich.

Ich bin kein Vater, daher weiß ich nichts davon. Aus meinen Fähigkeiten als taubstummer Indianer aber ist mir schon das eine oder andere Vater/Tochter Verhältnis aufgefallen, dass für die Tochter negative Folgen hatte. Genau genommen kenne ich eigentlich kaum Frauen, die nicht in irgendeiner Weise unter dem Verhältnis oder damit im Zusammenhang stehendem gelitten haben oder eine Verletzung davon getragen haben.
Meist war die Entstehung dieser Verletzung eher von systemischer Natur. Der mit der Tochter friedlich auf dem Sofa zusammengekuschelte Vater wird von der Mutter gestört. Er bekommt ein Gefühl des Erwischtseins, einem Schrecken gleich. Die Mutter ihrerseits, möglicherweise seit Jahren nicht mehr so ganz begehrt, reagiert eifersüchtig. Die Tochter aber, der Lage überhaupt nicht Herr, sieht sich

an empfindsamster Stelle getroffen, bezieht aber die Disharmonie zwischen ihren Eltern auf sich und fühlt sich schuldig.
Nun könnte man meinen, nur Eltern, die sich einander wirklich nahe stehen, dürfen auch zu ihren Kindern zärtlich (im besten Sinne des Wortes) sein. Schließlich käme es dann nicht zu der eifersüchtigen Reaktion der Mutter. Tatsächlich aber gestaltet es sich meistens gerade andersherum. Die Mutter, die sich verlassen und gedemütigt fühlt, ob nun vom eigenen Mann oder wem auch immer, sucht Trost bei ihrem Kind, das gerne der Sohn sein darf. Dieser, von den empathisch wahrgenommenen Wünschen seiner Mutter völlig überfordert, beginnt, ängstlich zu werden und Konzentrationsstörungen zu zeitigen. Die Peinlichkeitsgefühle treten dann beim Jungen genauso auf, wie beim Mädchen. Man darf alle beide dann nicht mehr umarmen oder küssen. Man denke an die Küsse der Oma. Diese Reaktionen drücken das Gefühl des Erdrücktseins durch die mütter- oder väterliche Liebe aus oder aber auch die emotionale Einengung durch die Verantwortung über das elterliche Wohlbefinden.
Auch in der Arbeit (ich hatte gerade welche bekommen, eine recht glückliche sogar) erzählte ich von Larissa, auf die ich mich immerzu freute. Ein recht rüder Kamerad, im inneren aber ein feiner Kerl, meinte daraufhin, die jungen Mädchen seien ja heute schon total versaut. Die hätten schon mit zwölf Sex und kennen da auch kein Pardon.
Diese Äußerung erschienen mir erst wie eine Antwort auf den Eindruck, den meine Erzählungen bei ihm gemacht hatten, aber er erzählte mir dann, dass er im Alter von 35 zwei Jahre auf eine Vierzehnjährige gewartet habe, damit sie endlich sechzehn wäre, und der Staat nicht mehr die

Hand über sie halte, wie er sich ausdrückte. Sie wäre für ihn die wunderbarste Frau gewesen, die er sich nur hätte wünschen können, und seit sie ihn verlassen hätte, interessieren ihn Frauen sowieso nicht mehr – jene könne ihm doch nie ersetzt werden. Ich dachte so im Stillen bei mir, dass er sie wohl immer noch liebe, aber leiseste Anspielungen daraufhin wurden mit geräuschvoller Abwehr quittiert.
Doch wie es schien war das der Auftakt für die Art und Weise, wie meine Tätigkeit als Larissas Ersatzpapi auf einfachere Menschen oder überhaupt Menschen gesehen werden konnte. Ich war ein fremder Mann im Vateralter für Larissa, der sich, völlig unüblich für Männer, als Tagesmutter betätigte. Die Vermutung von Frauen, unter Berücksichtigung dessen, was sie sexuell von Männern halten, lag also nahe, dass ich daraus einen dem üblichen von Frauen als gegeben hingenommenen Bild vom Manne entsprechend einen persönlichen Vorteil ziehen wollte. Sprich, ich glaubte, verdächtigt zu werden, mit Larissa ein mehr oder minder stark ausgeprägtes Liebesverhältnis zu führen.
Vorkommnisse der Art, dass Larissa und ich auf dem Ehebett lagen und fernsahen, konnte ich dementsprechend auch nicht mehr wirklich genießen. Ich musste dann immer daran denken, was andere dächten, wenn sie davon erzählen würde, unbedarft wie sie war. Verboten aber hätte ich es ihr nie. Sie war schon von zuhause gegenüber uns mit genügend Heimlichkeiten versorgt, und sie mochte keine Geheimnisse.

Larissa schlief jetzt öfter bei uns, und wollte dann auch noch nach Tagen nicht wieder zurück, nach hause, zu ihrer Familie. Wir nahmen sie mit in den Urlaub, was sie dazu

befähigte an der Klassenfahrt teilzunehmen, vor der sie solche Angst hatte. Sie hat während des Urlaubs eine Haltung gefunden, die mit ihren Ängsten vereinbar ist.
Andersherum genau das Gleiche. War sie erst mal fort, mochte sie vor ihrer Familie ihren Wunsch, zu uns zu kommen nicht mehr ausdrücken. Es endete dann damit, dass sie die einzig richtige Entscheidung traf, nämlich die, im wesentlichen Teil ihrer Familie zu werden. Später, wenn wir sie noch mal wiedersahen, war sie wieder unverkennbar deren Mitglied. Bloß mit dem Unterschied, dass sie dort jetzt als ein vollwertiges akzeptiert war. Ich hatte mir immer gewünscht, sie möge ruhig uns als Druckmittel verwenden, frei nach dem Motto, wenn ihr mich nicht wollt, gehe ich zu Martin und Carmen und erzähle alles. Durch das Wissen über Larissas Lebensumstände waren wir zusätzlich zu Larissas emotionaler Bindung an uns zur Bedrohung für die Familie geworden. Wir kannten ihre Lehrerin und hatten einen unverbrämten Draht zum Jugendamt. Larissa wusste, ich würde nichts unversucht lassen, sie zu schützen, wo ich nur konnte. Eine Sicherheit, die ihr, bis sie zu uns kam, gefehlt hat. Das Urvertrauen war damit wieder hergestellt. Sie kam weder in die Jugendpsychiatrie, noch bekam sie den Behindertenstatus. Leider kam sie nicht in die Integrationsklasse. Sie ist jetzt eine schlechte Hauptschülerin, aber das stört sie nicht. Ich glaube, es geht ihr recht gut, d.h. so wie ihren Schwestern.

Noch lange quälte mich die (eingebildete) Verdächtigung eines Liebesverhältnisses mit Larissa. Ich bekam nie einen Hinweis, dass es so etwas überhaupt gab, bis vielleicht darauf, dass ich mich von einem Nachbar von seiner anderthalbjährigen Tochter ferngehalten fühlte. Er war es auch, von dem ich den Eindruck hatte, dass er recht froh

wäre, wenn ich wegzöge. Ich mochte dann auch wirklich nicht mehr auf die Straße gehen und ich will gar nicht wissen, auf welchen Inhalt meines Unterbewusstseins das alles hindeutet. Schließlich lässt sich ja zumindest ein schlechtes Gewissen vermuten.
Tatsache war, dass ich aus diesen Zusammenhängen wieder endlose Tiraden von Beziehungsgedanken erleiden musste. Nicht nur mein Ego, auch mein männliches Ego hat unter den (eingebildeten) Verdächtigungen extrem gelitten. Ich fühlte mich verlassen, verraten und erniedrigt für eine Zeit voller Hingabe an das Wohlbefinden eines Kindes, das nicht mein eigenes war, und mit dem ich dementsprechend wie unter einer Glasglocke oder wie in einer Kristallkugel herumhantierte. Die Mutter tratschte für ihr Leben gern. Ihr kleiner Kiosk war Umschlagplatz für alle ungewöhnlichen Ereignisse, Tatsachen und Berichte der Stadt. Geschichten aus meiner Zeit mit Larissa, und deren Wiedergabe durch sie selbst, konnten spielend im Stille-Post-Verfahren phantasievoll ausgeschmückt werden und in Umlauf gebracht werden. Mögliche Wut und Angst im Zusammenhang mit Carmen und mir konnte über die Mutter als Sprachrohr benutzt werden, eigene Verfehlungen mit mir Angedichteten ins Verhältnis zu setzen und bis zur Unkenntlichkeit zu relativieren.
Wir hatten nichts mit dem Dunstkreis dieser Familie zu tun, bis vielleicht auf die übernächsten Nachbarn, die vom Milieu her zu Larissas Familie passte und auch manchmal Kontakt hatte, wie wir wussten.
Es wurde für mich mehr und mehr unmöglich, eine Fassade aufrecht zu erhalten. Ich hatte zu meinem Unglück auch wieder mal die Arbeit verloren, und saß nun quasi wehrlos (mein altes Problem) zu hause herum. Ich konnte es zwar rational, aber nicht emotional einordnen, wieso ich

nichts mehr von Larissa hörte. Carmen durfte ihren Namen nicht mehr aussprechen. Es tat mir zu weh.
Mit meiner Rumhängerei, bildete ich mir ein, bringe ich noch mehr Stoff in die schreckliche Geschichte. Man muss es sich vorstellen: Ein Mann, möglicherweise bekannt für seine Krankheit, mit allerlei bunten Verfehlungen in der Vergangenheit, ausgehalten von seiner Frau, die in gesellschaftlicher Position recht weit oben steht, ohne Arbeit, aber mit einem langen, bewegten Ausbildungsweg, überqualifiziert, intelligent und doch voller Unsicherheiten, mürrisch und wortkarg erscheinend, und der sich in Unterhaltungen schon mal als Querkopf gezeigt hat, sitzt ohne sichtbare Beschäftigung herum, beteiligt sich kaum an Dingen des alltäglichen Lebens, strahlt unter der Gesellschaft eines Kindes, dazu noch eines kleinen, dem geschulten Auge auch hübsch erscheinenden Mädchens, ein Glück und eine Zufriedenheit aus, als lebte er im Land, in dem Milch und Honig fließt. Carmen meinte mal zu mir, so, wie sie mich mit Larissa zusammen sieht, habe sie mich immer gesehen, nur dass sie es nie erleben durfte, und sie sei froh, einerseits die Bestätigung für ihr Empfinden bekommen zu haben, und andererseits, mich endlich mal richtig glücklich gesehen zu habe.
Abgesehen von dem immens schlechten Eindruck, den das auf die Leute gemacht haben muss, stellte es dementsprechend auch einen immensen Schmerz für mich dar, dass Larissa jetzt weg war. Meine Ängste aber hinderten mich daran, ihn mit jemandem teilen zu können. Das einzige, was ich tun konnte um die Lage zu entspannen, war, eine Arbeit zu finden. Doch das war das Schlechteste für mich.
Ich bin nie auch nur ansatzweise auf den Gedanken gekommen, hinter Larissa herzuspionieren oder gar mit

Gewalt die körperliche Nähe zu erzwingen, die ich mir wünschte, und doch war es unglaublich erniedrigend, diesen Wunsch zu haben vor dem Hintergrund, dass sie nicht meine Tochter ist, und besonders, dass ich mich in den Augen der Leute des Verdachtes würdig gezeigt hatte, sie zumindest zu begehren. Der Lächerlichkeit und der Entwürdigung war also keine Grenze gesetzt. Es drang, wie gesagt, nichts zu mir durch, aber seitdem mache ich sicherheitshalber um kleine Mädchen einen Bogen, auch wenn schon seit ich 20 bin eine hohe gegenseitige Affinität zwischen ihnen und mir herrscht. Ich war immer der liebe Onkel, Cousin oder einfach ein netter Mann für sie, mit dem man gut lachen und Spaß haben konnte, dem man zuhörte und zu dem besagte kleine Mädchen einen Draht hatten. Vielleicht liegt das an der kleinen Freundin, die ich hatte, als ich so acht war. Schließlich wird sie mir auch damals schon unbewusst wie meine kleine Rettung vorgekommen sein. Dementsprechend finden sich bei mir auch keinerlei Aggressionen ihnen gegenüber. Es machte mich nur einfach immer froh und glücklich, mit ihnen zusammenzusein, aber das war ja jetzt vorbei. Meinen Gefühlen wurde wildes Verlangen zugrundegelegt, vermutlich verursacht durch die gesellschaftlich unausgewogene Beziehung zu Carmen. All das kann ich nicht gutheißen, aber wen interessiert das schon. Wer sich des Verdachtes würdig erweist kann nur anhand seiner eigenen Lobby verteidigt werden, und die hatte ich nicht. Ich hatte auch kein Interesse, mir eine solche zu suchen. Ich fühlte mich missverstanden, schlecht behandelt und außerhalb von Gottes Gerechtigkeit stehend. Ich hatte definitiv Gutes tun wollen, habe Zeit, die ich für mich hätte nutzen sollen, einem Kind geschenkt und hatte nichts davon bereut. Aber nicht nur, dass jede Beachtung ausblieb

außer Larissas offensichtlicher Wandelung – ich erntete stattdessen nur Misstrauen, Hohn und Spott.
Der Umstand, keinerlei Bestätigung für meine Vermutungen, wie über mich geredet würde, zu bekommen, machte mir in Anbetracht Larissas Verlustes nichts aus, um diese Vermutungen für wahr zu halten. Ich war verletzt und geschwächt. Da fehlen einfach die Wiederstandskräfte.

Trotz all der Nebenschauplätze, die diese Geschichte zu bieten hätte, will ich sie einmal auf die Vater/ Tochter-Beziehung reduzieren, eine wichtige Aussage daraus herleiten, und mich selber als schlechtes Beispiel dafür nehmen:
Ich sagte bereits, dass es Eltern gibt, die in ihren Kindern Trost für die Unbilden ihres eigenen Lebens suchen. Das muss sich nicht in sexueller Belästigung kundtun. Das kann auch schlicht eine lange, intime Kuschelstunde sein. Dabei ist es weniger der Vater, der dies tut, sondern viel eher die Mutter. Der Vater kommt oft erst dazu, wenn die Kinder in die Pubertät kommen. Dem Sohn kann dann die Männerwelt gezeigt werden, und der Tochter kann vermittelt werden, was für eine schöne Frau sie einmal wird/ ist. Gegen all das ist im Grunde nichts zu sagen. Im Gegenteil: Ich denke, dass Kinder, die nicht von ihren Eltern aus persönlicher Motiven heraus an deren Leben beteiligt werden, viel eher einem Kaspar Hauser ähnlich werden, als andersherum. Der enge Kontakt zu den Eltern vermittelt das Gefühl der Akzeptanz und der positiven Annahme. Gerade in der Pubertät ist das wichtig, hebt es doch den Nachwuchs zeitweise auf die Ebene der Eltern und erleichtert ihnen damit den Eintritt in die Welt der

Erwachsenen, was ja eine Aufgabe dieser Entwicklungsphase ist.
Doch natürlich birgt so etwas auch Risiken. Unter einem bestimmten Leidensdruck stehend laufen auch Eltern Gefahr, den schmalen Grad, der das pubertierende Kind von der Erwachsenenwelt trennt, zu überschreiten. Doch normalerweise besteht ein dicker Puffer zwischen Eltern und Kindern, was das angeht. Die Eltern sind sich immer des Umstandes bewusst, dass sie schon viele Dinge in ihrem Leben erlebt haben, die geschahen, bevor die Kinder auf die Welt kamen. Sie sind Zeuge jedes kleinen Schrittes, den ihr Kind auf dem Weg ins Leben gemacht hat. Sie sind stolz und voller Hoffnung bzgl. der Großartigkeit ihres Kindes. Sie sind ständig besorgt, alles richtig zu machen, und sie Leiden jede noch so kleine Träne ihres Kindes doppelt mit.
Doch auch Eltern verstehen sich nicht immer untereinander. Sei es beruflicher oder privater Stress, selbstgemachte Sorgen, wie die der Konsumansprüche, Verletzungen im bekanntschaftlichen oder kollegialen Umfeld, das Gefühl, unterprivilegiert zu sein, oder schlicht und vor allem eigene Defizite und Verletzungen aus der eigenen Kinderzeit oder Jugend, genannt Erblasten.
Das Thema, das zur Zeit die größte Sorge beinhaltet, ist das des sexuellen Missbrauchs oder der Verwahrlosung. Bzgl. der Verwahrlosung kann man sich getrost selbst beurteilen. Das macht dann nur noch wenig Stress. In Bezug auf den sexuellen Missbrauch der Kinder aber ist das Kind den Umständen der Umwelt ausgesetzt, die wir nicht kontrollieren können, und auf die wir auch nur begrenzt Einfluss haben. Deswegen ist es unheimlich wichtig für die Eltern, zumindest darüber Bescheid zu wissen – seien es nun die Gefahren oder aber auch die Zusammenhänge.

Die Gefahren werden von den Medien mit wachsender Begeisterung ausgeschüttet. Das Interesse der Allgemeinheit verspricht hiermit immer gute bis sehr gute Quoten bzw. Auflagenstärke. Doch ähnlich wie in der Definition vom Menschen wirkt diese Information nicht nur von der Nachfrageseite her. Sie wirkt auch wieder auf die einzelnen konkreten Eltern zurück, die zwar beruhigt sind, etwas zu erfahren, aber denen das auch gleichzeitig wieder Angst einjagt. Gar nicht zu sprechen von dem allseits vermuteten Zusammenhang, dass die Informationen auch Phantasien wecken können, und damit mglw. jmd. zum Handeln antreiben, der sonst gar nicht gehandelt hätte. Und wie vorausgesehen sind gerade charakterlich ungefestigte Kinder Opfer dieser Phantasien – aber nicht auf der Opfer-, sondern auf der Täterseite. Die Gewalttätigkeit sexueller Art unter Kindern und Jugendlichen ist analog zur Bewusstseinsveränderung bzgl. dieses Themas in den Köpfen der Eltern, sprich ihren Ängsten, angewachsen.

Was wir uns vor 20, 30 Jahren noch an Schimpfwörtern um die Ohren geschlagen haben, setzen Kinder heute in die Tat um. Schon komisch.

Wie mag es erst in 20, 30 Jahren aussehen, wenn diese Kinder groß sind und ohne Hemmschwelle ihren Gewaltphantasien Luft machen und ihnen vielleicht sogar einen Raum schaffen, ein Forum? Schon heute gibt es öffentliche Fetisch-Parties, auf denen es, schlicht und einfach gesagt, keine Schamgrenze mehr gibt, und niemand fragt danach, ob dort nur Menschen sind, die das auch psychisch vertragen.

Ich bin, weiß Gott, nicht von der Sitte, aber es besteht die Gefahr, dass die Nutzung dieser und ähnlicher Angebote Menschen betrifft, die dann, platt gesagt, glauben, dass es

überall so oder zumindest so ähnlich sei. Die Gefahr, dass bspw. (keinen Schreck kriegen!) auch Eltern von Kindern im pubertierenden Alter Nutzer solcher Angebote sind, ist nicht nur nicht auszuschließen, sondern geradezu selbstverständlich, denn alle haben Kinder. Diese lustfördernden Maßnahmen sind aber unterm Strich nichts weiter als Mittel und Wege, an das Geld anderer Leute zu kommen. Der Spruch „Sex sells" wird hier denn auch wörtlich genommen pervertiert.
Dieses recht deutliche Bild zeichnet eine moralische Verwahrlosung der Gesellschaft, des Durchschnittsmenschen, der es eigentlich gar nicht bedurft hätte, um von einem Begehren zu sprechen, dass sich auf Jugendliche oder auch Kinder bezieht. Doch die psychologische Variante ist vom individuellen Einzelfall abhängig und kann nicht generalisiert werden. Grundlage der Pädophilie, um die es hier ja geht, bleibt das ungehinderte sexuelle Begehren, dem kein Ehrenkodex, kein Verhaltenskodex, keine religiöse Bindung und keine gesellschaftliche Norm Einhalt gebietet. Man könnte meinen, solche Täter wären Außenseiter, verwirrt und einsam herumirrende Psychopathen, doch dem ist nicht so. Mir persönlich ist der Fall eines Mädchens, einer jungen Frau, bekannt, die von ihrem fünften bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr unter den Augen der Mutter von ihrem Vater und dessen Zechkumpanen regelmäßig vergewaltigt worden ist. Sie war der dauernde Partyspaß ihres gesamten erwachsenen Umfeldes. Sie hat das dann irgendwann Außenstehenden gesagt, und dann hat sich der Vater umgebracht. Leider brachte ihr das dann auch wieder Schuldkomplexe bei. Es ist unglaublich. Ich mochte diese junge Frau sehr, und als ich sie einmal küsste, was für mich ganz herrlich war, fragte ich sie auch, denn sie reagierte so gar nicht, wie es denn für

sie war. Sie meinte, sie wüsste es nicht. Sie hätte nichts gespürt. Später einmal saß ich mit ihr auf einem Sofa, und es war für mich wirklich schwer, so zu tun, als würde ich für sie nichts empfinden, und legte den Arm um sie. Ich spürte, wie sie sich gegen ihr Inneres sträubte, kämpfte, doch es war klar, sie konnte es nicht ertragen. Für mich war das ganz furchtbar, denn sie war seit ganz langer Zeit die erste Frau, für die ich wirklich tief empfand, und die mich bei sich duldete. Lange Jahre noch dachte ich immer, wenn ich einsam war an Salina, wie hübsch sie war, und wie zerstört ihre Psyche war.

Alle naslang holte man sie von der großen Brücke, von der sie springen wollte, ihre Arme waren ein Narbenfeld ihrer Zerstörungswut, ihres qualvollen Versuchs, den Schmerz ihrer psychischen Verletzungen zu vergessen, doch ihre Augen waren von einer Schönheit, die den Sternen glich.
Ich dachte vor kurzem erst an Salina, und ich habe mich gefragt, was ich ihr wünschen soll: Das sie noch lebt, oder dass sie die Erlösung von ihrem qualvollen Dasein gefunden hat.

Forts. auf S.472

Echo

Wenn du mich wirklich liebst,
verstehst du jedes Wort.
Wenn du mich wirklich liebst,
führst du mich von hier fort.

Wenn du mich wirklich lieben solltest
und zwischen uns nichts steht,
kein Mensch, kein Geld, kein Zeitvertreib,
dann findest du den Weg.

Wenn du mich wirklich lieben kannst,
so sonderbar ich manchmal bin,
dann sehe ich in deinen Augen
endlich den geheimen Sinn

Forts. v. S.470 (Leben)

Es sind gerade diese Fälle, die nicht zum Ziel öffentlicher Meinung gemacht werden. Gesellschaftlich mehr oder minder integere Menschen haben Freunde, eine Lobby, die sie schützen, die die empfindliche Wahrheit von dem allein dastehenden Kind zu einem Märchen konterkarieren und vor Polizei und Richtern die „sowieso hysterischen" Charakterzüge ihrer Zöglinge in den Vordergrund schieben.
So gesehen erhält das Märchen von „Rotkäppchen und der Wolf" oder auch „Der Wolf und die sieben Geißlein" eine ganz andere Bedeutung und deutet vielmehr auf zwei Fakten hin: Erstens gibt es den Kindesmissbrauch schon lange (alter Hut), und zweitens macht es deutlich, dass es die Machtverhältnisse sind, die über die Sühne einer Tat entscheiden, denn sonst bräuchte es nicht eines Märchens um ihrer Erinnerung um das Leid der Kinder zu ehren.
So wird deutlich, dass auch das Image des psychisch Kranken nur dadurch so immens geschädigt werden kann, weil dieser gesellschaftlich wehrlos sind. Integere Menschen verhindern die Bekanntgabe ihrer eigenen Schandtaten. Gemäß des Anteils psychisch Kranker unter der Allgemeinheit liegt damit die Dunkelziffer des Kindesmissbrauchs in einer Größenordnung, dass man schon fast von einer Norm sprechen müsste. Im Grunde bin ich froh, dass nicht alles ans Tageslicht kommt, denn, wer weiß, zum Schluss käme man u.U. nicht einmal mehr umhin, diese Vergehen gegen den Menschen wie ein Kavaliersdelikt, ich sage mal Geschwindigkeits-überschreitung, zu behandeln.
Wie würden unter der Bewusstheit der katastrophalen Wahrheit junge Mütter auf ihren Mann schauen? Welche

Ungeheuerlichkeiten noch zusätzlich zu dem eh schon angeschlagenen Image des Mannes müsste er sich noch gefallen lassen, damit assoziiert zu werden? Würde je herauskommen, welche Fehler auch Mütter im Umgang mit ihren kleinen Kindern machen, die sich nun wirklich noch nicht wehren könne, geschweige denn überhaupt realisieren, was gerade mit ihnen geschieht?
Doch halt, halt, man schaue sich um und stelle fest, so im Eimer sind wir doch gar nicht. Kann es also sein, dass Kinder vielleicht auch eine ungeheure Zähigkeit an den Tag legen, einen ungeheuren Lebenswillen, eine psychische Widerstandsfähigkeit haben, die ihresgleichen sucht, und nicht nur die Kinder, sondern Menschen im Allgemeinen, eine Kraft zur Selbstgenesung haben, ähnlich der, dass es schon Menschen gegeben hat, deren gebrochenes Bein ohne ärztliche Hilfe irgendwie wieder zusammen wuchs? Gibt es nicht Krankheiten, die wir noch gar nicht kennen, und die wir überleben, ohne uns dessen bewusst zu sein?
Die Medizin ist sich dessen immer mehr bewusst, und nicht nur bei Krankheiten, die man wirklich nicht heilen kann, z.B. viele psychische Krankheiten, wird davon Gebrauch gemacht. Gerissenes Sehnen werden sich selbst überlassen, natürlich unter Stillegung der Bewegungsfähigkeit. Die Medizin hilft in den meisten Fällen einfach nur bei der Selbstgenesung. Damit will ich sie nicht herunterstilisieren. Im Gegenteil, es zeugt von der Verantwortlichkeit der Ärzte gegenüber dem Menschen. Immer nur Schneiden, Schnippeln und Einpflanzen würde bedeuten, den Menschen wie ein technisches Aggregat zu betrachten. Die Nutzung der Selbstgenesungsfähigkeit ist nicht nur kostensparend, es ist auch menschlich. Wie man sagt, aus einer Krise, welcher Art auch immer, geht der Mensch gestärkt hervor. Überhilfe vermeidet diesen Prozess. Die

Stärkung an Krisen ist ein ganz wesentlicher Teil des Lebens. Er macht uns erfahrener und wertvoller.
Ich möchte nicht den Ärzten die ganze Macht für mein Leben übertragen. Ich möchte nicht abhängig sein. Ich will ein selbstbestimmtes Leben führen.
Doch ich schweife ab. Die besagte Relativierung von Leid im Kindesalter erlaubt nun nicht etwa das Tolerieren übelster Missachtung kindlichen Willens. Aber es bedeutet mindestens soviel, dass auch die Fehler der Eltern dem Kinde von Wert sein können, wenn man die Stärkung des Menschen als die Folge seiner altersgemäßen Krisen nimmt.
Vor diesem Hintergrund habe ich bestimmt bei Larissa Fehler gemacht. Insgesamt aber denke ich, dass sie jetzt erheblich besser dasteht als vorher, und bzgl. des Problems mit ihrem Opa wird sie auch ein Stückchen weiter gekommen sein, frei nach dem Motto „Die Erinnerung einer Verletzung ermöglicht die Chance zu einer neuen Sichtweise“ (Grundlagen der Psychotherapie).

Mit dem Wissen um die Kraft des Unterbewusstseins schlüsseln sich mir die grundlegenden Probleme meiner Psyche auf. Meine seltsam übersteigerten Gefühle gegenüber allem Weiblichen (es gab auch schon eine Stunde, in der ich mich einer 78jährigen verschrieben hätte, wenn sie es gewollt hätte), die Verzwicktheit meiner Gedankengebäude, meine innere Zurückgezogenheit gegenüber allen oder fast allen Menschen und das Misstrauen ihnen gegenüber.
Es nimmt sich mir aus, als schwämme ich auf einem Holzstück oder Floß irgendwo auf den Weiten des Ozeans, immer an das Festland mit den lebendigen Städten denkend und daran, was ich dort erlebt habe. Ich denke, ich bin in

Sicherheit, da wo ich treibe, aber gleichzeitig bin ich Gefangener meiner vergangenen Zeiten mit all ihren Verletzungen, die ich so immer und immer wieder erleben muß wie ein Geist, der jede Nacht um die selbe Zeit spukend seinen grausamen Tot wiederholt. Eine Zeitschleife wie in dem Film „Täglich grüßt das Murmeltier", nur nicht so witzig.
Mit der Liebe kam das Sterben in mein Leben. Mit der Pubertät, eigentlich eine recht bewegte Zeit, voller Krisen und damit verbundenen Stärkungen, die zum Erwachsensein führen, stellt sich für mich heraus, wenn man mal so hart sein will und nur die Fakten berücksichtigt und nicht das Pech, dass auch dazugehörte, dass ich für die Liebe wohl zu schwach bin. Doch das hindert ja nicht daran, darunter zu leiden, ähnlich einem halb verhungertem Kind, dessen Magen eben nicht mehr in der Lage ist, irgendetwas aufzunehmen, bei sich zu behalten und zu verdauen.
Selbstmitleid und Resignation könnten trotz ihres entwürdigenden Images zu Freunden werden, die einen trösten, wenn die Angst vor dem Verhungern sie nicht unerreichbar machten. Auf Unruhe, Verzweiflung und Wahnsinn fällt stattdessen die Wahl – in der Achterbahn aus Wut, Angst, Hass und Traurigkeit. Wie ein in der Mülltonne abgelegtes Neugeborenes nicht Herr seiner Situation ist, ihm nicht bewusst ist, wonach es schreit, und keine Ahnung hat, dass ihm nur hülfe, wenn es jemand findet und mitnimmt, so kommt dem durch Verletzungen derart regridierten Erwachsenen noch die Angst in die Quere, der Finder bräuchte es nur als Braten.

Ich war 17 und hatte meine Mutter nie wieder zu Rate gezogen, wenn ich sie gebraucht hätte, doch meine erste

Freundin, Hermine, ich nannte sie schlicht Harry, hatte mich gerade verlassen.

Forts. auf S.478

Liebe

Ein Mensch, den Du liebst,

ist immer bei Dir.

In Deinen Gedanken

In Deinem Gefühl

Wenn Du Ihm jemals nahe warst,

wirst Du seinen Duft immer kennen.

Wenn Du Ihn je berührt hast,

wirst Du Ihn immer fühlen können.

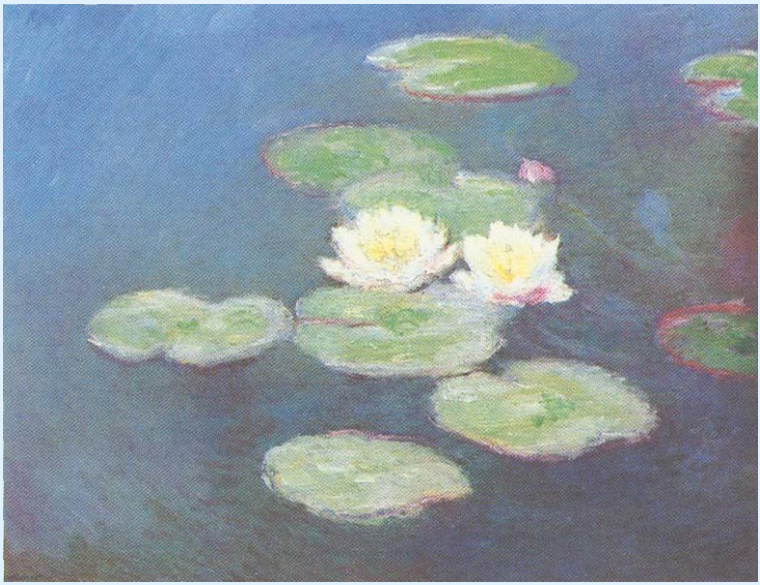
Wenn Du Ihn je geküsst hast, wirst Du Ihn immer

schmecken können.

Wenn er mit Dir gesprochen hat,

wird seine Stimme immer bei Dir sein,

und Dich trösten, wenn Du traurig bist.



Liebst du nicht,
wirst du nichts davon haben.
Musst immer die Gesellschaft suchen
Musst immer reden
Musst immer berühren.

Kannst nie Schweigen,
ruhig sein
und deine Liebe fühlen.

Kannst nicht erfahren,
ob ein Gefühl deine Liebe ist.

Bist hilflos.

Wer liebt, ist nie allein
Wer liebt, erträgt Schmerz
Wer an die Liebe glaubt, liebt.

Seine Liebe zu lieben,
macht dem Liebenden Mut,
Seinen Menschen zu suchen.

Wenn Du Ihn je gesehen hast,
wird er Dir immer Hoffnung geben.

Forts. v. S.476 (Leben)

Ich lag wie ein Stock auf dem Bett, und fragte mich, ob ich denn irgendetwas tun könne, um die Situation für mich erträglicher zu machen, und mittels Kopfarbeit fiel mir dann meine Mutter ein. Mein Vater hat mir Gefühle nie

wiedergespiegelt, dafür aber umso mehr Wert auf meinen Verstand gelegt. So hatte ich mir dann auch in dem desolaten Zustand, in dem ich mich befand, auf geistiger Ebene überlegt, dass man in so einem Fall zu seiner Mutter geht.
Gesagt, getan, ging ich zu meiner Mutter, und überlegte mir, wie denn so ein zu-seiner-Mutter-gehen wohl aussähe und abliefe. Dergestalt emotional eingenordet versuchte ich, ihr mein Befinden mitzuteilen. Doch ob es nun an meiner Vorbelastung oder an meiner Mutter lag, es kam überhaupt kein Gefühl des Aufgefangenwerdens zustande. Im Gegenteil, ich hatte eigentlich nur Angst, sie würde zu heulen anfangen, woraufhin ich sie dann hätte trösten müssen. Wieder mal versagte sie also auf ganzer Linie, was mir für sie auch Leid tat, aber mir ging es ja auch schlecht. Doch auch in diesem Moment sah ich eine Chance, mich vielleicht wieder mit meiner Mutter zu versöhnen, die ich ja auf Anweisung, Wunsch und Bitte meines Vaters während meiner Kindheit geschont habe, mal abgesehen davon, dass das Verhältnis zu ihr sowieso zerbrochen war.
Meine Schwester kam hereingestürmt. In hektischem Aktionismus, der ein Verantwortlichkeitsgefühl mir gegenüber signalisierte, riss sie mich mit sich fort, und ich fand mich in ihrem Auto wieder. Sie wollte mich mit zu sich nehmen. Auf andere Gedanken kommen, oder so. Ich war viel zu schwach, um noch zu irgendetwas eine Meinung zu haben.
Auf dem Weg sah ich noch einmal Harry auf dem Fahrrad von hinten. Sie war, soweit konnte ich noch denken, auf dem Weg zu Hartmut, Hardy, Härtie, Hertie oder Karstadt, meinem besten Freud, dem Zentrum meiner lebendig verbrachten Jugend. Ich hatte es Harry abgerungen, mir zu

sagen, für wen sie mich denn verlassen hatte. Es war Hardy.
Abends war ich wieder zu Hause, und mir fiel ein, dass tags darauf die Abschlussprüfungen in der Schule beginnen würden. Eigentlich wollte ich sterben, aber die Gedanken konnten noch nicht so gut mit diesem Thema, einem Abbild der Verzweiflung, so umgehen, dass es beruhigend und tröstend gewirkt hätte. Also machte ich mir Gedanken, wie es denn nun weitergehen solle. Würde ich meine Prüfung einfach sausen lassen, müsste ich noch ein Jahr in die Schule gehen. Wer weiß, ob ich die Motivation gefunden hätte, im Unterricht aufzupassen; ich hätte doch in einem Jahr alles vergessen was ich in der Schule bräuchte; vielleicht wäre meine ganze Zukunft durcheinander gekommen, so dass ich dann, wenn Harry wieder bei mir wäre, und dessen war ich mir sicher (ich veranschlagte 20 Jahre Wartezeit!) ihr kein adäquater Partner mehr hätte sein können. Darum entwarf ich den zweiten Wahlspruch meines Lebens: Ich möge wollen, weil ich einmal würde wollen werden.
Die Prüfungen waren dann sehr ablenkend. Anschließend fuhr ich mit einem Freund drei Wochen in Urlaub, und danach war ich zwei Wochen lang betrunken. Der Freund, der mir schon vor dem Urlaub wichtig geworden war, hatte dann nach dem Urlaub anderes vor, als sich mit mir zu treffen. Es war bestimmt nicht böse gemeint von ihm, haben wir uns doch alle nach der Schulzeit in alle Winde verstreut, aber es tat trotzdem sehr weh. Ich hatte auch höchstens die Hälfte aller meiner im Urlaub gesagten Worte dem Verlassensein von Harry gewidmet, und er hat im Urlaub auch nur fünf Kilo abgenommen. Doch er war auch vorher schon dünn.

Ich kann sagen, dass ich seit dem Tage des Verlustes von Harry nicht mehr ganz dabei war. Ich hatte überhaupt keine Peilung, wie ich den anderen wohl erschienen sein muss. Mit den Mitteln, die mir mein bisheriges Leben aus Familie und Freundeskreis mitgegeben hatte, versuchte ich die Situation in den Griff zu bekommen, lief dabei aber wie unter Schock stehend herum, und nur ganz selten wurde mal nachgefragt. Doch ich wollte ja gar nichts von Problemen wissen und konnte so auch nichts mit den Fragen danach anfangen. Im Schockzustand habe ich mich auf die von meinem Vater erhaltenen Bewältigungsstrategie verlassen, und die waren (und sind es immer noch) einfach zu hart für mich.
Ich tat also nur noch Praktisches. Meinem Freundeskreis berichtete ich in Endlosschleife ohne Auslassen eines Details, was passiert war. Ich begann, sie alle zu verdächtigen, schon lange vor mir von Harrys und Hardys Liebe gewusst zu haben. Ich brach zu allen den Kontakt ab. Irgendwann standen Harry & Hardy vor meiner Tür. Ich fragte barsch, was sie denn wollen, ließ sie nicht rein und machte die Tür vor ihrer Nase zu. Ich bildete mir ein, Hardy habe schon lange geplant, Harry zu bekommen. Ich bildete mir weiter ein, sie hätten sich gemeinsam einen Plan gemacht, wie sie mich loswürden. Harry hatte mir ja auch tatsächlich erzählt, sie wäre fast mit jemandem aus Mitleid ins Bett gegangen, woraufhin ich sie in die Warteposition geschickt habe. Es stand für mich zweifellos fest, dass es mir eigentlich egal war, aber ich wollte auch nicht, dass so was einreisst. Drei Tage hatte ich sie warten lassen. Dann konnte ich sie kaum noch aufspüren. Als ich sie dann fand, sagte sie, sie habe so lange geweint, und da sei Hardy gekommen, und habe sie auf eine ganz tolle Party mit ganz

tollen Leuten mitgenommen und da sei es dann eben passiert.
Es schien auf einmal so Vieles zu geben, was hinter meinem Rücken passiert ist, und ich traute keinem mehr.

Doch irgendwie – war es die neue Situation des Ausbildungsplatzes oder der Schwung, den ich noch hatte – passierten doch weiter Dinge in meinem Leben, aber sie waren von anderer Qualität. Dumpf und düster, und ich habe mir das nie klargemacht.
Hardy lud zu seinem Geburtstag ein, auch mich. Ich wollte aber nicht allein und ohne Freundin dort auftauchen. So lieh ich mir eine von meiner Schwester, eine ziemlich Primitive. Ich betrank mich und blieb die Nacht da. Zum Ende der Party hin saß ich betrunken mit Hardy im Knick. Er trank immer mehr und fing dann furchtbar an zu heulen, wie sehr er mich vermissen würde und so. Bei mir tat sich nichts.
Harry schlief bei Hardy. Am nächsten Morgen, ich lag noch halb, sah ich Harry auf die Terrasse laufen. In mir kam eine Idee auf, und ich stand auf, und wartete, dass sie zurückkäme. Dann habe ich ihr freundlich ´guten Morgen´ gesagt und ihr eine gescheuert. Sie lief heulend davon. Anschließend bin ich zehn Kilometer nach hause gegangen und habe nichts und niemanden beachtet, der auf der Straße fuhr.
Harry und Hardy haben mich dann noch mal mit an einen Badesee genommen, wo auch eine Menge der neuen Leute waren, mit denen sie jetzt zusammen waren. Ich fühlte mich wie das einer astronomisch hohen aber doch ungeraden Zahl entsprechende Rad am Wagen, hatte keine Ahnung mehr, wie ich zu irgendwem stand und bin dann bald gefahren. Das war das Ende der persönlichen

Beziehung zu Harry und Hardy. Doch es geht ja trotzdem alles immer irgendwie weiter.

Als ich 16 war und gerade damit kämpfte, das *erste* Mal von Harry verlassen und verraten worden zu sein, intensivierte ich den Kontakt zu einem Typen, der in der Clique ein dubioses Ansehen genoss. Vielleicht passten wir deswegen jetzt zusammen. Über den bin ich dann an eine andere Clique geraten, die sich immer vor der Badeanstalt aufhielt. Dort warf ein Mädchen, Anna, ein Auge auf mich, die auch mir gut gefiel, und so kamen wir zusammen. Eines Tages fragte mich einer, wieso ich denn gar nicht bei Anna sei, die habe doch Geburtstag. Sie hatte mir nichts davon gesagt. Ich wollte dann wissen, wie alt sie denn geworden sei. Mir hatte sie gesagt, sie sei 15. Es war ihr dreizehnter Geburtstag, sagte er. Ich habe sie natürlich schon so behandelt, wie ich auch mit Harry mit 15 zusammen war. Ich bekam eine richtigen Schock und kriegte Angst. Sie war zwölf gewesen! Ich machte dann sofort Schluss. Irgendwann tat mir das sehr leid. Ich konnte mir ja schon etwas darunter vorstellen, wie es ihr damit ginge, einfach so fallengelassen zu werden wie eine heiße Kartoffel.
Jahre später in der Disco traf ich Anna wieder. Sie hatte einen Freund, ziemlich groß und stark, aber kein Schlägertyp. Anna suchte ständig meine Nähe, und ich mochte sie ja auch. Wir standen draußen und unterhielten uns. Als ich wieder reingehen wollte und die Tür aufmachte, traf mich eine Faust mitten ins Gesicht. Ihr Typ hatte auf diesen Moment gewartet. Er drosch weiter mit wachsender Begeisterung auf mich ein, und ich, der von Schlägereien keine Ahnung hatte, brüllte immer wieder, dass er aufhören solle. Das tat er aber nicht. Mittlerweile schon dreißig Meter weiter schon fast auf den Parkplatz

geprügelt, dachte ich mir – ich dachte wirklich auf einmal ganz klar – ich muss mich wehren, sonst schlägt der mich tot. Ich schlug also zurück, was der andere erst gar nicht wahrhaben wollte. Ich geriet voll in Fahrt. Ich hatte Angst, und wollte die Bedrohung für mich beenden. Es ging also die dreißig Meter wieder zurück. Aus dem Augenwinkel nahm ich einen Zaun wahr, der dem Kerl wohl etwa bis zur Kniekehle reichen musste, wenn er rückwärts dagegen kommt. Wenn dem so wäre, müsste er sich dann nicht mehr halten können, und er würde auf den Rücken fallen. Ich würde mich ihm dann auf die Brust setzen und so lange auf ihn einschlagen, bis er Ruhe gibt. Doch so weit kam es nicht. Der Türsteher griff ein, riss mich, den Angegriffenen, von dem Typen weg und hielt mich fest. Der Typ, gar nicht feige, schlägt mir noch mal ins Gesicht.
Ich konnte das ja alles rational nachvollziehen, aber mir hatte ja wieder mal niemand geholfen. Ich dachte dann darüber nach, Annas Freund anzuzeigen, aber ich dachte mir dann doch, was soll's.
Vielleicht, erwog ich matt, wollte mich Anna auch bestrafen lassen, dass ich sie damals so abrupt sitzen gelassen habe. Das dem nicht so war, erfuhr ich wiederum Jahre später. Ich war gerade in der therapeutischen WG wohnhaft, und hatte mir ein lustiges Motorrad besorgt. Beim Herumfahren traf ich Anna. Sie mochte mich immer noch wie eh und je, und auch mir war sie ja immer angenehm. Sie war eben süß. Wir hatten noch nie Sex miteinander gehabt, und so langsam war sie ja mit 23 alt genug dafür. Mir war das mit der WG etwas peinlich, und mir schien, uns bliebe nicht viel Zeit, um lange damit zu warten. Außerdem war sie ja eben auch süß. Leider aber hätte sie sich wohl lieber etwas mehr Zeit gelassen, und so hat sie von mir wohl insgesamt den Eindruck eines ziemlich egoistischen Menschen

bekommen. Ohne sie aber hätte ich mich vielleicht schon vom ersten mal Verlassensein von Harry nicht richtig erholt.
Wiederum Jahre später ist sie mir mal ganz zufällig beim Einkaufen begegnet. Ich war da schon lange mit Carmen zusammen. Ich mochte sie immer noch leiden, doch sie sah schon etwas mitgenommen aus, und ich malte mir ihr Leben aus. Ich habe oft an sie gedacht, wie weh ich ihr getan haben könnte, und wie gut sie für immer zu mir gepasst hätte.

Mein Vater ist ein schrecklich schwieriger Mensch. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Wenn ich ihn nicht mit dem Kopf sehe und all sein Handeln und seine Äußerungen nicht abstrahiere oder dazu zu fertig bin, habe ich schlicht Angst vor ihm, große Angst. Einmal ist das bisher in der Wirklichkeit vorgekommen, und da habe ich ihn mit kreischender Stimme angeschrieen, was er bloß für ein furchtbarer Mensch sei und warum er sich denn bloß mir gegenüber so grausig verhalte.
Den Frauen in unserer Familie gegenüber hat er zwar auch nicht unbedingt eine herzerwärmende Art, doch können die, ob bewusst oder unbewusst, seinen Entscheidungen und Handlungen entnehmen, dass er es doch mindestens gut mit ihnen meint. Ich allerdings bekam von ihm immer nur die rationale Seite zu Gesicht, und so ist denn auch die männliche Rolle dergestalt abgelegt, dass er wie ein Roboter zu funktionieren hat, sonst ist er kein Mann. Alle anderen weit lebensnäheren Perspektiven sind von mir nur selbstgebastelt, ein Flickwerk, und dementsprechend halt- und belastbar.
Die einzig wahrhaftigen männlichen Vorbilder und Entwicklungskatalysatoren sind die Freunde aus den Jahren

der Jugend, und es ist für mich unendlich schade, dass eben das durch Hardys Aktion mit Harry (oder war es umgekehrt?) so beschmutzt, wenn nicht zerstört, worden ist.
Immer und immer wieder habe ich versucht, meinen Vater auf zwischenmenschliche Themen anzusprechen, und immer habe ich versucht, während solcher Gespräche in ihm diese Seite zu sehen. Doch wenn ich mal Äußerungen seinerseits in diesem Licht erscheinen sah, so lag es zum größten Teil daran, dass ich es mir so wünschte.
Es war nun nicht so, dass er zu diesem Denken ganz und gar unfähig gewesen wäre, aber er tat es nur dann, wenn er es zur Umsetzung praktischer Anliegen brauchte. Der gefühlsmäßige Charakter im Zwischenmenschlichen war zumindest was mich betraf, komplett abgeschaltet.
Sicher, er hatte es als Kind nicht leicht. Er hat noch drei jüngere Geschwister, sein Vater war ständig unterwegs, und er übernahm von Kindesbeinen an die Führung. Außerdem war bis zu seinem zwölften Lebensjahr die Zeit des dritten Reiches. Sein Vater war ein grauenvoller Tyrann. Er schlug Frau und Kinder oder brüllte stundenlang, wenn er nach hause kam, und geliebt wurde er von seiner Familie auch noch (nur der psychischen Zusammenhänge wegen erwähnt). Er war auch öfter betrunken und rauchte wie ein Schlot. Die Kinder haben ihm aus Kippen Zigaretten gedreht und verkauft, haben Holzschuhe angefertigt, die der Vater dann verkauft hat. Er war ein pfiffiger Händler, der sich auskannte mit Menschen und es damit soweit brachte, dass er es schaffte, seiner Fähigkeiten wegen vom Dienst an der Front befreit zu werden und dann mit Waggonladungen Kohle handelte und schacherte. Ein Leben, dass ich vom Theoretischen her zwar

nachvollziehen kann, aber mit dessen Unsicherheiten und Ängsten ich mir unmöglich vorstellen könnte zu leben.
Mein Vater hat sich dann früh frei gemacht. Sein Vater ließ sich von ihm in seine Entscheidungswelt ebenso wenig reinreden, wie ich ihm reinreden kann. Er nahm nichts an. Es wird nicht nur sein angeborener Charakter sein, der meinen Vater so ruhig bzw. konzentriert und besonnen gemacht hat. Er hat auch gesehen, wie seine (geliebte) Mutter unter den cholerischen Attacken seines Vaters gelitten hat, und lehnte damit das ungehemmte Wesen seines Vaters ab, und doch, das ist für mich das schlimmste, sehe ich hinter all seiner Beherrschtheit einen brodelnden Vulkan der Gefühle, wie sie seinem Vater einmal gehörten.
Ich habe mich schon einmal gefragt, ob dass der Grund ist, weswegen ich mich scheinbar nicht fortpflanzen soll. Das Wesen meines Opas war zwar furchtbar, aber er machte ja keinen Hehl daraus. Man wusste bei ihm, woran man ist. Mein Vater trägt das Gleiche in sich, aber hat es (auf immer) unter den Teppich gekehrt. Wie soll ich da nun eine Steigerung hineinbringen? – Hab ich doch! Ich bin so krank, wie man psychisch kaum kranker sein kann. Die unglaublichen Energien meines Opas wirken in mir fort, und ich schaffe es, weiterzuleben, aber welche Steigerung böte sich meinem Kind an? Vielleicht genau die, die geschehen ist, als Carmen schwanger war: Trisomie18, was noch um einiges tiefer als das Down-Syndrom liegt.
Doch was hat mein Vater denn nun so Schlimmes getan? Gar nichts! Er hat versucht einen sehr guten Vater abzugeben, so wie er das mit seinem Kopf eben hinbekam. Wir machten viel zusammen. Seit meinem ersten Atemzug quasi war ich der Stift oder Lehrjunge in seiner Hobbywerkstatt, in der fachlich einwandfrei (und nur

fachlich einwandfrei!) gearbeitet wurde. Jegliche meiner Tätigkeiten wurden mit Argusaugen beobachtet, wenn auch versteckt. Zusätzlich bemühte er sich, mich auch mal eine Minute tun zu lassen, was ich wollte, aber ich fing dann auch schon an, mich zu erkundigen, ob es denn richtig sei, was ich täte (nicht besonders selbstbewusst).
Verabredungszeiten, die ich stets einhielt, meine Schwester aber nie, wurden dann mit einer zeitlichen Sicherheit versehen, die ich einhielt, meine Schwester aber mit in ihre Verspätungen einbezog.
Es machte ihm auch nichts aus, mich zu korrigieren. Ob ich mir nun Mühe gab, oder nicht, beim Autowaschen, Rasenmähen, beim Tapetenabkratzen, Schneeschippen oder ein kleiner Ölfleck in der Garage, in allem fanden sich bei seinen unweigerlichen Inspektionen Fehler, die ich erst selbst berichtigen durfte, aber später tat er es dann selbst – nur stehen lassen konnte er sie nicht.
Es hatte aber auch keinen Zweck, die Hilfstätigkeiten nicht auszuführen. Weigerte ich mich, ihm zu helfen, so verzerrte sich sein Gesicht, tief gekränkt von der Nichtbeachtung seiner Autorität, dass es mir leid tat. Sagte ich ihm mal meine Meinung über seine Pedanterie, war er ebenfalls zutiefst verletzt (Oder, dachte ich mir, wünschte ich mir das nur?) und es konnte Stunden dauern, aber irgendwann habe ich mich dann bei ihm quasi entschuldigt oder wieder alles gut gemacht, so dass ich mich nicht mehr mit dem schlechten Gewissen plagen musste.
Ich war ein Leibeigener der besonderen Art. Ich wusste das, doch ich konnte mich davon nicht befreien. Schon damals legte ich mir sein Leben zurecht. Mit all dem, was ich von seinen Gefühlen (nie wirklich, nur empathisch) wahrgenommen hatte, ergab sich für mich das Bild eines tief verletzten Menschen, und dem konnte ich nicht

wehtun. Nur in den Zeiten mit Hardy und der Clique war mein Fell dick genug, sein Leiden nicht zu spüren und mich nicht davon einwickeln zu lassen, nicht daran zugrunde zu gehen. Irgendwann kam das Bild, dass ich das einzige männliche menschliche Wesen bin, bei dem er sich so richtig wohl fühlt. Auf seine Weise war ich sein Freund. Seine Sehnsucht nach der Liebe und Anerkennung seines Vaters an ihn, erhielt er oder holte er sich bei mir. Er mixte in unsere Freundschaft noch die autoritäre Rolle des Vaters, womit dann bei mir die Verwirrung komplett war, und er das erreicht hatte, was er ganz bestimmt nicht wollte, nämlich, dass ich nur noch quasi computergestützt leben kann. Ohne ein aus dem Geist gefundenen Verständnis für die Morbidität unseres Verhältnisses hätte ich es nicht geschafft. Wäre ich dreißig Jahre älter, hätte ich unser Verhältnis noch maßgeblich mitgestalten können, doch dann hätte er sich mir nicht auf seine, wenn auch bescheidene, Art geöffnet. Ich weiß, wie weh ich ihm damit tue, dass ich ihn nicht mehr sehen will, aber er versteht eben null, dass seine Art, alles am praktischen Nutzen festzumachen, mich kränkt.
Ich glaube er hat mittlerweile sogar die Bedeutung der Dinge verstanden, die man nicht des praktischen Nutzens wegen macht, doch mit einer Bedeutung erhalten sie dann eben doch einen praktischen Nutzen. So dreht sich das einmal angeworfene Rad des Rationalisierens hinein bis in die tiefsten Gefühlsschichten, und das alles nur, weil gezeigte Gefühle die Gefahr der Verletzung bergen. Davon wird er genug erfahren haben, als er klein war.

Als ich sehr krank war, habe ich ein paar Wochen bei meinen Eltern gewohnt, Zeit überbrückt. Ich war nicht unbedingt einfach damals. Doch für meinen Vater muß es

gewesen sein, als sei sein Vater wieder aus dem Grab auferstanden. Ich bot ihm quasi eine leibhaftige Kopie. Mir fiel das auch auf, aber ich war nun mal wirklich so. Schon erstaunlich. Geübt wie er war, konnte er damit gut umgehen, aber ich sah ihn schon manches mal ziemlich klein vor mir. Ich habe nicht mal gestritten. Ich habe mich nur so, wie ich bin oder war, für mich eingesetzt, authentisch, oder wie das heißt.
Spätestens seit der Teilung des Kinderzimmers in den hinteren Teil, den meiner Schwester, und den vorderen, meinem Reich, hatte ich keinen wirklichen Rückzugsort mehr. Mir blieben hinter dem Durchgang für meine Schwester keine fünf Quadratmeter, aber ohne Vorhang. Mein Vater wird es in seiner Kindheit ähnlich gehabt haben.
Da alle meine Handlungen innerhalb der Familie nur um des Kritisierens willen, wie es mir schien, mit Argusaugen von meinem Vater beobachtet wurden, blieb mir nur das Reich der Gedanken, um ich selbst zu sein. Doch das ist zu wenig.
Als meine schöne Jugendzeit mit Hardy und Harry vorbei war, saß ich wieder in dieser Patsche. Ich begann, damit umzugehen, einen Weg zu suchen, einerseits die Enttäuschung von H&H zu kompensieren, andererseits das Gefühl des nicht anerkannt oder akzeptiert-werdens durch meinen Vater auszuhalten. Mit der Zeit ergab es sich so, dass ich mir einfach wahnsinnig viel von meinem Vater abguckte. Die steinerne, rationale Haltung, die trügerisch ruhige bzw. konzentrierte Abwickeln der Organisation jedes einzelnen Schrittes u. dgl. m..
Ich suchte mit der Art, ihn zu kopieren, seine Anerkennung und Akzeptanz, doch ich erntete auch dafür nur verhaltene Kritik. Konnte ich denn wissen, dass er seine ganze

kontrollierte Art gar nicht mag? Konnte ich denn wissen, dass er diesen Selbsthass soweit vergraben hat, dass er selbst unter Hypnose nicht entdeckt hätte, dass ich ihm sein Spiegelbild vorhalte, und dass er mir mit seinen Reaktionen, ich möge doch mal wieder etwas Spaß haben, nur zeigt, wie sehr er sich sein Leben lang bemüht hat, genau so lässig und Lebendigkeit ausstrahlend zu sei, wie seine männlichen Kollegen oder Mitspieler? Und irgendwann fiel es mir dann wie Schuppen von den Augen, nämlich dass er nur mir gegenüber so ätzend war.
War es die Liebe meiner Mutter zu mir, auf die er eifersüchtig war, und die auch Opfer seines Selbsthasses oder seiner Angst war? Ich pflegte ein bisschen dieses Rivalitätsmodell, und kam zu dem Schluss, dass es in jedem Fall mitbestimmend für ihn war.
Ohne die Erfahrung, wie Menschen allgemein so ticken, entsteht zusammen mit der Liebe, die er für meine Schwester empfand, empfindet und immer empfinden wird, ein Bild von so ausufernder Widerlichkeit, dass ich mich dafür verstecken möchte, sein Sohn zu sein.
Und genau das ergibt für mich zusammen mit ein paar anderen kleinen Flicken aus meinem Leben den Grund, weswegen ich nur so schlecht raus gehen kann. Oft genug ist es tatsächlich so, dass ich nur ganz und gar bewegungslos sitzen kann, ohne Angst zu haben, man könne irgendetwas verräterisches an mir entdecken. Irgendetwas, dass beweist, wie ähnlich ich meinem Vater bin und damit unannehmbar.
In meiner Wohnung und natürlich auch draußen fühle ich mich leicht observiert, abgehört und beobachtet, von Menschen, die Beweise suchen, um zu entscheiden, ob ich noch mal durch den TÜV komme, oder ob es für die Gesellschaft besser sei, mich aus dem Verkehr zu ziehen.

Es ist nicht immer so, und manchmal ist es auch ganz weg, aber es ist besonders schlimm, wenn ich meinem Vater begegnet bin.
Es ist nicht etwa, weil ich dann eine reale Übereinstimmung zwischen ihm und mir entdecke, nein. Es liegt an unseren unglaublich weit auseinanderliegenden geistigen Melodien. Während mir praktische Dinge wie notwendige Nebensächlichkeiten erscheinen, und mein wesentliches Augenmerk sich am Menschen in Leid, Not und (Über-) Lebenskampf festmacht, interessiert er sich nur für praktische Dinge, die man anfassen kann oder die einen direkten finanziellen Schaden anrichten könnten u.s.w..
Gegenüber seinen Enkelkindern ist er auch komplett besorgt, aber gegenüber mir zählt einzig Handfestes. Es scheint mir, als wäre es das gewesen, was er von seinem Vater vorgelebt bekommen hat, und nun an mir ausprobiert: Anerkennung und Akzeptanz für sein eigenständig gemeistertes Leben zu bekommen.
Vielleicht will er es sich auch in meiner Gegenwart selbst beweisen. Doch ich kann es drehen und wenden wie ich will. Alle meine Gedanken zielen doch nur daraufhin ab, mit dem Schmerz fertig zu werden, der aus den vielen kleinen Verletzungen resultiert, die er mir immer wieder antut, wenn ich ihn sehe. Mit meinen Gedanken erhält er die ganze Aufmerksamkeit, die ich mir eigentlich für mich selbst wünsche, aber er gibt sie mir nicht.
Nie habe ich mich von ihm als Mann akzeptiert gefühlt. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Drunter oder Drüber. Eine gemeinsame Ebene, die nicht von Angst oder Verachtung geprägt ist, durfte ich bei ihm nie kennen lernen. Das Zusammenleben funktioniert auf der Ebene der Macht, so wie er es bei seinem Vater kennen gelernt hat. Es gibt das Drunter, da ordnet man sich unter, sklavisch, oder eben das

Drüber, da hat man dann das sagen. Ein natürliches Miteinander auf einer Ebene, das ich mir in meinem Wunsch danach, der nie erfüllt wurde, schon bis ins kleinste Detail ausgemalt habe (Ich könnte Dialogredakteur für Zeichentrickfilme werden!) hat es nie gegeben.
Damit hat mein Vater es mir genommen, ein Mann zu werden. Die wackeligen Stützen, auf denen mein männliches Ego steht, sind zusätzlich angesägt von H&H, und doch möchte ich sie nicht missen. Es war ein Glück, diese 7, 8 Jahre geschenkt bekommen zu haben. Ich denke, es wäre nicht gut gewesen, wenn ich ohne Freunde in dieser Familie aufgewachsen wäre. Hardy & Harry haben mich gleichermaßen gerettet.
Es ist dem Text vielleicht nicht direkt zu entnehmen, aber ich liebe meinen Vater auch. Es ist furchtbar schade, dass es so gar nicht mit ihm geht. Er hat mich vieles gelehrt, und auch die Benutzung meines Kopfes wurzelt mit Sicherheit im Umgang mit ihm. Es macht auch in der Tat Spaß, den Kopf zu benutzen. Doch nicht alleine nur den Kopf.
Wäre meine Mutter vielleicht etwas stärker gewesen und hätte meinen Vater ab und zu mal etwas korrigiert, hätte es gar nicht so schlecht gepasst. Aber hätte, würde, könnte, wollte, hilft nun eben nicht. Mein Vater ist eben für mich Gift und meine Mutter ebenso. Würden beide allein Leben – das wäre spannend. Ich glaube allein, getrennt eben, würden sie sich eher auf einer Ebene an ihre Kinder, mich und meine Schwester, wenden. Die übertrieben starke Position meines Vaters, und die komplett geschwächte, ja devote, meiner Mutter ist nicht real. Sie mögen sich in ihrer Beziehung geben, wonach sie sich einst sehnten – es stand ihrer persönlichen Entwicklung im Wege.
Ich erlebe meine Familie so harmonisch, wie eine Kloßbrühe. Einer neben dem anderen, jeder nur das seine

im Kopf, wie eine WG. Mein Vater liebt meine Schwester, die liebt ihren Freund. Meine Mutter liebt ihre Enkelkinder, und mein Vater füllt mit ihnen seine Zeit. Reibungs- und Berührungspunkte werden aus Machtpositionen heraus gelöst, sprich mit Unterwerfung. Ich will immer die Soße sein, in der die Klöße schwimmen. Doch wer beachtet schon die Brühe?
Ich habe es schon erlebt, wenn ich gut drauf war und gut aufgepasst habe, das auch ich ein Kloß sein kann, und was mir so früher nicht geglaubt wurde, sprich, nicht ernstgenommen wurde, wird heute akzeptiert. Nun übernehmen allerdings die Enkelkinder auch eine starke, bindende, Liebe schenkende Rolle, und da sind eben dann alle stärker.
Das Bild, dass sich mir beim Kontakt mit meiner Familie immer auftut, aber ist für mich keine Lebensgrundlage. So zu denken, kann auch gut ein Resultat des letzten Anliegens sein, dass ich innerhalb meiner Familie hatte:
Meine Schwester, Paula, hat sich von ihrem Mann getrennt, und weitete dann die Liebe zu ihrem neuen Freund aus. Darunter litt die Erziehung ihrer drei Kinder, woraufhin sich meine Eltern, Horst und Inge, derer annahmen, indem sie dann tagtäglich dort waren. Es wurde Erziehungshilfe beantragt für die Pflege durch meine Mutter, die dann an Paula ausbezahlt wurde und dort verblieb.
Mir ging es hundsmiserabel. Ich hatte dauerhaft sich verfestigende Selbstmordgedanken und wollte weg von Carmen und den allen. Paula hatte mir schon vor einem Jahr gesagt, dass es kein Problem sei, wenn ich bei ihr im Souterrain, im Keller, etwas Zeit überbrücken wolle. Im Begriff, dies zu tun, überlegte ich aber, dass ich ja dort ständig meine Eltern, besonders meinen Vater, treffen würde, und ließ es.

Etwas später, der Druck war bei mir angewachsen, griff ich die Idee wieder auf, dachte mir, ich rede mal vorher mit meinem Vater und erfrage irgendwie, wie er dazu stünde. Schließlich würde ich ihn dann ja dauernd sehen.
Der sagte dann, dass hielte er für gar keine gute Idee für mich. Paula sei ein sehr schwieriger Mensch, und ich würde unter ihr leiden. Das glaubte ich ihm so nicht, und meinte, das könne ich ja wohl selbst entscheiden. Nach gehörigen Nachbohren kam dann die Wahrheit seines Denkens ans Licht: Paulas Ex-Mann habe eine sehr kämpferische neue Freundin, die ihn dahingehend berät, dass er Unterhaltszahlungen sparen könne, wenn er Paula nur genug Angst macht. Er warf ihr vor, sich nicht ausreichend um die Kinder zu kümmern, was einer Bedrohung des Sorgerechts gleichkommt, besonders, wenn das der Wahrheit entspricht. Da meine Eltern noch nie in der Lage waren, Paula in irgendeiner Weise mal den Riegel vorzuschieben, nahm mein Vater an, Paula würde mein bei-ihr-Wohnen nutzen, ihr Fernbleiben von den Kindern weiter auszudehnen. Schließlich könne ich ja die Aufsicht führen, was ich auch mit Sicherheit gerne getan hätte. Da die Kinder regelmäßig beim Vater sind, hätten die das dann auch weitererzählt, und der Ex-Mann hätte dann neue Argumente.
Also Nein. Ich konnte seine Sorgen gut verstehen. Und wie, als ob er schon ganz in die Ecke gedrängt wäre, meinte er dann, ich müsse eben sonst bei ihnen, meinen Eltern, leben. Das wollte ich aber nicht. Die letzte Erfahrung damit, und die Vorstellung, während sie ein lebendiges Beisammensein mit den Enkelkindern hatten würde ich wie im Exil auf den Quadratmetern meiner Kindheit hocken, ließ mich erschauern.

Wie auch immer, ich wusste jetzt wenigstens, wie es mir ergangen wäre, wäre ich einfach zu Paula gezogen, deren Hausschlüssel ich sogar schon seit einem Jahr hatte.
Mein Vater hat ja soviel Sorge und Verständnis für Paula und die Kinder. Sie muss doch dem Reitsport frönen, und die Kinder auch, in einem schönen großen Haus zur Miete leben, während sie das eigene, dass auch mit viel Engagement meines Vaters erstanden ist, vermietet wird, muss mit ihrem schönen, großen, neuen Auto ständig ihren Freund zum Schäferstündchen besuchen, und ach, die Erziehungsbeihilfe reisst es ja auch nicht raus. Da kann er ihr doch nicht noch Spritgeld für die täglichen sechzig Kilometer abverlangen. Die Arme.
An den Verzerrungen seines Gesichtes konnte ich sehen, wie er sich Mühe gab, auch für meine Situation etwas übrig zu lassen, aber es reichte eben nicht aus. Ich glaube, es fand sich gar nichts. Meine Schwester und ich wurden mit zweierlei Maßstäben gemessen. Sie an dem des Herzens, ich an dem der Männlichkeit, wie sie sein Vater ihm abverlangt hat, also die ganz grausame Nummer. Wäre ich an einem Suizidversuch gestorben, so wäre ich eben nach Darwin ausgelesen worden. Könnte meine Schwester nicht das machen, woran sie sich so niedlich freut, wäre ihm das Herz zerbrochen.
Ich hatte ihm gesagt, wie es mir ging, doch er sah nur meine finanzielle Sorgenfreiheit. Vielleicht sogar mit etwas Neid, seit ich mal einen tollen Sportwagen hatte. Ich habe ihm den gezeigt, und wünschte mir, dass er den mal fährt. Er fuhr dann ohne jede Begeisterung. Drei Kilometer fuhr er auf der Landstraße mit dreißig, einfach so. Ich war guter Dinge gewesen, als ich zu ihm kam, aber er schaffte es mit seinem kranken Kopf, mir auch diese, in meinem Leben

wirklich außergewöhnliche Freude, zumindest für dieses Mal komplett umzukehren. Was für ein Idiot!
Solange ich klein war, lief ich ihm nach, immer dicht auf den Fersen. Als ich dann so weit war, und als Mann in Frage kam, was dank meiner frühen Entwicklung rein äußerlich schon so mit zwölf dem ängstlichen Auge hätte erscheinen können, änderte sich die Lage. Er begann, wohl gestützt auf den Umstand, dass ich in die Pubertät gekommen sei und damit härter angefasst werden muss, mich zu nerven. Bis heute hat es sich nicht geändert, dass, wenn ich ihm mal etwas zeigen möchte, irgendetwas, worauf ich stolz bin und mir seine Bestätigung wünsche, er sich unglaublich viel Zeit lässt. Gemächlich erst mal das Seine zuende bringend, anschließend mit hochgezogenen Augenbrauen, schweigend und den Blick ausdruckslos ins Leere gerichtet, sich anziehend, als ob wir eine Schneekatastrophe hätten (auch im Sommer) und dann, den Blick nach irgendwelchen wichtigeren Dingen umherwandern lassend, den Gang antretend, wo dann die entsprechende Aufmerksamkeit erfolgen soll. Dort angekommen entstand immer ein Szenario, dass sich nur mit „ich gebe mir jetzt Mühe, dem Jungen eine objektive Kritik zu geben“ beschreiben lässt. Ich, dann nicht lockerlassend, durch die Blume mitteilend, dass ich weniger seine Kritik sondern schlicht eine subjektive, wenn's geht seine, mit etwas persönlichem Gefühl ausgestattete, Meinung erleben wolle. Woran sich dann reges Interesse seinerseits an den Primeln oder Ähnlichem, was zu seinen Schöpfungen gehörte, zutage trat. Die vielen Male, die das in dieser Weise geschah (ich ließ ja nicht locker, um seine Anerkennung zu kämpfen) die so oder so ähnlich abliefen, ließen mich dann zu dem Schluss kommen, dass er mich entweder einfach nicht mag, mich als Rivalen gegenüber

meiner Mutter sieht, er schlicht gefühlskalt, ein pädagogisch komplett unfähiger Mensch, vom Schicksal mit einem unzureichenden Selbstbewusstsein ausgestattet, egozentrisch, autistisch, dumm oder schlicht vernagelt ist. Da ich aber nicht lockerließ, und sich seine Art nicht änderte, und ich ja schließlich derjenige war, der von ihm etwas wollte, was, zumindest bzgl. mir, komplett außerhalb seines persönlichen Eigenschaftsspektrums lag, und ich schlicht allein war und mir nicht mehr woanders den männlichen Zuspruch besorgen konnte, vererbte er mir auch noch nachhaltig seine Minderwertigkeitskomplexe.
Es hat viele Jahre gedauert, bis ich mitbekam, dass ich nicht allein war damit, seine Schuld an meiner Persönlichkeitsstörung zu sehen. Als ich auf einem Familienfest, noch gar nicht lange her, seiner Anweisung, die Fotos fürs Familienalbum aufzunehmen, widerstand, und kurz darauf meinem Gegenüber, dem einzigen Freund und Bekannte meines Vaters, bekannt gab, dass mir im Moment eigentlich gut ein Schnaps helfen könnte, lachte dieser mich ungemein verbindlich an. Für mich war in dem Moment klar, dass er wisse, das mein Vater versäumt hat, mich darin zu unterstützen, als Mann eine Identität zu entwickeln. Er hat sogar noch gegenan gewirkt, und noch immer kann er mich maximal als eine Fachkraft für irgendwas (z.B. Computer) anerkennen. Es ist mir dabei egal, ob er in dieser Hinsicht schlicht nichts zu bieten hat. Mir zumindest an seiner Stelle zu bieten, dass man auch ohne männliche Identität dreißig Jahre älter werden kann als ich, hätte mir schon viel gegeben, und der Umstand, mir das überhaupt mitzuteilen, hätte mich auf eine Ebene mit ihm gehoben. Damit wäre die Identität erzeugt worden, denn schließlich hatte er ja in meinen Augen eine männliche Identität.

Seine unglaubliche Unfähigkeit, zu mir ein persönliches Verhältnis zu haben, was schon an Distanziertheit grenzt, ja ist, hat mich nicht nur in meiner Entwicklung gehemmt – es hat mich zutiefst verletzt. Ich sehe ihn mit seinem kleinen Enkel spielen, der familienintern als meine Reinkarnation gefeiert wird (dabei bin ich noch am Leben!), und es tut mir weh, dass er nur zu kleinen Menschen, Kindern, lieb und nett sein kann. Ich bin, geht es nach ihm, schlicht verstoßen. Doch er traut sich noch nicht einmal, das vor sich zuzugeben, ähnlich wie die herausgepresste, kopfgesteuerte Anerkennung meiner Leistungen, und doch hat er es trotz seiner Mühen, den guten Vater zu simulieren, nicht geschafft. Er (und meine Mutter) haben drei Jahre erfolgreichen Sports von mir nie persönlich verfolgt. Sie haben mich nie live gesehen, nur in der Zeitung. Er sah es nicht als unterstützenswert an, dass ich aufs Gymnasium ging. Mein Wunsch, auf die Realschule zu gehen (ich hatte gerade Minderwertigkeitskomplexe wegen Liebeskummer) wurde blind und innerhalb zweier Tage umgesetzt. Geht der junge eben auf die Realschule, was soll's. Der Realschulabschluss, den ich unter Mühen (wieder wegen Liebeskummer) hingelegt hatte, wurde mit Selbstverständlichkeit registriert. Der Junge macht das alles so, wie von alleine, brauchen wir uns nicht drum zu kümmern. Desgleichen beim Ausbildungsabschluss. Keine Bemerkung, keine Freude. Beste Fachhochschulreife – ja, und? Bestes Diplom – meine Schwiegereltern haben es gewürdigt, aber meine Eltern? Mein Vater? Frustriert habe ich angeordnet, was ich zur Belohnung zu bekommen habe – Wird erledigt, kommt die stereotype Antwort. Die trotz meiner mittlerweile immensen Leiden gefundene Arbeitsstelle und die schwierige Anlaufphase – habe ich später mal beiläufig erwähnt. Ich bin in 15 Jahren

vierzehnmal umgezogen – alleine, ohne meine Eltern, aber sie meinen, mich mit Essen verwöhnen zu müssen, wenn ich sie denn mal sehe, als würde ich sonst verhungern. Sie kennen meine finanziellen Nöte – und behandeln mich wie einen vor der Tür maunzenden, streunenden Kater, dem man ja nichts geben darf, sonst kommt der ja immer wieder an. Ich brauchte mal dringend vier Euro, hatte mein Portemonnaie vergessen. Ich wollte es mir nur leihen, aber es ging nicht. Ich musste zwanzig Kilometer Umweg fahren. Die Jahre mit Carmen haben meine Eltern mitbekommen lassen, wie Carmens Eltern Carmen und mir trotz ihres anständigen Einkommens ab und zu mal fünfzig Euro zusteckten (Man freut sich schließlich). Mein Vater hat dass dann in sein Programm für Weihnachten und Geburtstag mit aufgenommen, aber die dazugehörigen Glückwunschkarten sind von einer Unpersönlichkeit, die gegenüber dem eigenen Sohn von so unglaublicher Kaltschnäuzigkeit ist, dass jeder erkennt, sie wollten das so nicht. Doch die unermessliche Unsicherheit gegenüber mir, gepaart mit einem so ausufernd schlechten Gewissen, dass man es nur verdrängen kann, will man weiterleben, erlaubt ihnen dann eben nur, unter größter Geistesanstrengung der elterliche Rolle zu entsprechen, und dann kommt eben so was dabei raus.

Forts. auf S.501

Weihnachtsgruß

Grau ist es draußen
Und kalt.
Der Wind treibt den Regen gegen die Fenster.
Die Bäume stehen in der Nässe,
wie die Tiere im Regen auf dem Feld.
Es ist Weihnachten.

Die Menschen tragen
ihren Wunsch nach Gemeinsamkeit
mit Geschenken, Freundlichkeit
und der Erwartung ihrer Beachtung
durch Freude und Liebe,
vielleicht auch nur ein wenig davon,
weiter.

Die himmlische Hoffnung
nach Erlösung, Annahme und
bedingungsloser Liebe
tut sich kund
in irdischen Bemühungen
die doch so himmlisch sind

Forts. v. S.500 (Leben)

Für meine Schwester wird eine Hypothek auf das elterliche Haus aufgenommen, um ihr zu helfen, und sie fährt dicke Autos, die sie alle naslang in den Graben setzt, hat ein

Haus, reitet ununterbrochen, die Kinder besuchen alle möglichen Kurse, und, und, und da soll ich mich geliebt und erwünscht fühlen? Wenn ich in einer Not lebe, die der der Nachkriegszeit entspricht, und mein zufällig weiblich geratenes Geschwisterchen, dass mich um sechs Jahre überragt, unter größter persönlicher Einschränkung meiner Eltern ein Leben ermöglicht wird, über das sie sich trotz allem beschwert und über ihre/ meine Eltern auch noch. Sie verriet mir, sie würde sie (die Eltern) ja gerne los sein, aber sie könne es sich nicht leisten.
Duffy, mein Ex-Chef ist auf die gleiche Weise reingefallen. All sein finanzielles Übernehmen hat zu nichts geführt. Sie hat ihn im Regen stehen lassen, und er ist fast daran zugrunde gegangen mit all seinen gesundheitlichen Blessuren. Ich habe mich monatelang um ihn gekümmert, habe geholfen, dass er nicht an seinen Schulden erstickt, und wer hat dann seine Wut über das Verlassensein von meiner Schwester abgekriegt? Dreimal geraten, und falsch – ich natürlich! Jetzt will er sie vergessen und alles was damit zusammenhängt, ist mit einem neuen Leben beschäftigt.
Einmal habe ich mich getraut, die strikte Trennung von meiner Schwester, meiner Familie aufzuweichen, und prompt falle ich, wie alle anderen, derer meine Schwester habhaft werden kann, mit ein in den Chor ihrer Vasallen. Doch unglücklich ist sie trotzdem, auch wenn sie alles hat: Kinder, Haustiere, ein Haus zum Vermieten, eines zum drin Wohnen, ein schönes flottes neues Auto, den Mann ihrer Träume, dem sie noch unter Beschleunigung nachläuft, doch der ist vorsichtig, und lässt sich nicht so leicht einwickeln. Deswegen rennt sie ihm nach. Jetzt sind sie verheiratet, und sie fängt an, ihn als Waschlappen zu sehen.

Was soll ich aus all diesen Erfahrungen machen? Welches Weltbild muss vor meinem inneren Auge erscheinen? Eine grauenvolle, nur von Trieben und Instinkten gesteuerte Welt – und der Mensch, der Geist, ihnen wehrlos ausgeliefert.
Ich beschränke dieses Bild auf den Dunstkreis meiner Familie. Damit habe ich Hoffnung, dass es für den Rest der Wirklichkeit dennoch anders ist. Natürlich habe ich immer Angst, wieder nur der Dumme zu sein, und dann denke ich mir, das ist meine selbsterfüllende Prophezeiung, aber das ist besser, als wenn ich fremde Menschen so sehe, wie meine Familie. Ich lebe lieber mit Komplexen in einer Welt, die ich achte und bewundere, als anerkannter Besserwisser unter Menschen, die meine Achtung verspielt haben.
Doch eines muss ich meinem Vater zu gute halten: Seine grauenvoll verhärtete Haltung mir gegenüber fand zu einer Zeit starker beruflicher Beanspruchung statt. Zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem auch die Vergabe umfangreicher Bau- und Umbaumaßnahmen an Fremdfirmen. Diese, so weiß ich seit ich bei Duffy gearbeitet habe, unternehmen wirklich alles, um so einen Auftrag zu bekommen, und auch alles, um viel Geld daraus zu schlagen. Mein Vater hat Ausschreibungen aber so betrieben, wie sie im Buche stehen. Für ihn kamen persönliche Verflechtungen, Sympathien und Korruption nicht in Frage. Er ließ sich auch nicht in den örtliche Tennisclub holen, wo er dann wohl um den Finger gewickelt hätte werden sollen. Ich habe mich damals schon gefragt, wieso bitte mein Vater sich mit dem Gedanken an Tennis herumschlug. Ich kannte ihn ja schließlich.
Er erzählte mir einmal, fast stolz, dass er auch mal so gut und gerne fünfzehn Mal hinter Handwerkern

hertelefonieren musste, und ich kann mir vorstellen, dass eben diese Handwerksbetriebe nicht gerade begeistert von meinem Vater und seinem korrekten Stil waren. Ein anderer an seiner Position hätte ihnen mehr eingebracht.
Dieses Verhalten meines Vaters, wir haben darüber zwar nie konkret gesprochen, und so sind meine Gedanken auch nur Kombinationen, finde ich großartig. Mein Vater hat in diesem Sinne die Arbeitsweise seiner Ex-Firma maßgeblich mitgestaltet und genießt dort noch heute, zehn Jahre im Ruhestand, ein hohes Ansehen.
Wenn ich solche Aufgaben hätte, so würde ich es wie er machen und so habe ich es auch in der kurzen Zeit beim Ex-Freund meiner Schwester, Duffy, getan, und ich weiß, hätte ich nicht so gearbeitet, hätte Duffy den Offenbarungseid ablegen müssen. Er hätte kein Haus mehr und damit auch keine Frau. Mehr dazu später.

Doch ich bedurfte zu allen Zeiten meines Vaters als einen Menschen aus Fleisch und Blut. Es ist schön, mir eine Perspektive gebastelt zu haben, die es mir erlaubt, sein Verhalten nicht persönlich zu nehmen, doch trotzdem hat er mich verletzt. Hätte er es sich wenigstens anmerken lassen, was ihn fertig machte, es wäre für mich leichter gewesen. So aber hatte ich es einfach nur mit einem furchtbar angestrengten Menschen zu tun, der sich keine Gedanken darüber machte, was er damit in anderen Menschen anrichtet.
Dagegen waren Menschen, wie der ewig taktierende Heinrich, oder auch mein Ex-Chef Duffy, mir geradezu ein Bad in Milch und Honig, bedenkt man mal, dass ich schließlich der Sohn meines Vaters bin, der ja bekanntlich ähnlich dem nicht weit vom Stamm fallenden Apfel ist. Doch die Gegenwart dieser beiden Männer, mögen sie

auch ex- und egozentrisch gewesen sein, habe ich wie der buchstäblich trockene Schwamm in mich aufgesogen und mit den schönsten und intensivsten Erlebnissen (H&H) assoziiert.

Was war das für eine schöne Zeit, wenn wir, gerade elf Jahre alt, Omas und Opas erschreckend, mit einem schrottreifen und technisch unvollständigen, motorisierten Gefährt auf der einen Seite einen Wald voller zirpender und kreischender Vögel und auf der anderen Seite ein ruhig daliegendes Gewässer, einen Kiesweg entlang preschten, immer unserem großen Idol, Egon Müller folgend, das Hinterrad ausbrechen lassen wollten. Wie war das schön, mangels technischer Module handgemachte Ersatzmöglichkeiten zu ersinnen;
vor Übelkeit am Baum zu lehnen nach sechs Filterlosen, um sich das Rauchen abzugewöhnen; doch es klappte nicht. Im Winter dort zusammen mit vielen Eishockey zu spielen, wo wir im Sommer mit dem stinkenden und kreischenden Schrottmoped im Schlamm versunken sind. Wie war es schön, dreck- und ölstarrend am Abendbrotstisch zu erscheinen und mit größter Begeisterung Erlebnisse wiederzugeben, ohne zu merken, dass vom Vater nie etwas zurückkam. Wie haben wir uns stark gefühlt nach dem Training auf dem Wasser; was sind wir da in die Breite gegangen, wo man es sich als Mann wünscht, und den Vater mit zwölf roten Kopfes im Armdrücken zu schlagen. Von anderen zu lernen, wie man auf der Lehne einer Bank sitzend riesige Spuckepfützen auf dem Boden hinterlässt, während Passanten mit angewidert verzerrtem Gesicht einen Bogen machend schnell vorbeitrippeln. Mit fünfzehn ein Motorrad fahren, am helllichten Tag auf einer breiten Straße. Von der Polizei mit

zwölf beim erfolglosen viertelstündigen Anschieben eines Mopeds erwischt worden zu sein – puh, sie war nur vom Schieben warm! Auf dem Skateboard in der Hocke in der Kurve plötzlich ein riesiges Mercedes-Kühlergrill vor der Nase zu haben, abspringen und das leere Brett saust unter ihm durch. Einen alten Keller oder Bunker ausgraben und mit brennenden Plastiktüten dem darin Verbliebenen den Ausweg versperren bis er von den giftigen Dämpfen grün ist im Gesicht. Auf Regatten zu gewinnen, mit allen den Erfolg zu feiern, Vereinsparties mit all den hübschen Mädchen, und nie daran denken, dass die Eltern noch nie Anteil daran nahmen. Im Unterricht Männchen malen und sich freuen und sich darüber totzulachen. Die tägliche Schule wie einen Event zu feiern – Lehrer sind eben Pauker und faseln und murmeln unverständliches Zeug vor sich hin, nicht der Beachtung wert, es sei denn, sie riechen nach Zigaretten oder Alkohol. In den Pausen nur rauchen und sich die Hübscheste auf dem Schulhof aussuchen um dann wochenlang nur an sie zu denken und zusammen mit den Freunden davon zu schwärmen und sich alles auszumalen. Heimlich auszukundschaften, wo die Liebste wohnt, ihr auf dem Schulweg begegnen und schüchtern den Kopf zu senken. Tanzen am Discoabend der Kirchengemeinde, ein wirkliches Mädchen dabei berühren und in Erregung zu fallen. Das Moped schön in Reihe mit all den anderen heißen Geräten zu stellen. In den Sonnenauf- oder untergang zu fahren, die Morgen- oder Abendkühle an den unbehandschuhten Händen und der verwaschenen Jeans zu spüren, die wie eine zweite Haut ist. Die Cowboystiefel zu lieben, so schön spitz sie sind und so groß sie einen machen. Mit den Freunden eine Nacht am Strand zu verbringen, eklige Nudeln mit ekligem Ketchup mehr schlürfen als essen. Die Bierdose aufzureißen und

gemeinsam und hemmungslos den Rausch kommen zu fühlen. Sich am Morgen gemeinschaftlich mehrmals im Freien zu übergeben, zusammenzupacken, schmutzig wie man sich fühlt, und bepackt dem nachmittäglichen Familienfest entgegenzufahren in einer endlosen Schlange, einem Bienenschwarm kreissägenartig kreischender hochgezüchteter Gefahren für den allgemeinen Verkehr gleich. Sich im Dahinrasen auf diesen Gefährten zu rekeln wie auf der imaginären Geliebten nach dem besten Sex der Welt und sich dabei gegenseitig auszulachen. Gemeinsame Bastelnächte an den verehrten Wundermaschinen, die man mehr und mehr kennen lernt, und niemand sagt einem wie. Beobachten, wie sich Klüngel und Seilschaften bilden, und man bleibt nicht allein. Genießen, was es bedeutet, dazu zu gehören, Ersatzteile zu bekommen, die man sich sonst nie leisten könnte. Kleine Werkstätten der Dazugehörigen zu besichtigen und zu staunen und sich zu sagen: Das will ich auch. Zuhause ist Hotel Mama, außer Versorgung gibt es da nichts, und ich will es auch nicht.
Dann die Liebe; immer mehr wird sie Gespräch, immer mehr Zentrum allen Handelns. Die vielen Parties, die es auf einmal überall gibt. Die eigene Party, bei der der ganze Keller so voll ist von Leuten, dass sie schon auf der Straße stehen. Überall Kotzepfützen und in den Ecken knutschende Paare. Die Mädchen genauso heiß, wie die Jungs. Die örtliche Diskothek wie ein Topf mit Erbsensuppe in der Zentrifuge.
Nichts davon möchte ich missen, gar nichts. Nicht die Raufereien auf dem Rasen des elterlichen Anwesens, nicht die Dreiviertelstunde erbarmungslosen Armdrückens und das gemeinsame Aufgeben unter gegenseitiger Zuweisung des verdienten Sieges; nicht den immerwährenden Kampf um die meisten Trainingskilometer; nicht die völlige

Ignoranz gegenüber schulischem Versagen; nicht die andauernden Bemühungen, auch das zu haben, was der andere hat, und auch nicht, die eigene Freundin von anderen begehrt zu wissen. Kein Wort der Reue wird je über meine Lippen kommen, das alles erlebt haben zu dürfen, und immer noch suche ich kleine Zeichen des Interesses an mir auf Klassenkameradenbegegnungsites im Internet. All die vielen wunderschönen Erinnerungen, in denen wir laut und komisch waren, uns nicht gescheut haben, uns in der Öffentlichkeit als auch noch so lächerlich zu zeigen; die Witze und Späße über die mit verkniffenem Gesicht ihren kopfgesteuerten Handlungen nachgehenden Menschen, die wir aber nicht bemitleideten, sondern die uns mit ihrer Ausstrahlung eine Bestätigung waren, wie gut wir es haben.
Soviel Gemeinsamkeit – wir waren eine ganze kleine Gesellschaft, eine Nation wie Christiania. Wir machten uns die Welt, wie wir sie haben wollten, und niemand konnte uns daran hindern. Wir wären auch gar nicht auf die Idee gekommen.

Ich vermisse diese Zeit so sehr, schon über zwanzig Jahre lang. Ich kann, wenn ich mich versteckend, wie es nun mal jetzt so ist, unter Menschen bin, genau nachfühlen, wie es diesen oder jenen gehen mag, was sie gerade erleben, wie ihre Stimmung ist, und wie sie mich erleben müssten, wenn sie durch meine Wand aus Improvisationstheater hindurch sehen könnten. Ich habe mich durch den seelischen Knick, bzw. während der langsamen Verschlimmerung meiner Krankheit, in so vielen sozialen Lebensräumen aufgehalten, dass ich nicht weiß, was da noch Neues kommen soll. Und doch sind es nur die Jugendlichen, zu denen ich wirklich

Kontakt haben kann; am besten dann, wenn sie möglichst ungezogen sind, so wie ich es damals war.
Ich sehe nichts Böses in ihrem Handeln, außer, dass sie einfach meistens nicht überblicken, was andere dadurch manchmal für Konsequenzen tragen müssen. Das überblicken zu müssen, will ich ihnen aber gar nicht zumuten. Zum einen, weil sie noch zu jung dazu sind, und zum anderen, weil das Leben in dieser Zeit so wunderbar ist. Ich wüsste nicht, was mich retten sollte, hätte ich nicht diese Erfahrungen.
Diese Art von Jugendlichen hat in der Regel keine besonderer Zukunft vor sich. Soll man ihnen denn das einzige nehmen, was ihrem Leben einen sinnlichen Wert gibt, die Grundlage allen Verstehens, was in Menschen vorgeht, und damit das, was die Welt zu einem lebenswerten Ort macht?
Es ist richtig, dass Jugendliche in der heutigen Zeit mit vielem in Verbindung stehen, was auch der Spielplatz Krimineller ist. Aber Jugendliche sind es nicht, die die Drogen importieren. Jugendlich stehlen auch nicht in Serie teure Autos, um sie in wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern zu Geld zu machen. Jugendlich haben auch keine Bordelle, in denen sie ihre Klassenkameradinnen feilbieten. Jugendliche konsumieren Drogen, werden ihrer Schuldunfähigkeit halber mit Autoradiodiebstählen beauftragt, und Jugendliche werden ihrer Naivität halber zur Prostitution gezwungen. Jugendliche sind beliebte Beute zum Heranziehen des kriminellen Nachwuchses. Jugendliche suchen sich Leitbilder, wenn alle anderen sie enttäuscht haben, und sind damit die idealen Anwärter für Menschen, die Handlanger für die gefährlichen Aufgaben krimineller Machenschaften brauchen.

Jugendliche finden untereinander Zielscheiben des Hasses ihrer enttäuschenden Familiensituationen. Die Inaussichtstellung höherer Strafen verspricht großen Ruhm oder den Märtyrerstatus unter den von der Elterngeneration betrogenen.
Selbst gewalttätige Kinder sind geradezu niedlich gegenüber ihren erwachsenen Pendants. Wie Kinder so sind, bilden sie quasi das Herz der Gesellschaft, wie sie sie erleben, ähnlich, wie sie als Kleinkinder das Leben ihrer Eltern abbilden. Im Grunde darf man sie in ihren Schandtaten (allesamt Versuche, sich, ihre Seele, sprich, ihren Geist, zu retten) noch gar nicht ernst nehmen. Jugendliche brauchen nichts weiter als adäquate Menschen die von ihnen und dem Leben etwas verstehen und das Leben achten – von denen sie auf unaufdringliche Art und Weise geliebt werden, die kompetent sind im Umgang mit ihren spezifischen Nöten und grundsätzlich auf ihrer Seite stehen, ohne von ihren Klienten mit hineingezogen zu werden. Menschen eben, deren Erfahrung sie zur von ihnen geachteten Person machen, und deren Ausstrahlung eine Identifikation zulässt.
Ich bedaure all jene, die diese wunderbare, einzigartige Zeit in ihrem Leben nicht so intensiv genießen durften, deren Freizeitaktivitäten erst von ihren Eltern abgesegnet werden mussten, deren Verliebtheiten ob ihrer Zuträglichkeit für eine gesellschaftliche Zukunft beleuchtet wurden, und die büffeln und pauken mussten für die Schule, die den Eltern wie der heilige Gral oder das Versprechen späterer Sorglosigkeit war, so wie es Carmen ergangen war.
Es mag glauben wer will, aber wäre es Bildung, die die Schule vermittelt, wären wir eine Gesellschaft glücklicher Menschen. Alles, und das haben Schüler richtig erkannt, was Schule vermittelt, ist Wissen. Auch

zusammenhängendes Denken im Zusammenspiel mit diesem Wissen wird gelehrt. Wer Glück hat, bekommt auch noch systematisches Arbeiten und strukturelle Gedankenbewältigung verpasst. Aber tatsächlich ähnelt der Lehrplan und das was daraus gemacht wird mit all den modernen Konzepten und Organisationstrukturen doch sehr der Erziehung durch meinen Vater.
Die gesamte empathische Befähigung, seinen Gegenüber als so was Ähnliches wie man selbst ist zu sehen, ihn darin ernst zu nehmen, wie man sich selbst ernst nehmen sollte, die ganzen Schlichen falscher Menschen, der Umgang miteinander in der Gruppe, oder wie Preise entstehen und gemacht werden, welches Ansinnen in Entscheidungspersönlichkeiten steckt, Machtmissbrauch, morbide Motive, kranke Seelen, Egoismus, Egozentrik, Exzentrik, künstlerische Wahrnehmungen, Beziehungen zwischen gestern und heute, Gefahren gesellschaftlicher Strukturen, Armut, Reichtum, Einsamkeit, Freude und Wohlwollen, mit anderen Worten alles dass, was einen unabhängig von Wissen macht – das erlernen sie dort nicht. Jeder bekommt das alles irgendwie so halbherzig und nebenbei und natürlich unvollständig in der Schule des Lebens mit, aber die Reflektion des Wahrgenommenen mit erwachsenen Personen, die davon etwas verstehen, findet nicht statt. Eltern kommen dafür leider immer weniger in Frage. Der Glaube an das deterministisch im Schulalltag erworbene Wissen ist geradezu universell. Man scheint zu glauben, ein Mensch wird erst in der Schule zum Menschen. Doch die quaderförmigen Geister, die jedes Jahr im Sommer in die Berufswelt entlassen werden, wissen, wenn es um das geht, was die Schule ihnen vermittelt hat, nur eines: Es gilt nicht, ´wenn ich will, dann

kann ich auch!´, sie wissen ´ich sollte lieber wollen, was ich können soll...´.
Wer alle persönlichen Fähigkeiten, die zur menschlichen Existenz in einer Gesellschaft nötig sind, hat, sprich, gesund ist, der wird nie verhungern. Der wird immer Arbeit haben. Der lernt schnell, was er braucht, denn er weiß, was er will. Instinktiv wissen Jugendliche das. Sie wissen, dass sie in der Zeit sind, in der sie lernen müssen, was sie zum Leben brauchen und werden darum Schulverweigerer. Später dann, von der Gesellschaft und ihren Normen, Strukturen und Organisationen frustriert und eines Besseren belehrt, wollen sie zumindest dem Beruf noch etwas Spaß abgewinnen und suchen sich eine Ausbildung nach dem Motto ´wenn ich will, dann kann ich auch´, z.B. Grafittisprayer alias Graphikdesigner. Doch das Zeugnis ist natürlich nicht entsprechend. Dann wollen sie weg, nur weg, irgendwo dahin, wo der Weidegrund grüner erscheint. Doch meistens müssen sie sich dann doch dazu entscheiden, verkniffenen Gesichts hastig den nötigen Erledigungen hinterherhastend sich nach der Decke zu strecken und sich anzupassen. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät.
Ach, hätte man doch bloß auf die Eltern gehört, und so wie die anderen Streber gar nicht die Gesellschaft angezweifelt, oder wäre man von vornherein dauernd mit der Gesellschaft und der institutionalisierten Lebensbewältigung konfrontiert worden! Natürlich, unsere Gesellschaft basiert nicht auf Natürlichkeit, also kann man nur darin ein Zuhause finden, wenn man von Anfang an ständig in ihr lebt. Doch unsere Gesellschaft entwickelt sich ins Gegenteil. Überforderte, einsame Alleinerziehende versuchen, die Liebenswürdigkeit ihrer Kinder allerorten mitzuteilen wo die Kleinen wieder mal anecken. Der Single

wird vom Prototyp zum Erfolgsmodell. Das Ausgrenzen von Menschen, die zur Spaßgesellschaft nicht taugen, wird zum Lebensprinzip. Die Auslese derer, die einen Makel haben, ist vielen selbstverständlich, und die Ansprüche steigen. Das Wissen darum setzt diejenigen, die noch dabei sein dürfen, unter Druck und führt zu seltsamen Gruppierungen wie z.B. jene Fetischisten. Das geht soweit, bis wir nur noch eine Ansammlung Improvisationstheater spielender Marionetten unseres Willens, dort zu sein, wo das Leben tobt, sind.
Es scheint fast wie die verspätet nachgeholte Jugend, nur das man, da die Zeit, die dazu vorgesehen war, verstrichen ist, nicht mehr die nötigen Entwicklungsschritte machen kann, ähnlich dem Ordnungssinn, der sich recht früh bildet (ich hab mal ein Semester Pädagogik studiert!). Wenn es da Störungen gab, wird er nie wieder zu einem selbstverständlichen Teil des Menschen (Messie). Böse Zungen würden anfangen von Degeneration zu sprechen, aber eigentlich ist es nach meinem Empfinden bloß die unter falschen Prioritäten laufende schulische Erziehung und ihre gesellschaftliche Behandlung als heilige Kuh.
Der persönliche Bezug zum Lehrer wie zu einer Leitfigur ist unglaublich wichtig. Jene, denen dieser Bezug nicht fehlte, dürfen ihr Leben lang gesellschaftlich den geraden Weg gehen (Carmen). Sie haben aber zumeist auch Eltern, die ihnen ein Leitbild sind, und die sich auch als ein solches ihren Kindern verkaufen. Doch wird diese Sorte Eltern eben immer weniger. Man bedenke, auch die Lehrer sind zumeist Menschen, denen die Schule und ihr Lehrplan eine heilige Kuh sind. Ich hatte mal einen Lehrer, der seine eigene Meinung hatte, und der auch das entsprechend breite Kreuz dazu hatte. Ein bisschen Hippie, ein bisschen Philosoph und ein Mensch voller Liebe für Kinder. Der

sitzt jetzt sogar im Senat und hat und nimmt ziemlichen Einfluss. Solche Menschen kann man natürlich nicht schnitzen, aber der Lehrer, der nur Dienst nach Vorschrift macht und im Grunde nur Angst vor Schülern hat, auf sein Rente spart und nur die persönlichen materiellen Vorteile sieht, der schadet seinen Schülern und leistet seinen Beitrag, sie zu Schulversagern zu machen.
Die Behandlung der deterministischen Bildung als heilige Kuh, und die Unfähigkeit der Politik, der Eltern und der zuständigen Ministerien, über das Grundsätzliche in der Art wie die Schule beschaffen ist, nachzudenken, führt scheinbar immer weiter in die Sackgasse. Irgendwann wird schon in der Grundschule angefangen, den Lehrplan an den Anforderungen der Wirtschaft auszurichten. Niemand kommt auf die Idee, dass die Anforderungen der Wirtschaft sich in rasender Eile verändern. Niemand will sehen, dass die Wirtschaft nur an sich selber denkt und an den Profit, der ihm ein perfekter programmierter Mensch verspricht. Es ist vollkommen legitim geworden, Menschen an ihrer wirtschaftlichen Kraft zu messen, und die Betroffenen machen sogar noch begeistert mit.

Als ich damals im Krankenhaus lag, frisch die Operation zum achtäugigen Roboter hinter mir, wurde mir irgendwie klar, was mir fehlte. Mein Wunsch, Anerkennung von meinen Eltern zu bekommen, wurde weder verstanden, noch erfüllt. Die Ausrichtung, aus der ich Anerkennung bekommen wollte, war die, die mir als einzig anerkennenswert suggeriert worden war: Leistung.

Die Pädagogik berücksichtigt nicht das wesentliche Merkmal des Menschen: Seine lebendige Flexibilität und sein Wunsch, glücklich zu sein. Aus Angst vor finanzieller

Not, die wohl noch aus Vor- und Nachkriegszeiten herrührt, ist den Entscheidern ein Motor, im Schulalltag auf Lebendiges zu verzichten und den Menschen deterministisch zu einem Rädchen in einem Getriebe zu machen, dass es dank des schnellen Wandels noch gar nicht gibt.
Ich erinnere mich an den entscheidenden Satz am Ende meines Studiums: ´Jetzt vergisst Du erst mal alles, was Du gelernt hast, und fängst an zu arbeiten´. Damit war klar, die vierzehnjährige Epoche meiner beruflichen Qualifikation diente nur dem einen Ziel: Der institutionalisierten Legitimation, etwas tun zu dürfen, dass ich auch schon vor alledem durch Abgucken und aufmerksames Zuhören bei meinen Kollegen, den ich zugeordnet wurde, hätte lernen können und jetzt auch noch lernen musste.
Dieses Wissen ist schon fast Binsenweisheit, und dennoch wird es nicht aufgegriffen. Die Wege, auf denen es trotz dieser Lehrphilosophie zu flexibel denkenden Mensch kommt, sind nicht nachvollziehbar und äußerst seltsam. Doch wenn man den Kindern in ihrer Freizeit überhaupt keine Freiheit lässt, ist es kaum noch vorstellbar. Manchmal glaube ich, dass es der Glaube so vieler an der Richtigkeit unseres Schulsystems ist, der den Halt vermittelt, der notwendig ist, um sich nach dem Durchlaufen der Schul- und Ausbildungsmühle nicht fremdbestimmt zu fühlen.
Doch wie kann ich mir herausnehmen, Schule und Bildung nicht als gleichbedeutend zu bezeichnen? Was bedeutet denn das Wort Bildung? Bildung kommt von bilden im Sinne von gestalten. Gestaltet werden soll der Mensch. Wenn der Mensch aber ein System aus Geist und Herz ist, als Gesamtheit quasi, so wird der Mensch in der Schule nicht in diesem Sinne gebildet. Es ist richtig und es muss sein, es ist auch eine Auszeichnung der zivilisierten

Gesellschaft, dass jedes seiner Mitglieder mehr oder minder im Sinne der Gesellschaft gebildet (gestaltet) wird. Man gehört zur Gesellschaft, will ihr auch angehören – man will dabei sein. Zeichen dieses Wunsches ist das zwischen den Zeilen gelesene, sich dem Beobachter erschließende, allumfassend wie ein Hintergrundrauschen erscheinende „Ich auch!".

Die Produkte der Herstellerfirmen, werden sie erst einmal bekannt, lösen, wenn es nach dem innigsten Wunsch des Unternehmers geht, einen Run, einen Boom, auf seine Produkte aus. Haben erst mal eine gewisse Menge Leute DSL, wollen es auch alle anderen. Das ist das Zeichen des Motors, der mit dem „Ich auch!" beschrieben wird.

Somit ist es nicht nur rechtens sondern auch gewünscht, dass die Gesellschaft Maßnahmen zu einer gewissen Gleichmachung ergreift. „Gleiches Recht für alle" ist eine allgemeine Forderung, die jedoch leider immer wieder zu umgehen versucht wird.

Die Schule nun aber bildet lediglich den deterministischen Geist. Die Forderung des Geistes aber, sein Wissen an Gefühle oder Emotionen, Empfindungen, real gemachte Erfahrungen zu binden, wird ignoriert. Es sind Dinge entstanden wie z.B. Sprachlaboratorien und Schüleraustausch, die genau um dieses Zusammenhangs willen geschaffen wurden. Doch wie es scheint, ohne die allgemeine Grundlage solcher Notwendigkeit bezogen auf alle Fächer zu begreifen. Das Wissen, Sprachen lernen sich leichter, wenn man sie in ihrer Lebendigkeit erfährt, war die Motivation. Das aber das Verständnis für alles, auch Mathematik, Chemie, Erdkunde etc. auf der gleichen Ebene funktioniert, ist zwar auch, aber eben nicht durchschlagend genug im Unterricht verfestigt – später an der Uni dann schon.

Doch wie steht es um die sog. Herzensbildung? Sie ist Hausmacherware. Niemand käme auch auf die Idee, dass die Zukunft eines Menschen im Wesentlichen von dieser Herzensbildung bestimmt wird. An ihrem Niveau erkennen sich Menschen (gleiche Wellenlänge). Die Bildung des Menschen erfolgt also zweigleisig: Eine strenge, organisierte und institutionalisierte, quasi herzlose Gestaltung des Verstandes, mit Disziplin und Selbstdisziplin und sämtlichen, hässlichen und abstoßenden Eigenschaften versehen, die dem Kind, wenn es denn ohne elterlichen Einfluss wäre oder ist, nahe legen, sie sich möglichst vom Hals zu halten.
Die Herzensbildung hingegen ist befreit von allen Zwängen, ganz und gar ohne Restriktionen, wild. Manche armen Kinder haben nicht einmal das. Da geht es dann nach der Schule im gleichen Tonus weiter.
Wahre Herzensbildung aber geht natürlich auch nicht ohne Dinge wie Selbstdisziplin, Organisation, Strenge und andere weniger herzigen Eigenschaften. Eine Erziehung aber, die gar keine Freiheit lässt, lässt das Kind emotional verarmen, ja vertrocknen. Ein vertrocknetes Herz aber entspricht nicht der Herzensbildung, wie ich sie mir vorstelle. Ich stelle mir vor, die Geistesbildung etwas weniger von dem männlichen Bestreben nach Genauigkeit und Durchhaltevermögen regiert zu wissen, aber im Gegenzug auch die emotionalen Seiten des Lebens etwas selbstbewusster anzugehen, und nicht nur immer den einfachsten Weg zu suchen, der sich gerade so anbietet – sondern gerade in diesem, für die Gesellschaft wichtigerem Lebensbereich, zu einem zumindest leicht verantwortlichen Denken zu erziehen.
Wir stellen uns einen glücklichen Menschen vor. Einen Menschen, der ein Herz hat, auch für andere, dem Worte

wie Liebe, Hass, Zärtlichkeit und Gewalt, Staunen und Traurigkeit, Freude, Leiden, Mitgefühl und Rücksichtnahme, der Wille und der Kompromiss, Mut und Scham, Angst und Vertrauen, Misstrauen und Vorsicht, Extase und Erregung, Zuwendung, Anerkennung, Akzeptanz und Aufmerksamkeit etwas bedeuten, und der dies mit anderen zu teilen vermag – der auf der Grundlage seines emotionalen Reichtums für andere Verantwortung übernehmen kann, der in diesem Sinne Führung versteht, und der seine Existenz auf Erden nicht als Gelegenheit sieht, soviel an egoistischem Wertwie möglich aus ihm zu schlagen, sondern, der sein Leben als eine Bereicherung für die ihn umgebenden Menschen versteht. So kann er sich überall bewerben, und so wird er auch überall genommen. Und darum kümmert sich die Schule nun einmal nicht.
Die Schule spannt, zwingt sie nicht der Lehrplan zu etwas anderem, eine zweidimensionale Fläche aus waagerecht und senkrecht, schwarz/ weiß und ja und nein auf. Diese Fläche ist das Produkt der digitalen Informationsverarbeitung, dem Auswendiglernen zum guten Notenerhalt. Grundsätzlich ist das sehr menschlich, will man mit geringstmöglichem Aufwand ein Ziel erreichen, aber ist das gewollt? Stehen Lehrer nur da als Notenproduziermaschinen anhand eines Wissens, dass weder der Schüler noch der Lehrer achtet? Wer kann nachempfinden, was die Urheber dieses Wissens empfunden haben mögen, als sie es fanden? Die gesamte Schönheit der Errungenschaften von Einzelnen, der Gesellschaft, der zivilisierten Welt aus Vergangenheit und Gegenwart, wird mit Füßen getreten und missbraucht für ein Bildungssystem, für das sich niemand mehr interessiert, und das nur um seiner Bedeutung willen für das spätere Anfüllen des Geldbeutels und dem egoistischen Streben

nach Bedeutung, Einfluss und Position in der Gesellschaft Beachtung findet.
Es wiederspricht sich vollkommen, anhand von Wissen quasi einen 'zigjährigen Quizabend zu gestalten, um den wirtschaftlichen Wert eines Menschen zu bestimmen, wenn das nicht mit dem Anspruch verbunden wird, der Schulabgänger weiß nicht nur etwas, sondern ist auch in seiner Persönlichkeit und Herzensbildung ein adäquater Vertreter dieses Wissens.
Krass ausgedrückt bedeutet das, dass die in der Grundschule vermittelten deterministischen Fähigkeiten vollständig ausreichend sind, wenn der Schüler nach dem Entlassen aus der neunten Klasse davon so durchdrungen ist, das sein Charakter, seine Persönlichkeit und sein Herz daraus eine spürbare Beeinflussung erfahren hat, und zwar im positiven Sinne.
Die zweidimensionale Fläche spiegelt den Charakter wieder, zumindest was den Geist betrifft. Die Fähigkeit, mit dem erreichten Wissen Improvisationen zu erfinden, ist quasi null. Kategorisches Wissen aber ermöglich interdisziplinäres Denken. Die Assoziation mit getrennten Schulheften ist dem vom Wissen durchdrungenen fremd. Er spannt damit nicht eine Fläche auf. Ihm entsteht ein Raum, flankiert von allen Bereichen seiner Erfahrungen in verschiedenen Disziplinen. So ein Raum, und ist er noch so klein, gibt doch erheblich mehr Sicherheit als die Fläche, die immer sagt ´dies kannst du und mehr nicht´. Der Raum lässt sogar die Gestaltung eigener Flächen zu, und wer mag, die Phantasie ist grenzenlos, kann auch gekrümmte Flächen sehen oder beliebige Körper..
Die Frage nach den Eigenschaften des Menschen, seine Facetten und sein Gefühlspektrum lässt sich dann nicht so leicht bestimmen. Menschen, denen ihr Wissen so viele

Möglichkeiten aufzeigt, sind wandelbar, flexibel. Wenn es so nicht geht, dann eben so. So ergibt die Frage, wie viele Seiten und Eigenschaften ein Mensch denn habe, auch gar keinen Sinn. Sie sind unendlich. So unendlich, wie ebene Flächen auf einer Kugel sind. Allein der Umstand, man habe nur diese, jene und solche Seite deutet auf den quaderförmigen Verstand hin, wie ihn die Schule erzeugt. Muss man sich in der Schule immer entscheiden für ja oder nein, diese oder jene Sichtweise, so muss man das in Herzensdingen nicht. Doch auch mit dem Wissen ist es genau so. Alles was wir wissen, ist nie die absolute Wahrheit. Menschen haben sich Gedanken gemacht, welche Regeln sich in diesem oder jenem finden. Doch die Wissenschaftler wissen auch von ungeklärten Phänomenen. Sie sind das Interessanteste, denn sie lassen der Phantasie und dem Erfindungsreichtum viel Raum, auch wenn bestehendes Wissen gültig bleiben muss. Warum soll das der Schüler nicht wissen? Hat man Angst, er würde dann nicht mehr zuhören – ist doch alles Humbug? Falsch. Der Umstand, dass es noch etwas zu entdecken gibt, schärft die Sinne und regt zum Nachdenken an. Die Schule könnte ein Kosmos geistiger und herzensbildender Erfahrungen sein. Es geht nicht um die Quantität. Die Qualität ist das Entscheidende. Am Beispiel des in die Tiefe Gehens in den verschiedenen Fächern erzeugt Verständnis, und genau das ist es, woran es mangelt.

Die Anforderungen der Wirtschaft repräsentieren Spezialistendenken (Fachidioten). Das darauf die Schule eingeht, spricht für ihr geringes Selbstbewusstsein. Um das Image der Schule wieder auf die Beine zu stellen, wird Bildung zur Dressur gemacht, als liege ihr nicht am Menschen, am Kind, sondern nur am Geld. Der Lehrer ist zu recht frustriert. All seine Ideale aus der Studentenzeit,

und es sind viele, die in ihrer Jugend Ideale hatten, werden niedergetreten von Befehlen, und es wird der Sorge um die eigene wirtschaftliche Sicherheit der Vorzug gegeben. Was soll man auch machen? Komplizierte, kopfgesteuerte und rein rationale Programme zur Schülererziehung werden ins Leben gerufen, erdacht am Schreibtisch, und dem Lehrkörper damit immer weniger persönlicher Freiraum zur eigenen Gestaltung des Lernens übriggelassen. Doch es ist die individuelle Persönlichkeit des Lehrkörpers, die darüber entscheidet, wie gut die Schüler Wissen annehmen, oder wie schlecht, wenn diese Persönlichkeit nicht zutage tritt oder treten darf, weil sie gegängelt wird. Die Wirklichkeit ist niemals schwarz/ weiß oder grau. Sie ist farbig. So farbig wie die Persönlichkeit des Lehrenden. Und eben diese Farben will der Schüler sehen.
Zum Glück lassen sich nicht alle Lehrer vorschreiben, wie sie zu lehren haben (Carmen). Neben der so wundervoll am Schreibtisch mit ausgedachten Schülern ausgedachten Lehratmosphäre gibt es noch die Wirklichkeit, den Schulalltag, bei dem letzten Endes nur eines zählt: Der Erfolg. Ein erfolgreicher Lehrer ist auch immer ein guter Lehrer.

Doch von solchen Dingen wollte Heinrich nichts hören. Trotz der Angst vor seiner negativen Macht bzgl. der Verbindung zwischen Carmen und mir, sah ich schon manchmal in ihm eine Gelegenheit, nachzuholen, was mein Vater versäumt hatte mir zu geben. Doch wenn ich mir dann vorstellte, mit ihm in eine seiner vielen Stammkneipen zu gehen und mit all seinen Bekannten bekannt zu werden, von denen ich ja nicht wusste, was ihnen von mir erzählt worden ist, ließ ich es doch bleiben. Wahrscheinlich ist ihnen ja gar nichts erzählt worden. Doch war das eine

Auffassung, die ich für mich im Stillen und alleine gerade so aufrecht erhalten konnte, nicht aber unter der direkten Konfrontation. Vielleicht hätte ich solche Gesellschaft noch ganz gut hinter mich gebracht, gekonnter Angstignorator, der ich bin, aber hinterher wäre ich dann auch froh gewesen, dass es vorbei gewesen wäre.
So kam es dann doch das eine oder andere Mal zu Zwiegesprächen mit Heinrich. Solange ich Arbeit hatte ging das auch immer ganz gut. Das waren ja reale, praktische oder taktische Aufgaben, aber wenn ich nicht in Arbeit war, was genau so häufig der Fall war, kamen wir nicht zurecht. Gedanken, wie ich sie auch hier schon niedergeschrieben habe, stießen bei ihm auf Granit. Zwei Texte von mir, als E-Mail an ihn versandt, fanden keine Resonanz. Gespräche, die Probleme der Gesellschaft ansprachen, brachten nicht viel mehr als ein Achselzucken. In seiner Vorstellung ist die Gesellschaft ein so fest verdrahtetes Gefüge, dass jeder kritische Gedanke dazu nicht einmal der Beachtung wert war. Was nicht funktioniert, ist Sache der Polizei oder der Sozialversicherungen. Was in den Köpfen an Abgründen zu finden ist, ist persönliches Pech. Die treibende Kraft der Gesellschaft ist der Unternehmer. Die entsprechende gesellschaftliche Position ist ihm unbesehen zuzubilligen.

Er gehörte auch der entsprechenden Partei an, machte aber keine Worte darum und erweckte den Eindruck, als handele es sich um einen mystisch-mächtigen Geheimbund, der nur Eingeweihten zugänglich ist, und dessen Aufgabe es ist, kindlich-geistigen Gemütern wie uns ein Leben an einer schönen Oberfläche zu ermöglichen - uns, die wir nicht über die hinreichende, die Härten der Wirklichkeit

akzeptierende Reife zu einer sinnvollen Beschlussfindung verfügen.

Forts. auf S.528

Recht

Manchem ist es sogleich klar:
Wer die Macht hat, hat auch das Recht.
Das Recht, alles zu tun, was er will
Und über alle beliebig zu bestimmen,
über die er Macht hat.

Das ist nicht Recht
Das ist schlicht Macht.

Und doch scheint es so,
und hat vielleicht auch seinen Grund,
als sei dies der beste Weg
auch Recht zu schaffen.

Recht birgt in sich große Schwere:
Entscheidung und Verantwortung

Verantwortung zu tragen
für Entscheidungen,
für sie zu bürgen
sie durchzusetzen
und gegenüber allen zu halten,
die einem vertraut haben,

richtig zu entscheiden
und damit Rechte und Räume zu schaffen.

Ist das nicht zu viel für einen?
Der Rechtschaffende soll durchsetzen,
sich durchsetzen
und tragen was er schafft

Vielleicht kann einer durchsetzen
Und ein anderer tragen

Doch es findet sich keiner, der Recht schafft.
Durchsetzungsvermögen,
Macht und die Kraft
es durchzustehen
sind nicht zwangsläufig Indikatoren
Des Recht-Schaffenden.

Was ist den Recht?

Es gibt viele Rechte:
Das des Alters,
der Erfahrung,
der Jugend,
des Geldes,
des Wissens,
des Angesehenen,
des Sympathischen,
des Glaubens,
des Stärkeren,
der Mehrheit,
der Wirtschaft,
des Fortschritts,

der Gleichberechtigung,
des Gemeinwohls,
des Friedens,
und der Liebe.

Wessen Recht ist recht
Das Recht keiner Gruppe ist mehr wert
Als das Recht der anderen.
Nur mehrheitsmäßig.

Und doch kann jede Gruppe
falsch entscheiden,
kann dafür in die Pflicht genommen werden,
was Unfrieden stiftet.

Manchmal kann auch der Unerfahrene
recht haben, auch wenn es selten ist.
Oft der Arme, denn es sind so viele.
Gerne der Unwissende, hört er genau zu.
Oder der Ohnmächtige, denn er hat nur die Gerechtigkeit.
Mancher ohne Religion lebt christlicher als mit.
Und der Schwache wird den Frieden verteidigen.
Der Einzelne lebt immer in Angst und passt daher sehr genau auf.
Und wer die Traditionen pflegt, bringt Ruhe hinein.

Wollen wir unser Recht, so müssen wir es gemeinsam bilden.
Uns nimmt niemand die Qual ab,
Was ist richtig, was ist falsch?

Doch was ist mit denen, die an keinem Konsens teilnehmen wollen, aber sehr wohl Wünsche haben?

Ohne Konsens gibt es aber kein Recht.
Wünschen sich die nicht-teilnehmenden einen Herrscher,
einen dem sie blind vertrauen können?
Glauben Sie an keine Politik?
Und damit an kein menschengemachtes Recht?

Biblisch sind wir herrenlos,
unser Gott spricht nicht mit uns.
Die Sehnsucht nach unserem Gott
gibt Menschen Macht
und Macht gibt das Recht.
Der wirklich Mächtige ist Atheist.

Gott ging,
weil wir wie Tiere waren.
Wir sollten aber die Götter der Tiere sein
und der Natur
und der ganzen Schöpfung.

Wir waren lieblos untereinander
Und sind es noch

Wir finden kein Recht
Wir lieben nicht.
Wir wollen mächtig sein,
Gott sein.

Gott ist mächtig
Und Gott liebt

Wollen wir zurückerhalten
Was er uns versprach:
Gott der Tiere, der Natur,

seiner ganzen Schöpfung,
und er unter uns,

so müssen wir lieben.
Was uns umgibt:
Die Menschen, die Tiere,
die Natur.

Gott kann Recht schaffen,
denn er liebt.

Wir werden in allem Konsens
nur dann Recht finden,
wenn wir lieben.
Die Menschen, die Tiere,
die Natur, die ganze Schöpfung.

Und nicht, indem wir einen zum Obermächtigen,
zum Gott erklären.
Sondern, indem wir uns achten,
beachten, akzeptieren, anerkennen etc..

Rechtschaffen heißt für fast alle
Rechtschaffenden vertrauen.

Wem vertraut man?
Dem, der einen liebt.

Jeder Geist kann irren,
und dann ist selten Verzeihen da.
Dem Liebenden verzeiht man.

Wenn man ihn denn achtet.

Forts. v. S.523 (Leben)

Sein Gesicht, dem Mann mit dem Goldhelm von Rembrandt gleichend, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass unter einer fröhlichen Oberfläche das wahre Gesicht der Welt gezeichnet ist von Kampf und inneren Verspannungen im Sinnbild Hemingways „Der alte Mann und das Meer". Von Gram und mit dieser auf seinen Schultern lastenden, aber von seinem (versteckten) Engagement getragenen Verantwortung beschwert, erschien Heinrich dieser Kenntnisse immanent, aber eben doch auch von erschütternden Erfahrungen mit in ihrer Heftigkeit und List nicht zu überbietenden Vertretungen gesellschaftlich kontraproduktiver Interessen einzelner tragender Säulen (Lobbyisten) in Ohnmacht und Ratlosigkeit erstarrt:
Argumente des Zeitgeistes, Möglichkeiten aus der Globalisierung, gewohnheitsmäßige Subventionen, Allmacht auf dem Arbeitsmarkt, wirtschaftlich globale Bedrohungen, eingeknickter Binnenmarkt, Vergeißelung der gesellschaftlichen Position, persönliche Schicksale ranghoher, befreundeter Persönlichkeiten, die Macht aus gesellschaftlicher Verstrickung, Privatfehden, Filz und Gewohnheit des Lebensstandards, Scham, Angst und der Wert des Einzelnen trotz seines Pechs und drohende Unruhe der Regierten und ihre zur Hysterie auswachsende Hilflosigkeit.
Alles das kann kein Mensch mehr unter einen Hut bekommen, auch nicht Heinrich und seine Partei, und so ging es ihm auch. Ein bisschen Entspannung suchen im

oberflächlichen Gequatsche mit Freunden und x-Beliebigen am Tresen. Die persönlichen Träume von Zärtlichkeit, Harmonie und der Schönheit der Natur, das Aufzeichnen der Merkwürdigkeiten des Lebens im Kontext der heimlichen Hinwendung zum Transzendenten und der Hoffnung, die in ihr zu finden ist, ließen ihn sein Alter spüren, und doch war es so viel mehr, was er damit zu leben begann.
Drei Jahre später starb er an den körperlichen Folgen seiner jahrzehntelang mit Begeisterung gefrönten Kneipenlust eigentlich zu früh. Welch eine Befreiung bedeutete das aber für mich...

Weiter offenbarte sich sein Bild einer geordneten Gesellschaft darin, dass kritische Gedanken nur dann angebracht sind, wenn sie dem gehören, der über den Einfluss verfügt, sie anzubringen. Das A und O in der Gesellschaft ist, einen Platz zu finden, den man auch mehr oder minder mühelos verteidigen kann, ohne in Unsicherheit zu fallen. Wer keinen Platz findet und sich nicht einordnen kann, ist ein Psychopath, dem man mit entsprechender Vorsicht begegnen muss, wenn man ihm schon nicht ausweichen kann. Tragische Fälle von Krankheit, Armut oder Einsamkeit gehören zur Gesellschaft, wie die Ausnahme zur Regel. Die politische Verpflichtung des inneren Friedens ist eine sehr kostenaufwendige Sache, hat aber nichts damit zu tun, die Not des Betroffenen wirklich nachzuempfinden, wenn man denjenigen nicht gerade persönlich kennt und schätzt. Die Winkelzüge des Unternehmers gehören zur Gesellschaft wie die Sahne auf die Torte. Wer sich auf diese Weise glücklich schätzen kann, unter einem solchen Triebwagen gesellschaftlicher Effizienz dienen zu dürfen, hat sich brav

zu verhalten. Streiks u.ä. gehören Menschen mit einer sozialdemokratischen Sichtweise der Welt an.
Eine prinzipiell preußische Sichtweise der Welt. Zu Kaiserzeiten, als niemand anzweifelte, dass der im gesellschaftlichen Rang über einem Stehende auch wirklich ein besserer Mensch ist, konnte man sicher auch prima so leben. Heute aber werden die Winkelzüge der und zur Macht immer perfider, und es ist eher im Gegenteil davon abhängig, ob man für seine zukünftigen Untertanen sorgen will. Der Umstand, dass Aktienkurse steigen, wenn Massenentlassungen vorgenommen werden, ist auch ein deutliches Signal dafür, wie viele Heinrichs es so gibt, und ich frage mich dann schon, ob ich diese Menschen nett finden soll, wenn sie selbst mal in Not geraten. Not scheint immer noch wie etwas gesehen zu werden, dessen man sich schämen muss. Ich kann das an mir selber feststellen. Ich finde es schrecklich, mit all meinen Problemen gesehen zu werden, und freue mich, wenn es mir gelingt, sie zu verstecken. Doch ist dies auch zu einem nicht geringen Teil eine Folge davon, dass ich schon oft erleben musste, wie Menschen dann nicht mehr mit mir zurecht kamen, Angst bekamen, mich mieden oder aus dem Weg haben wollten, wenn sie Kenntnis von mir besaßen.
Überhaupt schien dieses ganze Sorgeproblem für Heinrich eher bei Kirchen und Wohlfahrtsverbänden angesiedelt gewesen zu sein. Diese Institutionen fangen diejenigen auf, die zu schwach sind, sich innerhalb der Gesellschaft eigenständig zu ernähren.
Doch die Not, welcher Art auch immer, wird anstatt kleiner zunehmend größer. Heinrichs Sichtweise, dass Geld und besonders Unternehmergeist die Gesellschaft aus dieser sich schon andeutenden Aufwärtsspirale gesellschaftlichen Verfalls retten könnte, ist natürlich zum Teil richtig, aber

wer sagt denn, dass es sich nicht um ein hausgemachtes Problem handelt, das unsere Wirtschaft lähmt? Wieso soll der Untertan, der allgemeine Proletarier, denn immer mit seinen Ansprüchen an allem Schuld sein? Kann es nicht auch einfach sein, dass es der Unternehmer oder um im Jargon zu bleiben, der Kapitalist war, der, er war ja auch mal ohne Macht, von Anfang an seine Scheibe vom Kuchen größer und größer machen wollte? Selbiger spricht dann von der ganzen Not, die ihm seine Untertanen mit ihren Ansprüchen oder die wirtschaftlichen Zwänge überhaupt verursachen. Ich weiß auch, dass es schwer ist an das Geld anderer Leute heranzukommen, aber ist es nicht die gesamte Mentalität, die es mit sich bringt, das jeder den Einfluss, den er hat, jeder, zu seinen Gunsten ausnutzen will, und zwar auch am Recht vorbei?
Wie bitte soll ich dann Heinrich verstehen, der meint, Macht und Einfluss gehören dem, der die Stärke hat, ihn sich zu erkämpfen oder zu ererben, und dann damit machen kann, was er will - er dürfe sich nur nicht erwischen lassen?
Mich erinnert das an die schönen Jahre meiner Jugend. Wir taten auch, was uns gefiel, ohne darauf zu achten, wie es anderen dabei ging. Wir hatten auch mehrere Todesfälle, einen unfreiwilligen und einen freiwilligen und einen vorsätzlich-absichtlichen. O.k. sagt Heinrich, die soziale Marktwirtschaft hat uns doch aber den Ruin gebracht. Ich sage, der wäre sowieso gekommen. Amerika ist da kein Vorbild. Sie leben nur anders. Die Schere zwischen Arm und Reich ist dort komplett aufgegangen, aber man ist das eben gewöhnt.
So ähnlich, wie mein Ex-Chef Duffy mal meinte, er könne nicht irgendwo so unbedeutend in einer Zwei-Zimmer-Wohnung leben. Da würde er kaputt gehen. Mir würde er

das aber zumuten, ich sei ja daran gewöhnt. Was soll man da noch sagen, wenn es quasi zum Allgemeinwissen gehört, dass immer mit zweierlei Maß gemessen wird? Dass die einen von der Brücke springen, wenn das Schicksal ihnen nur Urlaub an der Nordsee gestattet, und andere das Gleiche feiern, als hätten sie im Lotto gewonnen. Was soll das denn dann, dass wir sagen, vorm Gesetz sind alle gleich? Oder sagt man das nur einmal in der Abschlussprüfung und wendet sich dann lukrativeren Haltungen zu?
Ich bin mir sicher, dass es irgendwo Leute gibt, die von Herzen zu dem stehen, was die Zivilisation dem einzelnen Menschen gebracht hat. Das ist nicht nur die Sorge um den inneren Frieden. Allerdings ist es schon bedenklich, dass in diesem Sinne jetzt nationenübergreifend Kämpfe/ Kriege geführt werden. Man übt Druck aus und zwingt Menschen, Menschenrechte anzuerkennen und die Demokratie zur Staatsform zu machen. Kann das sein? Kann es wirklich nur eine einzige Haltung geben, die die friedlichen Grundsätze der Zivilisation und den Kampf des Stärkeren um die Macht oder Vorteile unter einen Hut bringt – oder ist das schlicht Blasphemie?
Was bringen mir Heinrichs naturphilosophisch-sozialdarwinistischen Werte, die Menschen einem System unterordnen, dass ebenso unter Schweinen, Wölfen und Ratten Bestand haben kann, nur, weil der gemeine Mensch sich dagegen nicht wehren kann? Was hat die Menschheit davon, sich den Sozialdarwinismus inoffiziell auf die Fahne zu schreiben? Die Politik macht sich komplett unglaubwürdig mit dem Hochhalten zivilisatorischer Werte, wenn dem nur auf dem Papier so ist. Die Gesellschaft macht sich unglaubwürdig, wenn sie die Früchte zivilisatorischer Errungenschaften ernten will, um mit

ihnen sozialdarwinistische Handlungen zu begehen, wie es nach dem Fall der Mauer mit staatlichen Geldern geschehen ist. Wo soll man einen Unterschied zwischen Unternehmer und Untertan sehen, wenn sie nicht verschieden sind? Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, wie sehr sich ein Bauarbeiter ändert, wenn er einen weißen Helm trägt. Und es ist genauso klar, welche unglaubliche Penetranz der gescheiterte Unternehmer zeitig, wenn er um seine sozialen Hilfen feilscht.
Es gibt keine Unterschiede zwischen den Schichten wie Politiker, Unternehmer oder Arbeiter und Angestellter. Der Unterschied liegt nur im Einfluss, und der wird eben im großen und ganzen egoistisch verwendet. Manch unsozialer Unternehmer wird nicht sozialer dadurch, dass man ihm Honig um den Bart schmiert. Er sucht nur nach neuen Betätigungsfeldern seiner persönlichen Gier. Einer Gier, die er mit vielen Kreaturen aus allen anderen sozialen Schichten gemeinsam hat.

Der Fehler in dem ganzen System besteht darin, dass man überhaupt auf emotionaler Ebene kämpft. Das Bewusstsein des Mächtigen, man ist ihm grundsätzlich zur Freundlichkeit geneigt, eröffnet diesem einen Kosmos neuer Möglichkeiten, an sich zu denken. Nur klare Regeln schaffen klare Ergebnisse. Wenn deutlich wird, dass z.B. monetäre Arbeitsergebnisse genau einen und nur einen bestimmten Ertrag bringen würden, vollkommen egal, welchen Einfluss der Auftragnehmer hat, dann braucht er sich keine Gedanken mehr zu machen, wie man diese Summe aufbläst. Außerdem schafft das Ruhe, um sich mit wesentlicheren Dingen als nur mit sich selbst und den dazugehörigen oberflächlichen Bedürfnissen zu beschäftigen.

Ein leuchtendes Beispiel für einen Menschen, der es wirklich geschafft hat, sich aus diesem ganzen animalischen Sumpf zu befreien, ist für mich Karl-Heinz Böhm, und er sieht dabei glücklich und erfüllt aus. Es gibt noch viele Menschen, die diese Bezeichnung meiner Meinung nach nebenher auch verdienen, die sich entschieden haben, der Menschheit zu dienen, und nicht nur sich selbst, und ich will mich auch nicht so verstanden wissen, dass ich meine, alle müssen wie Mutter Theresa sein, aber man sollte schon imstande sein, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen, auch wenn man dann nur den Nachbarn sieht, dem man eine kleine Freude machen kann, die ihm dann aber wie ein Wunder erscheinen würde.
Ich hoffe, Heinrich zog vor diesen Menschen den Hut, doch ich bin mir nicht sicher. Ich denke, er hält es für grundlegend falsch, nicht egoistisch zu sein. Eine Hinwendung zu Menschen, von denen man sich nicht einen persönlichen Vorteil erhofft, z.B. Sex, gleicht einem unerlaubten Eingriff in den natürlichen Lauf der Welt und hat keinen Bestand.
Ich bin der Meinung, wenn es nicht Menschen gäbe, gegeben hätte und geben wird, wie ich hoffe, die den Wunsch haben, grundsätzlich einen positiven Einfluss zu nehmen, säßen wir noch in Höhlen und würden rohes Fleisch essen. So wie sich der Verstand nur aufgrund von Not entwickeln und fortpflanzen konnte, denn schließlich ist er ein Werkzeug, dass auch unter widrigen Umständen ein Leben zulässt, ohne gleich darauf warten zu müssen, dass einem Flügel wachsen – so ist die Zivilisation ein Ergebnis humanistischer Bedürfnisse, denen seelische Notlagen und Gefühle (z.B. Liebe) eine Grundlage waren. Auch mächtige Menschen können in solche Notlagen geraten und denken sich dann Unglaubliches aus - ich sage

mal das Taj Mahal. Oder jemand hat seine Kinder und seine Familie verloren, und sieht nur noch Sinn in seinem Leben, wenn er dafür arbeitet, anderen dieses Schicksal zu ersparen. Das berühmte Helfersyndrom des hilflosen Helfers. Man nimmt so etwas nicht ernst, es wirkt immer wie ein Makel, ein Tick, eine Schwäche, und dennoch lebt so viel davon. Ich habe nur wenig Ahnung von den Philosophen des antiken Griechenlands, wie Homer, Platon, Diogenes, aber man hört ja die erstaunlichsten Dinge . Im Grunde ist dieses Helfen-wollen ein ganz wesentlicher Zug des Menschen, der aber aufgrund dessen, dass es sich zumeist um Menschen mit seelischen Knicks handelt, und diese deswegen im bestehenden System des Rechts des Stärkeren den Kürzeren ziehen, ein nur wenig durchschlagendes Image hat. Das macht ihre Leistungen aber nicht weniger wertvoll.
Allein die Tatsache, von animalischen, selbstsüchtigen und gierigen Menschen umgeben zu sein und die Duldung und Beeindruckung seitens vieler dadurch (ich verweise mal auf den Zusammenhang Aggressionen im Schulalltag), macht es für diesen (von mir aus ´Gutmenschen´ genannten), sich mit sozialen und seelischen Nöten befassenden, immer schwieriger, sich mit diesem Ventil eine Identität zusammenzubasteln. Die Achtung seines Tuns vor der Gesellschaft nimmt mehr und mehr ab. Seine bestimmenden Wesenszüge werden in die Kategorie ´Verlierer´ einsortiert.
Und doch sind sie für die zivilisierte Gesellschaft so wichtig. Doch wenn an dieser Schraube, den Machenschaften von Egoismus zusammen mit der „Nach-mir-die-Sintflut-Philosophie u. dgl. nicht lösend gedreht wird, wird die Menschlichkeit ins Mittelalter oder die Steinzeit zurückfallen. Da hilft dann auch nicht der äußere

Schein einer technologischen Vormachtstellung. Der Glaube, Geld und Technik könne alle Probleme der Menschen lösen, ist ein fataler Irrtum. Es zählt nur der Mensch, der Geist. Geld und Technik sind schöne Dinge, aber dass die Qualität einer menschlichen Kultur sich auf Menschlichkeit gründet, daran kann weder die Existenz noch die Perfektion dieser Kunstaspekte menschlichen Wirkens etwas ändern.

Auch wenn Heinrich in seinen Überzeugungen mittels seines Alters und dem dazugehörigen Hintergrund seiner Lebenserfahrung ein harter Hund war (er meinte einmal, ich käme ihm vor wie jemand, der im Krieg war, was mir im Kontext der übersättigten Gegenwart nicht von Vorteil zu sein schien), so kann ich ihm doch nicht nachsagen, er hätte überhaupt nicht an mich gedacht. Auf seine Weise meinen Jobverlust und den für mich wieder einmal einstürzenden Himmel mitfühlend, meinte er zu mir, ich könne doch mal promovieren. Es war mir eine Ehre von seiner Warte aus so etwas zugetraut zu bekommen. Sein Sohn war gerade damit angefangen, wie ich später erfuhr, und er assoziierte diesen Umstand mit mir. Fabelhaft! Ich meinte dann, ich wüsste gar nicht, ob ich das neben meinem Rentnerstatus überhaupt dürfe, und außerdem seien alle Themen, die mich interessieren, weit abseits der Qualifikation aus meinem Bildungsabschluss. Doch er hatte meine Gedanken schon in Fahrt gebracht. Ich meinte dann noch, so eine Ehrung sei doch völlig sinnlos; ich würde sie doch beruflich niemals brauchen. Er meinte, rein gesellschaftlich würde mir das aber bestimmt Auftrieb geben, woraufhin ich ihm sagte, dass ich mangels beruflicher Erfahrung und Nutzung wohl kaum Anerkennung unter anderen Trägern so eines Titels finden

würde. Heinrich meinte nur „Na und.“. Ich dachte nach: In der Tat, Katharina wäre bestimmt etwas begeisterter, wenn ihr quasi-/Ex-Schwiegersohn über die akademischen Würden auch zu Gesellschaftlichen käme.
Ich hatte aber die Nase voll, mich ständig nur auf den Hosenboden zu setzen und auf den Stuhl zu steigen, um ihr als Mensch akzeptabel zu erscheinen. So gut es Heinrich auch gemeint haben mag (hat es mir doch auch Einblick in seine Position vor und zu Katharina gebracht), ich sah mich einfach nicht meinen alten Ausbildungsort aufsuchen und an meine schlechten Zeiten dort erinnert zu werden, mit dem Rentnerstatus um den Doktortitel zum Sozialtarif zu feilschen, mich einer vorgeschriebenen Aufgabe zu stellen, nur im Hinblick auf das Kürzel vor dem Namen und ohne jede Begeisterung mich im Bildungsbetrieb, der anderen, gewöhnlichen Betrieben nicht so unähnlich ist wie man meinen könnte, wieder in seelische Not zu bringen, weil ich mich mit der Aufgabe nicht würde identifizieren können. Wenn ich es machen würde, dann doch nur unter der Bedingung, der Aufgabe mein Herzblut zu spenden.
Der Gedanke spukt mir noch im Kopf herum. Ich darf den Titel als Rentner erwerben, aber der Mut, als komischer Kauz oder Vogel zum zweiten Mal vor irgendeinem Professor zu stehen, dessen Gedanken bzgl. mir ich mühelos lesen kann, aber eben nicht verdrängen, schreckt mich ab. Der Bildungsbetrieb ist auf Erfolg angewiesen, wie jeder andere auch. Die Zeit der Mitarbeiter soll diesem Ziel dienen. Wo bitte sitzt da der Mann, der sich während seiner Arbeitszeit mit Themen auseinandersetzt, die quasi der Restauration eines Oldtimers gleichen - einem für das Funktionieren der tatsächlichen Welt sinnlos erscheinenden Unterfangen im Vergleich zur Sinnigkeit seines sonstigen Tuns?

Die Promotionen sind normalerweise Bausteine eines finanziell geförderten Forschungsvorhabens. Doch damit will ich ja gar nichts zu tun haben, und ich brächte auch gar nicht die Vorbildung mit. Da ziehe ich mich dann doch lieber auf die sichere Position meines Wunderglaubens zurück.

Call-Center sind ein grauenvoller Auswuchs penetranter Geschäftemacherei, der nur darauf aus ist, zu nehmen. Die Waren sind vom selben Wert, wie die Gewinne an den Losständen auf den Jahrmärkten. Jeder, der diese Zeiterscheinung ernst nimmt, erliegt dem tiefgreifenden Schwindel, der Anrufer habe genau für ihn etwas übrig, riefe quasi nur an, um einen Weg zu suchen, das persönliche Glück ins Haus zu tragen. Darauf basiert diese Masche.
Neben den schmierigen Arbeitsplätzen, die zudem nicht von Dauer und auch noch schlecht bezahlt sind, dienen diese Machenschaften nur dem Ziel, das eh schon meist hohe wirtschaftliche Niveau des Auftraggebers noch weiter nach vorn zu treiben. Man könnte meinen, man würde direkt aus der Hölle angerufen, wo arme Sünder jetzt im Fegefeuer schwitzend die Sünden ihres einstmals ausschweifenden Lebens abbüßen. Den Herrn dieser Hölle kriegt man nie zu Gesicht, und es gibt auch keine Möglichkeit, die armen Teufel zurückzurufen, denn die Nummern sind für eine Übertragung gesperrt.
So sind die Call-Center-Agents wie Rufer in der Wüste, deren Einnahmen sich möglicherweise auch noch aus Erfolgsprovisionen zusammensetzen. Das macht wütend und frustriert. Genau diese Energie wünscht ihr Arbeitgeber an dem potentiellen Kunden angebracht zu wissen. Angeordnetes Lügen und Taktieren, welches schon

oft teil des zu vermarktenden Produktes ist, kann so dem Frustabbau dienen. Der Zwang, für die eigene Existenz sorgen zu müssen in Kombination mit einer entwürdigenden, menschlich sinnlosen, ja kontraproduktiven Arbeit, lässt im Stelleninhaber ein Gefühl zurück, dass sich nur mit dem einer unter Existenznot stehenden Prostituierten vergleichen lässt, deren beste Zeiten schon weit zurückliegen.

Ich war so 34, als eine Bekannte einer Bekannten von Carmen mich ansprach. Ich war in schlechter Verfassung, hatte auch keine Arbeit und begann langsam, mich in theoretischen Untersuchungen eines Teilgebiets eines Teilgebiets der theoretischen Physik zu verstricken, die eindeutig für mein Leben keinen praktischen Wert würden haben könne, keine Perspektive würden liefern könne, und die anhand der damit verbundenen Introvertiertheit meinen Komplexen noch dadurch Nahrung lieferten, weil es nahezu unmöglich war, dabei einen Erfolg zu haben, und wenn, könnte ich ihn nicht in physikalischem Habitus niederschreiben, um sie dann einem Fachmann vorzulegen, der mich natürlich ob meiner beruflichen Qualifikation im Zusammenspiel mit meiner niedergeschlagenen Ausstrahlung gar nicht ernstnehmen würde. Das Gebiet der Zeitdehnung, um die es sich handelt, ist zudem auch noch eines, das den Ruf innehat, besonders von Verrückten aufgegriffen zu werden, die scheinbar hofften, einen Weg zu finden in bessere Zeiten zurückzukehren oder sie in der Zukunft zu suchen.
Bei mir war das alles nicht so, aber durch meine zu dem Zeitpunkt schlecht zu vertuschende Krankheit stieß ich auch wirklich auf Missbilligung bei einem alten und dementsprechend erfahrenen bzw. vorurteilsbehafteten

Professor. Wenngleich ich seine Ablehnung auch als eine Gemeinheit empfand, so musste ich doch die Chance nutzen, die mir Jüngere, also zwei Professoren und Doktoren im mittleren Alter, gaben. Wenn auch in dem Gespräch wohl eine gewisse Faszination für meine Gedanken rüberkam, so zeigte ich doch offenkundig riesige Wissenslücken im Bereich der Physik, die zu schließen notwendig gewesen wären, sollte ich meine Entdeckung(en?) einmal vor der Fachwelt vertreten. Auch wenn sie mir das rücksichtsvollerweise nicht so offen sagten, so war es mir doch selber klar geworden.
Auf diese Weise neben dem fehlenden Job auch noch in meiner Eigeninitiative niedergeschlagenen Selbstwertgefühls war mir, als besagte Susanne mich ansprach, als ginge die Sonne auf. Es ging nicht um Liebe, nein. Sie nähme an einem Improvisationstheater teil, und da würde ich, ja, gerade ich, genau noch fehlen. Sie sähe mir an, dass ich da ein Potential hätte.
Das gucke ich mir doch gerne mal an, meinte ich nicht ohne zu versäumen, darauf hinzuweisen, wie im Eimer ich gerade sei. Das macht nichts, ich würde schon sehen.
Carmen hatte dazu eine gespaltene Meinung. Einerseits war sie schon froh, dass ich mal hinter dem Schreibtisch hervorkam, denn sie hatte nicht nur meine Forschungen beargwöhnt, sondern ihr waren auch Schriftstücke unter die Augen gekommen, die wirklich nicht mehr aussahen, als kämen sie von dieser Welt. Ohne jetzt viel Gewese darum zu machen, möchte ich nur soviel sagen, als dass ich auch irgendwie in Untersuchungen zum Thema Antichrist und Sechshundertsechsundsechzig geschlittert war. Das waren noch Nachwirkungen des Pädagogiksemesters, während dessen ich mich voller Hingabe in eine Magersüchtige

verknallt hatte, die ihrerseits aber mir nicht die Resonanz entgegengebracht hatte, die ich mir wünschte.
Andererseits argwöhnte Carmen, ich würde beim Improvisationstheater Kontakt zu Frauen bekommen, und das würde, so nahm sie wohl nicht ganz zu Unrecht an, unsere Beziehung beeinflussen und in Frage stellen. Da hatte sie auch recht. Seit wir verheiratet waren nahm der Wunsch, wieder frei zu sein, bei mir noch zu, und auch abgesehen von den sämtlichen sonstigen negativen Einflussfaktoren wollte ich schlicht ´nach hause´. Zu hause war für mich der Ort, wo ich mich heil und ganz fühlte, wo Menschen sind, die meine Krankheit nicht sehen, und die daraus auch keine Vorurteile basteln würden. Nur, es gab dieses zuhause nicht. Es gab weder einen Ort noch einen Menschen, bei dem diese Wünsche Befriedigung gefunden hätten, und so blieben mir wieder nur meine Träume und Gedanken, meine stillen Sehnsüchte, in denen ich begann, mich wie in einem Verlies zu fühlen.
Ich bin sehr harmoniebedürftig, und so war dann der wöchentliche Besuch der Improvisationstheatergruppe auch untergründig immer von einem gewissen schlechten Gewissen gegenüber Carmen geplagt. Ihre Zuwendung, die einzige, die ich wirklich bekam, wenn ich mir auch etwas Schöneres vorstellen konnte, war doch der einzige bestehende Halt in meiner nicht nur im Begriff der Auflösung befindlichen, nein, tatsächlich vollkommen amorphen Welt.
Dennoch wurde dieser wöchentlich wiederkehrende Abend in der Theatergruppe für mich wie fruchtbarer Boden nach einem Siechtum in dem Sand einer emotionalen Wüste unter der blendenden Sonne einer bürgerlichen Fassade, mit der ich so gar nichts gemein hatte.

Zu Anfang gab es erst mal eine Viertelstunde Tai-Chi. Vorher warteten wir, eine Gruppe von ca. acht Leuten, auf den Gruppenleiter, der sich seine Existenz daraus und auch aus anderem, ähnlichem finanzierte. Jeder Abend kostete 20 Mark. Dann dachte er sich Szenarien aus, die wir, meist als Paar, in einer eigenen, improvisierten, dynamischen Interpretation umzusetzen hatten. Fehler konnte man keine machen. Es entschied die Wirkung auf die anderen, die in dem Moment Zuschauer waren, wie gut das zwei, drei Minuten dauernde Spiel war.
Bei KlauDi, dem Gruppenleiter, bürgerlichen Namens Klaus-Dieter, machte sich allmählich der Gedanke breit, wir wären allmählich so gut geworden, dass er mit uns an die Öffentlichkeit gehen könne. Das brächte ja schließlich endlich mal etwas Geld in seine ruinösen wirtschaftlichen Verhältnisse. Ich machte mir über Geld überhaupt keine Gedanken. Hauptsache in meine desolate Psyche käme endlich Leben. Bei den anderen aber war das anders. Die träumten sich schon auf große Bühnen mit rauschendem Applaus.
Ich bekam das Gefühl, Susanne könnte recht gehabt haben dass ich ein Potential fürs Improvisationstheater hätte, denn erstens machte es mir unglaublichen Spaß, und zweitens sagten mir das auch die anderen. Nebenbei waren tatsächlich über die Hälfte der Mitglieder Frauen. Ich hatte aber kein Begehren nach irgendeiner, auch nicht nach Susanne, die die Hübscheste war und mich auch mochte.
Wir traten auf. Erstmal bei einer schulischen Veranstaltung, dann ein kleiner Abend an der örtlichen Volkshochschule. An diesem Abend war auch eine Frau unter den ein, zwei Dutzend Zuschauern, die ich zwar sehr schnell wahrnahm, die mich aber nicht sonderlich beeindruckte, auch wenn sie ziemlich passabel aussah.

Wir machten unseren Job, und es klappte auch ganz gut. KlauDi hat sich alles, bestimmt nicht nur im Sinne seines leeren Portemonnaies, so ausgedacht, dass wir Selbstvertrauen für einträglichere Geschäfte sammelten.
Unsere Vorstellung war vorbei, das Geld eingesammelt, und nach weiteren potentiellen Mitgliedern im Publikum nachgefragt, der Termin unserer wöchentlichen Zusammenkünfte mitgeteilt, und, schau an, besagte, passabel, mittlerweile um einiges anziehender auf mich wirkende, junge Frau signalisierte Interesse. Sie hieß Mañu.
Ich sah sie dann ja wöchentlich, und es zeigte sich mir mit anschwellender Gewissheit, dass sie so dermaßen weiblichen Geschlechts war, wie ich männlichen. Was ich erst gar nicht so auf den ersten Blick wahrgenommen hatte, drängt sich mir nun mehr und mehr vordergründig werdend in meine sämtlichen Nervenbahnen, und ich begann, sie zu begehren. Viel später, als schon alles wieder vorbei war, sah ich in Muriel Baumeister eine gewisse äußerliche Verwandtschaft zu ihr.
In unserem gemeinsamen Spiel, dass ich immer öfter in der Wahl des Spielpartners forcierte, wogegen sie auch gar nichts hatte, fand sich eine wunderbare Harmonie. Während ich häufig für Impulse und Ideen zuständig war, nahm sie diese dankbar auf. Ich versuchte die ihren mit meinen improvisierten Interpretationen zu ehren, und so kamen wir uns näher. Mir ging ihre ganze Schönheit auf, sah nur noch ihren Mund, der soviel Zärtlichkeit versprach, die katzenartigen Augen, die Zartheit ihres Halse, ihres Nackens, den ich bemüht war, zufällig mit Mund und Gesicht zu streifen, einen Busen, bei dem es mir egal war, ob er ein Push-up-Produkt war, oder nicht, eine Taille, wie ich sie nur in schon ganz verstaubten Erinnerungen wiederfinden konnte, schmale, zierliche Schultern, langes,

dichtes und lockiges Haar von einer ebenso zurückhaltenden Farbe wie das meine, schlanke Beine, die im Vergleich zu ihrer bescheidene Körperhöhe lang und graziös waren, und nicht zuletzt Hüften, die wohl so gerade erst Hosen aus der Erwachsenenabteilung ausfüllten, und die ich mir im Rahmen unserer Übungsabende von allen Seiten einprägen konnte.

Forts. auf S.588

Schönheit

Standpunkt

Nennt man den Begriff Schönheit, so denkt der Angesprochene in den allermeisten Fällen an die Schönheit der Frauen, auch Frauen tun das. Für niemand ist es ein Geheimnis, warum das so ist – es ist eben so. Und auch ich kann mich nicht des Eindrucks erwehren, dass Frauen auf der Welt das Schönste sind. Sie scheinen dem Mann wie auf den Leib geschrieben, sind sein direktes Pendant, ohne sie ist er nicht ganz, ist sich seines Geschlechts nicht wirklich bewusst. S. Freud brachte es auf den Punkt, die Sexualität sei der Urtrieb des Menschen. Ich spreche hier für Männer, insbesondere für mich. Über Frauen könnte ich nur indirekt Behauptungen aufstellen.
Neben der Geschlechterfrage spricht die Schönheit der Frau beim Mann noch andere Seiten an. Man könnte fast meinen, es gäbe da keine Seite im Manne, die nichts mit der Schönheit der Frau zu tun habe. All sein Handeln, seine

gesamte Energie steht unter ihrem Einfluss. *Ihre* Schönheit ist wie ein Werben um ihn. Sie ergreift ihn im tiefsten Inneren, quasi an der Wurzel seiner Person. Mit ihrer Hinwendung steht und fällt die Kraft des Mannes. Wie kann so etwas sein?

Mich hat dieser Tatbestand sehr lange fasziniert, und immer wieder versuchte ich den Begriff Schönheit auf den Punkt zu bringen. So auch in meiner kleinen Ballade mit dem gleichnamigen Titel. Ich ging das Thema aus einer ganz anderen Perspektive an.
Zum Vergleich möchte ich hier eine Szene aus dem Spielfilm „American Beauty" nennen:
Der männliche Hauptdarsteller, ca. 17 Jahre alt, wurde Teile seiner Jugend weggesperrt. Seine Isolation hat ihn eine andere Sicht der Welt gelehrt. Er nimmt mit der Videokamera Szenen aus der Realität auf, die in seinen Augen Schönheit darstellen. Er führt seiner Freundin eine Szene vor, in der eine Plastiktüte vom Wind minutenlang in der Luft herumgewirbelt wird. Sie tanzt in seinen Augen. Er empfindet dies als die schönste Aufnahme, die er hat. Seine Freundin bekommt in seiner Gegenwart Zugang zu seiner Sichtweise und erfährt die Welt aus einer vollkommen neuen Perspektive. Er erscheint ihr wie ihr Erretter von der kleinkarierten, eingefahrenen Welt, in der sogar jede bahnbrechende Erneuerung nur wie eine Verwandlung des Hergebrachten scheint. Für sie gab es bis zu der Empfindung der Sichtweise ihres vom Leben gedemütigten Freundes nicht mehr die Hoffnung auf Lebendigkeit in ihrem Dasein.

Die Szene gibt Aufschluss über neue Möglichkeiten, sich dem Wesen der Schönheit zu nähern, so wie ich es in

meinem gleichnamigen Gedicht auch versucht habe. Ich hatte damals schon das Gefühl, ich könnte die Bedeutung der Schönheit soweit reflektieren, dass das Ergebnis einen zufriedenstellenden Stellenwert zur Tragweite der Schönheit in der Beziehung zwischen Mann und Frau erhält. Aber ich fand nicht den Aufhänger, an dem ich das Thema abspulen konnte, und redete so nur um den heißen Brei herum. Jeder neue Ansatz kam meiner Lösung zwar näher, aber ich verstand nicht, was es mir sagen sollte.
Ich verharrte im Rationalen, und begriff nicht, dass ich Irrationales erklären wollte. Eine Erklärung muss doch immer rational sein, so dachte ich, sonst wird sie nicht als Erklärung angenommen. Ich war erstaunt, als mir irrationale Aspekte einen befriedigenderen Weg zu einem erklärenden Konstrukt wiesen. Ich bekam es so mit einer Hilfsvariable zu tun, die ich ihrem Charakter gemäß Gott nenne.

Schönheit als physikalisches Phänomen

Da eine Argumentation mit Gott einen subjektiven Charakter hat, möchte ich eine rationale Betrachtungsweise für das Wesen der Schönheit vorausschicken.
Ich habe einmal gehört, dass die Bausteine des Lebens im Universum eine Affinität zueinander haben. Auf das Wesentliche reduziert sind Mann und Frau Bausteine des Lebens, und sie finden sich anziehend. Die Schönheit könnte im übertragenden Sinne die Rolle der Affinität zwischen den Geschlechtern spielen. Die Evolution könnte die Charaktere der Aminosäuren soweit mit der Entwicklung des Lebens weiterentwickelt haben, dass der Mann die Erscheinung einer Frau als ebenso anziehend

findet, wie es auch die Bausteine des Lebens im Universum tun. Nur das wir als menschliche, mit Geist ausgestattete Wesen dieser Kraft eben den Namen Schönheit gaben.

Diese nüchterne Abhandlung einer so grundlegend das Leben bestimmende Kraft scheint völlig unangemessen, geradezu grotesk. Eins aber geht aus der Betrachtung hervor, nämlich dass die Schönheit eine Kraft ist. Das Leben verändert sich durch diese Kraft. Ein Beispiel aus ganz anderer Richtung wäre, an einem schönen Ort in einem schönen Haus zu leben. Eine schöne Umgebung verändert den Gemütszustand. Nicht umsonst spielen so viele Leute Lotto.
Menschen erleben Glücksmomente, von denen sie noch Jahre später erzählen, wenn sie von einer schönen Tänzerin auf die Bühne geholt werden. Schönheit hat große Kraft.

Bei genauem Betrachten der Beispiele wird aber klar, dass nicht die Affinität der Aminosäuren im Universum eine befriedigende Erklärung für das Phänomen Schönheit sein kann. Eine Behausung enthält keine Aminosäuren, schon gar keine, mit denen man sich fortpflanzen könnte, sprich Baustein des Lebens sind. Es erklärt auch nicht die Schönheit der fliegenden Plastiktüte vor einer Betonwand, wie bereits genannt. Auch kann nicht geklärt werden, warum der Blick zum Sternenzelt den Menschen so fasziniert, dass kein anderer Begriff als Schönheit treffender wäre.
Es wäre müßig, jetzt alle Beispiele für Schönheit aufzuzählen, die Menschen je fanden. Klar ist, dass es mehr ist, als die Anziehung der Geschlechter untereinander.

Hypothese

Hinter allen sprachlichen Begriffen verbirgt sich auch nur eine Definition. Das kann sofort bezweifelt werden, denkt man daran, wie viele verschiedene Gesichter die Liebe hat. Ebenso kann man anführen, dass Eskimos 26 (?!) verschiedene Begriffe für Schnee haben. Letztendlich sind es aber die Gesichter des Schnees. Schnee bleibt immer Wasser in Kristallform; die Kristalle können unterschiedlich sein. So sind auch die Gesichter der Liebe eben nur verschiedene Formen ein und desselben Oberbegriffs, der Liebe. Wir wissen alle, was wir schön finden, und oft entdecken wir etwas Neues. Aber trotzdem wissen wir sofort, es ist *schön*. Wir wissen, ob wir etwas lieben, sei es das Kaminfeuer, das Rauschen des Meeres oder das Lachen eines Kindes. Das alles ist Liebe, denn wir sagen und fühlen es.

Bewusst habe ich die Liebe mit ins Spiel gebracht. Ich bin der Meinung, sie ist mit der Schönheit verwandt. An Menschen oder Dingen, die wir lieben, finden wir mit Sicherheit etwas, dass wir schön finden - z.B. die Weisheit und Güte in den Falten im Gesicht der geliebten Oma.
Auf der anderen Seite ist es oft die Schönheit, die uns die Tür zur Liebe öffnet. Z.B. achtet man hierbei auf offensichtliche Schönheit – die TV-Werbung nutzt diesen Umstand aus. Das dabei ein großer Schaden angerichtet wird, möchte ich nur am Rande erwähnen.
Es gibt so viel mehr Schönheit, zu der aber oft viel mehr Mühe gehört, sie zu entdecken. Ich bewundere an dieser Stelle immer die Fotografen, Maler, Dichter und Künstler im Allgemeinen, die die Fähigkeit haben, durch den bloßen Blick oder die Vorstellungsgabe Seiten der Schönheit zu

finden, und sie dann auch noch mit großem Geschick vielen Menschen aufzuzeigen. Ohne die Kunst wäre die Welt um vieles ärmer. Deswegen, weil man in der heutigen Bilderflut Angst vor dem Abstumpfen der Menschen bekommen kann. Mit dem Verlust eines Blickes für die Schönheit in all ihren Varianten läuft man meiner Meinung nach Gefahr, die Liebe zu verlieren. Z.B. auch die Liebe an der Wissenschaft, wie auch immer sie geartet sein mag, da das Interesse verflacht. Schönes weckt Interesse, Interesse ist die Grundlage der menschlichen Zivilisation. Nicht umsonst wird schon im Pädagogikstudium gelehrt, dass sich die Lehrkraft für den Unterricht schön machen sollte.
Ich möchte diesen Absatz zusammenfassen mit dem Wirkungspfad: Schönheit erzeugt Interesse, Interesse führt vielleicht zu Beschäftigung damit, was dann vielleicht zu Liebe führt.

Das Wesen der Schönheit

Würde ich jetzt einfach so sagen, die Schönheit ist Gott, so würden viele es abtun mit so etwas wie, ja ja, der ist eben Christ, der glaubt – Glaube, Liebe, Hoffnung etc.. Doch leider habe ich lange darüber nachgesonnen und bin, wie gesagt, zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen, bis ich an einem grauen, feuchten Dezembertag einen Spazierweg zu einem Freund entlanggegangen bin. Während ich so auf das matschige Herbstlaub sah und mir die Kälte in den Kragen kroch, musste ich an den Sommer denken, in dem das ganze matschige Laub wunderschön grün und vielleicht im warmen Wind rauschend an den Bäumen hing. Es war einmal schön gewesen. Und irgendwo in diesem Matsch muss dank meiner Fantasie

noch diese Schönheit versteckt sein. Mit Sicherheit aber ist es so, hätten da nicht diese Matschhaufen herumgelegen, ich hätte nicht an den warmen Sommer gedacht, nach dem ich mich jetzt auf einmal sehnte. So in Gedanken versunken fand ich mich vor der Haustür meines Freundes wieder – und fror gar nicht mehr. Vielleicht war es die Bewegung, vielleicht die warmen Gedanken. Fest stand für mich, dass mich matschige Laubhaufen etwas Schönheit gelehrt hatten.

Mag sein, dass es wirklich an meiner christlichen Erziehung liegt, was dann begann, sich in meinem Kopf zusammenzufügen:
Man sagt, Gott wohnt in allen Dingen. Aber wie wohnt er da? Ist alle Materie Gott? Ist das Universum Gott? Ich denke an die Aminosäuren, die sich so anziehend finden, und daran, dass wir uns von Gott kein Bild machen sollen. Auch ein Aminosäurenmolekül wäre ein Bild. Gott ist kein Bild, kein Gegenstand, kein Körper. Aber ohne die Anziehung der Aminosäuren, ja vielleicht auch der Gravitation, gäbe es kein Leben – und damit auch nicht den Menschen.

Der Mensch wurde geschaffen nach dem Bild Gottes. Wie kann das sein, wir dürfen uns doch kein Bild von ihm machen? Wo ist Gott bei den Aminosäuren? Die Antwort liegt auf der Hand: Es kann sich nur um die Affinität handeln. Ohne diese Hypothese jetzt weiter auszuwalzen möchte ich meinen Standpunkt nennen:
Gottes Schöpfung hat bestimmte Gesetze: z.B. die Affinität. Der Mensch ist nicht sein Ebenbild der Erscheinung nach. Aber er hat allem Lebendigen nur eins voraus: seinen Geist. Unser Geist ist Gottes Ebenbild. Wir

können unseren Geist erkunden. Das kann sonst kein lebendiges Wesen. Wir können uns bewusst entwickeln, so wie sich seine Schöpfung entwickelt. Wenn wir, Teil seiner Schöpfung, uns bewusst entwickeln, ist in der Schöpfung ein lebendiger Geist. Und wenn in allen Dingen Gott wohnt, ist er der lebendige Geist der Schöpfung.

Bestimmt wird auch noch gefunden werden, was vor dem Urknall war, aber zunächst ist da nur dieser nicht in Dimensionen zu fassende Punkt, aus dem unser Universum, die Schöpfung entstanden ist – ein Nichts. Es ist also, wie in der Schöpfungsgeschichte beschrieben, aus nichts alles geworden.
An das Beispiel mit der Affinität geklammert kann ich natürlich auch weiter zurückgehen, und mich fragen, wie denn die Aminosäuremoleküle entstanden sind, und die Atome und deren Bestandteile. Bleiben wird am Ende nur, was wir nirgends fassen können: Die Gesetze, durch die sich alles fügt – der Geist. Es wird manchmal von Teilchen geredet, die die Massenanziehungskraft übertragen, die Gravitonen, doch gefunden wurden sie trotz großem Aufwand bisher nicht

Menschen, die schon einmal die Grenze vom Leben zum Tod überschritten haben, medizinisch definitiv tot waren, aber mit Hilfe der Medizin zurückgeholt wurden, haben Erfahrungen wiedergegeben, die sie in diesem toten Zeitraum gemacht haben. Es ist daraus ein ganzer Forschungszweig geworden, die Erforschung der *Nahtoterfahrung.*
Die Probanden hätten beobachtet, wie sie operiert worden wären, oder wie tote Verwandte, die sie in dieser Zeit getroffen hätten, ihnen sagten, es wäre für sie noch nicht an

der Zeit. Sie konnten sagen, mit welchen Geräten sie operiert worden waren, standen neben sich am Operationstisch, und sahen sich selbst dort liegen. Sie wären an einem Ort des Friedens und der Harmonie gewesen und spürten keine Trauer, die Welt verlassen zu haben.
Die Forscher haben sich gefragt, wie so etwas theoretisch möglich sein kann, und es gibt natürlich auch viele, die diese Nahtoterfahrungen für Scharlatanerie halten. Aber die Forschung wird an etablierten Institutionen durchgeführt und wissenschaftlich veröffentlicht. Die Wahrheit der Aussagen der Probanden ist festgestellt worden.

In der Hirnforschung ist man schon lange auf der Suche nach dem Sitz des Bewusstseins im Menschen. Es wurde bisher nur festgestellt, welche Teile des Gehirns für bestimmte Fähigkeiten zuständig sind. Ein Ort, der Bewusstsein hervorruft, konnte mit keine Mitteln gefunden werden.
Eine Theorie lautet, die Summe der Fähigkeiten führe zu einem Bewusstsein. Eine andere, weit verwegenere Hypothese geht davon aus, dass wir Menschen ein gemeinsames Bewusstsein hätten, dass außerhalb unseres Körpers liege, und für dass unser Gehirn wie ein Empfänger ist, wie ein Radio sozusagen, mit festeingestellter Empfangsfrequenz - die Quantenphysik ließe solche Vorgänge zu. Somit wäre dann der Ort des Bewusstseins nicht zu bestimmen. Wollte man quasi einen Ort der Sendung feststellen, den Sitz des kollektiven Bewusstseins also, so kann ich mir das nur in einem Science-Fiction Film vorstellen. Denn es würde bedeuten, dass mit der Auslöschung dieses Ortes kein Bewusstsein mehr existiert.

Geistige Schönheit

Nehme ich die Möglichkeit einer extrakorporalen Existenz nach dem Tod ernst, so ergibt sich für mich folgendes Bild: Im christlichen Glauben ist seit der Kreuzigung Jesu vom ewigen Leben die Rede – im Grunde ein kaum vorstellbarer Umstand. Ich habe mich mit dem Phänomen Tod schon in dem Aufsatz „Der Weg des Wassers" beschäftigt. Insbesondere meine ich in diesem Zusammenhang den Absatz „Hände Gottes", wo ich die Ansicht vertrat, Menschen müssen einander helfen, um Unheil abzuwenden. So seien wir alle die Hände des Körpers Gottes.
Im Zusammenhang mit der Existenz eines allgegenwärtigen, lebendigen Geistes, der sich entwickelt, ist folgendes Modell denkbar: Für die Entwicklung der Schöpfung ist ein Kreislauf vom Werden und Vergehen unumgänglich. Kein Geist wäre schön, der den Tod in sein Kalkül miteinbezieht. Aber es ist ein schöner Geist, denn nichts, was je seinen Geist in sich trug, wird vergehen. Die Nahtoderfahrenen berichten von einem Zustand des Friedens und der Harmonie nach dem Tod. Wie auch immer dieses Todesreich geartet sein mag, vielleicht ist in ihm der Sitz des kollektiven Bewusstseins – überall also womöglich.

Welches Leben wir auch immer geführt haben mögen, nach dem Tod ist es vergessen, und wir sind qualifiziert, Teil von Frieden und Harmonie zu sein.
Persönlich glaube ich, dass wir auch zu Lebzeiten diesen schönen Geist in uns tragen, denn sonst könnte er nicht so abrupt nach der Abnabelung von der diesseitigen Welt auftauchen – er war schon immer da.

Ich treibe es auf die Spitze, wenn ich sage, dieser Geist ist zu jeder Zeit und immer in allen Dingen, wie hässlich oder schön sie auch auf den ersten Blick erscheinen mögen. Hierzu möchte ich noch einmal an den Satz erinnern, Gott wohnt in allen Dingen.
Gibt es tatsächlich das kollektive Bewusstsein, und ist Gott, eine Einheit, in allen Dingen, dann sind wir alle und alles um uns herum in jedem Moment eins. Wir teilen uns *nicht* diese Einheit mehr oder minder gerecht auf, wir sind eins.

Forts.auf S.581

Das menschliche Paradigma

Einleitung

Der kategorische Imperativ Immanuel Kants ist ein Vermächtnis der Philosophie an die Menschheit. Er ist die Essenz des Versuchs, die Welt des Menschen in einen Gedanken zu fassen. Die Motivation zu diesem Versuch ist das kopfschüttelnde Erstaunen über die Vorgänge auf der Erde, die beherrscht von der Existenz des Menschen ist.
Immanuel Kant war kein Mensch, der das öffentliche Leben liebte. Im Gegenteil, er lebte zurückgezogen-asketisch und beschränkte sich aufs Denken. Damit drängt sich die Frage auf, wie er denn über den Menschen nachdenken konnte, wenn er sich denn so vollständig seiner Gegenwart entzog? Die Antwort kann nur lauten,

dass er aufgrund seiner in der Vergangenheit liegenden Erfahrungen das Geschehen in der Welt extrapolierte, sich damit nicht abfinden konnte, und nach einer Lösung suchte.
Wenngleich der kategorische Imperativ keine Formel ist, die einen Menschen wie den anderen sein oder werden lässt, da hier immer noch das einzelne Individuum Designer seines Ausdrucks für Kants Idee bleibt, so wird es doch unter einer Diktatur des kategorischen Imperativs immer der geistige Hintergrund Immanuel Kants bleiben, der die Menschen eint. Wäre die Arbeit Kants kollektives Bewusstsein, so wäre die ihr hörige Spezies zwar ein intelligentes Wesen, aber eben kein Mensch mehr. Kant hat ein Ideal geschaffen, eine neue Welt, die nichts weiter ist als der Wunsch nach einer menschlichen Gesellschaft, die aufgrund von Gesetzen funktioniert wie ein Computerprogramm. Ich bezweifle, dass Kant die Natur des Menschen durchgeistigt hat. Er hat lediglich beobachtet, und versucht, mit seinem freien Geist ein Gesetz zu finden, welches die Menschheit besser macht – ungefährlich und domestiziert.
In dieser Gesellschaft wäre Kant der Gott gewesen. Er hätte das Gesetz erschaffen, wie der Schöpfer die Naturgesetze. Wäre Kant Naturwissenschaftler gewesen, hätte er es sich sicher nicht so einfach gemacht. Bei Licht betrachtet war er ein Techniker. Er betrachtete die Menschheit wie ein Ingenieur seine Maschine, sieht ihre Fehler und löst sie, indem er die Maschine verändert. In der Naturwissenschaft ist dies nicht möglich. Vor der Gentechnik war es nicht möglich, in Systeme der Natur einzugreifen. Man ist ihnen grundsätzlich ausgeliefert, und die Erkenntnis des Gleichgewichts, in dem sich die Natur befindet, lässt auch bezweifeln, ob ein Eingriff sinnvoll ist.

Der Mensch mit seinem Allmachtswunsch tut dies, um seine Probleme zu lösen wider des Wissens um das natürliche Gleichgewicht – einfach, um selbstgeschaffene Ideale wie z.B. Religion und Menschenrechtskonventionen zu schützen.

Der Geist

Die selbstgeschaffenen Gesetze der menschlichen Gesellschaft sind künstlicher Natur. Die Natur hat andere hervorgebracht. Jeder Naturphilosoph wird Gesetze, die nicht der Natur selbst entsprungen sind, ablehnen. Kant war also weder Naturwissenschaftler, noch Naturphilosoph. Kant hat sein menschliches Gehirn, das ein Produkt der Natur ist, hergenommen, und ein Programm einer intelligenten Gesellschaft entworfen, das den Menschen entschärft. Er wollte seinen Geist züchten oder züchtigen, ihm seine Zähne ziehen, seine Krallen stutzen, und ihn auf diese Weisen vollständig von seiner tierischen Natur ablösen.
Es steht geschrieben, dass wir Menschen die Herren über die Schöpfung Gottes sein sollen – mittlerweile kann man sagen, wir sind es. Angelehnt an Kants Werk stellt sich da die Frage, wie wir dies sein sollen oder hätten werden können, hätten wir nicht immer etwas von der Schöpfung in uns getragen, und hierbei ist bestimmt nicht nur unser Körper gemeint! Auch unser Geist und unsere Seele ist durchflochten von der Natur der Schöpfung, der lebendigen und der toten. Im Menschen steckt die Essenz der gesamten Schöpfung, und ich erdreiste mich zu sagen,

dass er, wie es unsere christliche Religion sagt, die Krone der Schöpfung Gottes ist.

Krone der Schöpfung – ein sehr allgemeiner und dehnbarer Begriff. Ich wäre nicht der erste, der ihn zu definieren sucht. Ein Pädagogikprofessor sagte mir einmal, der Mensch sei Geist. Damit wäre die Krone der Schöpfung wohl der Geist, doch damit drängt sich sofort die Frage nach der Definition des Geistes auf. Der menschliche Geist als Krone der Schöpfung ist – ja sicherlich wohl nicht allein der Geist, wie ihn der Herr Professor hat – vielmehr der Geist des Menschen, so wie er sich in allen Menschen manifestiert.
Ein Geist, wie wir ihn aus dem Gespräch mit der Familie, den Freunden, Bekannten und Nachbarn kennen. Aber auch ein Geist, wie er sich uns in der Zeitung, dem Fernsehen, Radio und Internet offenbart. Auch ein Geist von Soldaten, Demonstranten, Randalierern, Dieben, Mördern und Arbeitskollegen. Der Geist von Kindern, Jugendlichen, Eltern, Großeltern und Sterbenden. Der Geist von kinderlosen Doppelverdienern, Finanzmaklern, Börsenspekulanten, Bankiers, Industriellen, Selbständigen, Arbeitslosen und Obdachlosen. Der Geist von Krebs- und Herzkranken, von seelisch-, geistig-, oder an Alzheimer Erkrankten. Auch der Geist der Menschen, die sich die einfachsten Bedürfnisse nur mit Mühe befriedigen können – Menschen in Entwicklungsländern, wo es nichts gibt, was nicht knapp oder überhaupt nicht vorhanden wäre. Einsame Menschen, Menschen die so bekannt sind, dass sie von der Yellow-Press zerfetzt werden, Menschen, die soviel Geld haben, dass sie niemandem mehr trauen, und deswegen nicht wissen, wer sie liebt. Auch der Geist von Verliebten oder Wütenden, Traurigen. Menschen, die das

Wichtigste in Ihrem Leben verloren haben, Menschen, die neidisch, gierig oder wollüstig sind.
Kurz, alles, was der menschliche Geist hervorbringt an Qualitäten, Emotionen und Sinnlichkeit. Der Geist ist nicht bloß Ratio. Wollte man den Geist auf Verstandesleistungen reduzieren, so beraubte man ihn der gesamten Grundlage seines Denkens. Erst Erfahrungen der Sinne und in deren Folge die Katalyse in Emotionen erlaubt es den letzen, obersten Schichten des evolutionär gebildeten Großhirns, eine Reflexion der Erlebnisse in Betracht zu ziehen.

Erziehung

Dies geht auch ohne Bildung. Bildung schafft lediglich Inseln des Abstrakten im Denkapparat. Schule ist ein künstlicher Lebens- und Erfahrungsbereich, der dem menschlichen Denken lustige Spielzeuge an die Hand gibt, da in der Regel das Leben des Einzelnen selbst nicht individuell mit in die Erfahrungsaufnahme miteinbezogen wird. Die allumfassende bildende Atmosphäre, wie sie in der vorindustriellen Zeit vorgeherrscht hat, als der Sohn noch vom Vater lernte was er zur Lebensgrundlage brauchte, ist vorbei. Nimmt man das Wesen moderner, zivilisatorischer Bildung als Zeug zur Lebensgrundlage, so würden wir alle Intellektuelle, denn unsere Bildung ist Bildung zur Schaffung von Bildung.
Ich schreibe dies nicht um intellektuelle Werte in Frage zu stellen, sondern nur, um aufzuzeigen, was die Philosophie vom Menschen als ausschließlich rationaler Geist anrichtet, treibt man sie auf die Spitze. Ich möchte beweisen, dass es notwendig ist, den einzigartigen menschlichen Geist in seiner Gesamtheit zusammen mit seinem animalischen

Ursprung zu sehen. Nur auf dieser Basis findet Bildung ihre kategorische Durchdringung der Persönlichkeit.
Als Beispiel seien hier Anti-Gewalt-Programme an den Schulen gegeben: Sie finden nicht den Weg in das Denken derer, die ihrer bedürfen. Sie versuchen, einem Aggressionspotential einen rational-geistigen Helm überzustülpen. Es wird an den Symptomen kuriert. Mittel und Wege zur Erziehung zum friedlichen, gewaltfreien Menschen, wie sie noch in der vorindustriellen Zeit üblich waren, sind aufgrund künstlich erschaffener Idealvorstellungen der menschlichen Gesellschaft abgeschafft worden, auch wenn sie in der Natur eines jeden Pädagogen verhaftet sind. Bemerkenswert ist hierbei der Umstand, sollte ein Pädagoge keine geistigen Anlagen mehr zum vorindustriellen Zeitalter haben, so ist er ein beruflicher Versager, oder verfügt über eine charismatische Persönlichkeit bzw. Sexappeal.
Doch bitte ich Sie, den verehrten Leser, diese Ausführungen lediglich als Exkurs zu betrachten. Wichtig ist mir nur, zu sagen, dass Erziehung Bildung ist, und Bildung nur dann einen Wert für die Entwicklung des Menschen darstellt, wenn sie auch Erziehung ist. Der Mensch verdaut geistige Nahrung nur, wenn sie mit sinnlicher Erfahrung verknüpft ist. Dies kann auch insbesondere eine Beziehung zum Lehrkörper sein. Die Qualität der Erfahrung ist dabei für den Erfolg des Geistes nebensächlich. Wichtig ist nur ein wie auch immer gestalteter Kontakt. Für die Entwicklung der Persönlichkeit und des späteren Charakters des Probanden allerdings spielt die Qualität umso mehr eine Rolle. So möchte ich feststellen, dass vorindustrielle Methoden zwar wirksam sind für die Schulung des Verstandes, allerdings haben sie

auch die Spaltung des Geistes in Rationales und Irrationales hervorgebracht, und das ist falsch.
Die Erfahrung, dass Menschen übelsten Charakters hochintegrierte und verehrte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sein können, ist der Beweis für die Spaltung des Geistes. Angepasstes Verhalten vor dem Hintergrund einer verabscheuungswürdigen Qualität persönlicher Motivationen ist heutzutage keine Seltenheit mehr. Niemand findet daran etwas Ungewöhnliches. Nichtsdestotrotz ruiniert dieser Umstand das Vertrauen unter den Menschen und damit die Grundlage einer funktionierenden Gesellschaft. Geschah es in der früheren Geschichte des Menschen nur Wenigen, dass ihnen während ihrer Erziehung Leistungen ihres Verstandes mit Härte und/oder Gewalt abverlangt wurde, es gab ja noch keine Schule, und so eine Spaltung des Geistes provoziert wurde, so geschah es mit Beginn der Schulpflicht der Mehrzahl der Schüler durch ihren Lehrer. Gerne schlugen und schlagen auch enttäuschte Eltern wegen schlechter Leistungen zu. Das Kind sieht sich in der Bedrängnis, seine Talente hintan zu stellen und sich unter dem Licht seiner Schulleistungen zu sehen.
Immer noch gibt es Bildungsprogramme. Wie soll eine einzelne Person auch 30 kleinen Rekruten individuell zur Seite stehen? Auch die bezuggebende Erziehung durch die Eltern, wie sie in der vorindustriellen Zeit üblich war, gibt es nicht mehr – die Lehrerin macht das schon. Da ist es nicht verwunderlich, dass unsere Kinder verwildern. Sie wachsen ohne Bezugsperson auf. Eltern geschieden, neuer Partner des Elternteils, Pädagoge ohne menschlichen Bezug, unterbezahlte Sozialarbeiter, denen die Hände gebunden sind, egoistische, unmenschliche Arbeitgeber, die

selbst Not leiden – so geht das weiter, bis irgendwann die Kiste zuklappt – großartige Gesellschaft!
Die Schulabgänger von heute kennen zwei Welten: Die frustrierende, eintönige, pflichterfüllte und langweilige, die man ergreift, wenn man sonst keinen Spaß haben kann, weil man damit Geld verdient, und das wiederum beeindruckt dann andere Menschen, womit man sich dann dafür rächt, dass man eine einsame, beziehungslose und bedrückende Kindheit hatte, und die andere, die irrationale Welt, in der man alles darf, Party macht, Spießer erschreckt und zügellos seine Gelüsten nachgibt – das geht, denn man hat ja Freunde, so lange man sie noch hat....
Die Spaltung des Geistes ist perfekt: Konfrontiert man einen Irrationalen mit der Gedankenwelt, so wendet sich dieser angewidert ab. Lädt man einen Rationalen auf eine Party ein, so verdirbt er sie. Wir haben nur noch halbe Menschen!

Gesellschaft

In der Bergwelt des Himalaja, an den Polen unserer geliebten Erde, in den Wüsten dieser Welt, ihren Urwäldern, dort wo Armut, Gefahr, Not und existentielle Härte das Dasein bestimmt, leben Menschen, die haben von alledem noch nichts erfahren. Abseits der Zivilisation leben Menschen, deren Geist noch keine Gewalt angetan wurde. Sie kennen keine Degeneration aufgrund schwülstiger Kopfgeburten. Ihre Weisen sind Mitglieder ihrer gewachsenen Gesellschaft, die während ihres Heranwachsens gezeigt haben, dass sie seltene Fähigkeiten haben. Sie sind damit geschaffen für ihre Stellung als Berater in Zukunftsfragen, als Heiler oder einfach guter

Bote. Sie werden nicht weiter für die profanen Aufgaben des Alltags herangezogen. Sie sind Menschen des Geistes und haben damit eine Qualität, die sie einzigartig macht. Man hat festgestellt, dass solche Objekte menschlicher Existenz in unserer, fortschrittlichen Gesellschaft als geisteskrank und damit unbrauchbar gelten würden, während ihnen doch in ihrer ursprünglichen Gesellschaft ein Platz und eine Aufgabe zugewiesen wurde.
An diesen ursprünglichen Völkern der Natur kann man sich ein Bild vom gesunden Gehirn verschaffen. Auch dort gibt es Hierarchien, wie bei uns in der Zivilisation oder in Wolfsrudeln und wie bei allen Herdentieren. Das ist also unumgänglich, wenngleich der moderne Homo sapiens sapiens dies anzweifeln möchte. Faktoren zur Bestimmung der eigenen Position in der Hierarchie sind Alter, Schönheit und Leistung. Der geisteskranke Schamane bekleidet eine Sonderstellung wie Mirakulix und Troubardix bei Asterix und Obelix.
Hierarchien sind wichtig, da sie die Verantwortung aufteilen, aber nicht nur das: Verantwortliche haben zudem immer die Aufgabe, Unterstellten eine Bezugsmöglichkeit zu bieten. Der Bezug regelt das Verhalten. Ist man in seinem Verhalten/ seiner Moral gefestigt, steigt man in der Hierarchie auf. Auf diese Weise erreicht man einen festen Zusammenhalt unter den Menschen wie in einem Netzwerk. Vertrauensbruch ist daher ein furchtbares Vergehen. Das Zerstören des Vertrauens ruiniert die Verbindungen im Netzwerk, die sich wie starke Seile durch die Gesellschaft spannen sollen.

Kennzeichen einer degenerierten Gesellschaft ist also das Fehlen des Vertrauens zwischen den Mitgliedern des Netzwerks. Aber nicht nur das: Auch gibt es degeneriertes Vertrauen. Dies ist eine besonders perfide und schwer zu durchschauende Form der Netzwerkverbindungen. Allen ihren Formen ist gemein, dass sie eine idealisierte Vorstellung anbeten, die nur durch die Existenz einer konträren Umgebung existiert. Die konträre Umgebung ist in der Regel die Mehrheit, die Gesellschaft bzw. eine Staatsform. Neonazis finden Gleichgesinnte, unter denen sie eine höhere Stellung einnehmen können, als sie dies in der etablierten Gesellschaft tun könnten. Dazu gehören auch Sekten, Verbrechernetzwerke und Atomkraftgegner (?), sprich jede ernstzunehmende Randgruppierung. Sie alle lehnen sich auf gegen eine Übermacht bzw. die Macht an sich, so sehr sich diese auch bemüht, gerecht zu sein. Grund dafür ist der fehlende Bezug zur Macht, zu den Führenden, Regierenden. Ein Volk, dessen Größe das Fassungsvermögen des Geistes des Individuums übersteigt, birgt diese Gefahren grundsätzlich in sich. Die Folge davon ist der institutionalisierte Ordnungshüter, dessen Schicksal es auch wieder ist, mit der Bezugssuche der zur Ordnung Gerufenen konfrontiert zu werden, sprich: der Überbringer der schlechten Botschaft wird immer gelyncht.
Für eine mächtige Zivilisation stellt sich also immer das Problem der Bezuggabe. Welcher Mensch, der noch in der geistigen Entwicklung ist, will sich schon einer anonymen Macht unterordnen. Er will sich an denen reiben, die ihm Vorschriften machen wollen, und wenn seine Eltern gerade mit ihren neuen Partnern beschäftigt sind, der Chef ihn nicht mal vom Namen her kennt und er vom Lehrer nur

den Rücken sieht, ist es eben der arme Polizist, der ihn daran hindern will, die Menschen mit seiner Meinung zu beeindrucken.

Das alles geschieht vor dem Hintergrund, den noch, wohlgemerkt *noch*, fast jeder Mensch kennt, dass nämlich jeder Mensch in seiner Sippe eine ganz besondere Stellung einnimmt. Aber was, wenn es keine Sippe mehr gibt? Seit der industriellen Revolution müssen Menschen ihrer Arbeit hinterher reisen, Sippen und Familien werden auseinandergerissen, Menschen vereinzeln. Entwurzelte Menschen finden sich kurz in Gruppen zusammen und trennen sich wieder, für immer. Desgleichen bei Partnerschaften. Männer zeugen Kinder wie Kater und verschwinden wieder. Unterhaltsfragen regeln Rechtsanwälte zugunsten derer, die mehr Geld oder bessere Beziehungen haben, neue Partner müssen her, Interessen werden gewechselt wie die Unterhosen, dementsprechend die Gruppen Gleichgesinnter. Je schneller, desto besser.
Der Mensch von heute lebt schnell, aber wo bleibt seine Seele? Die ist einfach nur langsam und darum im Weg, und wem sie nicht im Weg ist, dem macht sie sich davon... denn es will doch keiner mehr etwas von ihr wissen, und ihre Bedürfnisse sind sowieso allen egal. Sie soll modifiziert werden, leistungsfähiger gemacht, die Turbo-Seele, aber die bleibt so, wie sie ist, und das seit Hunderttausenden von Jahren.
Unsere moderne, hochtechnisierte Zivilisation hat uns wunderbare Geschenke gemacht. Der Mensch hat bewiesen, dass er die Krone der Schöpfung ist. Es hat ihm nicht gereicht, dass wir Gottes Wort empfangen haben, in dem das steht. Wir wollten es selber wissen und es allen zeigen. Wir haben uns über sein Wort gestellt. Seine

Gebote brauchen wir nicht, wir haben selbst Gesetze erfunden. Wer ist das überhaupt, Gott? Kennt ihn einer, hat ihn einer gesehen? Wie soll er uns denn da kennen? Nein, nein, das nehmen wir lieber selber in die Hand. Die Früchte am Baum und in der Erde sind ja ganz lecker, aber das kann doch nicht alles gewesen sein! Und Igel und Katze und Kuh die machen eh nicht was ich will – ich will zeigen, was für ein Held ich bin!
So sagt der Mensch. Er will zeigen, demonstrieren. Es muss zum Anfassen sein, und lecker, schön, wie ein Traum eben. Menschen sind sinnliche, emotionale Wesen. Jeder rationale Gedanke ist auf Erfahrungen aufgebaut, die irgendwie und wenn auch nur im entfernteren Sinn mit irgendetwas Körperlichen, Fleischlichen oder Sinnlichen zu tun haben. Das muss man wissen, wenn man sich Gedanken über Menschen macht.

Wenn man jetzt dieses Irrationale vom Geist abspaltet, kann und wird die Wirkung immer folgende sein: Fleisch und Sinnlichkeit, sprich, das animalische, irrationale, werden siegen, denn sie liegen tiefer, waren lange da, bevor der rationale Geist zu Tage trat, und das macht es so gefährlich, wenn man mittels institutionalisierter Erziehung spaltend auf das Kontinuum Körper, Geist und Seele einwirkt. Jeder Mensch schleppt immer dieses Kontinuum mit sich herum. Ob er nun seelenlosen Stoff in der Schule büffeln muss, oder ob er später in der Arbeit sein Gehirn beim Pförtner abgibt. Es ist merkwürdig: Jeder weiß eigentlich, dass er einen Menschen nur in seiner Gesamtheit kriegt, aber immer wieder wird versucht, nur einzelne Fähigkeiten, Fertigkeiten, eben *Teile* zu nutzen – das geht vielleicht mal ein paar Minuten, Stunden oder Tage, aber ein ganzes Arbeitsleben?

Früher, in der Hochkonjunktur, da gab es Ansätze in sehr großen, sehr reichen Firmen, ja geradezu Konzernen, aber heute, wo jeder um seine Schüssel Reis kämpft, gibt es nur noch *friss Vogel oder stirb*. Auf die Dauer wird das unsere Gesellschaft ruinieren, und da man sich auch sehr müht, Naturvölker zu zivilisieren, wird wohl irgendwann auch die letzte menschliche Seele zerstört sein – unser größtes Kapital. Wenn dann die letzte psychisch kranke Mutter ihr Kind großzieht, natürlich allein, dann wird dieses Kind wahrscheinlich Selbstmord machen ob seines Unglücks.

Artgerechte Haltung

Unsere Gesellschaft ist nicht nur durch wirtschaftliche Krisen und den Klimawandel bedroht. Es ist nicht nur Hunger, Armut und Krankheit. Selbst wenn wir es mit unmenschlichen Anstrengungen schaffen sollten, diese Probleme zu bewältigen, so werden wir doch letztlich an uns selbst scheitern – an der Unfähigkeit die Bedürfnisse unserer Seele über alles zu stellen, denn nur so regelt sich das Leben.
Der Mensch sorgt nicht nur für seinen Körper und seinen Geist. Immer und überall ist die Seele mit im Spiel. Sie führt den Menschen, und nicht selten an der Nase herum, wenn sie verwirrt ist. Davon will eigentlich niemand etwas wissen – warum auch? Jeder Mensch weiß doch, dass er gut ist – ein Phänomen, das im letzten Jahrhundert entdeckt worden ist. Und sollte der Mensch mal etwas Schlechtes getan haben, so biegt er es sich in Gedanken so zurecht, dass er Recht hatte – es ist merkwürdig. Wie soll man auf dieser Basis die Seele lenken? Wer kennt denn die

artgerechte Haltung des Menschen? Jeder Mensch ist auch noch für sich selber verantwortlich – wer will, kann und darf ihm da hineinpfuschen? Wer geht schon zum Psychiater und vor allem, wann? Und wer ist dieser Psychiater eigentlich?
Jeder Mensch in größter Not weiß, an wen er sich zu wenden hat, und in der Regel tut er das auch. Es sind nur die wenigsten, und auch nur ganz abtrünnige Fälle, die dies nicht tun. Wissen tun es alle: Gott ist das.

Das ist ja einfach, mag da mancher denken, aber ist es so einfach? Es nutzt ja nichts, leer irgendwelche althergebrachte Formeln, Gebete, wie ein Kind unterm Weihnachtsbaum aufzusagen. Das wissen die meisten. Der hochzivilisiert Mensch hat durchschaut, dass es den Gott, wie ihn die Religionen propagandieren, gar nicht gibt. Ja, irgendwie ist da was Wahres dran, sagt sicherlich mancher, aber dafür in die Kirche gehen, nein – wer glaubt schon noch an den Weihnachtsmann.
Das alles war vor 500 Jahren bestimmt alles noch anders, als die Menschen noch heil waren, das Kind in sich bewahrt hatten, und gerne noch eine Führung angenommen haben. Der moderne Mensch hingegen bekommt seine Probleme mit Autoritäten quasi gleich mit in die Wiege geliefert – dagegen ist auch prinzipiell nichts zu sagen, obwohl es doch sehr schade ist, schließlich lässt sich dadurch sehr viel und sehr einfach für das Seelenleben tun. Aber es ist, wie es ist, der moderne Mensch steht Autoritäten ausnahmslos kritisch gegenüber, und darum muss er damit leben. Und gerade da bietet sich Gott an, denn er steht außerhalb jeder Kritikmöglichkeit.
Hierzu sei bemerkt: Man soll sich Gott ja nicht vorstellen, aber ich muss hier einmal eine Ausnahme machen: Gott ist

also nicht der alte Mann mit Rauschebart und Mantel, der gütig fremden Kindern über den Kopf streicht, wie es so oft ranghohe Vertreter beliebiger, über die Gesellschaft Macht ausübende Institutionen, es zur Pflege ihres humanen Images tun. Gott hat uns und das ganze Universum geschaffen, aber muss ich ihn mir deshalb als ein Wesen vorstellen, das mit Zange, Schere und Schraubenzieher Naturgesetze bastelt?

Ich versuche hier, mit Mühe, muss ich zugeben, die menschliche Spezies in einen Gedanken, ein Gefühl, zu fassen, um daraus einen Aufsatz zu schreiben. Nur wenn ich uns in *ein* Gefühl fasse, kann ich mir sicher sein, mit meinen Worten einer Linie treu zu bleiben – wichtig dabei zu wissen: Wir sind das Ebenbild Gottes, nach der Bibel. Wir sind sein Ebenbild nicht körperlich, denn sonst dürften wir uns ja ein Bild von ihm machen, wir sind sein Ebenbild tief in unserer Seele bzw. unserem Geist.
Wie???, die Seele eines Triebtäters, Kinderschänders oder Geisteskranken soll Gott ähneln? – höre ich schon Ihren Aufschrei, verehrter Leser – doch ich sage ja.
Ohne Gott je gesehen zu haben, kann ich mir doch mit dem Wissen, dass wir ihm irgendwo ebenbildlich sind, Gedanken über ihn machen. Sind wir Menschen alle ihm ebenbildlich, so brauche ich nur zu versuchen, alle Menschen irgendwie unter einen Hut zu bekommen, und, siehe da, dies ist der Geist. Der Mensch ist Geist, so wie mir der Pädagogikprofessor sagte, und Gott ist Geist. Aber was hat es nun mit diesem Geist auf sich, dass er so gottähnlich ist? Meines Erachtens ist es seine Fähigkeit zur Erkenntnis. Erkenntnisfähigkeit über alles was ist. Jeder kennt das.

So wie der hochzivilisierte Mensch der Postmoderne mit dem existentiellen Leid seines Problems mit Autoritäten sich mittels Kollegen Gedanken über die Hirnwindungen seines Chefs macht, so hat schon der Steinzeitmensch rollende Baumstämme beobachtet und dann das Rad erfunden. Oder nehmen wir die Damenmodenverkäuferin, die mit ihrer etwas zu dicklich geratenen Kundin fühlt, und ihr wallende Gewänder empfiehlt, die ihre Bauchrollen verhüllen. Denken wir an den introvertierten Naturwissenschaftler, der mit seiner Kollegin über einem Material brütet, das im Dunkeln leuchtet, und hierfür einen passenden Namen sucht, oder den Pastor, der seine Gemeinde ermuntern möchte, ihn doch bei der nächsten Predigt nicht so einsam in der Kirche sein zu lassen, und ihnen deswegen ein wenig Honig um den Bart schmiert, oder den kurz vor seiner Insolvenz stehenden Unternehmer, der versucht seiner Bank ein möglich gutes Bild von seiner finanziellen Zukunft zu vermitteln, und hierbei insbesondere an den Röntgenblick des oder der Bankangestellten. Denken wir an die Mutter und ihr Kind, das wiedereinmal mit Abschürfungen, blauen Flecken und dreckigen, zerrissenen Hosen vor ihr steht und sagt: Die anderen haben angefangen! Es vergeht kein Tag an dem nicht jeder Mensch auf seine Erkenntnisfähigkeit hin geprüft wird. Viele Menschen gehen deswegen auch nicht mehr zur Wahl, weil sie keine Wahlversprechen mehr glauben: Die reden doch sowieso nur das, was ihnen die meisten Stimmen verspricht!

Der Mensch ist mit einem fabelhaften Denkapparat ausgestattet. Er lässt ihn Unsichtbares erkennen. Die gesamte Psychologie ist eine Wissenschaft vom Unsichtbaren. Eine Wissenschaft des Einfühlens:

Ein Professor in München hat es auf die Spitze gebracht: Er hat einem angesehenen Kunsthändler in die Augen geschaut und daraufhin sein Urteil gefällt: Sie sind verrückt! Aus dieser Probe seines Gemüts hat er einen mehrseitigen Bericht geschrieben. Ich glaube z.Zt praktiziert er in Fußballstadien. Ein Kompetenz-Team unterstützt ihn beim Schreiben der vielen Atteste.

Also, man sieht, man kann es auch übertreiben. Aber manche Menschen sind tatsächlich so überzeugt von ihrer Urteilsfähigkeit, dass sie sich zutrauen, riesige Menschenmassen nicht nur zu beurteilen, sondern aufgrund ihres Urteils steuern zu lassen. Das ist natürlich alles Humbug. Das kann niemand. Wohl aber ist der Geist fähig, einen kleinen Volksstamm zu kontrollieren. Hier sei als Beispiel Helmut Kohl und der Bundestag erwähnt. Er kannte seine Pappenheimer!
Der Geist ist ein vielfältiges Instrument. Er bedient sich manchmal der Logik, aber andere Dinge, gerade im zwischenmenschlichen Bereich, haben ihre eigene Logik und bedürfen der Kenntnis menschlicher Gefühle. Menschen können Tiere halten, sie verstehen ihre Bedürfnisse. Menschen können zum Mond fliegen, weil die Erkenntnisse der Wissenschaftler der gesamten vergangenen Menschheitsgeschichte mittels der Erfindung der Schrift unsterblich sind. Der Geist ist unsterblich.
Der Geist ist in der Lage seinen gesamten Lebensraum zu durchgeistigen. Dies kann natürlich nicht ein Mensch, aber wir Menschen sind durch die Erhaltung der vielen Erkenntnisse Einzelner *ein* Geist. Dies geht bis in die Parapsychologie: Hat eine Ratte erfolgreich ein Labyrinth durchquert, so können dies die nachfolgenden Populationen auch, nur viel schneller. Unser Labyrinth ist

unsere Familie, unsere Arbeitsstätte, das Dorf oder die Stadt, wo wir wohnen, Kreis, Land, Staat, Wirtschaftsgemeinschaft, die Natur der Erde, des Mondes, des Sonnensystems, unserer Milchstraße und schließlich und endlich der gesamte Weltraum. Die gesamten Erkenntnisse einzelner Individuen gehen nicht verloren, sei es parapsychologisch oder per Festhaltens in Bild, Ton, Schrift, Film, Computerprogramm, und was es noch alles gibt, das der Mensch sich hat einfallen lassen, um seine Erkenntnisse unsterblich zu machen.

Der Mensch ist also in der Lage alles zu verstehen. Gott hat den Kosmos so gemacht. Lassen wir es so lange dauern, wie es will. Mit einer Erkenntnis von der Zeit als unbegrenzte Dimension des Kosmos, gibt es nichts, woran wir, die Spezies Mensch mit dem erkenntnisfähigen Geist, reicher sind als an Zeit.
Alles im Universum wandelt sich, nichts bleibt und doch entwickelt es sich. Wir sind aus Sternenstaub, und aus dem Staub künftiger Sternengenerationen, die ein Wimpernschlag im Meer der Zeit sind, entwickeln sich neue Herausforderungen für den menschlichen Geist. Ist das kein Grund zu leben, das wundervolle Denkorgan zu pflegen, zu hüten und zu ehren?
Wir sind Kinder des Universums, Gottes Kinder. Unser aller Geist wird einst das ganze Universum abbilden – Gott. Wir sind die Bibliothek der Schöpfung. Wir werden besser über sie Bescheid wissen als sie selbst, so wie trotz aller Forschung unser eigener Körper noch mindestens so viele Geheimnisse birgt wie die Tiefsee, besonders im Geist. Wir werden zwar nie Gott sein, weil wir schließlich Teil seines Körpers, des Kosmos sind, aber falls unser Lebensraum einmal durch irgendetwas bedroht sein sollte, ähnlich dem

aktuellen Klimawandel, so werden wir es richten können. Wir, die Menschen, als körperlich-geistig-seelisches Kontinuum sind als Teil des Universums dazu geschaffen, es mittels unseres gottähnlichen Geistes durch und durch zu erkunden. Wenn das keine Perspektive ist!
Gott ist das Universum, welches uns hervorgebracht hat – Wesen, die über sich selbst, ihre Herkunft und ihren Lebensraum Erkenntnisse sammeln können. Diese Erkenntnisse spiegeln das Universum, also Gott, sprich alles das, was wir Natur nennen, wieder. Der Apparat der dies ermöglicht, ist der Geist, das Ebenbild Gottes, ja wer weiß, in seiner Gesamtheit aller Menschen vielleicht sogar Gott selbst. Den Geist im Menschen zu lokalisieren und verifizieren – ich glaube, da können wir lange forschen, aber, wie wir ihn durcheinanderbringen, das wissen wir ja schon. Die artgerechte Haltung des Geistes, unserer Daseinsberechtigung, aber einmal festzuhalten, ist eine Forschungsaufgabe, der wir durchaus gewachsen sein müssten. Man denke hierbei nur einmal an Mütter und ihre Kinder.
Gott zu ehren ist also nicht damit getan, ständig auf die Knie zu fallen und mit der Nase im Staub zu wühlen, fromme Lieder zu singen und alte Gebete nachzubrabbeln, so wie ja der hochzivilisierte, postmoderne Mensch mit Autoritätsproblemen schon richtig ahnt. Gott, den Geist zu ehren, bedeutet adäquat zum Status der Verantwortlichkeit und der Stellung in der Hierarchie für sich und den Geist seiner Unterstellten zu sorgen, indem man das untrennbare Konglomerat aus Körper, Geist und Seele des eigenen und des unterstellten Individuums pflegt und achtet, so wie es jetzt schon in den Pflichten von Vorgesetzten in Einrichtungen des Landes und Bundes verankert ist: Die Fürsorgepflicht. Diese und gerade diese wird jedoch allzu

häufig unterschätzt und missverstanden. Eine hinreichende Definition in o.g. Sinne jedoch fehlt sowieso in der Regel. Eine Abfrage des Karrierewunsches wird dem jedenfalls nicht gerecht – dies ist sowieso eher untergeordnet.
Gott, den Geist, zu ehren ist für mich der zentrale und unmissverständliche Mittelpunkt des christlichen und eines jeden religiösen und menschlichen Lebens. Der Geist als wesentliches Merkmal unserer Spezies, das Herausragendste und vielleicht einzige, was den Menschen klassifiziert und qualifiziert, ist die naturwissenschaftlich gesehen wohl unwahrscheinlichste Kreation eines insgesamt eher unbelebten Kontinuums, wie es der Kosmos ist. Es ist selbstverständlich, das ein so edles Geschenk nicht nur Rechte mit sich bringt, doch das wird meistens unterschlagen. Wir tragen großteils nicht nur Verantwortung über Mitmenschen. Wir tragen aufgrund des Radius unserer Wirkungen auch Verantwortung für die Natur unseres Lebensraumes. Je mehr, desto größer die räumliche Dimension.
Wenn wir irgendwann den Kosmos mit unserer Spezies, unserem Geist, besiedeln, werden wir mit unseren Aktivitäten den ganzen Weltraum belasten. Wir müssen vorsichtig sein. Doch zuvor werden wir lernen müssen, hier bei uns, jeder einzeln in seinem kleinem Lebensraum, Vorsicht zu üben und Achtung zu haben vor den Existenzen, die sich in unserer Nähe aufhalten, und sei es ein Regenwurm.

Die Gerechten

Würde man Menschen dieses Papier zu lesen geben, stellten sie sich wahrscheinlich Fragen nach Bezuggabe und

Vertrauen, die wesentlichen Punkte menschlicher Führung. Es ist nicht zu glauben, aber was noch vor hundert Jahren reibungslos funktionierte, scheint heute vergessen. Niemand hat je aufgeschrieben, wie das geht. Wahrscheinlicher noch ist, dass auch damals dies niemand wirklich wusste. Es funktionierte eben. Menschen ordneten sich Menschen unter, und sie wurden nicht betrogen. Heute bezeichnet man Menschen, die immer noch so empfinden, als naiv. Wie ermuntert man also heute in der hochzivilisierten, hochtechnisierten und postmodernen Zeit Menschen mit Autoritätsproblemen zur Unterordnung aus Bezugnahme und Vertrauen? Ich kann das nicht sagen, doch ich kenne Menschen, die es versucht haben, und findet man nicht einen Funken Naivität, so scheitern diese Versuche in der Regel, denn das Stichwort heißt, wer hätte es gedacht: Liebe. Nichts sieht der postmoderne Mensch mit mehr Misstrauen als das Buhlen um Liebe. Es hat etwas von Schwäche an sich, und nichts kann der hochzivilisiert-neurotische Mensch weniger ab, - spricht ihn dies doch im Innersten seiner selbst an, denn nichts entbehrt er mehr. Er ist eher Wolf in einem Wolfsrudel, in dem Respekt mittels Grausamkeit erlangt wird. Respekt ist die Formel, der Ersatzparameter für das, was ursprünglich unter dem Begriff Liebe lief. Nur über das Verschaffen von Respekt findet man den Weg zur Liebe des seelisch verwahrlosten postmodernen Menschen unserer Zeit, der wohlgemerkt keines adäquaten Ausdrucks für Liebe mehr fähig ist. Die Natürlichkeit ist verschwunden. An ihre Stelle ist die Verwilderung getreten. Ein verwilderter Geist, dessen Empfänglichkeit für die sog. Softskills, das Unsichtbare, abgestumpft ist. Er will sehen, fühlen, riechen, schmecken, hören. Er will haben. Eine Therapie kann nur vollkommen undenkbare Wege gehen. Mit Jugendlichen wird das z.T.

heute schon gemacht. Z.B. seien hier die sog. Boot-Camps genannt.
Nun kann man nicht eine ganze Zivilisation ins Boot-Camp sperren. Das ist Schwachsinn, und würde außerdem wieder eine Diktatur voraussetzen, aber mit Sicherheit lassen sich auch in einer Demokratie Mittel und Wege finden, wieder Vertrauen unter die Menschen zu bringen, zumindest unter einige. Auch im Mittelalter gab es den Pöbel und die Aussätzigen. Man kann nicht alle retten. Doch ein guter Kern muss bleiben, sonst geht die ganze Zivilisation vor die Hunde. Doch niemandem soll vorenthalten werden, was er zu seinem Glück bräuchte, wenn er es denn haben will.
Das klingt brutal, doch es ist einfach nicht praktikabel, sich institutionalisiert um jeden Einzelnen zu kümmern. Der Mensch lernt am guten Beispiel, und die behüteten Kinder der Gesellschaft sollen eine Vorbildfunktion haben, die es den ungeschützt lebenden, sozusagen wilden Menschen ermöglicht, ihnen zu folgen. Ich denke hier an den Einsatz als Lehrer, Erzieher, Altenpfleger, Entscheidungsträger in Banken, Versicherungen, Sozialämtern, Arbeitsämtern, Einsatz in der Regierung, Polizei, Justiz, sowie Ausbilder, Dozenten, Professoren im Lehrbetrieb, und dgl. mehr.
Die Schulung der Persönlichkeit dieser behüteten Kinder der Gesellschaft sollte konsequent die Schärfung des Verstands auf Gerechtigkeit (nicht Recht), Wahrheit und eine allumfassende geistige Förderung des Talents der Erkennung von Schönheit im umfassendsten Sinn sein. Doch damit nicht genug: Allumfassende Kreativität, künstlerisches Einfühlungsvermögen und die Erkenntnis aller nur denkbaren Gesichter der Liebe gehören zu den wichtigsten Punkten. Eine Erziehung und Bildung also, wie sie nur das Leben selbst vermitteln kann, und dergestalt

sollte die Didaktik auch sein. Ich denke hier an ein an-die-Hand-geben des Probanden an eine bereits auf natürlichem Wege qualifizierte Kraft.
Das Sieb der Mühen der Begleiter dieser Erziehung sollte engmaschig gefasst sein, wobei ein Herausfallen kein kategorisches Versagen darstellt, sondern aufgrund der Einschätzung von einem Stab der Begleiter (bzw. Lehrer) über die zukünftige hierarchische Stellung befunden wird. So ist es keine Schande. Schließlich haben die Aspiranten schon ein Dasein vor dem Eintritt in die Ausbildung absolviert und damit ein gewisses Recht auf einen adäquaten Einsatz in ihrem zukünftigen Leben. Sie bringen schon eine Lebensgrundlage mit. Es ist damit also eher eine Art Studium, eine aufbauende, qualifizierende Zusatzausbildung, nach der sich die meisten die Finger lecken würden.
Nun sieht dies alles sehr nach der Schaffung einer Elite aus. Elite ist in unserer Zeit ein negativ geprägter Begriff. Vor dem Hintergrund allerdings, dass die Absolventen Keimzellen einer Bewegung in der Gesellschaft sein sollen, die diese gesunden lässt, erscheint der Begriff in einem anderen Licht. Es sollte daher strengstens auf die Vorbildfunktion geachtet werden. Nachweisliches Versagen auf dieser Ebene sollte unmissverständliche Disziplinar- bzw. Abmahnungsverfahren nach sich ziehen. Die Absolventen müssen sich klar darüber sein, dass sie zwar nicht die Hüter des Geistes sind, aber doch sein lebendiges Abbild innerhalb der menschlichen, zivilisierten Gesellschaft, wobei noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen sei, dass die Qualifikation dazu jeder Mensch hat und mitzubringen hat.
Doch schnell stellt sich die Frage: Wer soll eigentlich Ausbilder, sprich, Lehrer oder Begleiter, dieser

gesellschaftlich so immens wichtigen Aufgabe sein? Gibt es die Gerechten unter uns, und wenn, wie sehen sie aus? Und wer soll sie bestimmen? Gibt es Berufene? Es wird wohl eher eine Entwicklung sein, die diese Frage löst. Nach bestem Wissen und Gewissen Erwählte machen den Anfang und mit dem Verlauf des Projektes über die Jahre kristallisieren sich aus den eigenen Reihen der Azubis nach und nach Berufene heraus, die mit dem Geist den Bogen raus haben. Auch unsere Lehrer sind einmal zur Schule gegangen.
Den Besten wird immer die Wahl gelassen werden müssen, welchen Posten sie bekleiden wollen. Wichtig allein ist, dass das Rad sich weiterdreht, und Menschen, die mit dem elitären Kreis nicht auf Tuchfühlung gehen durften, zumindest Gerechtigkeit (bzw. Recht) erfahren werden, wenn sie ihrer dringend bedürfen.
In unserer Gesellschaft dürfen menschengemachte Gesetze nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Wir können das Rad der Zeit nicht zurückdrehen, und wieder nach den zehn Geboten Gottes leben. Wir sind in einer unendlichen Spirale dicker Gesetzbücher gefangen – unsere ganze Gesellschaft funktioniert danach – aber manchmal reichen diese Gesetze nicht, oder sie sind schlicht falsch. Dann bis zum europäischen Gerichtshof hoch zu klagen ist wohl doch eher etwas für ökonomisch Selbstmordgefährdete und es dauert außerdem für Viele zu lange. Abgesehen davon ziehen solche Einzelurteile ellenlange Rattenschwänze geistiger Trittbrettfahrer nach sich, die sich in der Regel nur bereichern wollen.
Der Weg zur *Macht über das individuelle Schicksal* ist in unserer Gesellschaft viel zu lang. Es muss kleine Inseln, Anlaufstellen, in der Wüste der Ungerechtigkeit geben, die die Unvollkommenheit menschlicher Gesetzgebung

schließen. Erst so wird aus Recht Gerechtigkeit. Es ist nicht sinnvoll, für individuelle Einzelschicksale Paragraphen zu entwickeln, die für Hunderte Millionen Menschen gelten. Niemand kann in wenigen Zeilen so genau formulieren, dass es genau den individuellen Sachverhalt beschreibt.
In jedem Vertrag, jeder Klausel und jedem Paragraphen gibt es Schlupflöcher, die dem Leidenden die Offenbarung sind, die Lösung des schlimmsten seiner Probleme oder zumindest eines Teils davon, ein Silberstreif am Horizont, der Funke, der ihn weiterleben lässt und ihn nicht den Glauben an die Menschheit, den Geist, Gott, verlieren lässt, und das ist wichtig. Wer unter der Knute der Rechtsprechung lange und intensiv leidet, also im Folterkeller der modernen Gesellschaft sein Dasein fristet, ist reif für die Erlösung, die er dann auch dankbar annimmt. Es gibt ihm den Glauben an die Liebe zurück, ordnet ihn in die etablierte Gesellschaft ein und lässt ihn zu einem wertvollen Mitglied derselben werden. Jetzt, und wenn er 50 Jahre alt ist, kann er sich um die Zusatzqualifikation im elitären Club bemühen: Erzählt er im Vorstellungsgespräch seine Geschichte und was dadurch aus ihm geworden ist, keiner wird seinem Begehr wiedersprechen. Doch er muss nicht in den Club gehen. Vielleicht ist sein Verweilen in der „wilden" Gesellschaft ein viel größerer Dienst am Menschen. Er verkündet doch seine Erfahrung wie die Christen das Evangelium. Er legt quasi Zeugnis ab, spricht davon wie von seiner Bekehrung. Man wird es ihm neiden, und andere werden versuchen auf den Zug aufzuspringen, so dass unser ausgebildeter Abgesandter der Zivilisation schwer zu tun haben wird. Schließlich ist es seine Aufgabe, die Lücke zu suchen, die

eine Gerechtigkeit ermöglicht. Er wird wohl Hilfe brauchen.
Nicht jeder wird erhört werden, denn nicht eines jeden Begehr ist gerecht. Doch in der Regel wird irgendwo im Lebenslauf die Ungerechtigkeit zu finden sein, wegen der um Gerechtigkeit ersucht wird, wenn es auch gar nicht mehr um diese geht. Vielleicht findet sich ein Weg, den Ursprung des Leids ein wenig kleiner zu machen. Wer ist schon von Grund auf schlecht? In der Regel findet sich ein Grund – Kenntnisse über die Erscheinungsformen der Lüge und anderer Vertrauensbrüche müssen dem Entscheidungsträger natürlich bekannt sein, denn es gibt von Grund auf schlechte Menschen. Vermutlich sind es aber nicht viele.

Schlusswort

Ich denke, es gibt die Gerechten schon jetzt, hier und in der Gegenwart. Ihre Persönlichkeit hat keine staatlich institutionalisierte Ausbildung genossen. Ihr Geist ist einfach so beschaffen, ob durch das Leben gestaltet oder unverändert von Geburt an, deswegen will ich sie Engel nennen.
Mir selbst ist Gerechtigkeit wiederfahren, nachdem ich zehn Jahre in einer Falle unserer Gesetzgebung gesteckt habe. Es war nur ein Fingerzeig, der mir aber eine Möglichkeit geschaffen hat, freizukommen. Ich will hier nicht Zeugnis ablegen von meiner Erfahrung, doch glaube ich, viele Menschen stecken in solchen Fallen, verstricken sich in ihren Bemühungen, sich zu befreien, immer mehr in den unvollkommenen, menschengemachten Vorstellungen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht. Ich will

denjenigen, den Engel, der mich mit seiner Entscheidung befreit hat, nicht kompromittieren. Ich weiß nicht, inwieweit er seinen Spielraum ausgenutzt oder überschritten hat, doch ich bin ihm dankbar. Ich kenne ihn nicht, habe ihn nie gesehen, und er weiß von mir nicht mehr als die Aktenlage und mein kurzes Schreiben hergab, aber er hat gehandelt, selbstlos, trocken und sachlich. Nicht einmal eine Telefonnummer oder eine Anschrift. Trotzdem habe ich versucht, ihm einen Dank zukommen zu lassen.
Ich wünsche allen Menschen in ähnlicher Lage dasselbe wie mir wiederfahren ist, doch der Weg zu den Personen, die einem helfen können, ist oft weit und beschwerlich, verwirrend wie ein Labyrinth. Doch wenn ich es geschafft habe, dieses Labyrinth zu durchqueren, so werden es folgende Populationen vielleicht leichter haben (s. die Ratten). Ich möchte diese meine Leidensgenossen ermahnen: Gebt nicht auf, bewahrt eure Hoffnung!

Es muss mehr von diesen Engeln geben. Sie hebeln nicht das Gesetz aus, sie vervollständigen es, machen aus Recht und Gesetz Gerechtigkeit. Ich denke, es gibt viele von ihnen, doch nur wenige sitzen an entscheidender Stelle. Die Möglichkeit eines Weges zur Qualifikation ihrer hervorragenden Fähigkeit würde sie vielleicht hervorlocken. Ich glaube nicht, dass ihre Entscheidungen den Staat teuer zustehen kommen würden. Was der einzelne braucht, ist oft nicht viel im Vergleich zu den Kosten unseres Rechtstaates mit seinem Tsunami von Klagen anhand von Prozesskostenhilfe.
Wenn wir, die Menschheit, uns schon unseren Gott nicht als Oberhaupt auf die Erde holen können, so sollten wir uns doch wenigstens seine irdischen Engel in Form der Gerechten leisten.

Forts. v. S.554 (Schönheit)

Für die Wirklichkeit bedeutet das: Finden wir uns in irgendetwas wieder, wie schön oder hässlich es dem oberflächlichen Blick nach auch scheinen mag, können uns mit etwas identifizieren, haben Spaß an etwas oder aber sind fasziniert – schlussendlich: Lieben etwas! – so wird das in meinen Augen etwas sein, in dem wir einen Teil mehr von der Einheit erblicken, als nur uns selbst. Wir sehen etwas, dass ein Teil von uns ist, da ja alles untrennbar mit dem einen Geist verbunden ist.
Es ist uns damit die Gnade zuteil geworden, den Empfänger in unserem Kopf ein klein wenig auf ein anderes Band einstellen zu dürfen, so dass wir etwas mehr von der Welt zu Gesicht bekommen als vorher. Und weil ein Erlebnis nur dann kategorisch ist, wenn es besonders intensiv ist, nennen wir das dann *schön.* Eine andere Deutung des Gefühls beim Erfahren von Schönheit könnte auch Dankbarkeit sein. Das Gefühl für Schönheit möchte ich aber abschließend als *Sinn* bezeichnen.
Dinge, die uns nicht so interessieren, die wir nicht so schön finden, registrieren wir nur und vergessen sie schnell. Und so möchte ich zusammenfassen: *Schönheit* ist die Tür, die uns aufgehalten wird, mehr zu erblicken, als wir schon kennen, damit wir uns entwickeln, größer werden – analog zum sich entwickelnden Geist der Schöpfung, oder auch, für den, der zum Religiösen Zugang hat: Zu Gott.

Hässliches

Wenn ich mich mit der Schönheit beschäftige, will ich es nicht versäumen, auch die Hässlichkeit anzusprechen:

Intensiv Hässliches, dass man erlebt, hat bezeichnenderweise nicht solche Macht, denn jeder kennt den Umstand, dass man am Ende nur behält, was schön war – Schlechtes wird einfach verdrängt. Zum anderen hat Hässlichkeit nichts Anziehendes. Man will sich damit nicht beschäftigen, man behütet sie nicht, und man wird sich demzufolge nicht an ihr entwickeln. Genau wie Schönheit ist auch Hässlichkeit kein objektiv zu fassender Begriff. In mancher Stimmung mag daher dem Menschen Hässliches als schön erscheinen und sogar Schönes als hässlich. Doch diese Gemütsschwankungen sind in der Regel nicht chronisch, und so findet man nach einer gewissen, unbestimmten Zeit, wieder zurück in das einer Allgemeinheit Nachvollziehbare. Das Wesen der Hässlichkeit ist es vielleicht gerade, das eine (vorübergehende) Rückentwicklung oder die Nicht-Entwicklung repräsentiert – unter andauernder Zuführung von Hässlichem bleibt die Entwicklung des Menschen, seines Geistes stehen, es sei denn, er findet selbst hierin noch Schönheit.
Das wäre ein weiteres Argument für die Richtigkeit der vorangegangenen Thesen für die Schönheit: Die Entwicklung bzw. das sich-entwickeln oder auch Zeuge einer Entwicklung zu sein, macht etwas (uns) schön. Entwicklung aber ist das Kennzeichen des Geistes, vielleicht kollektiven Geistes, der uns und alles verbindet.

Zusammenfassung

Die Nahtoterfahrung zeigt, dass es einen Schutz der Seele vor dem unausweichlichen Kreislauf vom Werden und Vergehen bei der Entwicklung einer paradiesischen Welt

gibt: Das ewige Leben. Biblisch dokumentiert sich der Anfang des Zustandes der Entwicklung der Schöpfung mit dem Beginn der Suche nach Erkenntnis. Die Vertreibung aus dem Paradies kommt dem Auftrag zur Schaffung eines Neuen gleich. Da Gott in allen Dingen wohnt, weilt er auch weiterhin unter uns. Sogar ein Sprechen mit ihm ist über den Umweg der Suche nach der Schönheit, der Schönheit seines Geistes, der in den Dingen wohnt, möglich. Seine Geschenke an uns sind Offenbarungen seines Geistes in Form von Schönheit, die jedem Menschen individuell gegeben werden. Sie sind der Seele ein wärmender Mantel und dienen unserer ganzheitlichen Entwicklung.

Dies deckt sich mit meiner Vorstellung im Gedicht „Kirche“ vom mit der Welt im Einklang lebenden Menschen, wenn er nur nach einem Sinn in der Welt sucht.

Forts. auf S.587

Kirche

In der Kirche findet sich
die Religion
der Glaube
die Gesellschaft
und des einzelnen Wertesystem

Faktoren
deren persönliche Gewichtung
das Individuum manifestieren

Niemand
wird je darüber bestimmen können,
welche Gewichtung der einzelne hat

Niemand
wird je die Norm aufstellen können
da niemand außerhalb dieses Kreises steht

Viele
nehmen Weltgeschehen wahr
nehmen das Gemeindegeschehen wahr
nehmen die eigene Geschichte wahr

Mancher sucht,
ob es Gründe gibt
dass es sich so und nicht anders zuträgt

Jeder sucht
vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte
mit der persönlichen Individualität

Der eine vor dem Hintergrund der Religion
Der andere mit Hilfe seines Glaubens
Der nächste nimmt die Nachbarn schwer
Auch Logik kann ein Antrieb sein

© Marta G. Wiley

Wie wunderbar
wenn irgendwann
alle zur gleichen Wahrheit fänden

Doch eines ist gewiss:
Ohne Suche wird es nie gefunden, ob
und welcher Art unser Weltgeschehen
systematisch ist.

Kirche ist
von suchenden Menschen
gelebtes Abbild Gottes
mit menschlichen Zügen

Wer nicht sucht
verfolgt immer nur Ziele
oder ist Spielball
des Geschehens

Gedanklicher Gegenversuch, ob
systematische Welt oder nicht:
Die Welt als Spielball des Geschehens
ergibt die Anti-Wahrheit

Das Chaos würde die Welt regieren
Zum Tiere würden wir
und nähmen unsern Geist
zu stillen die Begierden

Der Suchende sucht Sinn
und findet ihn im Suchen
Es ist stets die Sinnerfüllung
die seines Trachtens Kraft

Die Kraft des Zielverfolgers
ist immer der Erfolg
Doch währet der nicht lange
Was Neues muss herbei

Und letztlich ist so Zielverfolgen
des Chaos anderes Gesicht
Es ist nichts weiter
als Spielball Weltgeschehen

Ist auch die Kirche noch so menschlich
ist sie doch unser Halt
Mit unsern kleinen Kräften
Gottes Wirken aufzuzeigen

Forts. v. S.583 (Schönheit)

Wer sich ernsthaft reflektiert, wird nur die Suche nach Gott in der Welt als Sinn akzeptieren, wie auch immer das sich dann für den einzelnen darstellt. Jeder Mensch hat einen Sinn für Schönheit. Er ist bei allen verschieden, und doch allen gemeinsam. Dieser Sinn ist der Schlüssel zum kollektiven Bewusstsein, zu Gott.
Der Naturwissenschaftler sucht Wahrheit, viele wollen ihre Liebe bei Menschen gedeihen lassen, andere möchten Schönheit schaffen, wieder andere die Selbstreflexion fördern, mit Kunst, Philosophie oder Predigten. Manche möchten auch einfach Menschen verwöhnen oder heilen, wie im Dienstleistungsgewerbe. Ich sehe in den meisten Tätigkeiten die Möglichkeit, Motive zu haben, die im Sinne von einer Suche nach einem Sinn in der Welt (und vor Gott) stehen.

Schönheit tut sich kund, wenn Faszination oder Liebe vorliegen. Wie Menschen einander lieben oder auch, wie Kinder ihr Spielzeug lieben. Mancher liebt seine Arbeit.

Einer Hingabe kommt es gleich, solche Liebe zu definieren – eine Selbstreflexion. Hierbei geht es weniger um Gründe, sondern vielmehr darum, was subjektiv als schön empfunden wird. Damit wären die beiden irrationalen Begriffe Schönheit und Liebe zusammengebracht, die ihrerseits die Motive so vieler Handlungen beim Menschen sind.
Dem Irrationalen wohnt Wahrheit inne. Nicht nur in der Form, Weltgeschichte zu erklären, sondern auch zu erforschen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und was die Entwicklungsmotoren und –mechanismen sind. Es ist wichtig, sie zu kennen, denn sie sind nicht zu ändern – sie sind Naturgesetze.

Forts. v. S.544 (Leben)

Ich fing an, sie mir vorzustellen, wenn ich beim Schaufensterbummel Kleidungsstücke sah. Ich hatte immer eine Vorliebe für diese duftigen, niedlichen geblümten Frühlings- und Sommerkleider und in meiner Phantasie passte sie so fabelhaft in solche Mode, dass ich ihr eins kaufen musste. Geld hat mich dabei überhaupt nicht interessiert. Ich stand nur vor den Kleidern und suchte mir eins aus. Ich musste mich für eine Größe entscheiden, wobei mir die Bedeutung dieser Größen bzw. die bei Frauen damit verbundenen Ängste egal waren; ich nahm eben die, die es am ehesten sein konnte. Beim nächsten Mal schenkte ich es ihr, einfach so, und sie fragte mich später, woher ich denn ihre Größe gewusst hätte – ich wusste sie eben. Das hat sie fasziniert. Doch ich habe sie leider nie in diesem Kleid gesehen. Sie sah bestimmt wunderbar darin

aus, aber wahrscheinlich fand sie es nicht modern genug, oder es war eben nicht ihr Stil.
In ihrer Art war sie ein feuriges Wesen. Sie hatte keine Ausbildung gemacht, sondern ist einfach nur immer ihrem Wunsch hinterhergelaufen, Schauspielerin zu werden. Wenn man bedenkt, wie dumm so etwas auf andere Menschen wirkt, finde ich es schon erstaunlich, dass sie nicht aufgegeben hat. Vielleicht hat sie ihren Freund oder Lebensgefährten auch einfach so früh kennen gelernt, dass sie sich aus dem väterlichen Umsorgtsein direkt in dessen gelegt hat. Der war doppelt so alt wie sie und sie durfte nicht mal ihr Namensschild an seine Tür kleben. Er war selbständig und achtete vielleicht auf seine bürgerliche Fassade. Hinter der Tür aber schien er seinen Gelüsten freien Lauf zu lassen. Einmal während der Übungsstunden umfasste ich Mañu mal. Sie hatte ein kurzes Oberteil an und kein Hemd darunter. Ich fühlte eine schorfigen Fleck auf ihrem Rücken in Höhe der Taille, und ich machte mir Gedanken, wie man denn da bitte so eine Fleck bekommt. Ich sah auch eine Körperhaltung vor mir, auf der sie dann ja wohl hin- und hergeschubbert sein musste. Mir fiel nur ein Begriff zu diesem schorfigen Flecken ein: Ein Schandfleck. Und obwohl sie zumindest rein äußerlich ein Engel war, hat ihm sein ästhetisches Gefühl, wenn es mit der Liebe schon nicht so doll gewesen sein sollte, nicht Anlass genug gegeben, sie auch dementsprechend zu behandeln. Ihr kann es nicht viel Spaß gemacht haben, schließlich tun Abschürfungen ja weh, aber vielleicht bilde ich mir das alles ja auch nur ein, und sie hatte eben Neurodermitis. Ich fragte sie, was sie denn da habe, aber sie winkte nur ab: Lass man ...
Wir hatten schon ein sehr vertrautes, gemeinsames Gefühl entwickelt, als sie nicht mehr mitkam zu dem kleinen

Kneipenbesuch, der sich immer an unsere Übungsstunden anschloss, und ich begann mich zu fragen, was dahinter steckt. Ich glaube, sie hatte nie wirklich richtige Freunde. Was auch immer daran Schuld gewesen sein mochte – sie erzählte ja auch nichts. Wir hatten auch keine gemeinsamen Treffen, nur wir zwei. Doch so spleenig ihr Berufswunsch auch war, ihre Haltung gegenüber den anderen jungen Frauen in der Gruppe verriet doch ein gestörtes Verhältnis. Sie hatte bestimmt schon lange den Ruf der arroganten, eingebildeten Ziege, die sich mit Vergnügen an Männer wegwirft. Ich fühlte aber, dass auch sie nichts anderes als die Liebe suchte, nur scheinbar geriet sie immer an die Falschen. Männliche Aufschneidertypen, die Frauen als Spielzeuge und Sportgeräte sehen, als Haushaltshilfe oder Dienstmagd. So ist es mir denn auch nicht ein Ehre, ihr gefallen zu haben, aber ich glaube, es lag vor allem daran, dass ich eben in der Theatergruppe ein besonderes Ansehen hatte. Alles lief also ganz nach dem Brunftverhalten. Ich will mich auch nicht besser machen als ich bin. Wir passten schon ganz gut zusammen, wäre da nicht meine desolate gesundheitliche, finanzielle und berufliche Situation gewesen. Bzgl. meiner Beziehung gab es keine Schwierigkeiten mit Mañu. Was sie haben wollte entschied sie unabhängig von moralischen oder gesellschaftlichen Regeln.

Es wurde mir glücklicherweise auch wieder vollständig egal, dass mein Arzt mich darauf hingewiesen hatte, die Suche nach Partnerinnen auf der Basis ihrer äußeren Erscheinung habe keine bleibenden Wert. Es hatte mich erniedrigt und beschämt, dass er etwas, was mir schon so lange ich an Weiblichem interessiert bin, hinwendendes Staunen und Entzücken abgenötigt hatte, in den Dreck zieht. Der

Spaßfaktor beim Schauen und angeschaut werden hatte den Touch einer Perversion bekommen. Nicht einmal die Freude meiner trotz alledem wachen Physis am optischen Reiz durfte ich haben. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich mich nach einer ehrenamtlichen Betreuerin umschauen sollen. Das mit der Liebe, das kommt dann schon. Und ginge ich dann mit einem solcherart geschlossenen Pakt gemeinsam mit einem auf konventioneller Basis ein Zusammengehörigkeitsgefühl gefundenen Paar an den Start, so würde seinen Betrachtungen gemäß nach sechs Monaten der emotionale Gleichstand erreicht werden, aber schon nach zwei Jahren hätte sich herausgestellt, dass meine, so auf rationaler Ebene gestartete Lebensgemeinschaft an Kultur, gegenseitigem Einfühlungsvermögen und Beständigkeit das Rennen vor den ehemals archaisch Verliebten gemacht hätte.
Diesem unglaublich kopfgesteuerten Partnerwahlverfahren zeigte ich also die Kehrseite. Was spielte es für mich für eine Rolle, wie die Kennzeichen des reifen, modernen Mannes aussahen, wenn ich es erstens nicht bin und damit auch keinen Wert darauf lege, und zweitens ich gefunden hatte, wonach ich nicht erst seit gestern suchte. Ich war verliebt. Was soll man da noch überlegen? Wäre diese Verliebtheit je wirklich zwischen Carmen und mir gewesen, ich wäre mir sicher, wir hätten auch Kinder bekommen, oder sie wäre desöfteren zumindest schwanger gewesen. Nach allem, was mir, uns, Fachleute signalisiert haben, ist die Verliebtheit und Liebe bei der Empfängnis von unschätzbarem, ja unersetzlichem Wert bis hin zur Bedingung. Wie kommt dann der Arzt dazu, eine mit Köpfchen arrangierte Verbindung zu favorisieren? Weiß er denn nicht, welches unermessliche Leid er damit der Frau

aufbürdet, die in der Regel zumindest schon aufgrund der mit ihrem Körper harmonisierenden Wesenheit ein Kind will? Ich übernehme die Verantwortung für die lange Beziehung zu Carmen, aber die Leiden aus dem unerfüllten Kinderwunsch, wären ihr wahrscheinlich erspart geblieben, hätte damals der Arzt bei Carmens und meiner Annäherung nicht mitgewirkt

Wessen Wesen es ist, sich seinen Partner mit Köpfchen auszusuchen, sei es aus Reife oder Enttäuschung, der mag dies tun, wenn er sich trotzdem verliebt. Ich aber richte mich lieber danach, was mein Herz mir empfiehlt oder meine Augen, die nicht mehr so dumm sind, auf jede „Miss" reinzufallen. Ich schaue nach dem Charakter, und ich glaube an das, was mir der Augenschein verrät, und wenn mich eine Frau interessiert, dann kann sie auch sicher sein, dass mich ihre Erscheinung verzückt und sich dementsprechend sicher fühlen. Nicht umsonst sind Frauen so an ihrem Äußeren interessiert. Einerseits für sich selbst, aber andererseits lieben sie es auch, für ihr Äußeres geliebt zu werden. Wie mag es da der armen Frau ergehen, deren Äußerlichkeit für den Mann ein Kompromiss ist, der rationale Aspekte in die Waagschale wirft und in einer geistigen Erörterung sie wählt. Die Frau will schön sein. Wenn sie draußen herumläuft, möchte sie, dass die Männer sie schön finden. Das ist ein ganz wichtiger Aspekt im Leben einer Frau. Damit wird sie glücklich. Die Frau, die das nicht weiß, und die dazu nicht steht, ist entweder hässlich, was meistens auch teil einer Frustriertheit zum Thema männliche Beachtung ist (Liebe macht schön), sexuell gestört oder sie hat zuviel die „Emma" gelesen.

Jede Frau kann allein dadurch glücklich sein, dass ihr Mann sie wunderschön, begehrenswert oder von besonderem, individuellem körperlichem Ausdruck findet. Man denke an

den Gang einer Frau, der einem die Sinne raubt, ihr Lachen, der Ausdruck ihres Blickes, die Haltung, die Schönheit ihrer Stimme, der Gebrauch ihrer Worte oder deren nicht gebrauchen (müssen), die Geborgenheit, die in ihrer Nähe entsteht, der Druck ihrer Hand, ihre Leichtigkeit beim Tanz, ihre Bemühungen, begehrenswert zu sei.
Das geliebt-sein beinhaltet auch immer das Äußere. Vielleicht habe ich meinen Arzt ja damals auch missverstanden, aber dann hätte er es mir auch besser erklären müssen. Seine eigene Ehe stelle ich deswegen aber jetzt nicht zur Debatte.

Die Gruppe wurde besser und besser, und KlauDi schaffte es mittels seines unerschöpflichen Kontaktrepertoires uns einen richtigen, bezahlten Auftritt zu verschaffen. Wir begannen dafür zu üben. Irgendwie passte es einmal, dass Mañu und ich ein Stück gemeinsamen Weges gingen. Wir hielten in einem lauschigen, menschenleeren von grünen Bäumen umstandenen Innenhof an und standen uns gegenüber. Genau in der richtigen Größe stand sie vor mir, zart wie sie war, und sah mich an. Der Redeschwall hatte ein Ende gefunden, und die Augen sprachen weiter. Als läge uns eine ganze zukünftige Epoche zu Füssen, fühlten wir uns als vom Schicksal eine Stufe höher gehoben und alle Sorgen und widrige Wirklichkeiten hatten an Bedeutung verloren – für diesen Moment. Eine Anziehung wurde spürbar, eine Bewusstheit des zumindest für diesen Augenblick Auserwähltseins umgab uns wie ein gemeinsamer Raum, und ich zog sie an mich. Sie sträubte sich nicht, im Gegenteil, sie lag an meiner Schulter, so ganz nah. Eine Hoffnung, dass alles, ja alles, was mich beschwerte sich in Luft auflösen würde, kam genauso

schnell, wie sie abgelöst wurde von einer Kraft, die scheinbar aus dem Boden aufsteigend sich meiner Glieder bemächtigte, und ich nahm ihr Gesicht in meine Hände und sie drehte es mir zu.
Endlich, ja endlich war er da, der Moment, den ich so vermisst hatte, jahrelang. Alles stimmte, und im Erfassen dieses Glücks küsste ich sie, hatte sie im Arm, wie alles, was ich mir je gewünscht hatte. Ich war endlich wieder vollständig, ganz, heil und klar. Mit dem Kuss schwappte über mir die Erinnerung wie eine Welle zu. Fünfzehn Jahre des Kampfes, der nicht selten einfach nur darin bestand, vor Einsamkeit, Schmerz und Furcht nicht umzufallen, lösten sich in Luft auf, und wie durch einen mir geheim gebliebenen Mechanismus der Zeitdehnung erschien mir die lange Zeit des Wünschens und Hoffens zu einem bösen Traum degeneriert, aus dem ich soeben aufgewacht war. Meine depressiven, neurotischen, psychotischen und manischen Erlebnisse hatten die Gewalt über mich verloren, als hätte es sie nie gegeben. Es gab keine Menschen mehr, die mir Ungemach bereiteten. Es gab nur noch *sie*.
Ich nahm sie in mich auf, saugte an ihr wie ein Vampir, leerte sie wie in einem Zug. Kontrollierte nicht die Bahnen meiner Hände auf ihrem Körper. Ich war ein Sog, ein Strudel, ein Wirbelwind des Herzens. Meine Wahrnehmung war ohne Reflexion. Ich hatte sie wieder, meine Liebe, und jedes jemals geführte krampfhafte Denken verschwand in einer Höhle im Boden, einem Versteck für die Maus, die ich nie war, und die ich mich bemüht hatte zu sein. Wie der Geist aus der Flasche gelassen (oder war´s die Öffnung von Pandoras Büchse?) mittels eines Zauberwortes, dass sie nicht aussprach, das sie war, nahm ich endlich wieder den

Raum ein, den Gott jedem Menschen offen hält, und den er nur zu betreten braucht.
So dürfen ein paar Zeilen der Widmung nicht fehlen:

Forts. auf S.597

Sehnsucht

Die Liebe trägt ein weißes Kleid
Nie hab ich es gesehen
doch weiß ich es genau
denn ich trag ein Bild in mir

Nur ich allein erkenn es
Ich weiß um die Gestalt
Ich weiß wie es sich anfühlt
Ich weiß was es mir sagt

Und doch kann ich's nicht malen
Kenn den Menschen nicht
den es beschreibt, obwohl
sein Geruch wie mein zuhause scheint

Ich such's an allen Orten
nichts kann mich aufhalten
Ich kann nicht anders
als sei ich nur dafür gemacht

Und kann ich diesem Drang nicht folgen
quält mich mit größtem Schmerz
die Süße der Verzückung
die deine Gegenwart verspricht

Brennen im Geiste
Qual in der Seele
Verlangen meines Körpers
Nach dir

Du liebliches Phantom
ich werde dich finden
Ich weiß nicht wie du aussiehst
doch du bist wunderschön

Ein Bild wie Harmonie
Mit dir, mit mir
mit aller Welt
Engelsgleich

Forts. v. S.595 (Leben)

Als es zuende war, war sie verwirrt. Ich fragte sie, ob ich vielleicht nicht doch etwas zu fordernd gewesen sei. Ich meinte, es hätte sich wohl eine Menge entladen. Ich wollte sie noch ein Stück zu ihrem Freund bringen, doch sie wollte allein gehen, und verschwand auf ihrem Fahrrad.
Die Woche drauf, meine Sehnsucht ließ mich kaum schlafen, sah ich sie wieder, und *ihr* war es wie mir gegangen. Auch ihre Sehnsucht hatte sie gepackt, und sie sah auch etwas neben sich stehend aus. Das war der Abend, als ich ihren Schandfleck fand. Sie war wohl die Woche zuvor zu spät nach hause gekommen, und war wohl auch zu malat gewesen, um ihrem eifersüchtigen Besitzer eine entsprechende Rolle vorzuspielen. Er wird seine Mittel

gefunden haben, ihr Angst einzujagen, sollte sie sich mir weiter zuwenden, und so kam es auch.
Sie wusste, dass ich ihr keine Sicherheit bieten konnte, war selbst nicht in der Lage, für sich zu sorgen, liebte aber einen gewissen Lebensstandard. Um meine Krankheit ging es diesmal nicht, sagte mir das Gefühl. Sie wollte aber, so schien es mir, oder hatte es sich zumindest bei ihrem Freund ausbedungen, noch den Auftritt mitmachen.
Wir sahen uns ja nie außerhalb des Rahmens der Übungsstunden, doch ich war mir ihrer Liebe so sicher, dass ich nie daran gezweifelt hätte, und doch blieb meine unausgefüllte Sehnsucht für meine Psyche nicht ohne Wirkung. Ganz langsam, so peu à peu kam etwas in oder mit mir durcheinander.
Der Tag des Auftritts war gekommen, und Mañu und ich tollten wie die Kinder herum. Es war schon wie in der Kinderzeit mit meiner kleinen Freundin. Doch wir haben uns nicht geküsst. Ihr Kerl hatte sie gebracht und eierte irgendwo herum, nur wir wussten nicht wo. In der anschließenden Zeit nach dem Auftritt, ging es in den Übungsstunden nur noch ums Geld. KlauDi hatte sich wohl dreiviertel der Gage einverleibt, und uns mit einem Trinkgeld abgespeist. Mich interessierte das nicht besonders, schließlich war es das Erlebnis, das mir etwas bedeutet hatte. Ich sah es auch nicht vor mir, mich eines Tages davon ernähren zu können. Die anderen hingegen schon, und planten, ohne KlauDi und sein unschätzbares Kontaktreservoir auszukommen. Ich machte auch meine Bemerkungen, aber niemand hörte mich. Es hatte sie das Geld- oder Goldfieber gepackt.
Mañu kam dann seltener. Mein Verstand begann, aus der Kontrolle zu kommen. Ich kaufte mir ein völlig durchgeknalltes Motorrad, mit dem ich sie zu beeindrucken

suchte, was selbstverständlich ohne Wirkung blieb. Auf so billige Scherze fiel sie nicht rein, obwohl der Charakter, den ich an ihr entdeckt hatte schon viel mit Freiheit und Hemmungslosigkeit zu tun hatte. Eigentlich wusste ich auch gar nicht, dass ich um Mañu kämpfte. Meine ewige reflektierende Bewusstheit hatte irgendwie ausgesetzt. Weiter auf pubertäre Weise ihre Aufmerksamkeit suchend lieh ich mir das nächste Mal einen Van, ein Familienauto, und ich muss schon sagen, heute ist es mir echt peinlich, davon zu erzählen. Sie begriff wohl langsam, dass ich neben die Spur geriet. Meine Krankheit, die früher lediglich eine Information für sie war, trat jetzt zutage, und die meisten der anderen Gruppenmitglieder erlebten so etwas zum ersten Mal. Bremsen konnte mich jedenfalls keiner, und damit ist der Charakter dessen, was mir bevorstand, auch geklärt: Die Manie.
Ich machte mir die untere Wohnung in Carmens halb ererbten Haus zurecht. Die Mieter waren ausgezogen. Die Theatergruppe fand ihr Ende, weil auf einmal niemand mehr da war außer mir, auch KlauDi nicht. Mein Motorrad nahm mir mehrere Male halb das Leben, da sie immer Sprit verlor und der Motorblock damit vollief. In einer Kurve auf der Landstraße platzte der Motor, und ich weiß nicht, warum mir das herausspritzende Öl nicht den Grip nahm. Ich fuhr dann mit dem Fahrrad. In der Disko schlug ich mich, wurde des Lokals verwiesen, stänkerte draußen weiter, bis ein Türke brüllend hinter mir hersprintete, und ich ihm lachend wie der Leibhaftige entkam. Ich probierte mit meinen Tabletten herum bis zur achtfachen Dosis. Kein Arzt hatte daran gedacht, wie wenig sinnvoll Antidepressiva bei manischen Neigungen sind. Mein Arzt nahm meine Warnungen jedenfalls nicht ernst.

Auf einem Stadtfest sorgte ich dafür, das Carmen, Mañu, ihr Freund und ich an einem Biertisch standen. Ich berührte sie dann mit dem Bein oder dem Fuß und flehte mit Blicken um ihren Kontakt. Sie war natürlich nicht mehr interessiert, und gab mir später zu verstehen, dass ich sie wohl nicht mehr alle habe.
Unter unendlich enttäuschter Sehnsucht begann ich Liebe bei Nutten zu suchen. Anderer Frauen war ich ja offensichtlich nicht in der Lage habhaft zu werden. Liebe im Rotlichtmilieu - ein Unterfangen, wie es aussichtsloser nicht geht. Was immer die Damen auch gedacht haben mögen, manche waren auch wirklich im Eimer genug, um mein Streicheln und Kosen zuzulassen.
Eines morgens wurde ich sanft und hingebungsvoll von Carmen geweckt. Ich war richtig glücklich darüber und dachte mir bzw. schöpfte Hoffnung, dass nun doch noch alles gut werden würde. Das Carmen ihre zärtliche, offene, mir von Herzen zugewandte Seite entdeckt habe, und ich alles, was ich die ganze Zeit suchte, schon habe - Carmen, meine Carmen.
Doch ich hatte mich getäuscht. Carmen hatte das Gesundheitsamt angerufen und einen Arzt und dessen Assistenten kommen lassen, mich zu beurteilen und wenn möglich gleich mitzunehmen. Die saßen bereits in meiner Küche. Ich konnte es nicht glauben. Das erste mal hatte ich wirklich das Gefühl, von Carmen geliebt zu werden und da hat sie es nur gespielt, weil sie Angst vor mir hatte, ein schlechtes Gewissen hatte bzgl. dem, was sie mir da angeboten hat.
Die beiden (netten) Menschen vom Gesundheitsamt aber nahmen mich nicht mit. Auf Carmens Drängen hin nannte man ihr die Möglichkeit der Tagesklinik. Noch ganz benommen von dem morgendlichen Schock willigte ich

ein, mit ihr dort einen Besuch abzustatten. Doch als man mich fragte, wie denn mein ´Betreuer´ hieß, hatte ich die Nase voll. Ich wollte und brauchte keinen Betreuer. Die Damen meinten noch, das sei eine Routinefrage, aber ich hatte genug.
Die Enttäuschungen nahmen kein Ende. Ich verlor meinen Hausschlüssel und verdächtigte Carmen, mich aussperren zu wollen. Was blieb mir übrig? Eine Vision trieb mich nach Hamburg – natürlich Reeperbahn. Als Fertigster unter den Fertigen humpelte ich schmutzstarrend, schwarz und mit ungutem Gesichtsausdruck blicklos die Meile entlang. Verlängerte aus Geldnot mit den abgestandenen Bieren gelangweilter Kunden die Aufenthaltsdauer in Bars, in denen zugekiffte oder -gekokste Nutten auf der Bühne an der Stange mit ausdrucksleeren Gesichtern ihre lustlos zur Schau gestellten jungen aber verbrauchten Körper zeigten. Ich hatte mir das Fußgelenk verstaucht oder gezerrt, als man mich auf die Bühne geholt hatte und ich heruntergefallen war.
Wie sollte ich in den Genuss zehnminütiger Gegenwart der geliebten und begehrten, hier einer Ware gleichkommenden Frau kommen, abgebrannt wie ich war? Ich beschloss mich als Stricher zu versuchen. Auf dem Weg zu der entsprechenden Straße überkam mich der Gedanke, dieses Milieu produziere doch dermaßen viel menschlichen Müll, da könne ich doch mit Glück etwas abstauben, verständnis- und liebevoll wie ich mich in Erinnerung hatte. Tatsächlich kauerte dann auch in einer Ecke mit glühenden Augen eine junge und vollkommen verwahrloste Frau, der ich mich auch schon langsam und vorsichtig zu nähern bemühte. Die schien aber nicht so begeistert von meinem Anblick zu sein und strauchelte davon. Mir wurde bewusst, dass sie mich für eine potentiellen Vergewaltiger gehalten haben

musste. Ich war entsetzt, welche Antwort mir auf meine Erscheinung gegeben worden war. Ich war in Hinsicht Authentizität also noch weiter abgerutscht. Ich war ein Mr. Hyde meiner selbst, auch wenn ich innerlich nicht ansatzweise so empfand. Man würde mich immer falsch sehen, schien es mir, aber ich würde mein Wesen nicht den Vorurteilen anderer anpassen, vorher spränge ich von der Brücke. Gerade als ich in die entsprechende Straße einbog, schlug die Kirchturmglocke ein Mal. Den Schauer, den das bei mir verursachte verdrängte ich. Meine Gedanken waren weiter gegangen. Ich wollte dort bleiben. Dort in der unmittelbaren Umgebung der Reeperbahn. Sie schien mir wie das Mekka der Irren, Verzweifelten, Gescheiterten, Mutierten einer seelenamputierten armutsstarrenden, endzeitähnlichen Gesellschaft der Aussätzigen. Vielleicht ein zuhause für mich. Dort, wo Gesellschaft, Moral und Normen nichts galten, wo der Mensch nur noch ein Geschüttelt Etwas seiner kranken, gesunden oder pervertierten Regungen seines Gemüts ist, da wollte ich die Freiheit finden vor allen Ängsten und Fesseln, die mir das Leben eingebracht hatte.
Doch es kam anders, der erste potentielle Kunde, den ich ausgespäht hatte, und den ich verfolgte wie ein hungriger Wolf oder eine Hyäne schrie mir irgendwann ein Weg! Weg! entgegen. Damit beendete ich diese Karriere.
Über eine Nacht im Hafenkrankenhaus, in das mich freundliche Menschen aufnahmen, sei nicht viel mehr berichtet, als dass dort Horrorgestalten einsaßen, die dem befreundeten Gefolge Quasimodos zur Ehre gereicht hätten, und denen die Psychose ein Entwicklungsschritt zu sein schien, der sich direkt der Adoleszenz anschloss.

Der Wunsch nach meinem Haustürschlüssel wurde mir von Carmen verweigert. Ich ging zur Polizei, da ich mir eines gesetzlichen Anspruchs auf den Ort, wo ich beim Einwohnermeldeamt gemeldet war, sicher war. Dort erwartete man mich bereits. Carmen hatte mit Unterstützung Heinrichs darum gebeten, für meine Einlieferung in die Psychiatrie zu sorgen, wenn sie denn meiner habhaft würden. Ich ließ die alle ein bisschen zappeln, da ich ja noch immer klar denken konnte, nur mit dem Unterschied, dass ich mich von keinerlei Reflektionen über die gesellschaftliche Akzeptanz meines Handelns mehr scherte. Und eigentlich wäre die Zwangseinweisung auch gar nicht durchzukriegen gewesen, aber leider hatte ich es mit einem ziemlich hohen, psychiatrisch engagierten Tier zu tun, das sich nicht die Blöße geben konnte, mich gehen zu lassen, und so kam ich dann per Rettungswagen ins Krankenhaus.
Dort angekommen setzte ich alle Hebel zur Rücknahme meiner Zwangseinweisung in Bewegung, soweit mir das möglich war. Carmen sorgte für mich mit Kleidung, aber sie setzte mich auch über ihren Scheidungswunsch, dessen Umsetzung sie schon begonnen hatte, in Kenntnis.
Nach drei Wochen und mit der Erkenntnis, dass mir vom Krankenhaus die Post, die auch die Rücknahme meines zwangsweisen Aufenthalts in der Psychiatrie enthielt, vorenthalten worden war, kam ich frei. Mit unglaublichen medikamentösen Dosen, die mir eher zur Sicherheit der Gesellschaft vor mir, als zu meiner persönlichen Heilung verordnet worden waren, lebte ich dann ein paar Wochen bei meinen Eltern, die einfach nur noch traurig und sprachlos darüber waren, wie es mir ging, was aus mir geworden war, und was ich in meinem Leben alles erleiden musste.

Dann rief auf einmal Carmen an, dass sie es ohne mich nicht aushielte. Alles unter Tränen und leicht berauscht. Ich sah in meiner Zukunft nur noch ein schwarzes Loch, und so willigte ich ein. Unser Treffen begann mit einem Kuss von so sagenhaftem Gefühl, das ich wieder dachte, jetzt wird alles gut. Wir verständigten uns aber darauf, getrennt zu wohnen und die Scheidung trotzdem durchzuziehen. Sie hatte Angst, dass meine Krankheit es irgendwann veranlassen würde, dass ein Gericht sie zu meiner langjährigen, kosten- und nervenintensiven Pflege verurteilen würde. Das konnte ich verstehen, wenngleich das mein Selbstwertgefühl nicht unbedingt hob, aber das war ja eh im Keller und ich scherte mich nicht mehr darum. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt bei meiner lieben Bekannten Dörte aus früheren Zeiten fand ich endlich eine Wohnung, in der ich mich dann erst mal erholte indem ich sie in mehrwöchiger Arbeit, so wie es meine Kräfte zuließen, renovierte. Mittlerweile hatte die, sich an eine Manie anschließende Depression eingesetzt, die entsprechend der Stärke der Manie gewaltig war und ~2 Jahre dauerte. Ich lebte quasi als Tablettenjunkie, denn auf natürliche Weise lief bei mir nichts mehr. Trotzdem habe ich mein Bestes gegeben, der Krankheit ein Schnippchen zu schlagen. Ich war frei und nicht im Krankenhaus, wo ich immer riesige Angst hatte, nie mehr herauszukommen, so wie es beim ersten Mal fünfzehn Monate gedauert hatte und dann auch wieder nur ein Glücksfall mich ins Leben zurückbrachte. Das war meine Meinung von mir. Ärzte würden nicht mehr die Verantwortung einer Entlassung übernehmen, mit dem Effekt, dort bleiben zu müssen bis ich ´Gemüse´ wäre. Ich hatte solches ´Gemüse´ gesehen, und ich wusste, nur der eigene Lebenswille bringt einen da raus. Die Behandlung ruiniert den Menschen mit der Zeit

ganz langsam aber unter großen seelischen Schmerzen. Setzt erst einmal die Hospitalisation ein, will man nicht einmal mehr raus. Man hat Angst davor, traut es sich nicht mehr zu - selbst wenn der Weg nach draußen nur volltrunken oder unter chemischer Keule stehend über vielbefahrene Autobahnen, Eisenbahngleise und Rollbahnen gegangen wäre – lieber das als ´Gemüse´ werden.
Nicht jeder Mensch, der in die Psychiatrie geht, erfährt das so wie ich, aber ich habe Angst dort – vor den Patienten, den Ärzten, ohne Einflussnahme auf die Medikation zu sein, vor der gesetzlich verankerten Möglichkeit zur Freiheitsberaubung auf ärztlichen Wunsch, vor dem Aufquellen durch das Essen und den in nicht gerade zaghafter Weise verordneten Medikamenten, vor dem eintönigen Tagesrhythmus, den fehlenden spannenden Gesprächen, der Trennung verliebter Patientenpaare, der nicht enden wollenden Dauer, der Unkenntnis und Unklarheit über den Entlassungstermin, und auch vor der Vermittlung des Gefühls, gar kein vollwertiger Mensch zu sein, der Distanziertheit, der wenigen ärztlichen Aufmerksamkeit und dem Verschütten von all dem, was mich erst zu dem macht, was ich bin.
Vielleicht ist das heute anders. Ich war schon lange nicht mehr dort, aber ich habe trotz der verordneten Therapien, über dessen Wirksamkeit ich immer noch vollkommen im Unklaren bin, die Psychiatrie als einen Ort der Aufbewahrung, einer Vorhölle, empfunden. Was mir letztlich wirklich half, war glaube ich der, wenn auch erzwungene Kontakt zu den Mitpatienten, den Leidensgefährten, den Gleichgestellten.
Ich habe verstanden, dass ich mit etwas Geschick und Sachkenntnis meine Anfälle von Krankheit selbst heilen

kann. Ich weiß, wie viel Geduld dazu gehört, wie viel Mut und welche Bescheidenheit, und ich bin mir dabei selbst der beste Pfleger. Das einzige, was ich mir nicht ersetzen kann, ist die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Ich bin ziemlich viel allein, aber wenn ich will, kann ich jemanden sehen. Ich brauche nur anzurufen und loszugehen.
Die Sehnsucht nach Liebe (ich glaube ich habe genug geschrieben, was ich damit meine) erfüllt sich auch nicht in der Klinik. Meistens verstärkt sich nur die Sehnsucht, denn es ist ja wohl klar, dass es auch dort haufenweise hübsche Frauen gibt, doch es ist nicht der Wunsch der Ärzte, das derart befindensverzerrende Ereignisse, wie die Verliebtheit oder gar tatsächliche gegenseitige Zuwendung, das Krankheitsbild beeinflussen bzw. unübersichtlich machen.

Mañu war mittlerweile zu einer Art Phantom geworden. Nicht selten wälzte ich mich nächtelang im Schmerz, den dieser eine Kuss, bzw. die nicht fortgesetzte Liebschaft, verursacht hatte. Die Beziehung zu Carmen hatte sich wieder normalisiert. Sie ging ihrem geregelten Leben nach, meine Gesellschaft erhielt sie am Wochenende.
Ich kenne mich nicht mit langjährigen Beziehungen aus, aber mich stellte die relativ emotionsfreie Beziehung zu Carmen nicht zufrieden. Der heißen Küsse waren es jetzt zwei oder drei so lange wir uns kannten. Die Sicherheit meiner Anwesenheit reichte ihr aus. Streitigkeiten zwischen uns nahm sie immer mehr wie den Umgang mit einem quengeligen Kind. Ich wurde mir selbst peinlich und stellte all das ein. Wenn ich etwas ändern wollte, so schien es mir, müsste ich sie eben verlassen. Sie war eben die Stärkere, so wie alle anderen auch die Stärkeren waren. Wer sich der Befriedigung seines Liebes- und Harmoniebedürfnisses

sicher ist, merkt nicht seine Abhängigkeit davon. Ich gab ihr, was sie brauchte, aber ich bedurfte mehr, als ich bekam. Mein Leben war zu einer einzigen Erniedrigung geworden, an der niemand Anteil nahm. Meine Tätigkeiten in meiner Wohnung und an meinem Wohnort arteten wieder einmal aus. Mit Erfindungen und deren Patentierung, meiner wiederaufgenommenen Suche nach dem heiligen Gral der Zeitdehnung und dem Umsetzen meiner liebestechnischen Fehlschläge in Lyrik und Poesie war ich hinreichend beschäftigt, aber meiner Depression half das nicht auf die Beine. Erst mit dem Eintreten von Larissa fand mein Leben wieder statt. Das Spielen, Toben und Kümmern befruchtete mein ausgetrocknetes Herz.
Damit trat auch Mañu wieder in mein real wahrgenommenes Bewusstsein. Mehr und mehr gab ich ihre Phantomidentität auf. Ich zog zurück zu Carmen, auch um mich mehr um Larissa kümmern zu können. Larissas therapeutische Wirkung auf mich war mir dabei aber sekundärer Natur. Ich wollte einfach da sein, wenn sie kam. Da ich jetzt auch manchmal, oder auch ganz normal, wie jeder andere auch, in die Stadt ging, sah ich auch Mañu manchmal. Die hatte sich von ihrem grässlichen Kerl getrennt, und tat sich jetzt unter Männern ihres oder eher jüngeren Alters um. Doch sie geriet immer noch an die Falschen. Die Männer wechselten häufig, wie ich mitbekam, und irgendwie dachte ich mir, vielleicht habe ich ja noch eine Chance. Es waren drei Jahre vergangen, und man kann wirklich nicht sagen, dass wir miteinander bekannt gewesen wären. Auch erhielt ich eher den Eindruck, dass es ihr leid tat, dass es mir so schlecht gegangen war ob ihrer Entscheidung, damals ihrem Kerl den Vorzug gegeben zu haben.

Man kann so sagen, dass ich im Verlauf von zwei Jahren dreimal da aufgekreuzt bin, wo sie sich im Laden ihres Ex-Lovers immer noch eine Mark dazuverdiente. Sie war nie besonders begeistert, wenn auch höflich, aber unverbindlich. Sie sah so gut bis besser aus wie früher, und ich war nicht imstande zu begreifen, dass mein Leben mit mir Sachen veranstaltet hat, die sie mir als Lebensglück untersagte. Was nutzte es mir, nachzutrauern in dem Stile, mir mich vorzustellen, wie ich gewesen wäre ohne die elende Geißel meiner Krankheit und dann quasi vor dem geistigen Auge sie und mich in Aussehen, Persönlichkeit und Herkunft zusammenzufügen und zufrieden sagen zu können: Das hätte aber auch gepasst!
Beim letzten Mal wies ich darauf hin, dass sie ja bei dem (mir vor ihr schon lächerlich erscheinenden) Kuss nicht ganz unbeteiligt gewesen sei. Mir schien, im Hinblick auf mich, dem was sie von mir wusste und scheinbar sogar auch dem Ruf, den ich in der Stadt hatte, sagte sie „Weiß ich auch nicht, wie mir das passieren konnte.“, als wenn das der erniedrigendste Moment ihres gesellschaftlichen Lebens gewesen sei.
Ob sie es nur tat, um nicht ständig in der Unsicherheit zu leben, ob ich nach Monaten auf einmal wieder fünf Minuten bei ihr aufkreuze, oder ob es aufrichtig war; sie hat es gesagt, und für mich brachen die letzten Bastionen meiner inneren Festung, die mein Selbstbild geschützt hatten, ein. Doch das Leben geht immer einfach so, brutal und gnadenlos weiter. Da gibt es keine Pause.
Jetzt ist sie wieder ein Phantom und gesellt sich zu einigen anderen, nach denen ich mich sehne, von denen ich aber nicht mehr zu träumen wage. Doch ich glaube an Wunder.

Jaña hieß die Frau, die die ganze schauerliche Zeit mit Mañu in meinem Herzen überdauert hatte. Auf sie war mein Auge vor Mañu gefallen und der Gedanke an sie fing mich auf, als mein Selbstbild mehr als nur Risse bekommen hatte. Wegen ihr hatte ich vor Jahren das Schreiben begonnen. Was ich vorher gemacht hatte glich mehr einem Ausdruck des Wunsches, zu schreiben. Jaña arbeitete in einem kleinen Tabakladen zur Aushilfe. So gab es immer die Möglichkeit, sie mal zu sehen – eben Tabak kaufen. Jaña hat mich gelehrt, nicht zu verzweifeln, wenn man nicht bekommt, was man am Nötigsten braucht. Ich verehrte sie schlicht zu sehr, um der Meinung sein zu können, bei ihr zu landen. Jaña war es auch, die die Adressatin meiner Inserats- und Briefaktion war. Sie war der Nachbrenner meiner erlöschenden Beziehung zu Carmen. Wir haben nie wirklich miteinander gesprochen, doch wen man sich zum Schutzengel aussucht, bleibt ja glücklicherweise immer noch Privatsache.

Es konnte ein Jahr und länger her sein, dass ich sie das letzte mal gesehen habe, und sie grüßte, als ob wir uns kennen würden, auch wenn Carmen dabei war, und das war leider immer der Fall. Diese 2, 3, 4 mal, die wir uns so außerhalb des Tabakladens sahen, waren wertvolle Sekunden, von denen ich in meiner desolaten Verfassung von Herz und Hirn zehren konnte wie das Kamel, dass auf dem Lehmbrocken herumkaut und –lutscht, um nicht zu verdursten.
Diese Sekunden waren es, in denen meine Gedanken sich einmal kurz entspannen durften. Gelöster

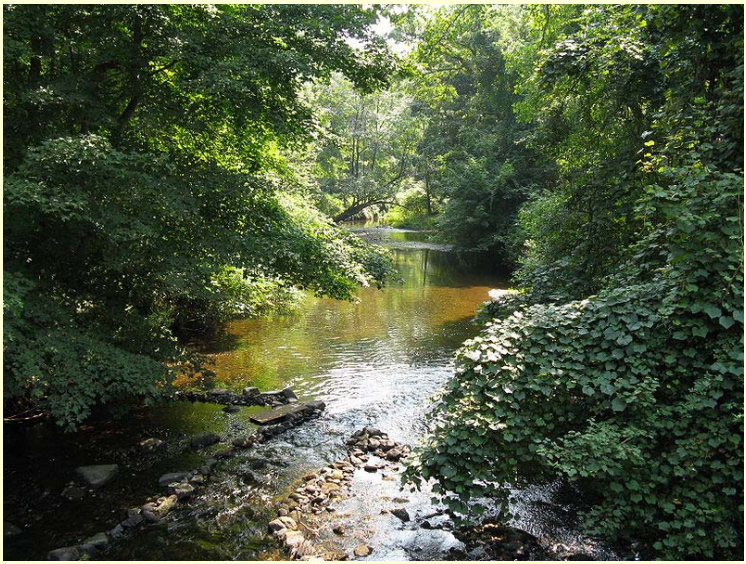
Gesichtsausdruck, geistige Anspannung um mehrere Level gefallen, positive Lebenseinstellung, positives Selbstbild. Eine Wirkung, die irgendwo zwischen mystisch und biblisch anzusiedeln ist. Meine Madonna eben – soll`s mir doch egal sein, ob man so nicht denken soll! Ich hatte auch Krampfanfälle gehabt, die immer unter großer geistiger und seelischer Anspannung auftraten. Danach war ich auch immer so gelöst – aber das ist nicht zu vergleichen. Ich merkte immer schon Wochen vorher, wenn mein von der Spannung erschöpftes Gehirn nicht mehr willens und in der Lage war, dass noch lange auszuhalten, und dann entspannte es sich eben auf die besagte, gesundheitsschädliche Weise, abgesehen davon, dass man bei so was auch sterben, ersticken kann.
Wie, wenn nun Jaña mir ein paar dieser Anfälle erspart hat? Ist es dann nicht egal, welch irrealer Traum sie für mich war, welch lächerliche Fixierung das eingebildete Verhältnis zu ihr? Seit fünf Jahren bin ich frei von der Epilepsie, und das zählt.
Ernsthaft habe ich mit dem bewussten Überlebenskampf begonnen, als ich mit dem Erhalt des Vordiploms beschloss, meine Seele irgendwie (und zwar wirklich irgendwie) zu retten. Es ging mir nämlich furchtbar, und ich war ja auch in dem Alter (23), in dem psychische Krankheiten so im Allgemeinen ausbrechen. Ich machte mit einem Freund, nachdem ich es alleine nicht geschafft hatte, eine lange, weite Reise mit dem Auto in Gebiete der dritten Welt mit all ihren Krankheiten. Abgesehen davon, dass wir uns die ganze oder zumindest einen erheblichen Teil der Zeit stritten, was nicht unanstrengend ist, flogen wir nach acht Wochen wieder nach hause und bekamen fast gleichzeitig Malaria. Man hat mich mit Mengen nicht vollständig getesteter Medikamente vollgepumpt, und ich

überlebte. Doch leider trat dann sechs Wochen später eben ein Krampfanfall zutage mit dem für meine Eltern entsprechenden Schrecken. Man mag ja denken, was man will, und ich will es auch gar nicht so sehr auswalzen, aber die psychischen Schwierigkeiten, fingen da erst an richtig groß zu werden, und der Selbstmordversuch folgte ein halbes Jahr nach der Malaria. Krampfanfälle (Epilepsie) hatte ich da noch drei vor mir, bis sie dann verschwanden. Vielleicht mit Jañas Hilfe, womit sie sich um ein paar Zeilen verdient gemacht hat:

Forts. auf S.613

Träumen

Tränen im Feuer,
es flackert und zischt
Flüssiges Silber
in der Erinnerung Glut



© Chris Currivan

Glitzerndes Papier
und Gold im Glas
Ein Geruch wie von weit her
- Träume auf der Reise

Aus Schemen in der Dunkelheit
und flüsternder Stille
wird ein neuer Tag
als Erbe der Vergangenheit

Forts. v. S.611 (Leben)

Tatsächlich drehte sich auch einmal mein Gesichtsfeld weg, als ich realisierte, dass sie mir entgegenkommt. Ich weiß nicht, wie sie das gesehen hat, wie das ausgesehen haben mag. Monate später aber grüßte sie wirklich herzlich und offen und vernehmlich – trotz Carmens Gegenwart. Ich blieb bei solchen Gelegenheiten meistens stumm. Ich war einfach sprachlos, formte mit dem Mund die Worte, aber es trat kein Laut hervor. Es kam mir immer vor wie die Überschneidung meiner inneren, unwirklichen Welt mit der wirklichen. Das habe ich so schnell nicht geschnallt, habe ich doch dicke Mauern zwischen meinem Inneren und der Realität gebaut, die auch gut so sind, denn es führt ins Chaos, diese hüben und drüben verschiedenen ungeschriebenen Regeln zu mischen, wie wahrscheinlich jeder weiß.
Mit dieser Spaltung des Bewusstseins ist nicht die Schizophrenie gemeint. Es ist das Übliche, was jeder mehr oder minder kennt, so wie mir mal ein freundlicher Scheidungsanwalt sagte: „Wir sind doch alle ein bisschen schizophren, oder?“
Gnädige Menschen, oder welche, die ihr schlechtes Gewissen beruhigen wollen, wie z.B. meine Familie, behaupten daher, meine Krankheit käme von der Malaria. Eigentlich glauben weder ich noch mein Arzt daran, dass dem so sein könne, aber wer weiß? Vielleicht war es der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, der mich damals den schmalen Grad vom grünen zum roten Bereich überschreiten ließ.
Von meinem Arzt und meinen Krankheitserfahrungen weiß ich, dass ich im Mittel genau auf dem Grad stehe, immer leicht in den einen oder den anderen Bereich

pendelnd. Meine Hoffnung ist, dass das eh schon geringe Pendeln irgendwann aufhört, und ich endlich weiß, woran ich bin (hoffentlich im Grünen).

Eigentlich war Harry ein Wunder, zumindest in meinem Leben. Bei ihr war ich vollständig zufrieden, und weil ich das später nie wieder so erfahren habe, machte ich mir irgendwann Gedanken, woran es denn nur gelegen haben könnte. Die vielen kleinen Dinge, die sie tat, waren so liebevoll, und ich habe das damals gar nicht bemerkt. Doch sie haben ihre Wirkung gezeigt.
Sie litt immer sehr unter ihrer zehn Monate (!) jüngeren Schwester. Nicht das Harry nicht hübsch gewesen wäre, aber ihre Schwester war eben noch zierlicher, noch verträumter und noch rätselhafter, mystischer, und wurde wohl vom Vater auch vorgezogen.
Das Gemeine aber nun war, dass ich mich eigentlich erst in die Schwester verguckt hatte, und erst Wochen später auf einer Party feststellte, dass die Schwester schon vergeben war. Aber da war dann eben Harry da, und sie fing sofort dieses Lied von ihrer Einfühlsamkeit an zu spielen, was ich aber erst heute verstehe. Das unser Kontakt von der ersten Sekunde an so harmonisch war, geht, glaube ich, nicht unbedingt im Besonderen auf mich zurück. Wenn man davon redet, eine Frau sei beim Tanzen leicht wie eine Feder, so beschreibt das ungefähr das Gefühl, das Harry fähig war einem Mann zu vermitteln, und zwar nicht nur beim Tanzen, auch im Gespräch, bei Unternehmungen, beim Fernsehen, essen, und, und, und (besonders *und*!).
Harry die beiden Male, ob nun das erste oder zweite Mal, zu verlieren, tat so unendlich weh, dass es sich nicht nur auf die besondere Verletzlichkeit im Zusammenhang mit meiner Krankheit oder genetischen Beschaffenheit

zurückführen lassen kann. Dieses unglaubliche Gefühl, als ich sie nach eineinhalb Jahren wieder in meinen Armen hatte, ihren langen schwarzen Zopf in der Hand, und ihr Gesicht mir entgegenhebend, werde ich nie vergessen. Es ist in meinem Mandelkern abgespeichert wie auf einem ROM.
Heute glaube ich, sie hat immer gewusst, was sie tat, und wie es auf mich wirken würde. Ohne jede rationale Ausbildung hat sie einfach immer gefühlt, was mir gefallen würde. Es hat ihr Spaß gemacht, mich täglich zu verführen, zu was auch immer. Und sie hat die Zuwendung, die sie dafür bekommen hat, genossen. Es hat ihr das Gefühl gegeben, mit ihrer Schwester gleich auf zu sein, ebenso geliebt zu werden.
Nach mir hat sie niemand mehr so erlebt. Ihre Hingabe an mich bekam keiner mehr in dieser Ausschließlichkeit. Sie hat sich losgemacht von der Abhängigkeit, Liebe und Wert ihrer Person mit ihren eigenen Fähigkeiten zu erarbeiten. Sie war mit Hardy zusammen, aber sie ging ständig fremd. Hardy hat das das Herz gebrochen, und er schweißt heute immer noch in irgendeiner oder seiner eigenen Klitsche Autos und Motorräder zusammen. Das hätte man von ihm so nicht erwartet. Doch außerdem ist er ja noch ein Scheidungskind, worunter auch ich noch gelitten hatte.
Harrys Fähigkeit, einen Mann so rund herum glücklich zu machen, erfuhr auch noch ein anderer, den ich später kennen lernte. Ich hatte ihm von ihr erzählt, und wenig später durfte er sie dann auch mal kosten. Kurz darauf war er dann auch im Eimer.
Ich glaube, mit Harry verbindet mich heute etwas. Die Fähigkeit, zu spüren, was der andere braucht, es zu tun, und mit der Reaktion des anderen wie einen Lohn die Selbstbestätigung (ja, und auch Macht) zu bekommen etwas

Besonderes, Einzigartiges und Verehrtes zu sein. Ob es sich dabei um, na klar, sexuelle Dinge handelt, Gespräche, Worte, im Stande des Begleiters/ Begleiterin wie der verlängerte Arme des Willens des anderen zu sein, Wachs in seinen/ ihren Händen, Bewunderung spendend und alle diese kleine Dinge, wie Harmonie im Geschmack, zu lieben, was der andere liebt, Gemeinsamkeiten zuzulassen, die es vorher nicht gab, umhüllen den anderen/ die andere, wie ein wunderbarer weicher, warmer Nerzmantel (und das ohne Tierquälerei, aber mit einem viel stärkeren Gefühl des Reichtums).
So, aber wegen der langen Dauer von Carmens und meiner Beziehung, zeitweise/ periodisch nicht ganz uneingeschränkt, muss Carmen mich empfunden haben. So wie es mir damals Harry gab, und ich es mir immer, immer zurückwünschte, wie es sogar Zeiten gab, in denen ich mir in meiner Einsamkeit und meinem Verlassensein ihre, von mir in der Erinnerung nur noch als allumfassende Zärtlichkeit wahrgenommene, Gegenwart in Gedanken und Handlungen zu ersetzen suchte, gab ich es an Carmen weiter. Gut, mit meiner Krankheit habe ich die besten Vorraussetzungen für ein Einfühlungsvermögen von dieser Kategorie, aber niemand kann von der Hand weisen, dass ein guter Lehrer hilft, Anlagen zu fördern und zur Reife zu bringen.
Ich hatte Angst, Carmen mit meinem Gehen so weh zu tun, wie Harry mir damals. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich es verhindern könnte Die Notwendigkeit, sie zu verlassen, wurde immer drängender, und damit die Beurteilung einer Gelegenheit dazu im Hinblick auf die Eindämmung einer Verletzung für sie immer weniger streng. So kam es dann eben, dass ich sie überhaupt verlassen habe. Mein Wunsch, vor ihr als guter

Mensch dazustehen, auch wenn ich gegangen wäre, hätte mich immer daran gehindert. Dieser Wunsch sitzt so tief, dass all die Liebe, die ich ihr gegeben habe nicht in ihrer Ehrlichkeit angezweifelt werden kann. Es ist mir ein Motiv, das für mein Leben von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie all die Grundbedürfnisse, die selbst die Wissenschaft anerkennt. Das Gefühl für Carmen, auch wenn es streng genommen auf einem eigenen Bedürfnis gründete, war echt.
Es ist sehr schlimm und belastend für mich, mit anzusehen, wie Carmen leidet. Kranke meiner Sorte haben zu alledem auch noch ein Abgrenzungsproblem. Sie haben ihr Glück mit dem des Partners vermischt und können nicht glücklich sein, ohne dass er es auch ist. Es ist ein Verhängnis, und es hat unsere Beziehung viel zu sehr in die Länge gezogen. So schlimm es für Carmen auch sein mag (sie will keine anderen Männer sehen, obwohl sich einige wirklich nett bewerben), sie findet keine emotionale Resonanz bei Freunden und Familie, sie will nur noch anders sein, als sie sich mir gezeigt hat – es ist dennoch jetzt das richtige. Mit jedem Tag unserer Beziehung ist die Verstrickung größer geworden. Irgendwann war mir aufgefallen, dass ich nicht mehr wusste, wo ich aufhöre und sie anfängt.
Zu allem Übel hat Carmen auch noch ein Alkoholproblem, wie sie mir gestand. Mit fünf trank sie schon Rotwein. Seit sie acht war gab's regelmäßig 'nen Eierlikör. Alkohol gehört zu ihrem Leben, wie bei mir die Zigaretten. Sie trank, bevor wir uns trafen. Sie hat damit nicht aufgehört, als wir zusammen waren. Trinken mit dem Grund, etwas herunter zu spülen, macht noch mehr Spaß, besonders, weil man dann nicht so auf die konsumierte Menge achten muss. Seit der Fehlschwangerschaft bestand sowieso ein Dauergrund,

und jetzt mit der zerbrochenen Lebensgemeinschaft sowieso.
Sie hat heimlich getrunken. Man hat es ihr nicht angemerkt. Es gab mal eine Zeit, da sagte ich ihr immer, wenn sie nach Alkohol roch. Das war ihr dann peinlich, und von da an roch sie nur noch selten danach. Doch ihre Haltungen, es gab nur zwei, haben sich nicht geändert. Entweder war ihr alles egal, was ich zu ihr sagte - ging zum einen Ohr rein und zum anderen raus – oder sie rastete aus und brüllte, oder aber, und das war die, die *ich* dann doch meistens bevorzugte, auch wenn ich nicht sah, dass sich irgendwelche ihrer Synapsen dabei bewegten, ich ging auf sie ein, war einfühlsam, mitfühlend, begleitend, helfend, unterstützend und nahm ihr Dinge ab. Jedes Gespräch aber, dass eine Einsicht oder Erkenntnis erforderlich gemacht hätte, war zum Scheitern verurteilt. Ich war Beichtvater, Psychologe, Vater, Opa, Sohn, Freundin, praktischer (und wenn ich es nicht mehr ertragen habe auch theoretischer) Sexualtherapeut, Computer, Handwerker, Begleiter, Schatten, Spiegel, Krankenschwester, Pfleger, Sklave, und wenn es gar nicht anders ging auch noch Mutter und zwar ihre Mutter, nicht die, die ich bevorzugt hätte. Manchmal machte sie mich auch zu ihrem Bruder, zu dem sie gar kein gutes Verhältnis hatte.
Nach außen war es immer Carmen, die das gute Bild abgab, die geachtet und anerkannt war, die das Geld verdiente, der sämtlicher Besitz gehörte, die von der Familie geliebt und bevorzugt wurde, und als deren Anhängsel ich erschien. Oft hatte ich das Gefühl, andere würden meinen, ich hätte Carmen mit Sex an mich gebunden, so nach dem Motto: „ Der scheint ja nichts zu können. Was kann sie schon bei ihm halten?“ und als ich Nina Hoss in „Das Mädchen

Rosemarie“ sah, war mir, als habe ich ihre Rolle, würde ausgehalten, um diesem kleinen, offiziell immer wieder unterbewerteten Teil des menschlichen Daseins, dessen man sich eigentlich gar nicht zu schämen braucht, zu dienen. Mein Lebensstandard, meine Einfühlsamkeit – und vielleicht auch Attraktivität – zusammen mit dem Sportwagen, den ich zum Unglauben anderer selbst bezahlt hatte, meine gesellschaftliche Missachtung in Verbindung mit meinem Charme und der sexuellen Animation brachte mich in den niederen Stand eines Sexsklaven mit dem Nebeneffekt der mentalen Stütze, wie es die Merkmale der Gespielin des reichen Herrn sind. Ausgehalten und nebensächlich, ein Haushaltsgerät eben, nicht ernst zu nehmen und mit dem Esprit eines Paradiesvogels im Parka inmitten eines Aquariums voller grauer Heringe, die im führerlosen Schwarm einem unbekannten Ziel folgend im Kreis schwimmen.

Auch Harry war damals ein bisschen mein Anhängsel. Es stärkt schon ungemein, so etwas zu haben. Doch für mich als Mann in dieser Position, zusammen mit den Benachteiligungen meiner Krankheit, ob nun gesundheitlich, beruflich oder gesellschaftlich, bei all der Mühe, die ich mir mit Carmen gab, war es ein Zustand der unmöglich zu beschreibenden, ununterbrochenen, pausenlosen, erniedrigenden und komplett unbeachtet gebliebenen Sisyphusarbeit.
Es ist dies natürlich eine subjektive Ansicht. Zu einer Objektiven würde es bestimmt helfen, Carmen zu hören. Dennoch, meine Situation stellte sich mir so dar, und was das mit mir gemacht hat, ist nicht am objektiven Modell zu ergründen. Es sind meine Empfindungen, die mit mir gemacht haben, was sie gemacht haben. Nur auf dieser

subjektiven Grundlage kann man mich verstehen, kann man jeden verstehen.
Mir ist aufgefallen, welch wunderbare Zuwendung Menschen bekommen, die ihre Gefühle authentisch, oder vielleicht auch übertrieben darstellen können. Carmen gehört zu den Menschen mit solchen Fähigkeiten. Eigentlich soll die ja jeder haben, aber mir wollten sie sich, zumindest in der Beziehung mit Carmen, nicht erschließen. Ihre Gefühlsausbrüche, die nicht immer freundlich waren, machten mir Schuldgefühle, und ich wurde immer unsicherer, ob ich überhaupt ein Recht auf meine Gefühle hatte.
Ich bemühte mich sowieso schon immer, alles objektiv zu sehen – Carmen, mich, uns. Herausgekommen ist dabei, dass ich nur versuchte, den Charakter meines Vaters zu assimilieren. Bei der mittels meiner Erkrankung gesteigerten Wahrnehmungsfähigkeit und Verletzlichkeit ergibt das eine tödliche Mischung. So geschah es dann auch zum Ende hin, dass ich einem Außenstehenden eher wie ein geistig- oder sonst wie Behinderter vorgekommen sein muss. Gerne katatonisch herumsitzend oder liegend, im Stehen und Handeln klapprig wie ein Parkinsonkranker, ängstlich, starren Blicks mit geweiteten Augen und scheckiger Gesichtsfarbe, schutzlos und hilfsbedürftig. Blöd waren die Selbstmordgedanken. Wenn sie auch beruhigen, so sind sie dennoch gefährlich.
Während dieser Zeit, habe ich mir innerlich den Menschen bewahrt, als den ich mich kenne. Die Zeit, die ich so verbringen musste, habe ich nicht an mich herangelassen. Eben wie der Same im Wüstenboden habe ich einfach nur noch besserer Zeiten geharrt. Ich wusste was mir fehlte. Ich wusste, ich kann mir das nicht holen. Ich hatte Angst vor dem Alleinleben, aber ich konnte noch so weit denken,

dass ich meine verschiedenen Zukünfte vor mir sehen konnte: Als Pflegefall bei Carmen, tot, als Insasse einer Anstalt für Behinderte, in der Behindertenwerkstatt, oder eben alleinlebend. Alleinlebend zu sein bedeutete nicht mehr als eine Chance. Es schien nicht sicher, dass ich es ertrüge, aber in die Klinik könnte ich ja immer noch, und dann eben auch wieder zurück in ein Zuhause, dass mich nicht sofort wieder all den krankmachenden Faktoren aussetzen würde.
Ich musste mich bloß von all dem verabschieden, was mein bisheriges Leben bot: Keine Angst vor wirtschaftlicher oder finanzieller Not; keine Angst vor dem Alleinsein; keine Angst vor gesellschaftlichem Ausschluss; keine Angst, niemanden zum Reden zu haben; keine Angst, vergessen zu werden; keine Angst, in Einsamkeit und Verzweiflung ohne Begleitung zu sein; keine Angst, vergessen zu werden; keine Angst, ein unerkannter, unauffälliger Geist zu sein, der vielleicht irgendwann von einer Meute räudiger Hunde auf der Straße zum Spaß und in der Dunkelheit ausgelacht, geschlagen, getreten und angespukt und wenn nicht sofort dann doch mittels des seelischen Todes in den Selbstmord getrieben wird.
Ich hätte es wohl nie geschafft, mich diesen Ängsten zu stellen, wäre meine Wohnungsvermittlerin nicht ein Mensch mit Herz gewesen, und sie mir eine für meine Verhältnisse wunderschöne Wohnung angeboten hätte. Es war ja nun einmal nur die Wohnung, die ich haben würde. Ich habe nicht die Mengen von Menschen, nicht die Kraft zur Verfolgung meiner Interessen auf der Straße, nicht die Freiheit von Angst, die es mir erlaubt hätte, mein Zuhause draußen, in einer Kneipe, in der Arbeit oder bei Freunden zu finden, so dass mir ein Loch ohne Klo und Küche und Fenster zum Leben gereicht hätte, dass eben nicht mehr

bietet als ein Bett im Lärm der nicht gerade zimperlichen, anonymen Nachbarn, deren Leben unter den beschriebenen Umständen abläuft. Ich brauche nette Menschen um mich herum, die nicht lautstark ihren kuriosen Meinungen Ausdruck verleihen, deren Alkoholismus ihre Persönlichkeit in die eines verhaltensgestörten Straßenköters im Tierheim verwandelt hat, und außerdem bin ich lärmempfindlich, besonders wenn ich die Verursacher nicht mag oder Angst vor ihnen habe.
Es war die Verstrickung zwischen Carmen und mir, die unserer Beziehung den Garaus gemacht hat. Ich habe Gründe genannt, z.B. die dem Gesang der Sirenen ähnliche Einfühlsamkeit, der Alkoholismus, das gesellschaftliche Image Behinderter, finanzielle Not, Geltungsbedürfnis u.s.w., aber eines ist doch von besonderer Bedeutung: So schlimm das auch alles gewesen sein mag, und so gut man daraus auch ableiten kann, wie schlecht es einem damit geht, es bleibt die Frage: Kann man davon zum Behinderten werden? Ist das Rechtfertigung genug für echte Krankheit? Bin ich durch meine Familie, meinen Vater, krank geworden? Habe ich das Recht, ihn als krank oder behindert in Bezug auf den emotionslosen Umgang mit mir zu bezeichnen? Bin ich behindert, dass ich damit nicht umgehen kann, oder sollte es tatsächlich so sein, dass niemand behindert oder krank ist, und es immer nur darauf ankommt, ob man in seinem Leben zurechtkommt oder nicht?
Was ist krank, behindert oder gesund und in glänzender Form? Ist ein Mensch ohne Arme und Beine, dem es aber mittels mystischer Kräfte gelingt, zu fliegen, in Einsteins Universum zu leben, als sei es ihm bekannt wie seine Frau, ein blinder Tenor, Wolfgang Schäuble, ein Tenor mit

Kinderlähmung, eine Elfriede Jelinek, sind diese Menschen behindert, krank etc.? Ist mein Vater ohne Behinderung, weil er einen Weg gefunden hat, im Leben zurechtzukommen, wie die o.G.? Müssten dann die o.G. nicht auch nicht behindert sein, denn sie kommen ja in ihrem Leben zurecht? Nennen wir Menschen krank und behindert, weil ihnen gegenüber Gesunden etwas fehlt, oder nennen wir sie gesund, weil sie zurechtkommen?
An der Definition für psychische Krankheit, so wie ich sie aufgeschnappt oder erfühlt habe, sie drücke sich im Leid aus, kann schon etwas dran sein. Wenn man sich in seinem Leid oder dessen Stärke nicht in dem anderer mehr wiederfinden kann, ist man krank. Selbst im Krankenhaus, wo man viele Leidensgenossen hat, bleibt das so bestehen. Doch eins ist gewiss: Leid ist in seiner Definition offensichtlich von seiner Relation abhängig. Eine offizielle Definition von Leid beinhaltet nicht die individuelle Leidensempfindung des Einzelnen, konkreten Falles. Wieder einmal sind es die körperlich Kranken, die ihr Leiden objektivieren können. Ein Röntgenbild und andere Datenblätter machen das Leid definitiv.
Man nehme die Mehrzahl der alkoholkranken Menschen, all die unentdeckten Fälle. Sie kommen in der Regel genau so gut bis besser in der Gesellschaft zurecht – ihr Alkoholkonsum wird wie ein Kavaliersdelikt belächelt. Ihr Leben verläuft in leicht chaotischeren Bahnen wie das anderer, aber ihre Gemütlichkeit ist sprichwörtlich. Abgestorbene Gehirnzellen werden über die Jahre mit der Verfestigung (Verknöcherung) der Kenntnisse ihres Paradigmas kompensiert (Heinrich). Ihre pädagogische Wirkung auf die Umwelt lässt gemäß des mit zunehmender Debilisierung weniger ernstzunehmenden Geistes nach, was aber auch oft mit dem Alter begründet wird.

Jeder Kulturkreis hat seine Drogen. Nur Außenstehende grübeln über deren Einfluss auf die gesellschaftliche Ordnung und Entwicklung nach. In Südamerika steht die soziale Evolution unter Koka, die Industrienationen finden ihren Weg unter Alkohol, Osteuropa und Russland kämen auch nicht auf die Idee, nüchtern Verhandlungsergebnisse zu erzielen, Ostasien glaubt an die Macht der Arbeit und der virtuellen Welt, Aborigines halten sich in Traumwelten auf, und Afrikaner liefern sich der Macht von Patriarchen und Diktatoren (egal, welcher Regierungsform) aus und glauben, ohne diese Götter kein Ziel zu haben. Es ist das benebelte Bewusstsein, die Abgabe der Verantwortung, so scheint es, die das Leben erst erträglich, ja nett macht. Es ist eine Freude sich auf diese einfache Weise dem Kollektiv anschließen zu dürfen. Alles, was dem Gemeinschaftsgefühl dient, sei es die Musik und deren Lautstärke, vergleichbarer Besitz, Drogenkonsum, Religion, Arbeitshaltung, Ziele und Ideale, ist willkommen und eint die Menschen in ihrem Bedürfnis, nicht allein zu sein, Teil des ganzen zu sein, teil zu nehmen.
Dem Behinderten, dem sog. Kranken, verschließen sich viele dieser einenden Faktoren, Anliegen, Aktionen und Tätigkeiten. Gesunde Menschen stellen schnell fest, wenn jemand aufgrund körperlicher, geistiger oder seelischer Gründe nicht teilnehmen kann. Ob er nun arbeiten kann, eine Familie hat oder sich auf irgendeiner Ebene engagiert. Der (feucht-) fröhliche Abend, die ausschweifenden Unterhaltungen, die entspannte Gemeinsamkeit wird vom Behinderten gestört. Das Gefühl der Einigkeit, Einheit, Gleichheit wird durchsetzt von einer Unsicherheit im Verhalten. Niemand will irgendjemandem weh tun, und man sieht sich genötigt, etwas von der Andersartigkeit des Behinderten zu adaptieren. Der Gedanke, dass der

Mandelkern aller in der Regel sehr ähnliche Gene aufweist, dass der Ohnhändige gerne zugreift, der Rolli gern lossprinten würde, der Blinde Bilder malen möchte und der psychisch Kranke gern Teil einer Gemeinschaft ist, darauf kommt nicht der gesunde Mensch, der es als Teil einer Gesellschaft gewohnt ist, dass seine Mitglieder alle allen gemeinsamen Aktionen nachkommen können, wenn sie es denn wollten.
Mit Carmen konnte man nicht hingehen, wo es laut war. Sie fuhr auch nicht gern Motorrad. Jeder Mensch hat zu irgendwas keine Lust. Die Gemeinschaft aber sieht die *Möglichkeiten* des Einzelnen an. Die Vorstellung, etwas, das jedem gesunden Menschen möglich ist, nicht machen zu können, verursacht Unsicherheit, Grauen, Ablehnung und den Wunsch davon zu laufen. Jede andere Haltung kommt einem geistigen Manöver gleich. Der dauernde Umgang und die gemeinsame Reflektion mit anderen Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen, führt dann zu einer professionellen Haltung. Daraus kann sich dann, selten aber möglich, auch ein persönliches, echtes und aufrichtiges Verhältnis zu einem Behinderten entwickeln.
Das wäre die sich auf gesellschaftlicher Basis entwickelnde Definition, von krank und behindert.
Die Frau von Helmut Kohl hatte keine psychische Behinderung. Ihre Augenerkrankung hat ihr verboten, auf die Straße zu gehen. Der Wunsch nach einem Gemeinschaftsgefühl hat ihre Selbstmordgefährdung ergeben. Das Leid war zu groß. Sie fand keine Möglichkeit sich ihrer Krankheit/ Behinderung anzupassen und starb freiwillig.
Das mit körperlichem Leid einhergehende psychische Leid kann von solchem Ausmaß sein, dass es nicht schwer fällt, auch den Körper mit in die Definition des Menschen

aufzunehmen. Ein Dreigestirn aus Körper, Geist und Seele also, untrennbar miteinander verbunden, und sich gegenseitig beeinflussend. Frau Kohls Zustand hätte sich schlagartig gebessert, wenn ihr das körperliche Leid genommen worden wäre. Dem psychisch Kranken geht es ähnlich, wenn der Zufall ihm die richtigen Medikamente beschert, so dass zumindest die Symptome weg sind (Ich z.B. bin dieses Schicksals dann doch noch nach 15, 20 Jahren Krankheit teilhaftig geworden!).

Die körperlichen Behinderungen o.G. fallen bei der Gesellschaft und den Mitmenschen nicht weiter ins Gewicht, da diese Menschen nicht nur ihr Leben meistern, sondern auch beweisen, dass das aus ihrer Behinderung Fehlende sich an anderer Stelle als große Kraft niederschlägt, so wie bei dem Rollstuhlfahrer in der Wüste und dem an beiden Unterschenkeln Amputierten auf dem Mount Everest. Dies ist eine Aufgabe, die sich dem Behinderten hautnah und als eigenes Bedürfnis stellt: Wohin leite ich die mentalen Kräfte aus meinen fehlenden/ mutierten physischen Merkmalen. Auch die Leiden des psychisch Kranken haben ihre Entsprechung im Physischen, und sei es nur der veränderte Strom an Botenstoffen im Hirnorgan selbst.
Vielleicht ist es die transzendentale Aufgabe der Behinderten, allen Menschen, einer Gesellschaft, einem Freundeskreis oder der Familie zu zeigen, was es mit Individualität auf sich hat. Die Uniformität, das Kennzeichen aller Gruppierungen, fordert jedem seiner Mitglieder eine enorme Anpassung ab, unter der viele seiner Fähigkeiten leiden. Wie schön wäre es, wenn

innerhalb von Gruppierungen Menschen ganz verschiedener Geister, Interessen und Vorlieben wären – wenn einem jeden Menschen klar wäre, dass immer Überraschungen aus allen Ecken drohen, dass die Ungleichheit der Standard ist. Der Begriff Zivilcourage wäre von einer Selbstverständlichkeit, dass es keines Wortes dafür bedürfte, und die Gemeinsamkeit wäre unter der Würde eines Bewusstseins, dass es nicht die Angst vor dem Ausschluss ist, die eine Anpassung motiviert, sondern der Wunsch nach Harmonie.
Unter solchen Menschen, die lieben können, ohne sich unter dem Druck der Gruppendynamik zu verdrehen, ohne den abwärts gerichteten Daumen der Macht auf sich zu spüren, ohne in Angst und Verzweiflung zu fallen, wenn sie sich materiell oder geistig nicht adaptieren können, ohne ihren Glauben und ihre Lebensphilosophie zu verleugnen – unter diesen Menschen können auch die Behinderten aller Couleur gut leben.
Eine solche Welt ist ein Traum, John Lennon besang es in „Imagine". Sollte so eine Vision aber der Sinnhaftigkeit von Behinderungen dienen, und scheinen die Vorzüge einer solchen Menschheit nicht nur darin zu liegen, die Welt den Behinderten anzupassen, sondern dass diese auch, und zwar insbesondere, auf die Welt der gesunden Menschen vorteilhaft zu wirken, so wird klar, dass ein Verstecken von beliebiger Andersartigkeit/ Individualität genau so kontraproduktiv ist, wie die gesellschaftliche Desintegration insbesondere psychisch kranker Menschen.
Deren Individualität liegt im Geist, genau da, wo den Gesunden Alkohol und andere Gleichmacher die charakterlichen Fähigkeiten benebeln. Der Ersatz solcher Hilfsmittel anhand von Mut und Offenheit ist die Herausforderung, die alle Behinderungen, insbesondere die

psychische, an jeden Menschen stellt. Der grüne Bereich, also der, in dem man Menschen noch nicht als krank sieht, ist dermaßen breit, dass der Unterschied zum roten eher fließend ist. Psychisch Krank zu sein ist weniger eine Frage des Arztes sondern viel mehr eine der Liebe zum Nächsten. Es ist nicht wichtig, jemanden als krank oder gesund einzustufen, um ihm ein Mitgefühl entgegenzubringen. Der fröhliche Alkoholiker bedarf ebenso des liebevollen Miteinanders, wie der Geisteskranke in der Behindertenwerkstatt. Die Grundlagen des Umgangs sind dabei nur wenig verschieden, denn Menschen sind es beide. Ich kann mich erinnern, wie ich mich als Jugendlicher gefühlt habe, wenn ich Behinderte, welcher Art auch immer, gesehen habe. Erschrockenes Wahrnehmen, Wunsch des Studierens, scheues Abwenden, die Angst, jemals so etwas zu haben und anschließender verbaler Austausch der Gefühle. So war das. Jetzt kenne ich auch die andere Seite, und ich genieße es sehr, wenn ich gerade mal in der Verfassung bin, so dass niemand darauf kommt, was ich habe.

Behindert bedeutet in der Regel, auf einem imaginären Notenspiegel fünf oder gar sechs bzw. mangelhaft und unbefriedigend zu liegen, buchstäblich genommen. Die Bezeichnung ´special people´ aus dem amerikanischen hat für die Allgemeinheit wenig daran geändert. Die seelische Reife, die der Umgang mit den Behinderten forciert, bleibt nur Einigen vorbehalten, und diese wenigen bringen meistens eh schon eine gewisse Bereitschaft mit – Menschen eben mit dem leider abwertend gemeinten Helfersyndrom. Die allgemeine Menschenliebe, die sich dahinter verbirgt, sei sie auch analog zum Einfühlungsvermögen des psychisch Kranken, hat jedoch

ein weit größeres Potential, unseren Planeten zu einem lebensfreundlichen Ort werden zu lassen, als das anhand wissenschaftlicher Forschungen im Rahmen der Psychologie entworfene Normbild vom gesunden Menschen, das Narzissmus, Egoismus, Aggression, Geltungswahn, Geilheit, Gier und Beziehungslosigkeit erst salonfähig gemacht hat. So ein Normbild ist in seiner Abbildungsgenauigkeit ähnlich, als würde man einen Hund auf sein Interesse reduzieren, am Kot seiner Artgenossen herumzuschnüffeln.
Das gesamte, langsam aber beständig gewachsene gesellschaftliche Werteparadigma aus Ethik und Moral ist damit demontiert. All die Erdung und Zentrierung der gesellschaftlichen Ordnung unseres Kulturkreises ist aufgehoben.

Ich bin kein islamistischer Aktivist. Ich kann aber deren Sichtweise in Bezug auf Amerika und die Industrienationen nachvollziehen. Der Geist, der aus unserer Lebensweise, soweit von den Medien verbreitet, spricht, ist mit Dämon nicht so schlecht bezeichnet. Der Fernseher, das Medium schlechthin – auch dort, wo man nicht einmal den Reis zum Abendbrot hat – vermittelt (öffentlich-rechtliche Sender mal verschonend) eine Sichtweise, die Menschen, die mangels Möglichkeiten, und das werden immer mehr (die Isolation wächst), eben genau das menschliche Normbild propagiert, von dem ich sprach. Mein plärrendes Küchenradio verursacht mir auch meistens nur Ohrgeräusche. Die Kenntnisse der Werbepsychologen über die geheimen Wünsche und Sehnsüchte fließen in die Bilder ein. Auch Filme, Nachrichtenerstattung, eigentlich alles, unterliegt diesem psychologischen Diktat. Alles nur um der Quoten Willen, des Geldes wegen. Auch wenn sich

die Menschen nicht so zeigen, der nicht gerade geringe Fernsehkonsum legt dem nicht reflektierenden Zuschauer nahe, alles herauszulassen, was er sonst fein säuberlich (zwecks besseren Zusammenlebens) weggepackt hatte. „Bild´ Dir Deine Meinung" u.ä. deuten auf die Mächte der Meinungsmache hin. Duffy fand dort seine philosophischen Grundlagen. Jede andere, differenziertere, weniger spektakuläre Sicht blieb seinem wenig sensiblen Auge verschlossen. Der Spaß war´s, der überhaupt motiviert hat, dem vom Vater vorgemachten, so machtvoll wirkenden Zeitungslesen nachzukommen. Eine Informiertheit, basierend auf Desinformation findet so ihre willigen Opfer zur geistigen Degeneration. Geteilte Desinformation erhebt Lügen auf den Status der Wahrheit. Geld ist der Motor, und Geld ist die Botschaft.

*

Ein weniger Fanatismus suggerierender Ausdruck besonderer Wahrnehmung findet sich in den Welten von Röttger Feldmanns „Werner". Die Darstellung normaler Menschen, wie z.B. Meister Röhrich, die Bauingenieure, TÜV-Prüfer, die Krankenschwester, die Rocker (bes. d. Präsi) oder all die Menschen auf dem Markt sind derart herrlich überzeichnet, dass man sie nicht ablehnen kann. Wenn auch die Angesprochenen sich nicht unbedingt freuen würden, so gezeichnet zu werden, so ist es doch der Applaus, das wirklich fröhliche Lachen des Publikums, das sie versöhnen würde. Es ist unnachahmlich, diese Menschen so zu sehen. Feldmann geht weit über die Betrachtung eines normalen Menschen hinaus. Was ich als „einen Menschen in seiner Kindlichkeit zu sehen" beschrieben habe, ist bei ihm das vollständige Heraussieben

jeder Macht aus den einzelnen Charakteren. Was in der Realität Angst macht, zeigt er in traumhafter Nacktheit. Es tritt eine Hilflosigkeit gepaart mit hysterischem Habitus an seine Stelle. Jede Autorität, alles was uns sonst in distanzierte Kadaverhaltung zwingt, nimmt er weg, und übrig bleiben liebenswerte, sehr individuelle Persönlichkeiten. Ohne Überfordern zu wollen ist mit etwas Willen zur Abstraktion in diesen Comics eine Welt wieder zu finden, wie sie meiner Vision ähnelt. Die Deutlichkeit und Ehrlichkeit der Individuen, die Kraft ihrer Gefühle und die Harmlosigkeit ihres Trachtens öffnen einen Raum für alle Möglichkeiten der Phantasie und Selbstverwirklichung des Menschen, die keinen ausschließen, außer er zieht nicht an diesem Strang, wie z.B. Günzelsen. Gut und Böse unterteilt sich auf der Grundlage menschlichen Gerechtigkeitsgefühls ohne belehrend oder rechthaberisch zu wirken. Das Menschsein steht im Vordergrund, Arbeit wird von der lustvollen Seite betrachtet. Das kann nicht schaden. Leider dürfen aber Ströme von Alkohol – dem Freizeitprinzip unserer Gesellschaft folgend – nicht fehlen.
Feldmanns Frechheiten sind von kindlich unbedarftem Niveau und bestechen genau so wie Aussprüche kleiner Kinder nach dem Motto: Kinder und Betrunkene sagen immer die Wahrheit.

*

Zudem ist heute Christi Himmelfahrt/ Vatertag. Der Tag also, an dem es Männern, sofern sie denn wahre Männer sein wollen, traditionell gestattet ist, im Vollrausch emotional aufgewühlt ihre intimsten Gedanken und Impulse in die Welt und die Kneipe hinaus zu grölen. In

diesem Sinne möchte ich mich auf skurrile Weise in meinen Gedanken mitfeiern gesehen wissen.

* * *

Um die Fragen nach Behinderungen zu beantworten, sei gesagt, mein Vater hat keine und auch keine emotionale Behinderung. Er ist gegenüber anderen Menschen spätestens seit seinem Ruhestand vollkommen normal und offen. Nur bei mir fällt er in eine Haltung, die ich lange persönlich genommen habe, die mir größtes Kopfzerbrechen bereitet und bis hin zu zerreißenden Spannungen in meiner Seele geführt hat.
Seit dem Eintritt in die Pubertät wurde seine Haltung mir gegenüber immer emotionsloser. Abgesehen von normalen Rivalitäten um die Liebe meiner Mutter fand und fand sich keine ausreichende Erklärung, bis ich ihn heute in einer gnädigen Stunde auf einmal vor meinem inneren Auge als kleinen Jungen vor seinem brüllenden, besoffenen und vielleicht vor Verzweiflung und Frustration um sich schlagenden Vater habe stehen sehen – emotional erstarrt und ohne Ausdruck - nur vom Wunsch gefangen, all das möge ohne Schaden an ihm vorüberziehen.
Wer weiß, wie oft dergleichen sich ereignete. Auf jeden Fall suchte sein Vater ihn später, als er so alt war, wie ich jetzt, in nächtlich widerkehrenden, die ganze Familie weckenden Alpträumen in Gestalt eines ihn unter Gebrüll jagenden Löwen heim.
Ich bin mir sicher, mein Vater war nicht in der Lage, es abzuwenden, mir gegenüber in diese Haltung zu verfallen. Das Erstarren, ich kenne das von mir selbst, kann man nicht bekämpfen. Er wird sich auch heute bestimmt nicht bewusst sein, wie es mir ihm gegenüber geht.

Abgesehen von der mich grausam überfordernden und nicht gerade positiv besetzten Rolle, in die mich sein Verhalten ebenfalls unbewusst und noch dazu empathisch gedrängt hat, kommt es einer Achtung gleich, einer Anerkennung meiner Männlichkeit und einem Respekt, wie er größer nicht sein kann (es handelte sich immerhin um seinen Vater), auch wenn das in dieser Art schon reichlich ungesund für mich war.
All die Angst, die ich empfinde, ist die Angst die mein Vater vor dem seinen empfand, mit dem er mich assoziierte. Die Angst vor mir selbst ist die vom Großvater seinem Sohn entgegengebrachte Entschuldigung für die Greuel seiner Erziehung. Ich, als die Projektion seines Vaters bringe ihm die so lange erwünschte Selbstbestätigung und Hinwendung, und vor mir selbst als mein Vater habe ich Angst vor dem seinen. Der Katalysator zur Verarbeitung seines Kindheitstraumas ist die (meine) kindliche Interpretation der Haltung meines Vaters, wie er sie von seinem erhalten hat.
Es ist schon seltsam, dass die Natur es so eingerichtet hat, dass sich erst die übernächsten Generationen besonders ähneln, und der alternde Mensch auf diese Weise ein zweites Mal mit den Prägungen der Kindheit konfrontiert wird, als solle er sich (es handelt sich schließlich um seine Kinder, die ihm diese Prüfung auferlegen!) ausgerechnet erst zum Schluss mit ihnen versöhnen, und damit die Weisheit erlangen, von der all die Jüngeren dementsprechend viel bräuchten.

*

Unter dem Blickwinkel der Liebenswürdigkeit meines Vaters erscheinen seine Pedanterie, Härte und

Prinzipienreiterei in einem ganz anderen Licht. Seine gelebten Einstellung zeugen von einer weit höheren Verantwortlichkeit als die Heinrichs.
Dessen dogmatisierte Geselligkeit, Höflichkeit und Leichtigkeit, die auch der gesamte Dunstkreis mehr oder minder repräsentiert, errichtet all denen Zwänge, die dabei nicht mithalten können. Der Spaßzwang, ein Druck, der sich jeder Kritik entzieht, ist die Massenvernichtungswaffe der Lebensfreude. Diese traditionell gewachsene und jeder Reflektion den Wind aus den Segeln nehmende Eigenschaft besonders auch vieler erfolgreicher Menschen ist der definitiven, archaischen Bedeutung des Zähnezeigens unter den Affen gleichbedeutend. Ein Lachen, so wie wir es uns vorstellen, dass Herzlichkeit, Zugewandtheit und Liebenswürdigkeit transportieren soll, ist es nicht.
Von daher ist die Wirkung solchen Zähne- oder Zahnersatzzeigens auf die meisten Menschen, die solche Drohgebärden nicht kennen, verständlich. Die nur dem Geist sich erschließende, entsetzliche Kombination von Zuwendung und Bedrohung ist eine krankmachende Kontamination der Liebe mit psychischer Gewalt.

*

Der Mut meines Vaters hingegen, mit geradezu fatalistischer Selbstaufgabe sich nur seinem Verstand unterzuordnen, vermittelt zwar nicht unbedingt den Eindruck eines Kuschelbärs, aber es ist zumindest kein bewusstes geistiges Manöver dabei, womit für jeden offen die Möglichkeit besteht, sich gegen ihn zu wehren.
Das sich damit auch Vertrauen transportieren lässt, beweisen mir die häufigen Ansprachen seitens seiner

Klienten, die sich auch nach Feierabend nicht scheuten, nach seiner Hilfe zu fragen.

Endlich kann ich das Gesicht meines Vaters lesen, das mir oft wie eine verächtlich wirkende Grimasse erschien: Es ist der Ausdruck kindlich-ängstlichen, freundlich-zugewandten, verschämten Flehens um die Wahrnehmung seiner selbst als einen geliebten Sohn.
Dieses Gesicht ist sein Ausdruck größten Vertrauens und einer Hinwendung, wie sie aufrichtiger nicht sein kann.

Mein Gesicht ist ähnlich, und vor ein paar Tagen hatte ich beim Betrachten eines in meinen Augen bisher vor Arroganz nur so strotzenden Bildes von mir auf einmal eine Erscheinung: Ich sah mich darauf genau so, wie ich mich fühle.

* * * * *

3. Buch: Meinen

I.

Ich hörte ein paar Kinder im Hof spielen. Ich sah sie nicht, aber vernehmlich sangen laute Jungenstimmen „Feuersalamander – Beine auseinander – Beine wieder zu – und raus bist Du!“ Darauf folgte das hemmungslose, kecke

Lachen eines jungen Mädchens. Das ging so drei, vier mal. Die Jungs lachten nicht, und ich ahnte, dass sie irgendetwas mit dem Mädchen machten, dass für sie so unglaublich aufregend und sexy war, dass ihre Stimmen vor Erregung ganz emotionslos waren.
Ihr keckes Lachen rief in mir die Assoziation an Nabokovs „Lolita" wach, als wäre ich zum lebendigen Zeugen der Protagonistin dieses oft und unter Schwierigkeiten interpretierten Romans geworden.
Ich nehme den von Nabokov unter großem Zeitaufwand erstellten Roman als eine psychologische Betrachtung einer Vater/Tochter-Beziehung aus der Perspektive des Unterbewussten wahr. Beim Betrachten von Lolitas Verhalten gegenüber Humbert fällt ihre Unschuld auf. Die Reaktion Humberts aber beweist den sexuellen Charakter Lolitas´ Betragens. Der Tod der Mutter als Ausdruck der emotionalen Verwirrung des Vaters; Humberts Annahme der Vaterrolle als Parabel für die verfremdete Beziehung des Vaters zum Kind; das Umherreisen ein Gleichnis des inneren Versteckspiels, sowie die Gestalt des Quilty als Manifestation der Furcht vor den zukünftig drohenden Rivalen und der Ängste um das geliebte Kind. „Lolita" ist damit das Pendant zum „Ödipus" der griechischen Sagenwelt oder doch zumindest eine literarische Ausführung des Ödipus-Komplexes der Psychologie.
Der Umstand, dass sich Lolita am Ende des Romans eher für Quilty entscheiden würde, als sich noch einmal in die Abhängigkeit der verzehrenden Liebe ihres (Ersatz-) Vaters zu geben, beweist diesen Zusammenhang. Schließlich steht mit dem Erreichen der Selbständigkeit nach dem Ödipus-

Komplex (der für Kinder beiderlei Geschlechts gegenüber dem gegengeschlechtlichen Elternteil gilt)) die Ablösung der (sexuellen) Bindung des Kindes an die Eltern bevor. Nur mit dem Abschließen derselben kann das eigene Leben auf selbstbestimmte Weise geführt werden.
(-> Ohne aber je eine sexuelle Bindung zu Mutter bzw. Vater gehabt zu haben, hätte das Kind nicht die (Moral-) Vorstellungen der Eltern übernehmen können)
Der gravierende und revolutionierende Unterschied des *Lolita*-Werks gegenüber dem *Ödipus* ist das betrachtete Objekt: Der Vater (der im Sinne der Theorie für die Elternrolle im Allgemeinen gilt).
Um dem Kind eine gesunde emotional-sexuelle Bindung zum entsprechenden Elternteil zu ermöglichen, muss auch der Elternteil emotional-sexuelle Gefühle haben. Eine einseitige Beziehung (da bin ich Spezialist) macht unglücklich. Das ist der theoretische Beweis sexueller Regungen bei Eltern und die Rechtfertigung ihrer Notwendigkeit.

Innerlich extrapolierte ich die Erfahrungen des Mädchens im Hof bis zur Volljährigkeit hinauf mit denen, die vielleicht in ähnlicher Melodie auf ihrem Lebensweg noch vor ihr lagen, und stellte mir vor, mit welcher inneren Haltung sie im sexuellen Spiel ihren späteren Liebhaber beglücken würde, und zufrieden dachte ich, alles ist gut.

Wären da nicht die in der Pubertät lauernden Gefahren z.B. der materiellen Versuchungen, die in die Sucht führen können, und das Mädchen wie den Jungen zum Sklaven des Konsums machen könnten; gäbe es nicht all die sich wie die Jahreszeiten erneuernden Trends und andere Zeiterscheinungen, die nichts weiter sind als Räuber der Zeit und damit den jungen, empfindsamen Geist auf verwirrende Weise davon abhalten, sich mit seiner Welt, so wie sie ist, zu befassen,.
Mit ihnen gleicht die Pubertät dem Lauf eben geschlüpfter Meeresschildkröten zum rettenden kalten Wasser. Auf dem Strand werden sie von Möwen wie Kartoffelchips weggepickt, bis nur wenige übrig bleiben, deren Überleben sich nicht auf eigener Kraft gründet, wie uns Darwin so gerne suggeriert, sondern schlicht auf Glück.
Gäbe es nicht die unglaublich strengen Regeln in den Cliquen, die es einem Kind nicht erlauben, daneben zu treten, da es sonst ausgelacht und im schlimmsten Falle ausgeschlossen wird. Regeln, gegen die sich die der Gesellschaft milde und sozial ausnehmen. Zwänge, denen nur materiell beizukommen ist. Sprachliche Ordnungen, die seelische verletzende Strafen nach sich ziehen. Unarten, denen Gerechtigkeit und Mitgefühl Fremdworte sind, und Gewohnheiten und Mutproben, die nicht nach Konsequenzen für die Zukunft fragen.

*

Die gewöhnliche Zurückhaltung Erwachsener gegenüber Kindern betreffs des sexuellen Lebensbereiches (nicht

einmal das harmlose Thema Flirt wird gewöhnlich in seiner Spannung und Ergreifung widergespiegelt) lässt das Kind in seiner meistbeschäftigenden Frage nach der Sexualität allein oder es geschieht unter Ausklammerung ausgerechnet der Emotionen, so dass in diesem so wichtigen, das Glück der persönlichen Zukunft zum großen Teil mitbestimmenden Ausdruck der Menschlichkeit nur mit engen Freunden eine Verbundenheit errichtet werden kann. Das strenge Reglement der Gruppe leitet die Neigungen des Kindes in unter seinesgleichen offiziell geachtete Richtungen. Abweichungen davon werden ebenso niedergetreten wie es in den anderen Kategorien der Fall ist.
Sexualität ist reine Emotion. In der jugendlichen Entwicklung geht es um nichts anderes, als die Anerkennung und Annahme des individuellen Empfindens innerhalb der gelebten Welt. Unter diesem Blickwinkel ist die Erziehung in dieser Entwicklungsphase zu sehen. Sexualität zwingt zur Teilung von Gefühlen (wir sprechen nicht umsonst vom Genpool). Somit ist ihr Verstecken das Ende der persönlichen Reifung.

Kinder sind in ihren sexuellen Haltungen im Grunde unglaublich konservativ, geradezu orthodox. Sie glauben an das wahre Gefühl, an die Zusammengehörigkeit von Sex und Liebe, an Familie und Kinder. Eine bewusst oder unbewusst empathisch als i.d.S. Sittenwidrigkeit wahrgenommene Erscheinung aus der Erwachsenenwelt, seien es die Eltern, die Medien oder auch andere Jugendliche, überfordert sie und kränkt ihr Bild von

Sexualität zutiefst. Die unverarbeiteten Erschütterungen werden in der Gruppe mit drastischen Bildern teil ihrer Restriktionen. Perversion wird als Ausdruck geistiger Reife fehlinterpretiert, und gibt dem Perversesten in der Gruppe den Status des Erwachsenen, des Vorbildes, an das die Wünsche nach Wahrnehmung ihrer sexuellen Identität gerichtet werden.
Der ungestillte Hunger nach Anerkennung und Aufnahme in die Erwachsenenwelt ist so der Motor zur Verfremdung heranwachsender, menschlicher Charaktere. Damit ist in den Jugendlichen dann auch die Grundlage geschaffen, Menschen eine leichte Beute zu sein, die aufgrund tatsächlicher oder versteckter gesellschaftlicher Desintegration moralisch enthemmt sind und keine Grenzen kennen.

Die angeborene Klugheit Jugendlicher in sexuellen Fragen wird vollkommen fälschlicherweise als Naivität bezeichnet. Die Verwendung dieses Begriffs ist nichts weiter als der Ausdruck enttäuschter Erwartungen erwachsener Menschen und hat mit Reife nicht das Geringste zu tun. Niemand braucht eine Ausbildung zur Sexualität. Sexualität ist etwas vollständig Privates und bedarf nicht einer öffentlichen Beurteilung oder Reglementierung. Alle erforderlichen Kenntnisse sind teil unserer DNS. Eine Aufklärung ist nur erforderlich, weil unsere Kultur neben der körperlichen Reife auch eine ziemliche geistige Reife erfordert, die ihre Zeit braucht. Daher ist die jugendliche Schwangerschaft, wie sie unter Wilden (und unsere Kinder sind schon ziemlich wild!) üblich ist, unerwünscht.

Die nicht selten vorkommende Hinwendung junger Mädchen zu älteren Männern, z.B. Lehrern, ist völlig normal, schließlich wachsen sie ja auch in den Augen ihres Vaters zur Frau heran und wollen seine Aufmerksamkeit und Bestätigung auf dieser Ebene. Bei Jungs ist das nicht unähnlich. Sie suchen die voll entwickelte Frau (natürlich auch die Mutter), die ihnen mit ihrem sexuellen Interesse (Flirt) das Gefühl der männlichen Vollwertigkeit vermitteln kann.

*

Manche Jungs erfahren den uneingeschränkten Schutz der Mutter bei gleichzeitiger vollständiger Unterordnung. Ungeachtet ihrer Gründe wird ihr Junge sehr sexy, aber auch seine Egozentrik ist von gleicher Stärke.
Manche Adressaten solch extremer Erziehung halten sich für Gott und unbesiegbar. Ihre männliche Ausstrahlung überragt die anderer Jugendlicher um Längen. Die Respektlosigkeit mit der sie mit dem weiblichen Pendant umgehen und der unbedingte Wille zur Unterwerfung der Frau in die Rolle eines unterprivilegierten, nur menschenähnlichen Wesens, dessen Besitzer die unangefochtenen Rechte auf Leibeigenschaft bis hin zur Gewalt über Leben und Tod hat (Ehrenmorde), zeugt von einer geistigen Mutation, die das (unbegründete) Schamgefühls der Mutter gegenüber ihren eigenen Gefühlen zum Sohn zur Ursache hat.

Eine andere extreme, gerade umgekehrte Entwicklung kann dort vorkommen, wo Geld ist. Junge Frauen und Mädchen werden vom Vater mit einer falschen Aufmerksamkeit bedacht. Seine finanzielle Hinwendung kennt bei der Tochter manchmal keine Grenzen. Ebenfalls aus Scham vor seinen wahren Gefühlen und oft leider gekoppelt mit der Unfähigkeit eines adäquaten Ausdrucks derselben, sucht er dieses Mittel auf, um seiner Zugewandtheit Luft zu machen. Die entsprechende Eichung der Mädchen auf Geld als Ersatz für menschliche Wärme kann nicht selten die Folge sein (Paris-Hilton-Effekt).

*

Die langsame Aufnahme der Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen ist so gesehen derart gespickt von Haken und Ösen, dass Eltern schon fast gar nicht mehr darauf achten müssen, Positives in das Leben ihrer Kinder zu bringen, sondern vollkommen ausgelastet damit wären/ sind, all die Möwen zu verscheuchen, die ihrer Lieblinge lauern, als seien sie Kartoffelchips.

* * *

II.

Eine gute Erinnerung bzgl. meiner Geistesleistung habe ich einmal von meinem Arzt erhalten. Irgendwie lenkte er das Thema auf die Welt. Ich fragte, wozu wir darüber sprechen, und er meinte, wieso, ob ich keine Gedanken dazu hätte?

Doch sicher meinte ich, aber was kann ich schon machen. Warum ich das nicht einmal aufschriebe, fragte er mich. Das wäre ein ganzes Buch sagte ich, und das liest dann doch niemand, sagte ich daraufhin. Aber sie wissen doch eine Menge, meinte er, schreiben sie doch das Buch!
Ich habe mir das gemerkt, und jetzt sitze ich damit zu. Mein Vater meinte auch immer mal wieder, „Schreiben heilt" (er schreibt selber), so ähnlich wie mir meine Mutter zwanzig Jahre lang Sport empfohlen hat.
Jetzt sind diese beiden Dinge der bestimmende und sinngebende Inhalt meines Tagewerks geworden - Eltern scheinen sich doch ganz gut mit ihren Kindern auszukennen.

*

Als Mensch mit krankheitsbedingt teilweise abnormer geistiger Gedankenqualität und -Aktivität bin ich auf die ständige oder doch zumindest stetige Überprüfung meiner Wahrnehmung angewiesen. Die Beschäftigung mit geistigen Gegenständen ist daher aus ärztlicher Sicht nicht wünschenswert. Der eh schon hohe geistige Aktivitätslevel würde dadurch noch erhöht.
Das ist aber nur mitnichten so: Im Hinblick auf eine berufliche Tätigkeit mag es stimmen. Die Wahrnehmung all der Kollegen, Klienten etc. überfluten mich in der Tat. Im Gegensatz zu meinem Vater habe ich ja auch noch diese grässliche soziale Störung. Mit seiner hat er sich dem Diktat der Vernunft unterworfen. Nicht nur in seiner Arbeit, auch in seinem gelebten Leben zeigte er sich rational dominiert.

Auch für mich sollte das eine Nische sein. Technische Tätigkeiten, die ja in ihrer theoretischen Grundlage an Vernunft/ Rationalität nicht zu überbieten sind, determinieren aber die Freiheit meines Geistes, so dass ich mich auf Dauer wie eine Applikation zur Produktionsautomatisierung fühle. Die seelische Seite kommt unter der Bedingung einsamen Schaffens dieser Art einfach zu kurz. Womit ich wieder auf meine Geisteswelt zurückgeworfen bin (früher: Gefängnis meiner Gedanken).

(Weitgehende) Einsamkeit ist weniger eine Bedingung, die ich zu erfüllen habe, sondern sie ist mir vielmehr immanent, unausweichlich vorhanden. Die gewohnheitsmäßig reflektierende Haltung allem Wahrgenommenen gegenüber zeugt von der Existenz einer Schleuse zu mir, die sich auch vor der Behandlung mit raffinierten pharmazeutischen Produkten wie eine Trennung von der Welt mittels einer Scheibe kund getan hat.
Das ich immer noch frei und auf meine Weise gesellschaftlich auch mit dabei bin, bestätigt mir, mit der Interpretation meiner Wahrnehmungen im Groben nicht ganz falsch zu liegen. Das ist mir ein Hinweis auf die Möglichkeit zur geistigen Beschäftigung (abgesehen davon werde ich beim Nachdenken und Fixieren meiner Gedanken immer ganz ruhig und daher bin ich mir der Möglichkeit schon lange bewusst, aber um der Kommunizierbarkeit willen sei es auch rational begründet).

Ein wesentliches Symptom der Psychose oder anderen psychischen/ geistigen Krankheiten ist die falsche Wahrnehmung. Man erhält also erstmal irgendeinen Film, aus dem man, da man ja am Leben und der Realität hängt, die Wirklichkeit interpretiert. Diese Interpretation ist eine willentliche Angelegenheit. Wenn man nicht auf die Idee kommt, Unsinn zu sehen, wird man dem gemäß auch nicht darüber nachdenken, sondern wie jeder normale Mensch darauf reagieren.
Nun ist natürlich nicht immer klar, was ist Unsinn, was nicht. Manchmal macht man sich Gedanken über Dinge, die wirklich sind, oder man nimmt ein Produkt geistiger Vernunft auf, und macht sich darüber Gedanken, obwohl es doch dann schon gar nicht mehr höher geht. Grundsätzlich aber kann es nie verkehrt sein, sich über das Gedanken zu machen, was man erkennt, auch für den Gesunden.

*

Es ist keineswegs immer klar, dass alle Menschen eine Sache gleich sehen. Das ist schon Binsenweisheit. Man kann auch von Geschmacksfragen sprechen; der wohl stärkste sichtbare Ausdruck unterschiedlicher Wahrnehmung. Die Wissenschaft ist sich der unterschiedlichen Wahrnehmbarkeit voll bewusst. In den Forschungen wird ein immenser Aufwand zur Objektivierung betrieben, jede Subjektivität aufgespürt und dem Diktat der Vernunft unterworfen.

Kein Mensch kann aber auf Dauer und ununterbrochen dem Diktat der Vernunft gehorchen. Ich bin mir auch nicht so sicher, ob es nicht auch unter Wissenschaftlern, egal welcher Couleur, Abergläubige gibt, womit sich die Frage stellt, ob es auch Gläubige gibt. Doch ein innerer Aufschrei sagt mir, dass es davon viele gibt. In Grenzbereichen der Physik hört man doch immer mal wieder den Ruf nach einem Schöpfer laut werden.
Viele Menschen scheinen nicht mehr zu wissen wohin mit ihren subjektiven Wahrnehmungen (oder war das schon immer so?). Esoterisches, mystisches, die germanische Götterwelt, Götzenanbetung, Sekten und Gurus, Fernsehbeiträge etc., alles deutet auf ein immenses Potential rein selbstbewegter geistiger Aktivität hin.
Die verschiedenen Richtungen liefern billige Produkte zur Befriedigung transzendenter Bedürfnisse. Drogen sollen das Bewusstsein erweitern und neue geistige Lösungen für seelische Probleme forcieren. Das ist der Jahrmarkt des Geistes. Ein dem Menschen mit der Entwicklung des Geistes und der Vernunft verliehenes Bedürfnis nach Erkenntnis und Spiritualität wird, wie sollte es in unserem Kulturkreis auch anders sein, kommerzialisiert.
Fernöstliche Erkenntnisse der Wirkung des Körpers auf den Geist, der Wirkung der Räume, der Wirkung des Denkens, des Kampfes und der Geisteshaltung mit jahrtausendealter Tradition geben dann endlich aber auch Beispiele sinnvoller bzw. tatsächlich wirksamer Werkzeuge des Geistes und der Eigenschaft des Geistes auf der Basis seiner selbst (sinnliche Wahrnehmung, Erfahrung und Vernunft) diese Werkzeuge auch zu finden.

Das Werkzeug, das mit all seinen Eigenschaften (unter Mühen) in der Lage ist, Unsichtbares, rein Geistiges zu durchdringen, wie eben Wirkungen von etwas auf sich selbst, hat zudem erwiesenermaßen eine selbstheilende Kraft, die im Falle der geistig-seelischen Erkrankung noch eines weiteren geistigen Instrumentes bedarf: Der Philosophie.

Philosophie ist nicht etwa eine andere oder besondere Form von Mathematik. Philosophie hat die Eigenschaften des geistigen Gegenstandes zur Grundlage. Im Falle der Philosophie für das menschliche Leben ist damit der Mensch mit seinen körperlichen, seelischen und auch geistigen Eigenschaften die Basis der Erkenntnis. Große Theorien scheren dabei oft alle Menschen über einen Kamm (Gesellschaftsideologien).

Für den individuellen Menschen bedient man sich dann lieber der Psychologie, die allgemeine Strukturen in der Seele des Menschen gefunden hat. Anhand dessen kann der Klient kategorisiert werden, womit dann im Folgenden eine Behandlungsperspektive generiert und mittels fachlicher Kompetenz auch umgesetzt werden kann.

So ist ein krankheitsbedingt drohender Realitätsverlust mit Hilfe von Kenntnissen aus der Philosophie (hier z.B. der aus einem fest strukturierten Tagesablauf gezogene Halt) und Psychologie zeitlich hinauszuzögern. Dieser Zeitgewinn erlaubt dann eine gewisse Hoffnung oder einen Spielraum für neue helfende Erfahrungen ohne verstärkt zur chemischen Keule greifen zu müssen.

Falsche Wahrnehmung, steigende Gefahr von Fehlinterpretation und der damit drohende

Krankenhausaufenthalt wirken als Stressoren. Eine Folge davon ist eine erhöhte Kreativität des Geistes. Künstler aller Jahrhunderte malten, komponierten und dichteten noch heute unvergessene Werke. Menschen wie Immanuel Kant, der nur wenig erlebt, aber dafür umso mehr Erkenntnisse hatte, könnte mit der aus seinen Werken sprechenden gigantischen Denkleistung ein in dieser Form ausgestatteter Mensch gewesen sein. Auch Einstein, dem sich die Erkenntnis des gekrümmten Raumes auf rein transzendentaler Ebene erschloss, könnte in diese Kategorie fallen. Tatsächlich aber war, um einige zu nennen, Vincent van Gogh, Robert Schumann, Sylvia Plath, Ernest Hemingway die Krankheit Motor ihrer Kreativität.

Die Benennung I. Kants von sich nur dem Geist Erschließendem als *transzendental*, bezeichnet damit, sieht man mal davon ab, dass offiziell nur selten eine Erkenntnis die Würde dieser Bezeichnung verdient, einen riesigen geistigen Raum. Die Vorstufe transzendentaler Erkenntnis ist unter Ausklammerung der Bedingung von Objektivität etwas, das jedem Menschen zugänglich ist (Transzendente Wahrnehmung).

Der eigene Gedanke, die eigene Weisheit oder Wut, die sich aus dem subjektiven Erleben eines jeden individuellen Menschen zusammensetzt, ist die Grundlage der Lebensatmosphäre in unserer Gesellschaft und damit um ein vielfaches bedeutender als alle niedergeschriebenen Werke geistig-wissenschaftlichen Schaffens.

Jeder kann die Atmosphäre einer Stadt, eines Landes ohne jede Bildung erfahren. Das Kind in der Kirche hört die

Predigt des Pfarrers ebenso, wie der Professor neben ihm. Die Anzahl willkürlich und subjektiv gewonnener Wahrnehmung überragt die einer unter dem Einfluss kategorischer Bildung aufgefassten in einem derart gigantischen Ausmaß, dass man bei weitem nicht davon ausgehen kann oder auch nur annehmen könnte, eine zivilisierte Nation wäre auch eine, die auf den Grundlagen geistigen Schaffens ihrer Ahnen basiert (Was du sagst/ verweht der Wind/ Nur was du tust/ schlägt Wurzeln. K.-H. Waggerl)

Der gewöhnliche Geist ist also, wie auch schon vor zehntausend Jahren, frei und mit sich allein gelassen. Gegen die Freiheit ist nichts zu sagen, aber mit dem Alleinlassen, dem Nicht-Teilen, dem Isolieren und getrennten Eingesperrtsein, wuchern Gedanken so individuell, wie die Individualität des Lebens selbst. Simmels Bestseller „Niemand ist eine Insel" spricht schon im Titel von der Möglichkeit, es könne überhaupt die Insel geben – wenn das nicht von Isolation spricht.

Das Einsamkeitsgefühl eines jeden Menschen (es gibt niemanden der es nicht einmal erlebt hat) beinhaltet einen Sog, wie ihn der Abgrund ausübt, setzt man sich dessen aus. Die langsam einreißende Singlekultur deutet auf den immer geringer werdenden Widerstand gegen diesen (Abwärts-)Sog hin.

Die Vereinsamung in der Spiritualität ist die Vereinsamung schlechthin. Oberflächlich-dinglich gelebte Gemeinsamkeit erfüllt den Menschen nicht mehr als ein Riegel Snickers bei Liebeskummer (Der Mensch lebt nicht vom Brot allein/ Dudinzev).

Wochen des geistigen Austauschs auf kalten verregneten Straßen oder unter glühender Sonne machen reicher und glücklicher als ein Dasein ohne spirituelle Werte (Liebe) im eine Million Euro Haus der ARD Fernsehlotterie.
Transzendentale Erkenntnis der unteren und oberen Schicht kann unter Verweigerung des zwischen-menschlichen Austauschs Blüten treiben, die, man hält es nicht für möglich, in die Kriminalität, die Psychiatrie und gesellschaftlich desintegratives Verhalten führen.
Dem zu entrinnen hilft in unser spirituell unterversorgten Gesellschaft nur die Kapitulation und das gleichzeitige Anschließen an kommerzielle Sinnentleerungsprogramme, wie Trends, Mode, Events und gesellschaftliche Position. Die Macht als Ventil spiritueller Entleertheit/ persönlicher Einsamkeit und enttäuschter Selbstverwirklichung.
Ohne die Annahme eines Glaubens/ einer Religion, die man mit vielen teilen kann, entsteht eine unkontrollierte Geisterwelt, die zwar sehr lebendig ist, aber von persönlichem Seelenleid getragen wird. Eine Welt neben der Welt, eine Parallelwelt, so viele Parallelwelten/ Götzen(bilder) wie Menschen, wie sie dem Einzelnen in seiner Spaltung in ein eigenes, individuelles, nicht gemeinschaftlich gelebtes und ein gesellschaftliches Wesen entspricht.
Es geht keine Gefahr von den Parallelwelten aus, denn die Menschen treffen sich ja nicht spirituell. Die Einsamkeit aber erleichtert den Verfall der Werte, da jeder bereit ist alles für ein Stück Gemeinsamkeit aufzugeben. Der Rückgriff auf materielles/ dingliches wird zur Unausweichlichkeit. Das ist nur scheinbar gut für die

Wirtschaft, denn ohne die gelegentliche zwischenmenschliche Bestätigung, dem (Mit)teilen der Güter, wird ihr Tand-Charakter über kurz oder lang sichtbar. Noch ist der Wille zum Glauben an die neueste Generation eines Autos vorhanden, aber die Hersteller haben es zunehmend schwerer, den Kunden zu begeistern - oder aber man braucht eben einfach mehr und mehr Geld für noch tollere Sachen.
Gedanken, wie sie Menschen vielleicht vor zehntausend Jahren miteinander teilten, und denen sich so gemeinsam auf transzendentale Weise Gott erschloss (oder sie ihn erfanden), lässt heute kaum noch jemand zu.
Die Spiritualität ist bei all denen, die sie nicht in Religion, Esoterik oder sonst wie in Familie, Gruppen und Foren pflegen, in den Ruf der Lächerlichkeit gefallen. Die spirituelle Verarmung geht so weit, dass der Glaube an Gott auf einer Stufe mit dem an den Weihnachtsmann, den Nikolaus oder den Osterhasen steht.

Ich bin mir sicher, die Ahnung, die Notwendigkeit eines Gottes, ist ursprünglich nicht das Ergebnis des Besuchs eines fahrenden Händlers bei einem Stamm von Wilden, der ihnen die Bibel angedreht hat.
Ich bin mir auch nicht sicher, ob es Gott gibt, aber ich weiß, wenn ich mit anderen zusammen Gedanken an ihr Ende folgte, neue aufgegriffen wurden, Geschichten erzählt wurden, wahre, transzendente oder eben rein geistige, steht immer irgendwann unter dem Sternenzelt der Gedanke: Das kann doch alles nicht sein – da ist noch mehr.

Wer ganz und gar nie transzendenten Spekulationen einen Raum gegeben hat in seinem Leben, der hat entweder noch nicht genug Schönes oder noch nicht genug Schlechtes erlebt. Der Mensch ist nicht anders gemacht, als dass er beim Schönen Staunen muss oder Dankbarkeit spürt, und im Schlechten noch das Gute bzw. einen Sinn sucht. Das gehört meiner Meinung nach zu den grundlegenden Eigenschaften des geistigen Gegenstandes der Philosophie des Menschen dazu.
Mit dieser Eigenschaft des Menschen, findet sich Gott als Erklärung und Ursache hinter allem Liegende, weniger als ein zu beweisender Gegenstand sondern vielmehr als ein transzendentaler. Ich denke der *Gegenstand* wird dieser Bezeichnung gerecht. Wem nicht einleuchtet, dass ein geistiger einem dinglichen Gegenstand ebenbürtig wenn nicht sogar in seiner Wirkung weit überlegen ist, der mache sich die Geschichte des geistigen Gegenstandes des Kommunismus klar, die Verbrennung von Hexen, die Inquisition, die amerikanische Lebensphilosophie, u.dgl.m..
Die Frage nach der Existenz Gottes ist müßig. Die Akzeptanz seiner Existenz als einer transzendentalen rechtfertigt die vollständige Annahme religiöser Schriften, da sie (höchstwahrscheinlich) ebenfalls transzendenten Ursprungs sind.
Ich verstehe Religion oder Religiosität als *das* Forum geistiger Aktivität überhaupt. Wenn Gott, wie ich ihn verstehe, transzendental genau so existent ist, auch wenn er keine biblischen Wunder vollbracht hätte, ist er erst recht die Krone aller geistigen Fragen. Wenn der Umstand der geistigen Frage in allen Kategorien mit Gott beantwortet

werden kann, ist die Religion, die Religiosität und wenn möglich sogar die Kirche das Haupt geistigen Schaffens.
Ich rede nicht vom technisch-dinglichen Schaffen. Es geht mir nur um all die Dinge, die man nicht anfassen, sehen oder kaufen kann, und die doch die größten Werte in dem Leben eines jeden Einzelnen repräsentieren (Liebe, Vertauen, Erbarmen, Freundschaft, Anteilnahme, Verständnis, Geborgenheit, Aufmerksamkeit, Akzeptanz, Anerkennung, Freude, Staunen, etc., Trauer, Leid, etc.).
Gott als die zentrale, transzendentale Beantwortung aller Fragen (die Kirche möge mich prügeln), denen der Mensch machtlos und staunend gegenüber steht, hat eine weit größere Bedeutung als Gott in der Vorstellung des Weihnachtsmannes.
Der gedankliche Spielraum in der Suche nach Gott als transzendentales Wesen ist ungleich freier. Jeder Mensch hat damit die Möglichkeit einer individuellen Wahrnehmung Gottes. Mein Opa fand ihn im Wald, ich denke mir den LAPP. Alles das ist erlaubt auch im Hinblick auf das Gebot, sich von Gott kein Bildnis zu schaffen. Das Gebot spricht weniger von einer Gestaltlosigkeit Gottes, es fordert viel mehr die transzendente Sichtweise und Erkentnis heraus.

*

Nähme man an, der Holocaust hätte es ermöglicht, Zwei- bis Dreimillionen Soldaten weniger in den Krieg zu schicken, ergäbe sich die theoretische Möglichkeit, der Krieg konnte deswegen für Deutschland verloren gegangen

sein. Zwei- bis Dreimillionen Soldaten mehr implizieren doch auf krasse Weise eine Armee mit einer Schlagkraft, die unter dem fanatischen (An)Führer u.U. gereicht hätte, den Krieg zu gewinnen. Die vielen Millionen Opfer der Juden hätten so der Welt das sich in seiner ganzen Grausamkeit über den menschlichen Geist auszuschütten beginnende tausendjährige Reich verhindert.
Nicht das irgendetwas daran bewiesen wäre und einer Wahrheit gleichkäme, aber man stelle sich vor, dies wäre in der Geschichtsstunde von einem Elftklässler gesagt worden. Was ließe sich daraus gewinnen? Es ist das Motiv, das von einwandfreier Reinheit gekennzeichnet ist. Der Gedanke kann nur einer tiefen Einfühlsamkeit, ja einem Mitgefühl für die im Unterricht besprochenen Lehren entspringen.
Vom richtigen Mann zur rechten Zeit dem richtigen Mann auf die richtige Weise mitgeteilt, bildet sich dem Zuhörer der geradezu persönliche Wunsch ab, dem sinnlosen Dahinmorden eine Bedeutung zu geben, die dem geschundenen Volk des grauenvollen Genozids die Würde zurückgibt, und nicht nur das, sondern es auch von der zweitausend Jahre alten Schuld, am Tode Gottes Sohns, unter der sie seither leiden, als vor der Menschheit gesühnt freispricht. Damit spiegelt sich die religiöse Tolerierung in eine neue Identität der Juden als Retter, die sie nur einnehmen konnten, da sie einst den Messias (Retter) auslieferten – Gottes Werk.
Die Fehlbarkeit der Spekulation ist unwichtig. Ein allgemeiner Glaube an diese Absolution würde das jüdische Volk derart ehren, dass seine Sonderstellung im

Völkerverbund aufgehoben wäre, und sie sich auf eigenem Grund und Boden frei entwickeln könnten, wie alle anderen auch.
So, wie es für Deutschland schön wäre, wenn wir nicht immer noch mit dieser Sünde herum zu laufen genötigt würden (scheinbar vergibt eher Gott als der Mensch).
Etwas Derartiges geht über Diplomatie hinaus. Eine Veränderung der Perspektive verändert die Gegenwart. Ohne dem Beispiel einen Wahrheitscharakter zu unterstellen, bildet es die Wirkungsweise transzendenter Wahrnehmung ab, so wie ich sie meine.
Abgesehen davon macht es Spaß.

Eine weit hergeholte Perspektive zur Begründung menschlichen Leids hat das Versprechen auf das ewige Leben zur Grundlage:
Sollte es so sein, dass man nach dem Tod im Himmel landet, so wäre dies der Ort der Versammlung der Seelen. Diese sind körperlos, ihr Geist ist frei und es muss angenommen werden, dass sich diese vielen Geister einander durchdringen. Ein Mischmasch einzelner, individueller Geister also. Damit kennte jeder die Gedanken des anderen.
Man stelle sich nun vor, wie sich das ausmachen würde, wenn unsere Geister, so wie sie jetzt sind, jedem anderen in allen Details gegenseitig bekannt wären. Es wäre ein Chaos gegenseitiger Verletzungen. Vor der Kenntnis aller Gedanken aller, die einen selbst Betreffen, würde möglicherweise der Tod der eigenen Seele unmittelbar bevorstehen. Mit jedem Neuen an diesem sagen-

umwobenen Ort gibt es das Risiko des neuen Leids (Ein Bayer im Himmel: „`Luja sag i!“)
Wenn aber Not und Leid der Erkenntnis ein Motor ist, begründet sich der Jammertal-Charakter in der Welt als Schulung zur Aufnahme in das Paradies, ganz so, wie es der katholische Glaube sieht. Die Interpretation, der Klerus habe den Menschen in den vergangenen zwei Jahrtausenden mit der Vorstellung von der Erlösung beruhigen wollen, ist nicht von der Hand zu weisen.
Glaubensgrundsätzen anderer Religionen, die sich mit der Wiedergeburt oder auch den vielen aufeinanderfolgenden Leben einer Seele in unterschiedlichster Gestalt und gesellschaftlicher Stellung befassen, weisen noch viel transparenter auf die Bedeutung des irdischen Lebens als Ausbildung für das Himmelreich hin: Die Seele wird so lange ins Leid zurückgeschickt, bis sie für das Nirwana gereift ist.
Der Leidenscharakter des Lebens wird damit von der Geißel zum Mittel gedanklicher Kultur. Der Kampf, dem Leid zu entgehen, verstärkt es, da man sein Pensum nicht erledigt und wieder vor die gleichen Aufgaben gestellt wird.
Die Akzeptanz des Leides, seine Annahme und die selbst-forcierte Zusammenarbeit mit den auf dem Lebensweg liegenden Ereignissen kommt einer Versöhnung mit dem Schicksal gleich und beendet damit den Krieg des Menschen mit sich selbst und seinen Nächsten. Die harmonische Lehre einer humanen, gedanklich-behavioristischen Kultur ist ein geringer Preis, ein Geschenk geradezu, angesichts der Realität des Lebens, wie wir es (ohne uns etwas vormachen zu wollen) kennen.

Ich habe viel nach Gott gesucht. Eine Vorstellung fand sogar Anklang. Ich stellte mir vor, Gott habe sich mit der Menschheit (und der Schöpfung) selbst erst eine Gestalt gegeben, als wolle er seinem körperlosen Dasein entrinnen, es sichtbar machen. Sein Leben, das auf irgendeiner Ebene ähnlich Information gestaltlos, unsichtbar und ungreifbar war, wünschte er sich in Fleisch und Blut repräsentiert.
Wir wären seine Hände, Füße, Kopf u.s.w.. Jeder Mensch ist eine Zelle dieses gemeinsamen Wesens und hat eine Aufgabe, ist genau so gewollt wie er ist, Milliarden an der Zahl. Jeder Gedanke eines jeden soll genau da sein, an diesem Ort, zu dieser Zeit. Er gab uns nach seinem transzendentalen Bilde ein Stück seines freien Geistes mit, und überließ es uns, auf ihn zu hören.
Doch worauf sollten wir hören? Auf den kleinen Mann im Ohr? Den gibt es nicht. Es gibt Menschen die um Hilfe rufen. Es gibt welche, die tun das nur zum Spaß. Wenn wir seine Hände sind, müssten wir helfen, doch wenn wir nicht mehr verstehen, wenn uns der Hilferuf nicht als das erreicht, wie er gemeint ist, dann hören wir ihn nicht - und die Welt erkrankt.
Wenn der Körper seine Selbstheilungskräfte nicht nutzt, wenn das Immunsystem schlapp macht (AIDS), dann liegt er bald im Sterben, fängt an zu bluten (Vulkanausbrüche) fängt an zu zittern (Erdbeben) fängt an zu schwitzen und, und, und.
Was ich damit sagen will, ist nicht, dass sich das so genau übertragen lässt, und dass ich wirklich daran glaube, aber ich kann es in der Phantasie, und die gehört bei

transzendentem Denken nun mal dazu, mir so zurechtlegen. Und dann, dann vielleicht, erreicht mich ein Hilferuf doch noch im Herzen, denn nur von dort aus kann die Funktion in der Gesellschaft, dem Körper, der Menschheit wahrgenommen werden.

*

Den Freund, dem ich das so erzählte, ein heller Kopf ohne jede Hoffnung und Zuversicht, ebenfalls katholisch, stufte ich zu seiner Freude sofort ins Gehirn ein an einen Ort, der tief in sich die Seele birgt, und an dem das Wasser ruhig plätschert, den Mandelkern. Darüber freute er sich, und sein Tag war erst mal gerettet.
Ich bin nicht ausgebildet, Kindern solche weichen Werte (soft skills) zu vermitteln, aber ich weiß dass es notwendig ist, der Spiritualität ein Forum zu geben, so lange sie noch jung sind. Eine Pädagogik, in der Kinder freie Gedanken, Transzendenz und vielleicht auch das Wesen transzendentalen Suchens, was mir leider nie beigebracht worden ist, mit nach hause nehmen können, ohne im Religionsunterricht immer an den Weihnachtsmann zu denken, könnte der Verrohung des Menschen entgegenwirken.
Okkultem wäre der Boden unter den Füßen weggezogen, wenn Menschen, Kinder, wüssten, dass die Spiritualität in ihnen selbst verwurzelt ist wie ein Organ. Die Erkenntnis, dass dieses Organ trotz seiner Unsichtbarkeit, ohne sich an irgend etwas Sichtbarem zu manifestieren, teil ihrer selbst ist und beachtet werden muss, kann Tore öffnen für

angeschlossene zivilisatorische Werte und Haltungen, die sich aus dem Dschungel der Gedanken des in aller Freiheit Denkenden (Philosophen) als Fundamente des Friedens herausgeschält haben.
Die unnachgiebige, hartnäckige und dennoch so flexible und einfühlsame Haltung des in seinen Werten gefestigten Menschen (Lehrer, Vater, Mutter) vermittelt mehr Halt und Führung als jede sichtbare Dauerbeaufschlagung mit dem alles befriedigen wollenden Luxus unserer Technokratie – einer dinglichen Welt.

Wir haben die Welt, ein chaotisch vor sich hin blubberndes Etwas ohne Richtung und Sinn, und wir haben die Weltkirchen der sich betend und singend bückenden im Kadavergehorsam stehenden Gläubigen. Die Welt, die so viel Freiheit vermittelt, dass man sich im Vakuum schwebend fühlt und die Kirche, in die man brav und voller Zurückhaltung geht, als glaubte man, ein besserer Mensch zu werden, wenn man sich selbst aufgäbe.
Man braucht es nicht zu erwähnen: Das passt nicht, das geht nicht und das wird nichts. Unter Selbstaufgabe ist man genauso wenig zum Hören befähigt, wie unter dem wilden Karnickellauf des Lebens in der Welt. Der Geist braucht schon etwas Druck, aber er braucht eben auch ein wenig Freiheit. An den Enden dieses Zustandsdiagramms ist der Geist, so wie ich ihn im Hinblick auf seine gesellschaftliche Integrität sehe, tot.
Wir haben nicht das Dreigestirn Körper, Geist und Seele, wie es in den Regierungen der modernen Nationen mit Judikative, Exekutive und Legislative der Fall ist. Wir haben

die Seele (Kirche) und wir haben den Körper (Welt). Die Institution für den Geist fehlt.
Unser Bildungssystem ist ein Instrument der Welt. Es wirkt nicht in die Spiritualität und erhält von dort auch keine Impulse, obwohl sie gerade von dort kommen müssen.
Der praktisch handelnde Geist, das Kind der Dressur, ist in seiner Wichtigkeit unmöglich von der Hand zu weisen. Ohne die Praxis gingen wir körperlich vor die Hunde. Der spirituelle Geist aber kommt zu kurz. Das bisschen Religion und Philosophie – Fächer, die man nicht ernst nimmt. Nicht ernst nimmt, weil ihnen schon im Zeugnis nicht die Gewichtung gegeben wird, die sie für das gesellschaftliche Leben eben haben.
Die Kinder (und damit auch die späteren Erwachsenen) leiden immer stärker unter Erziehungsfallen. Der Beitrag, den die Schule zum Ausgleich leisten soll, ist zwar im Wachsen, untersteht aber der falschen Führung. Einer Führung nämlich, die sich vor allem für den praktischen Geist seiner Untertanen interessiert, den, der Geld bringt.
Wir haben nur den aufgeblähten Staatsapparat, an den sich die Menschen mit all ihren praktischen Nöten wenden, und die immer weiter schrumpfende Kirche mit dem mittlerweile im Märchenland angesiedelten Gottvertrauen.

Mein Urvertrauen, das ich mal mit der Gesellschaft assoziieren will, ist zerstört oder doch zumindest arg ramponiert. Mit all meiner Suche nach Gott, um etwas Halt zu finden, stellte sich mir nicht die Frage, ob ich es mal mit ihm versuche. Ich war froh, dass es so eine Wahl überhaupt gab. Mit ganz kleinen Schritten habe ich in meinen

Entscheidungen ausprobiert und mit größter Sensibilität untersucht, ob Gottvertrauen eine Alternative ist, ob es überhaupt existiert.
Vor fünfzehn Jahren, als wieder mal alles in Scherben lag, und ich allein, verlassen und ohne Wohnung (ich wohnte in einem verrosteten Laster) und fern der Heimat einer elenden Fronarbeit nachging, bekam ich Kontakt zu Freikirchlern. Abgesehen davon, dass ich nach der obligatorischen Bekehrung all meine Not auf die Bibel kippte und bald im religiösen Wahn war, hat sich doch Gott als Ausweg in mir breit gemacht. Heute will ich weder mit Zeugen Jehovas oder Freikirchen etwas zu tun haben. Das ist mir alles zu extrem. Ich bleibe lieber so konservativ im Glauben, wie ich es aus meiner Kindheit kenne. Gott suche ich da, wo ich ihn finde.
Meine zarten Versuche viel, viel später aber zeigten mir, dass es möglich ist, die Dinge geschehen zu lassen, die Kontrolle über das Leben nicht weiter als vielleicht ein Jahr im voraus zu haben. Ich lasse es zu, dass meine Gefühle mir anheim stellen, Dinge zu tun, vor denen ich Angst habe, die unüberschaubare und furchtbare Konsequenzen für mich nach sich ziehen könnten. Und doch bin ich kein Kamikazeflieger. Ich glaube nur an ein System, das besagt, „wenn die Grenzen des Geistes erreicht sind übernimmt Gott das Ruder“ vereint mit „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“.
Wer würde sich heute auf so was noch einlassen? Auf Gott vertrauen und so was? Welcher Firmenchef, welche Regierung trifft Entscheidungen im Gottvertrauen? Was weiß man denn, was der will, was man so tun muss für

seine Subventionen? Da bekommt man es dann schon mit der Angst zu tun oder tippt sich an die Stirn.
Die Angst ist aber ein Stressor. Sie macht schlau. Man nimmt mehr wahr, und ist auch viel bemühter, über das Wahrgenommene zu sinnieren. Wer Angst hat, will auch nichts Böses tun, will sich nicht schuldig und damit verletzbar, strafbar machen, wird ehrlich und wahrhaftig. Gefühle wie Verzweiflung und Sehnsucht bewirken das gleiche.
So fand man vielleicht früher Gott.
Niemand ist scharf darauf, sich selbst in diese Lagen zu bugsieren, doch die Biologie des Menschen ist daraufhin ausgerichtet. Wir sind auch nicht gemacht, den ganzen Tag zu sitzen, und wir tun es doch. Neuerdings ist die freiwillige Bewegung, die es doch eigentlich gar nicht gibt, da man als Steinzeitmensch immer möglichst Kräfte und Kalorien sparen muß, teil zivilisierten Lebens geworden.
Im Gegenzug zu dieser Nachtseite des Daseins aus Verzweiflung, Not und Elend ergibt sich dann die Empfindsamkeit für Liebe, Geborgenheit und des Lebenssinns als Tagseite der gleichen Medaille. Das klingt so logisch, aber es ist doch mystisch, und treibt unter der Erfahrung damit von sich aus zu religiösen oder transzendenten Betrachtungen (Bsp. Gottvater), vorausgesetzt, man kann zu seinem Leben stehen und schielt nicht ständig nach rechts und links, kehrt sich insofern von der Welt ab, so wie es schon in der Bibel vom Menschen verlangt wird.
Für das Funktionieren Gottes Leibs, der Menschheit, ist nichts weiter nötig, als die Gefühle anderer Menschen an

sich heran zu lassen. Soweit, dass man ihnen die Hand reichen würde, wenn sie einen brauchen, wenn man sie braucht. Not ist der Katalysator. Das ist meine Erfahrung, dann klappt das schon mit dem Gottvertrauen.
Leider, leider aber muss man sich auch der tieferen Bedeutung des Satzes über die Vögel „Siehe, sie säen nicht, sie ernten nicht und Gott ernährt sie doch." stellen, was soviel heißt, wie, wirtschaftliche Veränderungen bleiben nicht aus. Doch auch da heißt es Gott zu vertrauen, denn irgendwie ist es dann schon richtig. Der arbeitslos gewordene Vater hat zum Beispiel endlich mal ein bisschen Zeit für seine Kinder, die ihn lieben und schon ganz lange vermissen u. dgl. m.. Doch diese Erkenntnis muss besagter Vater natürlich transzendent gefunden haben, annehmen und Hemmendes loslassen. Darin liegt die Kunst.

*

Der gesamte geisteswissenschaftlich-pädagogische Teil unseres zukünftigen und schon im Bau befindlichen Schulsystems gehört unter derart umfassender Sicht in die Hand der Kirche, denn sie repräsentiert mit Gott den Fokus transzendentalen Denkens.
Doch das ist nicht alles. Zur Kultivierung transzendenten Denkens und deren Weiterentwicklung in transzendentale Erkenntnisfähigkeit gehört die Kommunikation. Die jeweils großen Religionen sind die einzigen Foren transzendenter Welten, die aufgrund ihrer Verbreitung und dem Vorhandensein einer grundlegenden Bildung eine Kommunizierbarkeit mit ausreichenden

Assoziationsmöglichkeiten bieten, um dem selbstbewegten Geist einen Rahmen und eine gemeinsame Basis zur zu erweiternden Ausrichtung darzustellen.

Die Dressur, die Ausbildung des Geistes insg. in ein Werkzeug der Gesellschaft, des Körpers, kann damit in noch viel freierer Form als bisher nach dem Bedarf der Wirtschaft gestaltet werden. *Dressur* ist keine Anspielung auf irgendetwas. Ich sitze hier auch vor meiner Tastatur und hämmere darauf herum wie ein Affe. Das hindert mich aber nicht daran, zu entscheiden, was ich tippe. Dressur ist ein hilfreiches Mittel zur Überbrückung von Sinntiefs.
Jeder Mensch muss müssen. Wer das nicht weiß, ist nicht von dieser Welt und lebt in Träumen.
Doch eine bessere Form zur Überbrückung der Sinntiefs findet sich in den Lehren des Geistes, also in religiös-theologischen, pädagogisch-philosophischen und kommunikationswissenschaftlich-psychologischen Erkenntnissen.
Das Wissen um den Kontext, in dem das eigene Handeln steht, die Freiheit, sich der einen oder anderen Geisteshaltung zuzuwenden und die Möglichkeit der inneren oder gemeinschaftlichen Diskussion von Lücken dieser Werkzeuge gesellschaftlichen Zusammenlebens oder auch zur Bewältigung von Einsamkeit (die in Zukunft nicht geringer wird), vermittelt ein Gefühl der Bewältigungs- und Gestaltungsfähigkeit dem eigenen Schicksal gegenüber.
(Nicht zu Unterschätzen sind solche Fähigkeiten auch für den Umgang mit psychischen Krankheiten, als Prophylaxe, oder auch im akuten Fall, den die meisten Menschen

gemäß wissenschaftlicher Erhebungen zumindest einmal im Leben erleiden)

Das genau ist die Freiheit, nach der sich junge und auch Menschen mittleren Alters sehnen (Die Alten haben aufgrund erlittener Nöte diese Entwicklung bereits durchgemacht). Das gesellschaftlich propagierte Festhalten an allem jemals Erreichten vermittelt ein Gefühl der Unfreiheit von unbekannter Dimension, dem Determinismus eben. Ist doch gerade das Loslassen von so immensem Wert für das Glück im Leben. Der Zusammenhang, dass ein Wieder-Erinnern Wissen besser verankert als das fokussierte darauf herumbüffeln, ist ein transzendentes Zeichen für die Erforderlichkeit des Vergessens.
Die Fähigkeit zur Einschätzung der eigenen Kräfte, der Rahmen aus Verantwortungsgefühl sich selbst und anderen gegenüber, sowie die Freiheit der Persönlichkeit, zu den eigenen Neigungen zu stehen, eröffnet einen neuen Lebensraum, der groß genug ist, um die Entfaltung von Persönlichkeiten auf ein mehr als akzeptables Maß zu steigern. Der Mut, diesen Raum auch zu nutzen, ist kohärent zu der erhaltenen Aufmerksamkeit und dem Gefühl, erwünscht zu sein.

Das Schulsystem ist eine Vision, keine Ideologie. Jede Ideologie versucht den Menschen vorzuschreiben, wie sie zu denken haben. Das will ich nicht. Mein Anliegen ist es, Kindern mitzuteilen, dass ihre ureigensten Gedanken erwünscht sind, dass aus der Kombination Fühlen und

Denken Erkenntnis erwachsen kann, und das es Spaß macht, darüber zu sprechen. Die Erlaubnis und Erforderlichkeit des eigenen Gedankens eben.
Die Unterscheidung in eine weltliche und eine geistige Seite der Bildung bildet das subjektive Erleben des eigenen Lebens ab. Auf transzendenter Ebene stellt sich diese Ordnung als eine zwei- oder beidgeschlechtliche, heterogene Systematik dar, die aber nicht mit einem dualen System zu verwechseln ist. Eine Vermischung der beiden geistigen Richtungen ist erwünscht, und kann nur erfolgen, wenn das Geschlecht der Unterrichtseinheiten (womit nicht der Lehrkörper gemeint ist) möglichst stündlich wechselt.
Eine Assoziation der geistig-praktischen bzw. der geistig-emotionalen Richtung mit männlich/ weiblich oder väterlich/ mütterlich, sowie die Assoziation der didaktisch-emotionalen Temperatur mit blau bzw. rot runden meine Vorstellungen ab. Die Repräsentation beider päd. Geschlechter in verschiedenen Unterrichtsfächern durch ein und dieselbe Lehrkraft würden dem päd. Prinzip den letzten Schliff geben, da dadurch verhindert würde, die verschiedenen Wesenheiten des Menschen an verschiedenen Personen festzumachen. Innerhalb einer geordneten Struktur den Reichtum menschlicher Facetten als stetige Erfahrung am Beispiel ein und derselben Person forciert die Annahme der demonstrierten Werte. Damit bildet sich der Schüler in ganzheitlicher Form. Zeichen, wie sie die Rüttli-Schule in Berlin setzt, indem sie in der Schule auch positiv-emotionale Akzente (in Form gemeinschaftlichen und eindeutig freien, emotionalen Tanzes) schafft, sind ein Anfang dessen, was ich mir

vorstelle. Assoziationen mit libidinös-emotionaler Bedeutung sind besonders an bildenden Institutionen von kaum zu unterschätzender Wichtigkeit. Der theoretische Lehrstoff kann nur über die Verbindung zum Seelischen den Stellenwert einer echten Erfahrung einnehmen.

Alle Menschen sind libidinöse Wesen, auch Kinder. Das weiß jeder Mensch instinktiv oder unbewusst. In allen sozialen Schichtungen kommt es jedoch vor, dass dieser Zusammenhang nicht berücksichtigt wird. Das ist dann eine Folge der am eigenen Leib erfahrenen Ablehnung einer libidinösen Beziehung zwischen dem Kind und dem gegengeschlechtlichen Elternteil. Denen waren solche Gefühle peinlich, sie haben sie versteckt.
Es gab diese Beziehung aber, was dadurch bewiesen wird, dass diese Eltern (ehemalige Kinder) die (Ödipus) moralischen Werte ihrer Eltern übernommen haben. Daher erwarten Eltern von anderen Erwachsenen, dass sie sich gegenüber ihren Kindern nach den gleichen Moralvorstellungen verhalten.
Genau dieser Punkt ist die Achillesferse eines Schulsystems, das mit emotionalen Haltungen arbeitet. Damit wird die Kirche als Repräsentant strenger moralischer Werte zum unverzichtbaren Partner. Der unaufholbare kirchliche Bonus bezüglich sexueller Moralvorstellung wäscht die emotionalen Haltungen geistig-ethischer Vorbilder (Lehrer) gegenüber ihren Kindern von allen Bedenken rein oder öffnet die Herzen der Betroffenen zumindest etwas für die Erkenntnis der allgegenwärtigen libidinösen Präsenz.

*

Die Kultivierung transzendenten oder auch -dentalen Denkens halte ich für die größte Herausforderung des Menschen mit einer ebenso großen Bedeutung. Gegenüber diesem, in dieser Hinsicht kultivierten bzw. zivilisierten Menschen der Zukunft, sind wir Normalsterblichen von heute schlicht Wilde.
Die Entwicklung einer didaktischen Praxis zum Erwecken einer Begeisterung für geistige Disziplinen sowie der Sensibilisierung der Sinne für transzendente Inhalte und deren Umformung in kommunizierbare Ordnungen erschafft eine in der heutigen Welt nicht ansatzweise wahrzunehmende Perspektive.
Die Zukunftsvisionen von Raumfahrern und lebendigen Maschinen basieren auf einem Menschen, der abgesehen von der körperlichen Nichteignung draußen im All nichts anderes will, als das Mittelalter wieder auferstehen zu lassen, und das ist schlicht albern.
Utopien gesellschaftlicher Ordnungen basieren immer noch auf dem System von Macht und Ohnmacht, dem Maß also, nach dem sich die gesellschaftliche Position auf archaische Weise richtet, und verdeutlichen sonst höchstens ausweglos erscheinende Tendenzen der Gegenwart. Eine lebendige Welt aber, die Vorhandenes zu einem positiven Neuen ausbaut, kenne ich nicht. Geistige Konzepte stellen sich mir dar, als nähmen sie den Wilden im Menschen zur Grundlage.

Die Annahme Gottes als geisteswissenschaftlicher Terminus jedoch fehlt völlig (vielleicht auch weil unspektakulär bzgl. einer Vermarktung, vielleicht auch aus Respekt vor der Kirche, den Religionen), obwohl doch die Weltreligionen eine Definition Gottes als eine (natürlich auch eleusinische) transzendentale Kraft in der Interpretation der allumfassenden göttlichen Gegenwart nicht ausschließen. Im Gegenteil: Gegenseitig beinhaltend ist Gott Geist und der Geist ist Gott.

Kennst du ihn

Jemand, der dir gegeben ist
wie der Vater dem Kinde
der über dich wacht
und nur dein Bestes will

Dem du die Zufälle
die dein Leben bestimmen
zu verdanken
aber auch zu erkennen hast

Kennst du jemanden
an den du dich halten kannst
und dessen Haltung
keines Einflusses Opfer ist

Ein Geist, der deinen Geist kennt
der ihn liebt und der ihn achtet
und der dich auch dann nicht aufgibt
wenn du dir nicht vergeben kannst

Jemand, der dich lehrt
anhand deiner eigenen Entschlüsse
und der dir damit zeigt
was gut ist, und was schlecht

Jemand, von dessen Körper
du ein Teil bist
und dein Schicksal
euer Werk

Leitsatz

Ich habe versucht, die Gestalt des Animus zu erfassen, um sie in meinem Herzen zu verwahren, wo ich sie ansehen kann, wenn das Leben sich verändert
wie der Zug der Stare in dem lebendigen Bild ihres Schwarms.

Zusammenfassung

Die vorangegangenen Worte sollten es mittels zufälliger und auf emotionaler Basis rein subjektiv, und unter dem Diktat individueller Assoziationen stehender, gesammelter Exzerpte ermöglichen, unbewusst die universelle Triebfeder von allem zu erfassen. Einem bereits vorausgeschickten Wunsch nach einer Beurteilung von dergestalt nur Erfühltem, soll hier sicherheitshalber (ich bin in der künstlerischen Gestaltung didaktischer Materialien zwar nicht ungeschickt aber eben doch unerfahren) noch eine Erklärung erfolgen, was ich mir unter diesem *Animus* eigentlich vorstelle:

Einen wir uns nicht alle in dem Wunsch, mit allem und jedem in Verbindung zu treten und freuen wir uns nicht, wenn durch unseren Einfluss Schönheit (vgl. S.544)entsteht? Sei es der vorausgewählte Partner, der in unserer Gegenwart glücklich wird, die schöne Frau, der starke Mann. Auch die physische Konsistenz eines jeden Gehirns aller lebendigen Wesen, sofern es denn lebt, hat das Bedürfnis, mittels Assoziationen Nervenverbindungen zu schaffen und damit gestaltet es sich um. Ja, sogar die Materie im Weltraum, der Staub und die Sterne, finden über die Kraft der Gravitation den Weg zueinander und bilden Neues. Tiere finden sich zu Herden zusammen, die sich vergrößern und auch der Einzelgänger findet Wege, Kontakt mit den Projektionsflächen seiner Intentionen aufzunehmen, die er verändert. Jeder Gedanke hat ein Ziel, dessen Erfolg sich in der Verwirklichung, der Verbreitung auf andere Wesen, und damit einer Kontaktaufnahme mit

dem Wunsch nach Verwandlung ausdrückt. Auch Pflanzen wollen soviel Platz wie möglich im Lebensraum einnehmen, den sie durch ihre Gegenwart verschönern – doch sie werden natürlich begrenzt.
Vielleicht werden wir irgendwann das Universum von außen sehen – und auch seine Gestalt wird von diesem Zusammenhang geformt sein und sich lebendig wandeln, so dass er sich unserem Auge als bislang ungekannte Kategorie der Schönheit offenbaren wird. Vielleicht...

Solange dies alles im vollkommenen Gleichgewicht der Natur stattfindet, birgt es auch keine Gefahren. Kommt aber ein Wesen daher, das unbewusst immanent dieses Gesetz erfasst bzw. selbst dieses Gesetz ist und damit auch geradezu zwangsläufig schöpferische Fähigkeiten daraufhin hat und ausübt (jeder weiß, wie sich der Wert eines Naturgesetzes mit der Veränderung seiner Konstanten ändert), wird das System heterogen. Schließlich gelten die schöpferischen Veränderungen dieses Wesens an seiner eigenen Spezies nicht für den Rest des Systems.
Als Beispiel sei das gesellschaftliche System einer Diktatur genannt. Hier hat nun ein einzelner Mensch, oder auch eine kleine Gruppe, das Sagen. Die Diktierenden wollen bestimmen, wofür sich alle ihre Untertanen, ein riesiges Volk, zu interessieren haben (das ist übrigens auch an fast jeder Arbeitsstätte so). Ohne wirklich erkannt zu haben, dass die Lebendigkeit unseres natürlichen Systems auf der allgemeinen Freiheit, seinen Intentionen zu folgen, und der (gewollten) Wechselwirkung aufeinander beruht, wie es auch beim Wetter ist oder sich fabelhaft am Zug der Stare erkennen lässt, hat der oder die Diktatoren doch zumindest erkannt, dass es wohl auch genau darum für *den Einzelnen* geht. Das deutet zwar auf eine im Allgemeinen rudimentär

vorhandene intellektuelle Fähigkeit hin, lässt aber doch eher auf einen recht schlichten Geist als Urheber dieses Gedankens schließen.
Hierzu möchte ich kurz das Wesen, den Charakter des Teufels, des Deifi, Luzifer, 666 – der Antichrist (A. Hitler) oder auch des Leibhaftigen, des Satan, aus dem heraus definieren, was ich von ihm weiß:
Die sanfte Gestalt des gegenseitig mit uns und seinem ganzen System wechselwirkenden LAPP (s. Lernen S.252) als Parabel für Gott im Gegensatz zu dem ihm gegenüberstehenden Pol, dem Teufel, dem Dunklen, Mächtigen und Verschlingenden, kann zu folgender Assoziation führen: Unser ganzes System, sprich Universum, mit allem was in ihm enthalten ist, lebt von den Gegensätzen – hell und dunkel, gut und böse, einsam und vernetzt, groß und klein, alt und jung, schön und hässlich etc. sind alles Ausdrücke einer einzigen Gesamtheit, wie sie Gott geschaffen haben möge.

Wir schöpferischen Wesen jedoch, die wir uns wie Gott *alleine* wähnen, denken nur in *unserem* System – demjenigen, das uns in den Mittelpunkt stellt und über das wir schöpferisch walten. Dieses Vorgehen liegt schon in der Konstruktion des (gottlosen) Wesens *Mensch* begründet:

Forts. auf S.678

Mensch

Zwischen Blumen sitz ich,
das Dickicht meines Denkens ergründend.
Such all´ mein Wesen einzufangen,
Verborgenes beleuchtend.

Denk an Mutter, denk an Vater
denk ganz weit zurück.
Will den Schlüssel finden,
als Mensch ein ganzes Wesen sein.

Der Vater - ein Beruf.
Der Vater und sein Beruf.
Der Vater brachte was nach hause,
doch wo hatte er es her?

Wo war der Mann,
der ich mal werden sollte -
der Mensch, der meinem Wesen glich?
Zu hause war er nicht.

Das Geld, das meine Mutter hatte,
das Essen, das sie davon kaufte -
Bei Mutter gab es immer Essen
vom ersten Tag an, wenn man will.

Bin ich ein Mann, so werd ich bringen.
Geheimnisvolle Lager suchen -
niemand kennt den Weg dahin
- die Mutter nimmts gelassen.

Als Mann, so muss ich leider finden,
ist man nicht da, man funktioniert.

Und ist es da denn so weit weg,
sich seinesgleichen zu ersehnen?

Die Frau, dies mystisch Wesen,
es zieht und lockt wie gar nichts sonst.
Wie soll sie meinem Wesen ähneln,
sind Funktionen nicht ihr wesentlich?

Ich nahm die Frau, trotz bessren Wissens,
als das, was mir so fehlte.
Drückte ihr Funktionen auf,
die meines Vaters Geißel sind.

Mit sehnlichstem Verlangen
nach allem was sein Wunsch wohl war,
trug er doch ohne Klagen
ein Leben als gegeißelte Funktion.

Wie kann die Frau,
ist sie auch noch so schön,
die Leere in mir füllen,
die nur des Vaters Wesen füllt.

Wie heißt es gern:
Mit Mann und Frau, das passt wohl nicht.
Ja wie denn auch,
Wenn frau des Vaters Rolle spielen soll.

Ach hätt der Vater doch mir gezeigt,
wo die Verstecke sind,
aus denen wir Essen herbekamen,
von dem wir groß geworden sind.

Forts. v. S.674 (Zusammenfassung)

So gottähnlich unser Geist in seiner Gesamtheit ist, haben wir doch gar keine andere Wahl, außer wir hätten unsere Seelen eben doch sicher bei Gott selbst aufgehoben.
Es sei dahingestellt, ob sie dies nicht sowieso schon sind, oder nicht (das Faktum, dass wir dieses nicht mehr fühlen, so wie es vielleicht noch Ureinwohner fühlen mögen, begründet diese theoret. Haltung), doch es muss jetzt eigentlich endlich jedem klar geworden sein, dass es den Teufel gar nicht gibt. Er ist eine Gestalt wie der Weihnachtsmann: Eine Erfindung des menschlichen Geistes, der in seiner Eigenschaft, mittels seiner Fähigkeiten große Macht zu haben, sich *alleine* wähnt und demzufolge Angst hat. Ein Umstand also, wie ihn in der Tat besonders mächtige Menschen nicht nur seelisch sondern auch tatsächlich während ihrer umfangreichen Entscheidungsfindungsprozesse erleiden müssen, so dass diese Oberen der vollen Druckbeaufschlagung aus der Inkohärenz der Konstruktion des Menschen im Allgemeinen zur Natur des Universums in Bezug auf die ihm verliehene Macht voll ausgeliefert sind.
Jetzt wird hoffentlich auch klar, weswegen ich so auf den armen Gestalten mit Autoritätsproblemen (s.o. Das menschliche Paradigma, vgl. S.554) herumgehackt habe. Der Mensch ist nämlich Schwarm *und* Rudel.

Wollen wir alle den Prozess fortschreitender diktatorischer Machtausübung unter gleichzeitig galoppierender Anarchie und dem damit verbundenen Verfall zwischenmenschlicher Werte aufhalten, so haben wir Autoritäten unter dem Blickwinkel von *Freunden* zu sehen, die in ihrer Hilflosigkeit (und wer wäre angesichts der tatsächlich in der Wirklichkeit vorhandenen

Probleme nicht hilflos) zu helfen und zu richten versuchen, ungeachtet des Umstandes, dass sie sich vielleicht teuflisch verhalten. Ein Vertrauensvorschuss wirkt in der Regel heilsam. Schließlich ist der Teufel ja irgendwo auch nur eine arme Sau.
Unter gleicher Priorität steht die Annahme einer Beratung mit dem Volk bzw. dem Mitarbeiterstab seitens der Mächtigen, der Entscheidungsträger, doch jede Akzeptanz will verdient sein: Es ist immer der Ton, der die Musik macht – wobei ich mir nebenbei die Bemerkung erlauben möchte, dass es nicht nur Menschen gibt, die das Oberhaupt sein möchten, sondern es viel mehr so ist, dass die meisten eines *suchen*.
Gewalt bringt nur Gegengewalt – genau wie der Handel mit minderwertiger Ware meistens zu einem charakterlichen Verfall des Menschen führt, der ihre Produktion initiiert und in Auftrag gibt, sofern ihn der Tatbestand der Minderwertigkeit überhaupt erreicht.

Quellenverzeichnis

Nr.	Typ	Urheber	Titel	Quelle	Dokument	S.
1	B	Guillermo R. de Loizaga	Lo siento, Monet	flickr.com	Animus	1
2	M	Gigliola Cinquetti	Straße der Sonne	Youtube/ supermanuruguayo	Sterne	8
3	B	Marta G. Wiley	Marta Wiley	pers. Erlaubnis		9
4	B	Paul Cézanne	Haus in der Provence	The Yorck Project	Zuhause	12
5	B	bitte melden	unbek.	bitte melden	Harry	23
6	M	Amy MacDonald	This is the live	Youtube/ amymacdonaldofficial		24
7	M	Jane	Out in the rain	Youtube/M2MTWO		26
8	M	Them	It´s all over now	Youtube/ chinarthoughts		52
9	B	John Singer Sargent	Corfu: The Terrace	The Yorck Project	Aufwachen	45
10	M	Orfeu Negro	Manha de Carnaval	Youtube/ Varadero1839	Der Kuss	31

11	B	Toulouse Lautrec	Au salon de la rue de moulins	The Yorck Project		30
12	B	Gustav Klimt	Busto di una coppia	The Yorck Project		39
13	M	Yann Tiersen	Compti ne d´un Autre Eté L´apr	Youtube/Fr eakylea		41
14	B	Claude Monet	Field of poppies	The Yorck Project		43
15	B	Pargon	Moon over San Francisc o	flickr.com	Die Schmucks traße	54
16	B	Marta G. Wiley	La Femme	pers. Erlaubnis		79
17	B	H. Kopp-Delaney	Lone Wolf III	flickr.com		82
18	B	Egon Schiele	Die Liebend en	The Yorck Project	Zärtlichke it	58
19	M	ABBA	The winner takes it all	Youtube/rh 3a23	Geld	63
20	M	Mike Oldfield	Secret &…	Youtube/ SamuelGor don		66

21	M	Tangerine Dream	White Eagle	Youtube/prosepp		74
22	M	Jeanette	Porque te vas	Youtube/1973WCANTU	Aufbruch	175
23	M	Smetana	Die Moldau	Youtube/B Panther	Der Weg des Wassers	232
24	B	Michelangelo	Creation of Adam	The Yorck Project	Glaube	246
25	B	selbst			2. Abschnitt: Handeln	251
26	M	Scorpions	Still loving you	Youtube/max1509	Lernen	312
27	B	Pierre-Auguste Renior	Stilllebe n mit Chrysan theme	The Yorck Project	Glück	286
28	M	Barclay James Harvest	Poor man´s moody blues	Youtube/redbaron863	Leben	434
29	M	Gossip	Heavy Cross	Youtube/wettendass		457
30	M	Icehouse	Hey little girl	RED BLUE GREEN		470
31	M	Gigliola Cinquetti	Ja	Youtube/Elcidvivar		609

32	M	Herbert Gröneme yer	Glück	Youtube/su esserdrache n		626
33	B	selbst			Wach	420
34	B	bitte melden	Amor et Psyche	bitte melden	Ich liebe Dich	428
35	B	Claude Monet	Abendw irkung	The Yorck Project	Liebe	477
36	B	Marta G. Wiley	Grand Florals	pers. Erlaubnis	Kirche	585
37	M	Pink Floyd	Coming back to live	Youtube/ jayeshdotco m	Paradigma	556
38	M	Pink Floyd	Division Bell	Myspace/ scarlett		566
39	B	Chris Currivan	Quiet Brook in Summer in Connect icut	Some rights reserved	Träumen	612
40	M	Deep Purple	Child in time	Youtube/m tatrip	Meinen	637
41	Bl	freshpics	Starlings flying formatio ns…	bitte melden	Intention	671
42	D	CSS Music	Starlings on Otmoor	Youtube/dy lanwinter1		671

43	M	Camille Saint-Saens	Aquarium	Youtube/ Mindwalker Studios	Zusammenfassung	672
44	M	Camille Saint-Saens	Final	Youtube/ojmcurbelo		674
45	M	Joe Cocker	A little help from my friends	Youtube/ianhawdon		678
46	B	Leonardo da Vinci	Bachus	The Yorck Project	Mensch	676

Typ: B=Bild; M=Musikvideo; Bl=Blog; D=Dokumentation